Hoffmanns Werke

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class 833H67 Book I1883 Volume 15

Mr10-20M

Return this book on or before the *Latest Date* stamped below. A charge is made on all overdue books.

U. of I. Library

MAY 15 1938

OCT -8 1943

DEC 31 1974

APR 28 1975

14685-S

E. T. A. Hoffmann's Werke.

Funfzehnter Theil.

Kleinere Schriften.

Nebst biographischen Nachrichten über den Verfasser

von

Dr. Robert Boxberger.

Berlin.
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
(Verlag von Hempel's Klassiker-Ausgaben.)

833 H67
I 1883
v. 15

Druck von G. Bernstein in Berlin

Inhalt.

	Seite
Die Räuber. Abenteuer zweier Freunde	1
Die Irrungen. Fragment aus dem Leben eines Phantasten	49
Die Geheimnisse. Fortsetzung der Erzählung „Die Irrungen"	99
Der Elementargeist	159
Datura fastuosa (Der schöne Stechapfel)	211
Meister Johannes Wacht	275
Die Marquise de la Pivardière	333
Die Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden	373
Haimatochare	379
Der Feind. Eine Erzählung (Fragment)	399
Allotria	451
Brief des Kapellmeisters Johannes Kreisler an ***	459
Schreiben eines Klostergeistlichen an seinen Freund	467
Neueste Schicksale eines abenteuerlichen Mannes	473
Des Vetters Eckfenster	483
Die Genesung	517
Xenien auf Bamberger Schauspieler	529

E. T. A. Hoffmann's Leben und Werke. Von Dr. Robert Boxberger 535

76383

Die Räuber.

Abenteuer zweier Freunde
auf einem Schlosse in Böhmen.

1822.

Zwei junge Leute — mögen sie Hartmann und Willibald genannt werden — hatte von Kindheit auf ein gleicher Sinn verbunden. Beide, in Berlin hausend, pflegten, von jugendlicher Lebenslust beseelt, jedes Jahr wenigstens auf kurze Zeit dem drückenden Dienstgeschäfte, das sie belastete, zu entfliehen und gemeinschaftlich irgend eine Reise zu unternehmen. Wie es den Norddeutschen überhaupt eigen, sehnten sie sich stets nach dem Süden, und so hatten sie schon das südliche Deutschland in manchen Richtungen durchstrichen, die herrliche Rheinfahrt gemacht und die vorzüglichsten Städte gesehen. Diesmal war es ihnen aber gelungen, das Dienstjoch abzuschütteln auf längere Zeit als gewöhnlich, und nun sollte der Plan ausgeführt werden, mit dem sie sich längst herumgetragen. Italienische Luft wollten sie einathmen, wenigstens bis Mailand vordringen. Sie wählten den Weg über Dresden, Prag und Wien nach dem Wunderlande, dessen Erscheinung so Mancher im träumenden Sinne hegt wie ein buntes romantisches Märlein.

Das Herz ging ihnen erst recht auf in frischem Lebensmuth, als sie hinaus waren aus dem Thore der Residenz, wie es denn zu geschehen pflegt, daß wir das schöne Ziel der Reise erst dann recht lebendig vor Augen erblicken, wenn der Wagen hinausrollt ins Freie. Alle kleinlichen Sorgen des Lebens liegen hinter uns; vorwärts, vorwärts strebt der fröhliche Sinn; weit wird die Brust, und wunderbare Ahnungen erwachen, wenn jauchzender Posthornschall hinausruft in die blaue Ferne.

Glücklich, ohne irgend einen Unfall hatten die Freunde Prag erreicht, und nun sollt' es fortgehen in einem Strich Tag und Nacht bis nach Wien, wo sie einige Tage zu verweilen gedachten.

Gleich hinter Prag vernahmen sie dumpfe Gerüchte von auf offener Straße vorgefallenen Räubereien, ja von einer Bande, welche die Wege unsicher machen sollte. Da sich indessen nicht das Mindeste ereignete, das jene Gerüchte bestätigt hätte, so achteten sie nicht weiter darauf. Der Abend begann schon zu dämmern, als sie nach Sudomieritz*) kamen. Hier rieth ihnen der Posthalter, ihre Reise wenigstens auf der Stelle nicht fortzusetzen, da vor ein paar Tagen das seit vielen Jahren Unerhörte geschehen. Zwischen Wessely und Wittingau**) sei nämlich der Postwagen von Raubgesindel angefallen, der Postillon erschossen, zwei Passagiere schwer verwundet und diese so wie der Wagen rein ausgeplündert worden. Schon sei das Militär, das die waldichte Gegend durchstreifen solle, in Bewegung, und er, der Posthalter, hoffe, andern Tags nähere Nachricht zu erhalten, die abzuwarten sie gut thun würden.

Willibald zeigte sich geneigt, den Rath des Posthalters zu befolgen; Hartmann dagegen, der stets gern beherzt und solche Gefahr nicht achtend erschien, bestand darauf, weiter zu reisen, da sie noch vor Einbruch der Nacht das nur vier Stunden entfernte Tabor erreichen könnten und es überdem gar nicht denkbar, daß das Raubgesindel, schon vom Militär verfolgt, den Muth haben solle, bis in diese Gegend vorzudringen, vielmehr anzunehmen sei, daß es sich in seine Schlupfwinkel geflüchtet. Als nun Willibald die Pistolen in schußfertigen Stand setzte und das Doppelgewehr lud, lachte Hartmann und meinte, Willibald schicke sich schlecht zur Reise nach Italien, da solch ein Abenteuer wie das gefürchtete dort jedem Reisenden begegnet sein müsse, um den wahren Charakter in die Reisebeschreibung zu bringen. Willibald ließ sich aber gar nicht abhalten, auch Hartmann's Pistolen, die dieser zwar zu seinem Schutz mitgenommen, aber ungeladen sehr sorgfältig im Reisekoffer verschlossen, hervorzuholen und zu laden, indem er seinerseits meinte, daß, reise man Abenteuern

*) Im böhmischen Kreise Tabor. —
**) Im Kreise Budweis. — A. d. H.

entgegen, es auch dienlich sei, sich zeitig genug darauf vorzubereiten, sie zu bestehen.

Immer dunkler und dunkler zogen die Abendwolken auf; die Freunde waren im lebhaftesten Gespräch begriffen und dachten an keine Gefahr, als plötzlich ein Schuß fiel und aus dem dicken Gebüsch einige Kerle von wildem Ansehen sprangen, wovon der eine den Pferden in den Zügel fiel, während ein zweiter sich bemühte, den Postillon herunterzuziehen von seinem Sitz. Während es aber dem Postillon gelang, sich durch einen Peitschenschlag ins Gesicht des Räubers von dem Angriff zu befreien, hatte Willibald mit seinem guten Doppelgewehr den andern so richtig aufs Korn gefaßt, daß er wohlgetroffen niederstürzte. Hartmann wollte seine Pistolen auf den Räuber abdrücken, der auf den Wagen zusprang, fühlte sich aber in demselben Augenblick von einem Schuß verwundet. Willibald schoß den zweiten Lauf seines Gewehrs auf diesen Räuber ab, indem der Postillon die Pferde anpeitschte und fortjagte in gestrecktem Galopp. Nun hörten sie hinter sich Schuß auf Schuß fallen und ein wildes wüthendes Geschrei. „Hoho," jauchzte der Postillon auf, als sie eine gute Strecke davon waren, „hoho, nun ist's gut, nun ist's gut! Die Jäger des Herrn Grafen sind heran."

Alles war der Vorgang eines Moments, und überrascht von der bedrohlichen Gefahr, stets gespannt, eines wiederholten Angriffs gewärtig, kamen sie erst zur Besinnung, als der Postillon schon anhielt auf der neuen Station. Unerachtet die Kugel nur Hartmann's rechten Arm gestreift, blutete die Wunde doch so stark und schmerzte so heftig, daß an Weiterreisen gar nicht zu denken war. Ein elendes Wirthshaus, das kaum die gewöhnlichste Bequemlichkeit darbot, kein ordentlicher Wundarzt in der Nähe, — Alles dieses setzte die Freunde in nicht geringe Verlegenheit, die bei Willibald zur ängstlichen Sorge wurde, als nach dem Verbande, den ein elender Bartscherer ungeschickt genug angelegt, Hartmann in ein nicht gar leichtes Wundfieber verfiel. Willibald verwünschte Hartmann's Herzhaftigkeit oder vielmehr seinen Leichtsinn, der sie nun plötzlich festbannte in ein verwünschtes Loch,

so daß blos dieser Aufenthalt nun doch, da sie dem mörderischen Angriff glücklich entronnen, Hartmann's Leben in Gefahr setzte und vielleicht gar die ganze Reise vereitelte.

Am andern Morgen, als eben Hartmann erklärte, daß er zur Noth die Reise fortsetzen könne, und Willibald hin und her überlegte, was nun gerathener sei, zu bleiben oder zu reisen, ohne zum Entschluß zu kommen, wandte sich die Sache unvermuthet ganz anders.

Seitwärts, von dem Moldaufluß durchströmt, lag nämlich die reiche, weitläufige Herrschaft des Grafen Maximilian von C., und von diesem an die Freunde abgesandt, erschien ein Diener, der sie auf das Dringendste einlud, sich auf das Schloß des Grafen zu begeben, das nur wenige Stunden entlegen. Der Herr Graf, fügte der Diener hinzu, habe vernommen, daß die Herren Reisenden auf seinem Gebiete von Raubgesindel angefallen und der eine von den Herren bei tapferer Gegenwehr sogar verwundet worden. Zu spät seien seine Jäger herbeigeeilt, um die Gefahr ganz abzuwenden oder wenigstens den Herren beizustehen. Für seine Pflicht halte es daher der Herr Graf, die Herren Reisenden in seinem Schlosse so lange aufzunehmen, bis der verwundete Herr völlig hergestellt sein werde und seine Reise fortsetzen könne.

Die Freunde mußten diese Einladung für eine besondere Gunst des Schicksals halten und nahmen daher um so weniger Anstand, ihr zu folgen.

Dem reitenden Diener war eine große wohlausgepolsterte, mit vier schönen Pferden bespannte Kutsche, in der sich noch eine Menge weicher Kissen befanden, gefolgt. In diese wurde von den andern noch mitgekommenen Dienern Hartmann mit einer Behutsamkeit gepackt, als sei er verwundet auf den Tod und jeder harte Stoß könne in der That ihm augenblicklich das Leben kosten. Hartmann machte, als ihn die Leute in den Wagen trugen, unerachtet er recht gut zu Fuße, solch ein grämliches, leidendes Gesicht, als sei er selbst überzeugt von der großen Gefahr seines Zustandes, worüber denn Willibald recht herzlich lachen mußte. Fort ging es nun in sehr

leisem Trabe; Willibald folgte der Krankenkutsche in dem Reisewagen.

Es schien, als habe der Graf die Ankunft der Freunde gar nicht erwarten können; denn schon am äußern Portal des Schlosses wurden sie von ihm empfangen.

Graf Maximilian von E. war ein stattlicher Herr in den Siebziger Jahren; das zeigte sein schneeweißes Haar und sein tiefgefurchtes Antlitz. Dem Alter trotzte aber die jugendliche Raschheit in der Bewegung, die starke, wohltönende Sprache und das milde Feuer, das in den großen, sprechenden Augen strahlte. Eben ein ganz besonderer Blick dieser Augen mußte Jeden gleich für den alten Herrn einnehmen; denn in ihm ging alle herzliche Gemüthlichkeit eines lebensfrohen Jünglings auf.

Der Graf bewies bei dem Empfange der Freunde einen gastlichen Eifer, der ihnen als ganz ungewöhnlich auffallen mußte. Selbst ergriff er Hartmann's Arm und half ihn die Treppe hinaufführen. Sogleich sollte in seiner Gegenwart der Wundarzt des Schlosses Hartmann's Wunde verbinden. Der Wundarzt besorgte das mit geschickter kunstgeübter Hand und erklärte dann, daß die Wunde auch nicht im Mindesten gefährlich sei, daß das Fieber nur dem ersten ungeschickten Verbande zuzuschreiben, daß eine einzige ruhige Nacht auch dieses vertreiben und die Wunde in gar kurzer Zeit völlig heil sein werde.

Während die Freunde nun sich an den Erfrischungen erlabten, die der Graf herbeibringen lassen, gab sich Willibald ganz der frohen Laune hin, welche die unerwartet günstige Wendung des bedrohlichen Zufalls, der wahrhaft gemüthliche Empfang und die Aussicht, die wenigen Tage, deren Hartmann's Genesung bedurfte, recht behaglich zuzubringen, in ihm geweckt hatte. Ein Gleiches that Hartmann, soweit es sein krankhafter Zustand erlaubte, und versicherte, daß er nun erst den größten Schmerz seiner Wunde fühle. Dieser Schmerz sei aber eigentlich nur psychisch und bestehe in der tiefen Betrübniß, nicht von dem Tokaier genießen zu dürfen, der so herrlich in den blank geschliffenen Gläsern perle. Auch dieser Betrübniß,

meinte der alte Graf, müsse abgeholfen werden, und fragte den Wundarzt auf Gewissen, ob Hartmann nicht wenigstens ein halbes Glas jenes feurigen Weins genießen dürfe. Als nun der Wundarzt, wiewol kopfschüttelnd, einwilligte, da erhob der alte Herr sein gefülltes Glas und rief lachend: „Wahrhaftig, die Räuber sollen leben, insofern sie nicht von meinen Jägern oder von den herumstreifenden Husaren niedergeschossen oder niedergehauen sind; denn ihnen verdanke ich eine große Wohlthat. Ja, Ihr lieben wackern Herren, — doch nein, nicht Herren, Ihr lieben wackern Freunde, — denn befreundet seid Ihr mir in Euerm Wesen ganz und gar, und mir geht bei Euch das Herz so auf, als hätt' ich schon mit Euch seit langer, langer Zeit die frohesten Tage verlebt, — ja, eine wahre Wohlthat ist es für mich, daß ich Euch aufzunehmen in meinem Schlosse Gelegenheit fand." —

Nach manchem fröhlichen Gespräch hin und her, nach manchen drolligen Schwänken, die Dieser, Jener, ja selbst der alte Graf vorgebracht, so daß das anhaltende laute Gelächter auf ein lustiges Gelage munterer Jünglinge zu deuten schien, meinte der Wundarzt, es sei Zeit, dem Kranken Ruhe zu gönnen. Willibald bat es sich aus, bei dem Freunde bleiben zu dürfen, und so mußte der alte Herr, der sich ungern von den Freunden trennte, sich mit dem Versprechen begnügen, daß Beide folgenden Tages unfehlbar bei der Mittagstafel erscheinen würden. Er betheuerte, daß ihm die Zeit bis dahin gewaltig lang werden und er dem säumenden Koch Execution in die Küche schicken werde, damit er die Tafel beschleunige.

Die Freunde verwunderten sich höchlich über die jugendliche Lebendigkeit des alten Grafen so wie über den so ausnehmend gastlichen Empfang, dessen sie sich als gänzlich Fremde erfreut, und rühmten das in Gegenwart des jungen Menschen, der sich zu ihrer Bedienung eingestellt. „Ach," sprach dieser mit gutmüthigem, treuherzigem Ton, „ach, meine lieben gnädigen Herren, das ist nicht immer so. Der gnädige Herr Graf, ja, der ist gar zu gern froh und vergnügt und dabei die Gnade und Güte selbst gegen Jedermann; aber er kann es ja nur, wenn fremde Gäste kommen. Aber die kommen

selten, beinahe gar nicht; denn keiner mag ... Nun, wenigstens sind solche fröhliche, liebe Gäste, wie Sie es sind, und wie sie eben recht passen für unsern gnädigen Herrn Grafen, hier nicht gewesen seit Gedenken. Ach — wenn nur nicht" ...

Der junge Mensch stockte; die Freunde blickten ihn schweigend an, gespannt durch das Geheimnißvolle, was in der Rede lag.

Da fuhr der junge Mensch fort: „Nun, warum sollt' ich es denn nicht sagen? Es ist hier im Schlosse nicht Alles so, wie es sein sollte; es giebt viel Kummer und Gram, und so viel Unsereins mit seinem schwachen Verstande begreifen kann und davon erfahren hat, mag wol Grund genug dazu vorhanden sein. Sie bleiben gewiß noch lange Zeit hier, meine gnädigen Herren, — unser gnädiger Herr Graf wird solche liebe Gäste nicht so bald von sich lassen, — da werden Sie schon selbst recht gut merken, wo der Haf' im Pfeffer liegt." —

„Ich wette," sprach Hartmann, als der Diener sich entfernt, „ich wette, daß der Hase, der hier im Pfeffer liegt, ein sehr böses Thier ist."

Andern Tages, als die Freunde sich zur Mittagstafel einfanden, stellte ihnen der Graf einen sehr wohlgebildeten Jüngling von edler Gestalt mit den Worten vor: „Mein Sohn Franz." Er war erst kürzlich von weiten Reisen zurückgekehrt, und dem langen Aufenthalt in Paris schrieben die Freunde die Bläße seines übrigens männlich schönen Antlitzes und die tiefliegenden Augen zu. Er mochte das Leben genossen haben. Man schien noch auf eine Person zu warten. Bald öffneten sich denn auch die Thüren, und ein junges Frauenzimmer von ausnehmender Schönheit trat herein. Es war die Nichte des Grafen, Gräfin Amalia von T. Außer diesen Personen nahmen noch der Wundarzt und der Kapellan des Schlosses, ein Geistlicher von ehrwürdigem Ansehen, an der Tafel Theil.

Der alte Graf, in seiner Heiterkeit beharrend, wiederholte den Freunden, wie er den Zufall preise, der sie ihm zugeführt, und diese nahmen gar keinen Anstand, all ihrer guten Laune

ebenso wie tags vorher den Zügel schießen zu lassen, so daß, da auch der Geistliche sich als ein gemüthlicher, lebensfroher Mann bewies, das Gespräch unter diesen vier Personen sich frisch und lebendig bewegte. Der Wundarzt gehörte zu den Leuten, die mehr ergetzbar als ergetzlich sind. Ohne besonders zu sprechen, lachte er über alles Drollige, was vorkam, und wenn er dann recht herzlich gelacht, fuhr er mit der Nasenspitze beinahe bis in den Teller hinein, um gnädige Verzeihung bittend, daß er das Komische fühle und belache an hochgräflicher Tafel. Dagegen beharrte Graf Franz, nicht eine Miene verziehend, im finstern Ernst, und nur dann und wann flossen einige unbedeutende Worte über seine Lippen. Gräfin Amalia schien gar nicht an der Tafel zu sein; denn als werde eine ihr ganz fremde Sprache gesprochen, achtete sie nicht im Mindesten auf das Gespräch und sprach selbst nicht ein einziges Wörtlein. Willibald, der neben der Gräfin Platz genommen, besaß ein ungemeines Talent, schweigsame Damen zum Reden zu bringen oder wenigstens zum Hören. Dieses Talent wollte er nun geltend machen, indem er das Wort an die Gräfin richtete, diese, jene Saite anschlagend, die sonst wol widerklingt in dem weiblichen Gemüth. Doch Alles umsonst; die Gräfin blickte ihn mit ihren großen, schönen, aber etwas todten Augen an und wandte sich, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, wieder von ihm ab, um ins Leere zu schauen. Willibald glaubte in Hartmann's Gesicht deutlich zu lesen: „Du bist ein Thor; gieb Dir doch keine Mühe mit der stolzen Närrin, der es unter uns gar nicht recht ist!"

Es wurde auf das Wohl des Kaiserhauses getrunken, und die Gräfin, die noch keinen Tropfen Wein über die Lippen gebracht, konnte nun nicht umhin, ihr Glas zu ergreifen und mit dem Nachbar anzustoßen, was sie mit Widerwillen zu thun schien. Willibald, noch nicht von ihr ablassend, bemerkte, daß es seltsame Verstimmungen des Gemüthes gebe, die, unauflöslich scheinend, doch auch bei Frauen der Kraft des feurigen Geistes wichen, der dem edlen Wein entsteige. Ja, dieser Geist wandle jene Verstimmung oft in die liebenswürdigste Laune. Darum wage er die Gräfin zu bitten, den

Versuch zu machen, ob jener Erfahrungssatz richtig, und das Glas zu leeren.

Die Gräfin schaute ihn an, wie von seiner Aeußerung plötzlich überrascht und ergriffen; dann sprach sie halb leise mit einem Ton, der von tiefem Schmerz zeugte: „Verstimmt? Verstimmt finden Sie mich? Heilige Jungfrau! Ist es möglich, daß ein zerbrochenes Instrument stimme? — Nun," fuhr sie dann gelassener fort, „Sie mögen es gut meinen, mein Herr; aber mich erhitzt der Wein, und ich finde nichts aberwitziger als die sogenannten Gesundheiten, an denen Herz und Gemüth keinen Theil haben, und mit denen man nur den Tribut einer gewissen herkömmlichen Schicklichkeit abträgt." — „So lassen Sie, gnädige Gräfin," sprach Willibald, „uns denn die Gläser leeren auf das, was wir recht tief und unverkennbar in Herz und Gemüth tragen!" Da färbten sich plötzlich die Wangen der Gräfin in hohem Roth; düsteres Feuer blitzte aus ihren Augen. Sie ergriff das Glas und leerte es, nachdem sie mit Willibald angestoßen, mit einem langen Zuge. Graf Franz, der Beiden schrägüber saß, hatte kein Auge von ihnen verwandt; auch er ergriff sein Glas, leerte es und stieß es so heftig auf den Tisch nieder, daß es klirrend zersprang in hundert Stücke.

Alles schwieg betroffen. Der alte Graf schien mit gesenktem Blick sich trübem Nachdenken zu überlassen. Während die Freunde bedeutende Blicke wechselten und sich ihrerseits nun gar nicht berufen fühlten, das gut machen zu wollen, was das unbewußte Hineintappen in ein Geheimniß verdorben, nahm der Geistliche wieder das Wort, und indem er anscheinend sehr ernst begann, wußte er geschickt ganz unerwartet in irgend einen überaus drolligen Schwank einzulenken. Der Wundarzt, der allein gar keinen Begriff davon, was vorgegangen, zu haben und ängstlich umherblickend zu fragen schien, warum in aller Welt es denn plötzlich so stille geworden, lachte ganz unmäßig, bückte sich dann einmal übers andere bis zum Teller und brach zuletzt in die Worte aus: „Pardonniren Ew. Excellenz; aber es ist unmöglich . . . Es schadet der Lunge, sämmtlichen Intestinis. Man darf es nicht

zurückhalten; man muß ein Bißchen losplatzen." Der alte Graf erwachte wie aus einem tiefen Traum, schaute in das kirschbraune Antlitz des Wundarztes und brach dann auch in ein lautes Gelächter aus. Nun lebte das Gespräch zwar wieder auf; aber es blieb ein erzwungenes, mühsam erhaltenes Leben, so daß die Freunde froh waren, als die Tafel aufgehoben wurde. Gräfin Amalia entfernte sich schnell, und nun erst schien, mit Ausschluß des Wundarztes, Allen eine drückende Last entnommen.

Auch Graf Franz war heiter geworden. Er lustwandelte, während der alte Graf sich auf sein Zimmer begab, um wie gewöhnlich zu ruhen, mit den Freunden durch den Park.

„In der That," sprach er, nachdem manches Wort gewechselt, zu Willibald mit scherzendem, doch etwas scharfem Ton, „in der That, mein Vater hat mir nicht zu viel von Ihrem gesellschaftlichen Genie gesagt. Es ist Ihnen etwas gelungen, was Ihnen selbst wol gar nicht so schwierig bedünkt haben mag, was ich meines Theils bis jetzt aber für ganz unausführbar halten mußte. Ich meine, Sie vermochten die Gräfin dahin zu bringen, daß sie mit Ihnen, der ihr gänzlich fremd, den sie zum ersten Mal sah, sprach, noch mehr, daß sie auf Ihren Anlaß, allem jungfräulichen Sprödethun entgegen, ein ganzes Glas Wein mit einem Zuge leerte. Kennten Sie alle wunderbaren Seltsamkeiten der theuren Gräfin so genau wie ich, Sie würden sich gar nicht verwundern, wenn ich Sie mit Ihrer Erlaubniß für eine Art Schwarzkünstler hielte." —

„Doch hoffe ich," erwiderte Willibald lachend, „von der guten, harmlosen Gattung derjenigen, die ihren Zauberstab schwingen, nur um Ergetzliches zu Tage zu fördern."

Ueberzeugt, daß es bei der Eifersüchtelei des jungen Grafen gerathen, nicht tiefer einzugehen in das Kapitel, wandten die Freunde das Gespräch auf andere Dinge, und es wurde der Gräfin und ihrer wunderbaren Seltsamkeiten nicht ferner gedacht.

Als am Abend nach froh, beinahe üppig verlebtem Tage die Freunde sich allein auf ihrem Zimmer befanden, sprach

Hartmann: „Sag einmal, Willibald, fällt Dir denn in diesem Schlosse nicht etwas über alle Maßen auf?“ —

„Daß ich nicht wüßte!“ erwiderte Willibald. „Mir kommt vielmehr hier im Schlosse Alles ziemlich ordinär vor, und es giebt nichts Geheimnißvolles, worauf die gestrigen Reden des jungen Menschen zu deuten schienen. Der junge Graf ist verliebt in die Gräfin, die ihn nicht leiden kann, und der alte Herr, der Beider Heirath wünscht, ist darüber verdrießlich und weiß nicht, wie er es anfangen soll, sie zusammenzubringen. Das ist Alles.“ —

„Hoho,“ rief Hartmann, „das ist nicht Alles. Merkst Du denn nicht, daß wir mit beiden Füßen recht in der Mitte der Schiller'schen Räuber stehen? Der Schauplatz ist ein altes Schloß in Böhmen, mithin die Decoration richtig. Als spielende Personen treten auf: Maximilian, regierender Graf, — Franz, sein Sohn, — Amalia, seine Nichte; — nun, und Karl mag der Hauptmann der Räuber sein, die uns anfielen. Es freut mich sehr, die Begebenheit endlich einmal in der wirklichen Welt anzutreffen, die unserm Schiller zu dem Trauerspiel Anlaß gab, um mit Gewißheit zu erfahren, was für ein Ende Karl Moor nimmt, ob er von Schweizer erstochen wird oder sich den Gerichten ausliefert. Fraglich ist es nur, ob wir als zufälliger Chorus es zulassen dürfen, daß Graf Franz den Vater in den alten Thurm sperrt, der, wie Du weißt, am Ende des Parks steht, vorzüglich da es vor der Hand an Hermann dem Raben fehlt, der ihn füttert.“

Willibald lachte sehr über Hartmann's närrischen Gedanken, meinte aber doch, daß in der That ein merkwürdiges Spiel des Zufalls hier die wichtigsten Personen aus jenem Trauerspiel, wenigstens dem Namen nach, bis auf den Haupthelden zusammengebracht, so daß nur noch ein Hermann und ein alter Daniel fehle.

„Wer weiß,“ erwiderte Hartmann, „ob nicht schon morgen uns Beide erscheinen. Was aber den Haupthelden betrifft, so gehört der vor der Hand nicht ins Schloß, und doch ist's mir so, als werde auch nun nächstens ein seltsam gekleideter Mann mit sonnverbranntem, wildem Antlitz kommen und sentimentalerweise rufen: „Du weinst, Amalia?“

Die Freunde spannen nach ihrer Weise aus, wie nun Alles sich begeben und fügen müsse, und wetteiferten in allerlei jenes große, aber entsetzliche Trauerspiel parodirenden Ideen, und sie stritten noch dann, als Jeder schon sich zu Bette begeben, so daß der Morgen zu dämmern begann, als sie endlich einschliefen.

Andern Tages hieß es, Gräfin Amalia leide an heftigem Kopfschmerz und werde ihr Zimmer nicht verlassen. Graf Franz war ganz erheitert, gar nicht mehr Derselbe, der er gestern gewesen, und auch dem alten Grafen schien eine große Last entnommen.

So kam es, daß das Gespräch bei der Mittagstafel sich in rücksichtsloser Lebendigkeit frei und unbefangen bewegte, ohne auf irgend eine Weise gestört zu werden. Als bei dem Nachtisch ein seltener feuriger Wein kredenzt wurde und der alte Graf die Freunde fragte, ob man in Berlin wol dergleichen trinke, da meinte Hartmann, daß er sich zwar nicht erinnere, dergleichen getrunken zu haben, daß er dagegen bei irgend einem Feste einen uralten Rheinwein genossen, der, wie es ihm schien, Alles übertroffen, was er bisher von seltenen Weinen gekannt. — „Hoho," rief der alte Graf, indem sein Antlitz vor Freude glänzte, „hoho, wir wollen sehen, was mein Keller vermag. Daniel", rief er dann einem Diener zu, „Daniel soll einmal ein paar Flaschen von dem hundertjährigen Rheinwein heraufschaffen und den Krystallpokal dazu!"

Man kann denken, daß die Freunde sich ein Wenig seltsam getroffen fühlten bei dem Namen Daniel. Bald darauf trat ein eisgrauer Mann mit gekrümmtem Rücken herein und brachte den Wein so wie den Pokal herbei; da konnten sie ihren Blick nicht von der Gestalt wegbringen. Hartmann sah seinen Freund Willibald mit einer Miene an, als wollte er fragen: „Nun, hab' ich nicht Recht gehabt?" Da entschlüpften Willibald die Worte: „In der That, das ist höchst merkwürdig."

Als nach der Tafel die Freunde mit dem Grafen Franz allein geblieben und ganz heiter über dieses und jenes ge-

sprochen, brach der Graf plötzlich ab und fragte, erst Hartmann, dann Willibald scharf fixirend, was ihnen denn so aufgefallen, so merkwürdig gedünkt bei der Erscheinung des alten Daniel. „Gewiß," fuhr er fort, als die Freunde betroffen schwiegen, „gewiß rief der alte treue Diener unsers Hauses einer Aehnlichkeit halber irgend ein merkwürdiges Ereigniß aus Ihrem Leben in Ihr Gedächtniß zurück, und ist dies Ereigniß mittheilbar, so geben Sie mir Gelegenheit, das Talent, gut und lebendig zu erzählen, das Sie Beide in hohem Grade besitzen, aufs Neue zu bewundern! Ich bitte Sie recht herzlich darum."

Hartmann meinte, daß Daniel's Erscheinung sie keineswegs an ein merkwürdiges Ereigniß aus ihrem Leben, wol aber an einen närrischen Einfall erinnert, der aber viel zu närrisch und dabei zu unbedeutend sei, um noch einmal wiederholt zu werden.

Als nun aber der Graf nicht nachließ, sondern immer mehr in die Freunde drang, ihm die Ursache ihres plötzlichen Erstaunens bei der Mittagstafel zu entdecken, da sprach Willibald: „Können Ihnen denn die innern Gedanken der Fremdlinge, die ein Zufall Ihnen zuführte, von so großem Belange sein? Doch Sie wollen wissen, was in uns vorging, als der alte Daniel hereintrat; nun, es sei! Doch sagen Sie mir vorher: sollten Sie an der Aufführung irgend eines dramatischen Werkes Theil nehmen, würde es Ihnen nicht verdrießlich, ja, höchst fatal sein, einen schlechten Charakter darstellen zu müssen?" —

„Wenn die Rolle sonst interessant ist," erwiderte der Graf lachend, „und Gelegenheit giebt, das Talent zu entwickeln, wie es denn bei Bösewichtern gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, so würde und könnte ich mich eben nicht sträuben." —

„Nun denn", fuhr Willibald fort, „mein Freund Hartmann meinte gestern scherzend, hier in dem alten prächtigen Schlosse wären die eben auch in einem Schloß spielenden Hauptpersonen der Schiller'schen Räuber versammelt bis auf Hermann und den alten Daniel. Als nun bei der Tafel wirklich solch ein alter Diener Namens Daniel" ...

Willibald stockte, da er wahrnahm, daß furchtbare Todtenblässe des Grafen Antlitz überzog, daß er wankend sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte.

„Verzeihen Sie, meine Herren!“ sprach er mit bebenden Lippen. „Eine Art von Schwindel. Ich fühle mich plötzlich krank.“ Sich mit Mühe ermannend, verließ der Graf das Zimmer.

„Was ist das? Was geht hier vor?“ sprach Hartmann.

„Hm,“ erwiderte Willibald, „toller Spuk, Teufeleien! Ich glaube, Du hattest Recht, als Du meintest, der Hase, der hier im Pfeffer liege, sei ein böses Thier. Entweder ist Graf Franz wirklich auf irgend eine Weise schuldbelastet, oder der Gedanke an jenes entsetzliche Verhältniß Amaliens in den Schiller'schen Räubern, woran ich ihn sehr unvorsichtigerweise erinnerte, zerschnitt so tödtend sein Herz. Ich hätte schweigen sollen. Wer konnte aber auch wissen“ ...

„Nun, jedenfalls“, unterbrach Hartmann den Freund, „mußte es den Grafen kränken, sich plötzlich in der Rolle jenes höllischen Bastards zu sehen, und schon deshalb hättest Du nicht mit der Wahrheit herausrücken, sondern auf der Stelle irgend eine andere Ursache unsers Erstaunens angeben sollen. Gar keine Lust spüre ich übrigens, tiefer in das Geheimniß, das hier obwaltet, dringen zu wollen, und da meine Wunde beinahe ganz geheilt, halte ich für das Gerathenste, den alten Grafen zu bitten, daß er uns morgenden Tages fortschaffen lasse bis zur nächsten Station.“

Willibald meinte dagegen, es sei doch besser, noch ein paar Tage zu verweilen, damit Hartmann's gänzliche Genesung keinen Rückfall und neue Störung der Reise befürchten lasse.

Die Freunde gingen in den Park. Als sie sich einem entfernten Pavillon näherten, hörten sie, wie in demselben ein Mann zornig sprach, und dazwischen Klagetöne eines Weibes. Sie glaubten, die Stimme des jungen Grafen zu erkennen, und vernahmen, als sie dicht an die Thüre getreten waren, ganz deutlich die Worte: „Wahnsinnige, ich weiß, daß Du mich verabscheuest, weil ich Dich anbete, weil mein ganzes

Wesen nur in Dir athmet! Aber ihn trägst Du im Herzen, ihn, den Verruchten, der Schande auf Schande über uns häuft. Fliehe, bethörtes Weib, fliehe hin, suche ihn auf, den Abgott Deiner Liebe! Er wartet Deiner in der Räuberhöhle oder im finstern Kerker. Doch nein, nein, jenem höllischen Teufel zum Trotz lasse ich Dich nicht aus meinen Armen."

„Bösewicht! — Hilfe! Hilfe!" so kreischte die weibliche Stimme laut auf.

Willibald stieß ohne Weiteres die Thüre ein. Gräfin Amalia riß sich aus den Armen des jungen Grafen und entfloh mit der Schnelligkeit des aufgescheuchten Rehes.

„Ha," rief der Graf den Freunden mit entsetzlicher Stimme entgegen, indem seine Augen funkelten in wilder Gluth, „ha, Ihr kommt eben recht! Ja, ich bin Franz; ich will es sein, ich muß es sein, — ich" . . .

Plötzlich war seine Stimme erstickt, und mit dem kaum vernehmbaren Wort: „Helfet!" sank er nieder.

So zweideutig den Fremden der ganze Auftritt auch erschien, so sehr sie überzeugt waren, daß der Graf in seinem Thun wirklich jenem satanischen Bösewicht ähnlich, doch mußten sie einsehen, daß es Pflicht war, ihm beizustehen. Sie richteten den Grafen auf, setzten ihn in einen Lehnsessel, und Hartmann bestrich seine Stirne mit einem kräftigen Spiritus, den er bei sich zu tragen pflegte.

Mühsam erholte sich der Graf und sprach, Beider, Willibald's und Hartmann's Hand erfassend, mit einem Ton, der von dem tiefsten, herzzerreißendsten Jammer zeugte: „Sie haben Recht. Ein Trauerspiel, ebenso entsetzlich als jenes, an das die Namen unseres Hauses Sie erinnerten, wird vielleicht hier bald aufgeführt. Ja, ich bin Franz, den Amalia verabscheut, aber nicht, bei Gott, bei allen Heiligen, nicht jener Verworfene, dessen Gestalt dem Dichter aus der Hölle selbst aufstieg. Nein, nur ein Unglücklicher, den ein schwarzes Verhängniß erfaßt, dem schmerzlichsten, qualvollsten Tode geweiht hat, — und dies Verhängniß ruht unvertilgbar in seiner eigenen Brust. Verlassen Sie mich, — erwarten Sie mich in Ihrem Zimmer!"

Wirklich trat bald, nachdem die Freunde zurückgekehrt waren in ihr Gemach, Graf Franz ebenfalls hinein. Er schien sich ganz erholt, ganz gefaßt zu haben und begann mit leisem, ruhigem Ton:

„Der Zufall hat Sie in den Abgrund blicken lassen, in welchem ich wol rettungslos untergehen werde. Ich nenne es nicht unbedachtsam, — nein, dasselbe finstere Geschick, das bedrohlich über mir schwebt, zwang Sie dazu, mich an die seltsame Aehnlichkeit der Gestaltung unseres Hauses mit der in jenem schauderhaften Trauerspiel zu erinnern, an die ich, so sehr sie ins Auge springen mag, doch früher niemals gedacht. Es war, als reichten Sie mir den Schlüssel dar zu dem furchtbaren Geheimniß, das sich mir nun aufthun werde, und nicht der Zufall, nein, eben jenes finstere Geschick habe Sie hergeführt, mich zu stürzen in den Abgrund. Wie mich die Ursache Ihres Erstaunens bei der Tafel, der ganze Aufschluß deshalb im Innern zermalmte, wird Ihnen nicht entgangen sein. Erfahren Sie und erstaunen Sie noch mehr über das räthselhafte Wirken des waltenden Geistes, daß ich wirklich einen ältern Bruder habe, Karl geheißen. Doch nicht jener entsetzliche, aber wahrhaft große Räuberhauptmann ist jener Karl, nein ... — Schwer, sehr schwer wird es mir, von der Schmach zu sprechen, die unser Haus befleckt; aber das, was sich vor Ihren Augen so eben begab, zwingt mich dazu, und das vollste Vertrauen hege ich, daß Sie Alles, was ich Ihnen entdecke, bewahren werden als ein tiefes Geheimniß.

„Schon in früher Jugend bewies Karl bei einer vorzüglich schönen Gestaltung die seltensten Fähigkeiten des Geistes, ja, in Allem, was er begann, eine schimmernde Genialität. Um so entsetzlicher schien es daher, daß ebenso früh sich sein entschiedener Hang zu Ausschweifungen, ja zu Abscheulichkeiten jeder Art aussprach. Dies war unserm Hause, den glorreichen Ahnen, so fremd, daß mein Vater den Fluch einer grausen That darin erblicken wollte. O Gott, man sagte, Karl, der Erstgeborene, sei die Frucht eines bösen Frevels, dem meine Mutter unterlag. Auch Amalia soll ihre Geburt einem schändlichen Truge verdanken, der einer vom Wahn-

sinn der Liebe zum Verbrechen hingerissenen Frau den Mann in die Arme führte, den meine Mutter einst liebte und den sie meinem Vater aufzuopfern gezwungen wurde.

„Sie sehen, daß für einen handfesten Psychologen es hier viel zu deuteln giebt; Keinen von Ihnen mag ich aber dafür halten. Lassen Sie mich schweigen von der ununterbrochenen Reihe von Bosheiten und schlechten Streichen, die, dem Vater zu steter Qual, Karl's ganze Laufbahn auf einer fremden Universität beschmutzen! Endlich gelang es dem Vater, ihm Militärdienste zu verschaffen. Er brachte es bis zum Hauptmann. Es ging ins Feld; da — bestahl er die Kriegskasse, wurde infam kassirt und nach der Festung geschafft. Er entsprang, und wir hörten nichts mehr von ihm. Man schrieb mir vor einiger Zeit, daß man aus guter Quelle wisse, der infam kassirte Graf Karl von C. sei als Hauptmann einer Räuberbande im Elsaß eingefangen worden und werde nächstens hingerichtet werden. Ich habe dafür gesorgt, daß der Vater nichts davon erfährt, nichts davon erfahren kann; dieser letzte Schlag würde ihn augenblicklich tödten.

„Und diesen Verworfenen liebt die Gräfin, liebt ihn mit einer grenzenlosen, wahnsinnigen Inbrunst. Zwölf Jahre war Amalia alt, als Karl das väterliche Haus verließ, in welchem die vater- und mutterlose Nichte aufgenommen worden. Finden Sie es möglich, daß ein Kind in solcher Liebe entbrennen, daß diese Liebe, eine unverlöschbare Flamme, ihr ganzes Wesen ergreifen konnte? Ein satanisches Geheimniß ist diese Liebe, und die Schauer der Hölle durchbeben mich oft, wenn ich Amalia erblicke in Gram, in Schmerz aufgelöst, verzehrt von den Qualen einer Sehnsucht, die Alles, was Tugend, was Jungfräulichkeit heißen mag, frech verhöhnt.

„Sie wollen von mir selbst hören? Nun, mit eben der Inbrunst, mit all dem Wahnsinn, wie Amalia den verruchten Bruder liebt, ja, ebenso liebte ich schon, da ich kaum zum Jünglinge gereift, das Kind von zwölf Jahren. Aelter geworden, von ihr verworfen, glaubte ich eine Leidenschaft, die mir verderblich werden mußte, besiegen zu können,

indem ich sie preisgab aller anlockenden Lust der Welt. Ich durchreiste Frankreich, Italien; aber ihr Bild, ihr Bild, — glaubt' ich es verblichen, strahlte immer wieder auf in neuem Glanz. Tödtendes Gift gährte in meinem Innern. Nirgends Ruhe, nirgends Rast! Wie der Nachtvogel immer enger und enger die Flamme umkreist und endlich in der Gluth seines Sehnens sein Grab findet, so kam ich, mit dem festen Vorsatz, Amalien niemals wiederzusehen, ihr doch immer näher und näher, bis ich, dem Willen des Vaters nur scheinbar nachgebend, zurückkehrte in das Schloß. Mein Vater sieht meine Qual; er verabscheut Amaliens unwürdige Neigung, er glaubt, daß ihr verwirrter Sinn endlich gesunden werde, — trostlose Hoffnung! Und doch, indem ich mich selbst als einen Wahnsinnigen betrachte, kann ich nicht lassen von Der, die, in meinem Wesen lebend, mein Leben verstört. Und doch — nie bin ich bei dieser steten unnennbaren Qual wie von den Gedanken der Hölle zerrissen worden, als in dem verhängnißvollen Augenblick, da Sie das fürchterliche Bild jenes Trauerspiels mir vor Augen brachten und ich dann Amalia, die ich in ihren Zimmern glaubte, in dem Pavillon einsam fand. Alle Wuth der brünstigsten Liebe erwachte in mir, und zu ihr gesellte sich der wilde Zorn der Verzweiflung. — Es ist vorüber; ich reiße mich los mit Gewalt; man spricht von dem Ausbruch eines neuen Krieges, — ich nehme Dienste." —

„Was sagst Du zu dem Allen?" sprach Willibald, als die Freunde sich allein befanden. — „Ich meine," erwiderte Hartmann, „daß dem Herrn Grafen Franz gar nicht zu trauen ist. Er ist ganz gewiß in seiner Leidenschaft ein wilder Mensch, und ich bedauere die reizende Gräfin Amalia aus dem Grunde meines Herzens. Wenigstens war es sehr seltsam oder vielmehr unzart, daß der Graf nur, um sich wegen des Auftrittes in dem Pavillon zu entschuldigen, uns in die Geheimnisse des Hauses einweihte und vor unsern Augen den Namen des Bruders an den Schandpfahl schlug."

In dem Augenblick entstand auf dem Schloßhofe ein großer Tumult. Die Jäger des Grafen nebst einigen Hu-

saren brachten eine gute Anzahl eingefangener Räuber ein, von denen einige verwundet waren, — Menschen von wildem, zum Theil ganz fremdem Ansehen, die, gelang es, sie zum Reden zu bringen, welches schwer hielt, da sie auf alle Fragen trotzig schwiegen, nur ein gebrochenes Deutsch und ein verdorbenes, kaum verständliches Italienisch sprachen. Andere konnten die zigeunerische Abkunft gar nicht verleugnen und sprachen fertig Böhmisch.*) Mit Recht konnte man daraus schließen, daß das Räubergesindel von der italienischen Grenze herübergekommen und sich in Böhmen durch Zigeunerhorden verstärkt haben müsse. Als man die Räuber nach ihrem Hauptmann fragte, lachten sie laut auf und sagten, der sei in guter Ruhe und Sicherheit; der sei nicht so leicht zu fangen, als man wol denke. Wirklich hatte sich, wie die Jäger erzählten, ein Trupp der Räuber mit der Wuth der Verzweiflung durchgeschlagen, und war, da die Nacht eingebrochen, im Dickicht des Waldes entkommen. — „Ein Grund mehr," sprach der Graf anmuthig lächelnd zu den Freunden, „warum ich Sie noch durchaus nicht von mir lassen kann. Jede Gefahr muß erst aus dem Wege geräumt sein."

Abends war Willibald aus der Gesellschaft, die wie gewöhnlich aus den beiden Grafen, dem Geistlichen und dem Wundarzt bestand, — Amalia fehlte, — verschwunden. Schon wollte man ihn aufsuchen, als er eintrat. Hartmann merkte es dem Freunde an, daß ihm etwas ganz Seltsames begegnet sein müsse, und es war dem wirklich so. Kaum waren die Freunde auf ihrem Zimmer allein, als Willibald losbrach: „Nein, es ist die höchste Zeit, daß wir forteilen. Das unheimlich Seltsame häuft sich zu sehr, und es will mich bedünken, daß wir dem Räderwerk, welches hier ein besonderes böses Verhängniß zu treiben scheint, zu nahe kommen und, von dem Schwungrad ergriffen, unaufhaltsam hineingeschleudert werden könnten ins Verderben. Du weißt, daß ich dem alten Grafen etwas mitzutheilen versprochen von meiner Schreiberei. Als ich nun, mit dem Manuscript, das ich aus dem Koffer

*) Richtiger: Czechisch. — A. d. H.

hervorgesucht, in der Hand, herabkomme, gerathe ich in meiner Zerstreuung in den großen Saal auf der linken Seite, der, wie Du weißt, mit großen Gemälden behängt ist. Der Rubens, den wir schon neulich bewunderten, zieht mich aufs Neue an. Indem ich nun aber davor stehe und ihn betrachte, geht eine Seitenthür auf, und Gräfin Amalia tritt herein. Du meinst, noch ganz verstört, ganz außer sich über das, was sich vor ein paar Stunden begeben? Nichts weniger als das! Ganz heiter und unbefangen tritt sie auf mich zu und beginnt von den Gemälden und den verschiedenen Meistern, die hier versammelt, zu sprechen, indem sie sich vertraulich in meinen Arm hängt und langsam den Saal mit mir hinabwandelt. ‚Doch,' ruft sie endlich aus, als wir uns am Ende des Saals befinden, ‚giebt es etwas Langweiligeres, als so viel zu sprechen von todten Bildern? Hat das frische Leben so wenig Anspruch an uns, daß wir uns davon abwenden?' —

„Und damit öffnet sie die Thüre, und wir durchwandeln zwei, drei Zimmer, bis wir endlich in ein mit dem ausgesuchtesten Geschmack decorirtes Gemach treten.

‚Ich begrüße Sie in meiner Behausung,' spricht Amalia, und nöthigt mich, neben ihr Platz zu nehmen auf dem Sopha.

„Du magst es Dir vorstellen, daß mir in der Nähe des reizenden Weibes, die sonst mir schroff und kalt erschienen, jetzt die Anmuth, die Lieblichkeit selbst war, ganz seltsamlich zu Muthe wurde. Ich gedachte eben in den schönsten Redensarten ganz ausnehmend liebenswürdig zu sein und rüstete mich, irgend einen leuchtenden Geistesblitz abzuschießen, als mir die Gräfin mit einem Blick in die Augen starrte, vor dem ich sofort verstummte.

Sie nahm meine Hand und fragte: ‚Finden Sie mich schön?' — Sowie ich die Lippen öffnen wollte zur Antwort, sprach sie weiter: ‚Ich verlange keine Schmeichelei, die mir in diesem Augenblick nur zu abgeschmackt erscheinen müßte. Mir genügt ein einfaches Ja oder Nein.' — „Ja!" erwiderte ich nun, und ich möchte wol wissen, wie dieses

Ja geklungen haben mag, das ich schnell ausstieß in einer Art von seltsamer Bestürzung.

‚Könnten Sie mich lieben?‘ fragte die Baronesse weiter, indem mir ihr Blick sagte, daß sie auch wieder nichts Anderes verlange, als ein einfaches Ja oder Nein.

„Der Teufel nehme sich anders! Ich habe kein weißes kaltes Blut, keine philisterige Fischnatur. „Ja!“ rief ich und drückte ihre Hand, die noch immer die meine faßte, an die bebenden Lippen und küßte sie einmal über das andere mit einer Inbrunst, die ihr gar keinen Zweifel lassen mußte, wie jenes ‚Ja‘ recht aus dem tiefen Herzen gekommen.

‚Nun denn,‘ rief die Gräfin, wie auffauchzend vor Freude, ‚so reißen Sie mich aus einem Verhältniß, das mir täglich, stündlich den qualvollsten Tod giebt! — Sie sind Fremde, Sie gehen nach Italien, — ich folge Ihnen. Entführen Sie mich dem Verhaßten, — retten Sie mich zum zweiten Mal!‘

„Wie ein jäher Blitz traf mich jetzt der Gedanke, wie unbesonnen ich dem Eindruck des Augenblicks, der aufgeregten Sinnlichkeit nachgegeben. Ich fuhr zusammen; die Gräfin schien das gar nicht zu bemerken, sondern fuhr ruhiger fort: ‚Nicht verschweigen will ich Ihnen, daß mein ganzes Wesen einem Andern gehört und ich daher auf eine uneigennützige Tugend rechne, wie sie wol kaum zu finden. Doch, — ebenso wenig mag ich leugnen, daß es unter gewissen Umständen möglich sein würde, Ihnen den höchsten Lohn der Liebe zu gönnen, — und ich würde reich lohnen. Ist nämlich Jener, den ich im Herzen trage seit meiner Kindheit, nicht mehr unter den Lebendigen, so ... Sie bemerken, daß ich, da ich dies auszusprechen vermag, mich selbst bis in das Innerste hinein geprüft habe, und daß meine Entschlüsse nicht von der jähen Aufregung eines entsetzlichen Augenblicks erzeugt wurden. Uebrigens weiß ich, daß Sie und Ihr Freund die Verhältnisse hier im Schloß mit der Exposition eines gewissen furchtbaren Trauerspiels verglichen haben. Es liegt darin etwas Seltsames, Verhängnißvolles.‘

„Was um aller Welt willen der Gräfin sagen? Welche Antwort lag im ganzen Reiche des Möglichen? Die Gräfin riß mich aus der Verlegenheit, indem sie sehr ruhig sprach:

‚Jetzt nichts weiter! — Verlassen Sie mich! — Wir sprechen weiter zur gelegenen Zeit.‘

„Schweigend küßte ich der Gräfin die Hand und entfernte mich nach der Thüre. Da eilte die Gräfin mir nach, warf sich wie in heller Liebesverzweiflung mir in die Arme, — glühende Küsse brannten auf meinen Lippen, — sie rief mit einem Ton, der meine Brust zerfleischte: ‚Rette mich!‘ — Halb betäubt, bestürmt von den widersprechendsten Gefühlen, wurde es mir unmöglich, zu Euch zurückzukehren. Ich lief hinab in den Park. Es war mir, als habe ich das höchste Liebesglück gewonnen, als müßt' ich, rücksichtslos mich hinopfernd, thun, was die Gräfin geboten, bis ich, ruhiger geworden, den Wahnsinn eines solchen verderblichen Unternehmens einsah.

„Du hast bemerkt, daß Graf Franz mich, ehe wir in unser Zimmer hinaufgingen, beiseite nahm und heimlich mit mir redete. Nun, nichts Anderes gab er mir zu verstehen, als daß er unterrichtet sei von der Neigung, welche die Gräfin zu mir gefaßt. ‚Ihr ganzes Wesen,‘ so sprach der Graf, ‚Ihre ganze Art, zu sein, erfüllt mich mit dem unbedingtesten Zutrauen; darum darf ich Ihnen sagen, daß ich mehr ahne, als Sie wol denken mögen. Sie sprachen die Gräfin. Hüten Sie sich vor Armidens sinnbethörender Verlockung! Seltsam muß Ihnen das aus meinem Munde klingen; doch das ist eben der böse Fluch, der mich verfolgt, daß ich mir meines Wahnsinns bewußt bin und mich nicht herauszureißen vermag aus dem heillosen Zustande, der mich verdirbt und den ich dennoch zu lieben gezwungen.‘ —

„Du siehst, Freund Hartmann, daß ich mich jetzt hier in solch toller, verwirrter Lage befinde, die die schnelle Abreise unbedingt nothwendig macht.“

Hartmann war nicht wenig erstaunt über Alles das, was sich mit seinem Freunde Willibald begeben, und Beide, nachdem sie noch Manches über die Lage der Dinge auf dem Schlosse hin und her gesprochen, waren einstimmig der Meinung, daß sich hier wol Alles aus gewissen bedrohlichen Abgründen der menschlichen Natur entwickelt haben müsse.

Mit den ersten Strahlen der Sonne erwachten die Freunde aus dem Schlaf. Blüthendüfte hauchten durch das geöffnete Fenster, und draußen in Wald und Flur war Alles Leben und Lust. Die Freunde beschlossen, noch vor dem Frühstück einen Gang durch den Park zu machen. Als sie nun in den entfernteren Theil kamen, der an den Forst grenzte, vernahmen sie ein eifriges Gespräch und erblickten bald darauf den alten Daniel und einen großen, stattlich gekleideten Mann, die gar wichtige Dinge abzuhandeln schienen. Endlich gab der Fremde dem Alten ein kleines Papier und ging, von Daniel begleitet, waldeinwärts, wo in geringer Entfernung ein Jäger mit zwei Reitpferden stand. Beide, der Jäger und der Fremde, schwangen sich auf und jagten im vollen Galopp davon. Als Daniel zurückkehrte, stieß er gerade auf die Freunde. Er fuhr erschrocken zusammen; dann sprach er aber lächelnd: „Ei, ei, schon so früh auf, meine Herren? Nun, da war eben der fremde Herr Graf hier, der unser Nachbar werden will. Er hat sich hier ein Wenig umgesehen; ich habe ihn überall herumführen müssen. Sowie er nun sein Schloß bezogen, will er einsprechen bei unserem gnädigen Herrn Grafen und um gute freundliche Gastfreundschaft bitten." —

Auch dieser Fremde, das Erschrecken Daniel's wollte den mißtrauisch gewordenen Freunden gar bedenklich vorkommen.

Mit vieler Mühe errangen die Freunde vom alten Grafen das Versprechen, daß sie andern Morgens fortgeschafft werden sollten; dafür wollte er aber diesen Tag nicht aus ihrer Gesellschaft kommen. Das war, was Willibald, der Amalien fürchtete wie ein scheues Kind, nur wünschen konnte. Der Morgen verging heiter und froh; als man sich bereitete, zur Tafel zu gehen, fehlte die Gräfin Amalia. — „Der Kopfschmerz wird sich wieder eingestellt haben," sprach der alte Graf verdrießlich. Da ging die Thüre auf; Gräfin Amalia trat herein, und den Freunden stockte der Athem. Auf das Köstlichste war sie in dunkelrothen Sammt gekleidet; ein funkelnder Gürtel umschloß fest den schlanken Leib, und ebensolch ein prächtiger Schmuck erhöhte den Reiz des blendenden Nackens, während reiche

Spitzen den schwellenden Busen nur halb verbargen. Die dunkeln Locken waren mit Perlenschnüren und Myrten durchflochten; Handschuhe und Fächer vollendeten den festlichen Putz. Sie strahlte in solchem Glanz der Schönheit, daß ein tiefes Schweigen von der Ueberraschung selbst Derer zeugte, die sie wol schon öfters so geschmückt gesehen.

„Mein Himmel," begann der alte Graf, „was bedeutet das, Amalia? Du bist ja geschmückt, als solltest Du, eine frohe Braut, vor den Altar treten."

„Bin ich denn keine glückliche Braut?" sprach Amalia mit unnennbarem Ausdruck, kniete nieder vor dem Grafen und beugte ihr Haupt, als flehe sie um seinen Segen.

Ganz verklärt vor Freude, hob der Graf sie auf, küßte sie auf die Stirne und sprach dann: „O Amalia, wäre es möglich? Franz — glücklicher Franz!" — Graf Franz näherte sich mit wankendem Schritt. Man sah ihm die Angst des bangen Zweifels an. Amalia schauerte zusammen; dann ließ sie dem Grafen freiwillig ihre Hand, die er mit feurigen Küssen bedeckte.

Bei der Tafel blieb sie still und ernst, wenig theilnehmend an dem, was gesprochen wurde, aber sichtlich weich gestimmt und sich hinneigend den Worten Willibald's, der wie gewöhnlich ihr Nachbar und dem übrigens zu Muthe war, als sitze er auf glühenden Kohlen. Seltsame Blicke warf Graf Franz herüber auf das Paar, und Willibald mußte fürchten, daß Amaliens unerklärliches Beginnen, der wahnsinnige Gedanke, sich plötzlich als Braut zu schmücken, um ihm mehr Aufmerksamkeit zu beweisen als jemals, noch einen argen Strich durch die Lebensrechnung machen und ihn zu einem heillosen Zweikampf nöthigen werde. — Es kam aber anders. — Als die Tafel aufgehoben, nahm sie Willibald's Arm und eilte, während die Andern noch im Gespräch begriffen, so schnell vondannen, daß sie sich plötzlich in dem entfernten Zimmer mit Willibald allein befand. Sie wankte, wollte niedersinken; da schloß sie Willibald in seine Arme, und außer sich selbst, ganz Liebeslust, drückte er heiße Küsse auf die schönsten Lippen. Da lispelte die Gräfin: „Laß mich, o, laß

mich! Entschieden ist mein Schicksal. Du kommst zu spät. O, wärst Du früher gekommen! Doch jetzt — o Gott!"

Ein Thränenstrom stürzte ihr aus den Augen, und sie verließ das Zimmer in demselben Augenblick, als Graf Franz eintrat. Willibald rüstete sich, einen harten Auftritt zu bestehen und jeder Beleidigung des Eifersüchtigen mit dem Muth, mit der Kraft des Mannes zu begegnen. Doch nicht wenig verwundert war er, als der Graf in heftiger Bewegung auf ihn zutrat und mit einem Ton, mit einem Blick, der genügsam davon zeugte, wie sein ganzes Inneres zerrissen, fragte: „Wie ich höre, reisen Sie morgen früh mit Ihrem Freunde ab?" — „Allerdings, Herr Graf," erwiderte Willibald sehr ruhig und gelassen. „Schon zu lange haben wir hier verweilt, und ein böses Verhängniß könnte uns ganz ohne unsere Schuld in Manches verwickeln, das sich hier auf dem Schlosse zu großem Unheil gestalten möchte."

„Sie haben Recht," sprach der Graf tief gerührt, indem heiße Thränen aus seinen Augen perlten, „Sie haben Recht, mein Herr. Nicht mehr darf ich Sie vor Armidens Zauberreize warnen. Rinaldo reißt sich los mit männlichem Muth. Sie verstehen mich ganz. Ich habe Sie beobachtet mit eifersüchtigem Mißtrauen. Ich spreche Sie frei von aller Schuld, — o, wäre es denn eine Schuld gewesen? — Doch still, nichts mehr davon! So viel ist gewiß, daß irgend ein unheilschwangeres Geheimniß waltet; aber die Kunst der Hölle gehört dazu, es zu errathen."

Die übrige Gesellschaft versammelte sich; der Geistliche wurde abgerufen. Als er wiederkam, sprach er leise mit dem alten Grafen; dieser erwiderte halblaut: „Sie ist eine überspannte Närrin. Man lasse sie gehen!" — Die Freunde erfuhren nachher von dem Geistlichen, daß Amalia seinen Zuspruch verlangt und ihm allerlei seltsame Zweifel über die Sünde, ewige Strafen u. s. w. aufgeworfen, dann aber, als er ihr unruhiges, ganz zerstörtes Gemüth beschwichtigt so gut als er es vermocht, erklärt habe, wie sie sich durchaus krank fühle

und den ganzen Abend in ihrem Zimmer eingeschlossen bleiben werde.

Des Abschieds der Freunde halber floß der edle Wein noch reichlicher als sonst und ließ die schwärmerische Amalia vergessen sammt ihrer Krankheit, die, wie der alte Graf aus Erfahrung wissen wollte, auf leerer Einbildung beruhe. Alles, vorzüglich Willibald, der sich bei dem Gedanken der nahen Abreise aller Sorgen entnommen und so leicht und froh fühlte wie ein freigelassener Vogel, war und blieb bei der heitersten und unbefangensten Laune. Ja, der Scherz stieg beinahe bis zur Ausgelassenheit; der Wundarzt hörte nicht auf, um gnädige Verzeihung zu bitten seines Lachens halber, und wollte immer wieder dazwischen fragen, ob denn die gnädige Gräfin heute wirklich getraut worden. Der Geistliche schnitt ihm dann aber gleich das Wort ab, und es war possierlich genug anzuschauen, wie er ganz verblüfft da saß mit offenem Munde und gar nicht begreifen konnte, warum er nichts wissen solle von der Hochzeit, die seines Bedünkens gefeiert würde, wiewol im Stillen ohne Braut. — Nur Graf Franz schien, von bösen Ahnungen gepeinigt, in steter Unruhe. Bald verließ er den Gartensaal, in welchem man versammelt war, bald kehrte er wieder zurück, sah aus dem Fenster, trat vor die Thüre u. s. w. Man trennte sich in später Nacht.

Andern Morgens vernahmen die Freunde ein ungewöhnliches Hin- und Herlaufen im Schlosse, Stimmen durcheinander, Waffengeräusch u. s. w. Sie traten an das Fenster und sahen, wie eben Graf Franz bewaffnet an der Spitze der Jäger fortsprengte. Der Diener, der sonst jeden Morgen heraufkam mit dem Frühstück, blieb aus. Irgend ein bedrohliches Ereigniß ahnend, stiegen die Freunde hinab. Sie begegneten lauter blassen, verstörten Gesichtern. Niemand stand Rede.

Endlich gewahrten sie den Geistlichen, der aus den Zimmern des alten Grafen trat. Von ihm erfuhren sie Alles: Gräfin Amalia war spurlos verschwunden. Als sie des Morgens nicht, wie sie sonst zu thun pflegte, dem Kammermädchen klingelte, ging diese nach ihrem Zimmer. Sie fand

die Thüre verschlossen, und da sie auf alles Klopfen, auf alles Rufen keine Antwort erhielt, gerieth sie in große Angst und Besorgniß. Sie lief herab, schrie laut, daß Gräfin Amalia todt sei oder wenigstens in tiefer Ohnmacht liege, und bald war das ganze Schloß versammelt vor dem Zimmer der Gräfin. Man stieß die Thüre ein; — Amalia war entflohen, entflohen in demselben prächtigen Anzuge, den sie tags vorher getragen. Sie hatte sich nicht entkleiden lassen und es selbst nicht gethan, da man sonst den Anzug im Zimmer hätte finden müssen. Auf dem Marmortische vor dem Spiegel lag ein kleiner Zettel, auf dem die wenigen Worte von Amaliens Hand standen: „Die Braut eilt in die Arme des Bräutigams."

Ganz unbegreiflich schien es, wie Amalia unbemerkt hatte entfliehen können. Bei Tage war das ganz unmöglich, da sich innerhalb und außerhalb des Schlosses eine Menge Menschen bewegten, welche gewiß die Gräfin, noch dazu in ihrem ungewöhnlich reichen Anzuge, bemerkt haben würden. Floh die Gräfin zur Nachtzeit, so war es wieder nicht zu erklären, wie sie aus dem Schlosse hatte kommen können, dessen Thor man am Morgen fest verschlossen fand. An eine Flucht durch das Fenster war bei der beträchtlichen Höhe des Stockes, in welchem sich der Gräfin Zimmer befand, nicht zu denken. Offenbar mußte irgend Jemand im Schlosse der Gräfin zur Flucht behilflich gewesen sein.

Hartmann erzählte nun, wie sie am gestrigen Morgen im Park den alten Daniel mit einem Fremden eifrig sprechend getroffen hätten, der dann rasch waldeinwärts fortgesprengt.

Der Geistliche wurde sehr aufmerksam, ließ sich die Gestalt des Fremden, seinen Gang, sein ganzes Wesen auf das Genaueste beschreiben und versank in tiefes Nachdenken. „Es ist", sprach er dann halbleise, „es ist ein schwarzer Argwohn, der in mir aufkeimen will. Sollte dieser alte Diener, — Muster der Redlichkeit, — sollte jener Verruchte selbst . . . Nein, es ist nicht möglich. Und doch — die Beschreibung des Fremden, — das Gespräch mit Daniel in einer Tageszeit, wo er sich ganz unbeobachtet glauben konnte . . . Nun, bald

klärt sich ja Alles auf. Ist Graf Franz so glücklich, die Gräfin aufzufinden, sie zurückzubringen" . . .

„Das," rief Willibald lebhaft, „das wolle Gott verhüten! Mag Graf Franz die Gräfin für todt, für ewig verloren halten! Den durchbohrendsten Gram lindert die Zeit, und selbst der Tod, der unüberwindliche Leiden endigt, ist Wohlthat für Den, dessen Inneres irgend eine heillose Gestaltung des Lebens zerreißt mit namenloser Qual. Mag das entsetzliche Verhältniß, der Kampf der brünstigsten Liebe und des tiefsten Abscheues, aus derselben unreinen Flamme roher Sinnlichkeit geboren, mag dieser furchtbare Kampf, in welchem das Edelste untergeht, nie mehr dieses Haus verstören!"

„Ach," sprach der Geistliche, indem er die Augen gen Himmel hob, „ach, es ist wohl dem so; ich kann Ihnen nicht widersprechen."

Die Freunde bestanden darauf, nun ohne Weiteres auf der Stelle abzureisen. Der Geistliche versprach, für Pferde zu sorgen, da Alles in Verwirrung war, und hielt Wort. Nach einer halben Stunde stand der gepackte Reisewagen vor der Thüre.

Der alte Graf hatte durch den Geistlichen den Freunden ein herzliches Lebewohl sagen lassen, da er sich außer Stande fühle, sie mündlich zu sprechen.

Als indessen die Freunde im Begriff waren, in den Wagen zu steigen, trat der alte Graf aus der Thüre. Stolz trug er sein Haupt erhoben; veredelt schienen die Züge seines Antlitzes, fester war sein Schritt. Ueberwunden hatte er den jähen Schmerz, und nun konnte das neue Leid seinen heldenmüthigen Geist nur beleben mit neuer Kraft.

Er umarmte die Freunde herzlich und sprach dann mit der ernsten Würde des in sich abgeschlossenen Mannes: „Ihre Erscheinung war der letzte Lichtpunkt in meinem Leben, Amaliens Flucht der erste Schlag des Wetters, das nun über mein Haus einbricht und es vernichtet. Im Alter, wenn das Feuer der Phantasie erloschen, gelten Ahnungen mehr als in der Jugend. Haben Sie Dank für die heitern Augenblicke,

die Ihr frischer, lebensmuthiger Geist mir gewährte! Beten Sie, daß der Herr bald vollende, was er über mich beschlossen!"

Der Graf drückte schnell eine Thräne aus dem Auge, als er von den Freunden schied, und auch diese verließen das Schloß in der tiefsten Rührung.

Mitten im nahen Walde trafen sie auf einen Trupp gräflicher Jäger, die auf einer von Baumzweigen geflochtenen Bahre den Grafen Franz nach dem Schlosse brachten. Ein Schuß, der ganz unerwartet aus dem dichten Gebüsche fiel, hatte ihn in die Brust getroffen; er schien rettungslos verloren.

„O fort, — fort von diesem Schauplatz des Jammers!" So riefen die Freunde, und rasch ging es weiter.

Zwei Briefe.

Mehrere Jahre waren verflossen. Hartmann, in seiner diplomatischen Laufbahn vorgerückt, ging in Aufträgen seiner Obern nach Rom und dann nach Neapel. Von hier aus erhielt Willibald, der in Berlin zurückgeblieben, einen Brief folgenden Inhalts.

Hartmann an Willibald.

Neapel, den . . . . . .

Ich schreibe Dir, mein theuerster Willibald, in der vollsten Bewegung meiner ganzen Seele. An einen Moment in unserm Leben bin ich erinnert worden, der Dich so erfaßte, daß Du lange nicht das seltsame Gefühl von Lust und Schmerz, von Liebe und Verachtung verwinden konntest. Doch ohne weitere Vorrede zur Sache!

Gestern besuchte ich den reizendsten, romantischsten Punkt dieser Gegend, nämlich das Camaldulenserkloster*) in der Nähe des Posilippo.**)

*) Eine Art Benedictiner, um 1070 von St. Romuald gestiftet und nach ihrer ersten Siedelei Camaldoli bei Arezzo benannt. Sie tragen Bärte und weiße Kutten. —

**) Ein Berg am Meere, unweit Neapel, durch welchen die berühmte Grotte des P. führt. Ein Kloster befindet sich daselbst heute nicht mehr. — A. d. H.

Der Prior war artig genug, mich an einen Mönch zu weisen, der ein Deutscher war, und den er vom Gelübde des Schweigens dispensirte.

Je länger der Mönch mit mir sprach, desto bekannter wurde mir der Ton seiner Stimme, und auch in den Zügen seines würdigen Antlitzes lag etwas Bekanntes, schon Gesehenes, das nur der lange weiße Bart zweifelhaft zu machen schien. Der Mönch betrachtete mich mit einer forschenden Aufmerksamkeit, die offenbar zeigte, daß auch ich ihm bekannt vorkam.

Endlich erwähnte ich, als der Mönch mich fragte, ob ich zum ersten Male in Italien sei, unserer Reise von Berlin über Prag und Wien nach Mailand. — „So täuscht mich doch wol nicht", rief der Mönch, „die Erinnerung, die mir gleich zu Sinn kommen wollte, als ich Sie nur erblickte. Wir sahen uns schon in Böhmen auf dem Schlosse des Grafen Maximilian von C." —

Der Mönch war kein Anderer als jener würdige Geistliche, der Schloßkapellan des Grafen von C., und Du kannst denken, wie mir mit einem Zauberschlage das helle, lebendige Bild jener verhängnißvollen Momente auf dem Schlosse vor Augen trat. Eifrig bat ich den Mönch, mir zu sagen, wie sich fernerhin Alles begeben, und meinte, daß, führe mich meine Rückreise durch Böhmen, ich gewiß die Gastfreundschaft des alten Grafen, sei er noch am Leben, zum zweiten Male in Anspruch nehmen werde. — „Ach," sagte der Mönch, indem er den thränenschweren Blick zum Himmel richtete, „ach, Alles ist dahin; verschwunden alle Pracht und Herrlichkeit. Das Geflügel der Nacht nistet in den Ruinen, wo sonst Freiheit thronte und Gastfreundschaft in schimmernden Prunkgemächern!" —

Geahnt haben wir wol Beide den Untergang der von verhängnißvollen Geheimnissen bedrohten Familie; höre indessen, wie nach der Erzählung des Mönchs sich Alles begeben!

Graf Maximilian behielt die Fassung des männlich starken Geistes, als ihm der auf den Tod verwundete Sohn gebracht wurde, und diesen Muth lohnte der Ausspruch des Wundarztes, der, nachdem er mit dem Geschick des vollendeten

Meisters die Kugel herausgebracht, erklärte, daß die Verwundung allerdings sehr gefahrvoll, Rettung indessen nicht nur möglich, sondern, käme nicht irgend ein anderes Uebel hinzu, mit vieler Wahrscheinlichkeit vorauszusehen sei. Daß die Büchsenkugel nicht die Brust des Grafen durchbohrt, was sonst bei der Richtung des Schusses ein Wunder zu nennen, ließ den Wundarzt vermuthen, daß der Mörder in gar beträchtlicher Ferne geschossen. Daraus ließ sich denn auch erklären, daß der Mörder Zeit genug gehabt hatte, zu entfliehen, da die Jäger, so sorgsam sie auch den ganzen Wald durchstreiften, doch nicht eine einzige verdächtige Person antrafen. Ueberhaupt schien jenes Raubgesindel, das die ganze Gegend ringsumher unsicher machte, nach der Niederlage, die es zuletzt erlitten, sich wieder über die Grenze zurückgezogen zu haben; denn man hörte durchaus nichts mehr von den kühnen Raubstreichen, die sonst beinahe jeden Tag vorgefallen.

Der Wundarzt hatte die Verwundung des Grafen ganz richtig beurtheilt. Sehr bald war er außer aller Gefahr, und die sanfte Trauer, die tiefe Schwermuth, die sein Gemüth erfüllte, hatte seinen in Feuer und Flamme aufsprühenden Geist gebrochen und war eben deshalb seiner völligen Genesung zuträglich. Beide, der alte Graf und Graf Franz, hatten Amalia, die wie durch Zauberei spurlos verschwunden, ganz aufgegeben. Sie durften nicht einmal irgend eine Vermuthung wagen, wohin, mit welcher Hilfsleistung sie entflohen. Alles nur irgend Denkbare wurde bei näherer Beleuchtung zum leeren Hirngespinnst, und so war es auch unmöglich, irgend eine Maßregel zu ersinnen, welche dahin hätte führen können, die Spur der Entflohenen zu finden und zu verfolgen.

Die Stille des Grabes herrschte nun in dem Schlosse, und nur vorübergehende helle Augenblicke, die der Geistliche manchmal herbeizuführen wußte, unterbrachen die tiefe Trauer, in die Beide, Vater und Sohn, versunken. Nur der Trost, den die Kirche zu spenden vermag, stärkte den alten Grafen, als der entsetzliche Schlag ihn traf, den abzuwenden Graf Franz sich vergebens bemüht hatte. Graf Maximilian erfuhr durch Zufall, daß sein Sohn Karl wirklich vor mehrerer Zeit

als Haupt einer Räuberbande im Elsaß eingefangen und zur Hinrichtung verurtheilt, aber von seinen Spießgesellen, die das Gefängniß, worin er eingeschlossen, erbrachen, mit Gewalt befreit worden war. Sein Name wurde an den Galgen geschlagen. Er hatte seinen Familiennamen richtig angegeben; man ließ jedoch den Grafentitel weg. —

Schlaflos lag Graf Maximilian in einer Nacht, gequält von dem Gedanken, in welche Schmach der heillose Sohn die würdigste Familie, die ihre Abstammung von Königen herleitete, versenkt, und wie Amaliens verbrecherischer Wahnsinn auch den letzten Funken jeder Hoffnung irgend eines irdischen Wohles verlöscht habe. Da vernahm er leise Tritte vor den Fenstern des Schlosses, und dann war es, als würde die Hauptthür behutsam geöffnet. Dann wurde Alles still; bald ließ sich aber, wie aus der untersten Tiefe herauf, ein seltsames klirrendes Getön hören, als würden Eisen gehandhabt. Der Graf zog an der Glocke, die hineinging in Daniel's von des Grafen Schlafgemach nicht weit entfernte Kammer. Doch der Graf mochte klingeln, so viel er wollte, — kein Daniel erschien. Da stand der Graf auf, warf sich in die Kleider, zündete am Nachtlicht eine Kerze an und stieg hinab, um selbst die Ursache des Geräusches zu erforschen. An Daniel's Kammer vorbeigehend, schaute er hinein und überzeugte sich, daß Daniel, da das Bett unberührt, sich noch gar nicht niedergelegt hatte. Als der Graf in den geräumigen Säulenflur trat, gewahrte er, wie ein Mensch schnell zum Portal hinauswischte. Rechts und links war eine Reihe Zimmer gelegen, in die man aus dem Säulenflur eintrat. Die Reihe an der rechten Seite endigte mit einem kleinen gewölbten Cabinet, dessen Thüre von starkem Eisen war, so wie auch vor dem einzigen Fenster sich ein starkes Gitterwerk befand. Mitten in dem steinernen Boden dieses Cabinets war eine eiserne Fallthüre mit starken eisernen Querbändern angebracht. Sie führte hinab in ein sehr tiefes Gewölbe, wo der bedeutende, in gemünztem Golde, in prächtigen goldenen und silbernen Geräthschaften, in Juwelen und anderen Kleinodien bestehende Familienschatz aufbewahrt wurde. Die Thüre des ersten

Zimmers an dieser rechten Seite stand offen; der Graf trat schnell hinein, durchschritt die ganze Reihe, und — ihm stockte der Athem, als er die Thüre des letzten Cabinets ohne Gewalt geöffnet fand. Behutsam trat der Graf hinein. — „Wartet nur noch etwas! Es ist eine verwünschte Arbeit; aber ich werde gleich fertig sein." So sprach leise der Mensch, der auf der Fallthüre kniete und emsig an den eisernen Querbändern feilte.

„Heda!" rief der Graf mit starker Stimme. Da fuhr der Mensch erschrocken auf und wandte sich um. Es war Daniel. Geisterbleich starrte Daniel den Grafen an und dieser ihn, getroffen von dem Blitzesschlag der entsetzlichsten Ueberraschung.

„Verruchter Hund!" brach endlich der Graf los, „was machst du da?"

Krampfhaft zuckte Daniel zusammen, indem er mit bebenden Lippen lallte: „Ge—rech—tes Erb—theil selbst" . . . Als nun aber der Graf näher trat, da raffte er ein Brecheisen von der Erde auf und hielt es dem Grafen drohend entgegen. „Fort mit Dir, Bestie, die ich gehegt und gepflegt! Grauer heuchlerischer Bösewicht!" So rief der Graf in aufflammendem Zorn, packte, mächtig und stark, wie er noch war, seiner hohen Jahre unerachtet, den Alten bei der Gurgel und schleppte ihn durch die Gemächer bis in den Flur, wo er die Schloßglocke stark anzog. Aufgeschreckt aus dem Schlaf, strömte Alles herbei, um ein Schauspiel zu sehen, vor dem Jeder erstarrte. „Schließt ihn in Ketten und schmeißt ihn in den Thurm!" rief der Graf der Dienerschaft zu. Doch sowie sie den Alten, der entstellt, lautlos mehr an der Faust des Grafen hing als stand, packen wollten, mußten sie auf den Wink des Grafen einhalten. Er schien einige Augenblicke auf einen Entschluß zu sinnen. Dann sprach er mit ruhiger, ernster Größe: „Werft den alten Bösewicht zum Schlosse hinaus, und läßt er sich wieder sehen, so hetzt ihn fort mit Hunden!"

Es geschah, wie der Graf geboten.

Die sichtbaren Spuren dessen, was sich begeben, überhoben den Grafen der Mühe einer weitläuftigen Erzählung; in zwei Worten wußte die Dienerschaft Alles.

Man vermißte in dem Augenblicke zwei der treuesten Jäger des Grafen, Paul und Andres. Schon hegte der alte Graf den Argwohn, daß auch sie ihn getäuscht hätten auf die schwärzeste Weise, daß auch sie Theil hätten an Daniel's unternommener verbrecherischer That, als sie am frühen Morgen, mit Staub und Schweiß bedeckt, zum Schloßthor hereinsprengten.

Während die Andern den ertappten Bösewicht anstarrten, waren sie schnell auf den Hof gelaufen, weil sie Pferdegetrappel zu vernehmen glaubten. In der That gewahrten sie auch im Schimmer der Nacht einen leeren, von zwei Reitern begleiteten Wagen, der in geringer Entfernung nicht gar zu schnell sich fortbewegte. Eilig sattelten sie nun ihre Pferde, nahmen Büchse und Hirschfänger und sprengten dem Wagen nach. Sowie sich die Reiter, die den Wagen begleiteten, verfolgt sahen, spornten sie die Pferde an, und fort ging es in gestrecktem Galopp. Der Morgen war angebrochen, als an einer tiefen Schlucht Wagen und Reiter plötzlich den Jägern aus den Augen verschwanden, während aus dem dicken Gebüsch mehrere Schüsse fielen. Dies nöthigte die Jäger, die sich von einer ihnen überlegenen Bande umringt glauben mußten, zur schnellen Rückkehr.

Nur zu gewiß schien es, daß der alte Daniel in Einverständniß getreten war mit Bösewichtern, die es auf die Beraubung des Grafen abgesehen hatten. Und doch blieb es dem Grafen, blieb es Allen ein unerklärliches Räthsel, wie es geschehen konnte, daß ein so alter, wenigstens dem Anscheine nach der Familie so treu ergebener Diener wie Daniel sich hatte zu solchem Verbrechen verführen lassen können. Nur der Geistliche meinte, daß oft, wenn er Daniel unbemerkt beobachtet, sich ihm wol Spuren eines zerrissenen, mit sich und aller Welt unzufriedenen Gemüthes gezeigt, und daß er in der letzten Zeit den Alten sogar in heftiger Aufwallung gegen einen Kameraden äußern gehört, der Herr habe nichts von dem gehalten, was er ihm versprochen, wenn er so lange gedient haben würde als jetzt, und der Herr sei überhaupt sehr

strenge und hart und lediglich selbst schuld an dem Unglück des älteren Herrn Grafen.

„Der Undankbare," sprach der alte Graf, „o, der Undankbare! Vermehrt habe ich sein Gehalt bis über das Doppelte, ihn gehalten nicht wie meinen Diener, sondern wie meinen Freund. Aber durch Wohlthaten der Art werden gemeine Naturen nur übermüthig, und man entfremdet sie sich, statt sie fester an sich zu ziehen. Nun wird es mir klar, daß Alles das, was ich für gutmüthige Einfalt hielt, das innere Wohlbehagen an den Streichen war, die nur einem tief verderbten Gemüthe zu Gebote stehen. Mit Affenliebe hing der Bösewicht an Dem, den ich verwerfen mußte mit empörtem Herzen. Bei allen Bosheiten, die er schon als Knabe hier auf dem Schlosse beging, war der Alte Helfershelfer; indessen, wie gesagt, ich schrieb das eben einer dummen Gutmüthigkeit zu, die der Knabe, welcher schon damals eine Gewalt über die Menschen übte, die mir Entsetzen erregte, leicht zu übertölpeln wußte. Oft konnte der Alte seinen Mißmuth nicht bergen, wenn ich der heillosen Verschwendung jenes Verworfenen Einhalt thun mußte, und in der tiefsten Ehrfurcht, in der treuesten Anhänglichkeit, die er mir dann doppelt zu erweisen sich bemühte, sehe ich jetzt die Bestrebungen der durchdachtesten, schwärzesten Heuchelei."

Es bemerkte ferner der Geistliche, wie es nun wol mit höchster Wahrscheinlichkeit anzunehmen sei, daß Daniel Amaliens Flucht befördert habe. Sehr leicht konnte Daniel sich die Schlüssel des Portals und des äußeren Schloßthores verschaffen; sehr leicht konnte er unter irgend einem Vorwande die etwa lästige Dienerschaft, von der Einer Amalien auf dem Wege aus ihrem Zimmer herab durch Hausthüre und Thor hinaus ins Freie hätte bemerken können, entfernen und so das bewerkstelligt werden, was ohne Hilfe eines solchen vertrauten Dieners unmöglich gewesen. Der Geistliche gedachte ferner der Zusammenkunft Daniel's mit einem fremden Mann im Park zur ungewöhnlichen Frühstunde und der seltsamen Ahnung, die ihn damals ergriffen. Er schloß damit, daß es doch besser gewesen sein würde, den alten Bösewicht einzu-

sperren, um durch seine Geständnisse volles Licht in der Sache zu erhalten.

„Eben dieses Licht", sprach der Graf mit entschiedenem Ernst, „scheue ich und flehe zu dem Allmächtigen, daß forthin Alles in tiefe Nacht versunken bleiben möge. Eine innere Stimme sagt mir, daß jenes Licht der Blitz sein würde, der mein Haupt, meinen Stamm zerschmettert." —

Nach dem, was den beiden Jägern bei der Verfolgung des wahrscheinlich zur Fortschaffung des geraubten Familienschatzes abgesendeten Wagens und der beiden Reiter begegnete, war es gewiß, daß der Wald wieder voll Raubgesindel steckte. Allerlei fremde Leute ließen sich auch in den Dörfern, ja, ganz in der Nähe des Schlosses sehen, die sich zwar durch Pässe bald als verabschiedete Soldaten, bald als Laboranten, bald als herumziehende Krämer u. s. w. auswiesen, deren ganzes Aussehen aber verdächtig genug war, um ihnen ein ganz anderes, schlimmes Gewerbe zuzutrauen.

Dem unerachtet blieb lange Zeit hindurch Alles ruhig, bis endlich wieder das Gerücht ging von verübten Räubereien in der Gegend von Potschatek,*) wie auch die Nachricht kam, daß sich trotz der Wachsamkeit der aufgestellten Posten eine große Zigeunerbande über die mährische Grenze herein ins Land gezogen haben solle.

Andres, einer von den Jägern, die damals die Räuber verfolgt hatten, bestätigte diese Nachricht. Er hatte dicht an der Schlucht, in die damals der Wagen mit den Reitern verschwand, einen wiewol nicht starken Zigeunertrupp bemerkt, Männer, Weiber, Kinder, denen aber auch noch Andere beigesellt waren.

Gewiß war es, daß eine neue Bande sich sammelte, und rathsam war es, sie im Entstehen zu vertilgen. Die Jäger der nächsten Reviere in der Herrschaft wurden aufgefordert, und schon in der folgenden Nacht setzte sich Graf Franz, von innerem, unwiderstehlichem Drange getrieben, an ihre Spitze, um das Gesindel zu überfallen und zu vertilgen.

*) Stadt im böhmischen Kreise Tabor. — A. d. H.

Schon aus der Ferne leuchtete ein dicht am Rande der Schlucht hoch auflodernde Feuer.

Graf Franz schlich leise mit seinen Jägern heran, und sie gewahrten einen Trupp von zwölf bis fünfzehn Zigeunerweibern und Mädchen mit mehreren Kindern. Es wurde gekocht und gebraten, gesungen und getanzt, während ungefähr sechs Männer, auf ihre Büchsen gestützt, den Trupp zu bewachen schienen. Plötzlich stürzten die Jäger mit lautem Geschrei auf sie ein; da ergriffen aber auch Weiber und Mädchen die geladenen Büchsen und schossen gleich den Männern auf die Jäger, die indessen, von dem Gebüsch begünstigt, besser trafen, so daß, während kein einziger von ihnen verwundet wurde, vier von den Männern und mehrere von den Weibern niederstürzten; die Andern verschwanden in der Schlucht.

Als nun die Jäger auf dem Kampfplatz untersuchten, wer von den Gestürzten vielleicht nur verwundet sei, erhob sich eine dicht verschleierte Gestalt vom Boden und wollte entfliehen. Graf Franz trat ihr entgegen. Laut aufkreischend, wollte bei seinem Anblick das Weib niedersinken. Ein Jäger hielt sie in seinen Armen aufrecht, indem er den Schleier lüftete, der ihr Antlitz bedeckte. Als sähe er ein entsetzliches Gespenst, starrte der Graf die Entschleierte an. Es war Amalia. — In dem Augenblick riß sie sich mit der Kraft der wüthendsten Verzweiflung aus den Armen des Jägers, zog plötzlich ein großes Messer hervor und stürzte auf den Grafen los. Der Förster, der neben ihm stand, umfaßte die Wahnsinnige, entwaffnete sie und sprach, während sie von den Jägern festgehalten wurde, mit wehmüthigem Tone zum Grafen: „Was sollen wir thun? Was ist zu thun möglich?“ Da war es, als erwache der Graf nun erst aus krampfhafter Erstarrung; er rief mit wildem, furchtbarem Ton: „Binden, — nach dem Schlosse bringen!“ schwang sich auf das Pferd, das die Jäger herbeigebracht, und jagte fort durch den Wald.

„Verworfenes Geschöpf! Also zu Mördern und Dieben flohst Du aus dem Hause des Vaters, aus den Armen der Liebe? Nein, nicht noch mehr Schmach sollst Du über dieses greise Haupt bringen; Klostermauern sollen Dich und

Deinen verbrecherischen Wahnsinn verbergen vor der Welt!" So rief der alte Graf im Ingrimm der tiefsten Empörung, als Amalia vor ihn gebracht wurde. Doch athmete diese nicht; für kein lebendes Wesen war sie zu achten. Auch nicht die leiseste Bewegung ihres Antlitzes, nicht das kleinste Zucken des Mundes, nicht ein Blick der todesstarren Augen bewies, daß sie etwas vernahm oder gewahrte, was gesprochen wurde oder was sich begab. Kein Laut kam über ihre Lippen. Führte man sie, so ging sie; ließ man sie stehen, so stand sie; sie glich durchaus einem Automat. Der Graf ließ sie in ein einsames Zimmer sperren und gedachte, sie in wenigen Tagen nach einem entfernt gelegenen Kloster fortschaffen zu können.

Vergebens bemühte sich der Geistliche, Amalien zum Reden zu bewegen; sie beharrte in ihrem Schweigen, und ebenso wenig gelang es, ihr Speise und Trank einzunöthigen. Beide, der Geistliche und der Wundarzt, stimmten darin überein, daß Amaliens Zustand keineswegs physische Krankheit, vielmehr psychisch angestrengter Wille sei, und daß sie zu sterben beschlossen.

Graf Franz war ruhiger und gefaßter, als man es hätte erwarten sollen; er schien sich dem dunkel waltenden Verhängniß ganz ergeben zu haben und nichts mehr zu fürchten, nichts mehr zu hoffen. —

In der vierten Nacht darauf, nachdem sich dieses begeben, brach endlich das furchtbare Wetter los, welches das Stammhaus der edlen Grafen von C. vernichtete.

Gerade um die Mitternachtsstunde, als Alles auf dem Schlosse in tiefem Schlafe lag, wurde das Schloßthor gesprengt, und herein unter wildem Mordgeschrei drang die Räuberhorde, schoß in die Fenster, erbrach die Thüren, ermordete die einzeln herbeieilenden Diener. Kaum hatte Graf Franz seine Pistolen geladen, als er die Räuber schon in den Gemächern neben seinem Schlafgemach toben und seinen Namen rufen hörte. Er hielt sich für verloren. Doch — das Fenster seines Schlafgemachs ging nach dem Garten hinaus; an der Mauer war ein Spalier befindlich. An

diesem Spalier schwang er sich hinab und rannte in der finstern Nacht nach dem Försterhause, dessen Fenster ihm aus der Ferne entgegenleuchteten. Freudige Hoffnung beflügelte seine Schritte. Als er ankam, fand er die Jäger schon im Aufbruch, während schauerlich das dumpfe Sturmgeläute von den Dörfern herüberklang. Der Förster hatte das starke Schießen von der Gegend des Schlosses her gehört, hellen Fackelschein gesehen, den Räuberanfall vermuthet und sogleich Lärm gemacht. Rasch ging's nun nach dem Schlosse.

Sowie der Hauptmann der Horde, den eine majestätische Gestalt, ein stolzes Ansehen auszeichnete, in das Zimmer des alten Grafen trat, drückte dieser ein Pistol auf ihn ab und — fehlte. Er wollte das zweite abdrücken; doch laut aufkreischend: „Karl, Karl! Hier bin ich, — hier ist Dein Weib!" stürzte Amalia herbei und in des Räubers Arme.

Das Pistol fiel dem alten Grafen aus der Hand. Entsetzt schrie er auf: „Karl — Sohn!" —

Da trat der Räuber mit frechem, verhöhnendem Stolz vor ihn hin und sprach: „Ja, der Sohn, den Du verstießest, muß so von Dir sein Erbe fordern, Du grauer Sünder!" —

„Verruchter Bösewicht!" schrie der Graf, schäumend vor Zorn.

„Schweige!" sprach der Räuber. „Ich weiß, wer ich bin und wie ich es geworden. Was säetest Du in verderblicher Lust giftiges Unkraut und wunderst Dich nun, daß Unkraut aufgegangen und keine Blumen? Verführtest Du nicht meine Mutter? Gab sie nicht mit Abscheu Dir die Hand, die Du dem Heißgeliebten entrissest? Und Dir zum Trotz will ich herrschen auf meinem blutigen Räuberthron mit Dieser, die mich liebt, wie niemals Dein Weib Dich geliebt hat und die Du verkuppeln wolltest." —

„Ausgeburt der Hölle!" schrie der Graf und faßte Amalien, um sie fortzureißen von der Brust des Räubers. Da rief dieser aber mit entsetzlicher Stimme: „Die Hand weg von meinem Weibe!" und schwang den gezogenen Säbel drohend über des Vaters Haupt.

Das war der Augenblick, als Graf Franz, glücklich mit

den Jägern durchgedrungen, herbeirannte, des Vaters Gefahr sah, anlegte, schoß. Mit zerschmettertem Haupte stürzte der Räuber zur Erde. — „Es ist Dein Bruder Karl!" kreischte der alte Graf und sank leblos hin neben dem Getödteten. In dumpfer Betäubung, wie vom Blitz gelähmt, starrte Graf Franz die Todten an. —

Blut floß in den Gängen des Schlosses. Kein einziger von den Dienern des Grafen war, der nicht schwer verwundet dalag oder todt. Auch den braven Wundarzt fand man auf dem Flur mit vielen Stichen ermordet. Nicht weit von ihm lag aber auch der verruchte Daniel mit zerschmettertem Haupte. Von den Räubern entkam keiner. Die, welche im Schlosse nicht von den Jägern getödtet wurden und sich durch die Flucht retten wollten, fielen den bewaffneten Bauern, die in Schaaren herbeigezogen, in die Hände.

Noch während des Gefechts, als sie sich verloren sahen, hatten die Bösewichter das Schloß in Brand gesteckt, das nun an allen Ecken in Flammen aufloderte.

Mit Mühe rettete man den nur ohnmächtigen alten Grafen so wie den in völlige Apathie versunkenen Grafen Franz aus dem Feuer, das, da ihm zu steuern unmöglich, das ganze Schloß bis auf den Grund verheerte. Amalia war nirgends zu finden; man glaubte, sie sei in den Flammen umgekommen.

Graf Maximilian starb wenige Tage darauf in den Armen des Geistlichen, der dann den Ort des Schreckens verließ und sich zu den Camaldulensern in Neapel begab.

Graf Franz wandte mittels einer gerichtlichen Schenkung die Herrschaft einem armen hoffnungsvollen Jüngling zu, der zu einem Zweige der gräflichen Familie gehörte. Er selbst verließ mit einer geringen Summe das Land, und wahrscheinlich änderte er seinen Namen, da man nichts weiter von ihm gehört hat.

Dem Zartgefühle des neuen Herrn macht es Ehre, daß er da nicht hausen wollte, wo sich das Entsetzliche begeben. Das neue Schloß wurde an dem andern Ufer der Moldau erbaut. — —

Es ist mir ganz unmöglich, nach der Erzählung des Mönches noch von mir, von anderen Dingen zu sprechen. Du wirst das selbst fühlen, mein Willibald. Daher für heute nichts weiter ꝛc.

Willibald an Hartmann.

Teplitz, den .....

Ich kann, ich darf es Dir nicht sagen, welchen Eindruck Dein Brief auf mich gemacht hat. — Verhängnißvoll ist es zu nennen, daß Du in einem fernen, fremden Lande den Geistlichen aus jenem Schlosse trafst; Verhängnißvolleres war mir vorbehalten. In wenigen Worten erfährst Du Alles.

Gestern früh machte ich hier ... Aber warum ich in Teplitz bin, frägst Du. — Nun, mein gewöhnliches Rheuma, das mir die Glieder lähmt, vorzüglich aber meine fatale, alle Geisteskraft hemmende Hypochondrie, — ja, so nennen es die Aerzte, unerachtet mir der Name verhaßt ist und für meinen Zustand auch gar nicht zu passen scheint, — ja, das Alles hat mich hergebracht. Also gestern früh, da ich mich ungewöhnlich frisch und stark fühlte, unternahm ich einen weiteren Ausflug als gewöhnlich. Ich war in eine wild verwachsene Bergschlucht gerathen; da gewahrte ich plötzlich ein Frauenzimmer von hoher, schlanker, jugendlicher Gestalt in einem schwarzseidenen, mit Sammtborten nach altdeutscher Art zugeschnittenen Kleide und einem sehr zierlichen, reichen Spitzenkragen, das wenige Schritte vor mir herwandelte. Die Erscheinung einer einsamen, sauber gekleideten Dame hier in der öden Wildniß hatte in der That etwas sehr Seltsames. Ich dachte, hier sei es wol nicht unschicklich, sie anzureden, und eilte ihr nach. Dicht hinter ihr war ich schon, als sie sich umschaute. Ich bebte erschrocken zurück; sie floh laut aufkreischend ins Gebüsch und war in einem Moment verschwunden.

Nicht das bleiche, von Gram und auch wol von beginnendem Alter entstellte Antlitz, das doch noch Spuren

hoher Schönheit trug, nur der unheimliche Blick der dunkles Feuer sprühenden Augen war es, vor dem ich zurückbebte. Nicht für rathsam hielt ich es, der Fremden zu folgen, und zwar aus doppeltem Grunde. Einmal war ich geneigt, nach jenem Blicke die Fremde für eine Wahnsinnige zu halten; dann aber lief ich Gefahr, mich ganz zu verirren, da es mir jetzt schon Mühe genug kosten mußte, den nächsten Weg zum Badeorte zurückzufinden.

Als ich an der Wirthstafel mein Abenteuer erzählte, sagte mir mein Nachbar, der schon seit vielen Jahren Teplitz jeden Sommer zu besuchen pflegt, daß jene Frau allerdings eine Wahnsinnige und von vielen Personen in Teplitz sehr wohl gekannt sei. Vor mehreren Jahren ließ sich nämlich eine junge Person in der Gegend von Teplitz sehen, die bald in zerlumpten Kleidern bei den Bauern bettelte, bald, besser gekleidet, Juwelen von nicht ganz geringem Werthe feil bot und dann wieder in den Bergen verschwand. Das abergläubische Volk hielt sie für ein Waldweib, für eine Berghexe und bat einen Geistlichen aus Teplitz, den bösen Geist zu bannen. Der Geistliche versprach das, während er ganz Anderes im Sinne trug. Bald geschah es auch, daß er in der Gegend, wo die Person sich zu zeigen pflegte, wandelnd sie wirklich traf und von ihr angebettelt wurde. Der Geistliche, ein Mann von hellem Verstande, von richtigem psychologischen Blick, merkte aus den ersten Reden, daß er eine Wahnsinnige vor sich habe. Es gelang ihm, ihr Zutrauen zu gewinnen, und unerachtet er sich das, was sie ihm über ihren Stand, ihre Herkunft, ihr jetziges Verhältniß sagte, gar nicht zusammenzureimen wußte, so ging er doch darauf endlich mit vieler Geschicklichkeit ein. Des Geistlichen Zuspruch schien ihr wohlzuthun; sie versprach, an derselben Stelle sich wieder einzufinden, und hielt Wort. Endlich nach mehreren Unterredungen kam es so weit, daß die Wahnsinnige ihm willig nach Teplitz folgte, wo er sie bei einem Hausbesitzer, dessen Besitzthum entfernter lag, unterbrachte, und daß sie ihm auch ein Kästchen mit Juwelen einhändigte, das sie im Walde vergraben. Der Geistliche war von der vornehmen Abkunft

der Wahnsinnigen überzeugt; er ließ daher eine öffentliche Aufforderung an etwanige Verwandte ergehen, in der er ihre Person so wie die ihm anvertrauten Juwelen auf das Genaueste beschrieb. Nicht lange dauerte es, so erschien der junge Graf Bogislav von F. in Teplitz und erklärte, nachdem er lange Zeit sich mit der Wahnsinnigen unterhalten, daß sie eine Verwandte seines Hauses sei, für die er, da sie sich von ihrem jetzigen Aufenthalte durchaus nicht trennen wolle, ein ansehnliches Jahrgeld zahlen werde. Mein Nachbar schloß damit, daß er mir rieth, die Bekanntschaft der Wahnsinnigen zu machen, die nur auf ihren einsamen Spaziergängen scheu, sonst aber sehr mild und gut sei.

Ich ging heute Nachmittag hin. Die Wirthsleute schienen auf dergleichen Besuche schon vorbereitet zu sein; sie sagten mir, daß die Gräfin gleich zurückkehren werde von ihrem einsamen Spaziergang. Wirklich trat bald darauf die Dame ganz in demselben Anzuge, wie sie mir gestern im Walde begegnet war, in das Gemach, begrüßte mich ohne alles Befremden mit dem vornehmsten Anstande und nöthigte mich, wohl wissend, daß nur ihr mein Besuch gelte, Platz zu nehmen. Ohne jede Spur des Wahnsinns sprach sie von gleichgiltigen Dingen, bis ich — selbst weiß ich nicht, wie mir das einkam, — äußerte, daß es mir nicht gelungen, ihren wahren Familiennamen zu erfahren. Da heftete sie ihren Blick fest auf mich und sprach mit dem Ton der tiefsten Trauer: „Wie, mein Herr? Sollten Sie mich nicht kennen? Sollten Sie mich nicht schon unter den Schrecknissen des fürchterlichsten Verhängnisses erblickt haben, nicht schon oft von dem ungeheuren Geschick erschüttert worden sein, das mich so grimmig erfaßte? — Ja, ich bin jene unglückliche Amalia, Gräfin von Moor; aber die schwärzeste Verleumdung ist es, daß mein Karl mich selbst getödtet haben sollte. Nur scheinbar that er das, um die wilde Horde zu beschwichtigen. Es war nur ein Theaterdolch, den er mir auf die Brust setzte."*) Dies Letzte sprach

*) Vgl. Schiller's „Räuber", Werke (Hempel'sche Ausgabe), Thl. 2, S. 137 f. — A. d. H.

die Gräfin ganz leise und beinahe lächelnd. Dann fuhr sie im vorigen Tone fort: „Schweizer und Kosinsky, die edlen Menschen, haben mich gerettet. Sie sehen, mein Herr, ich lebe, und kein Leben ist ohne Hoffnung. Der Kaiser wird — er muß den Grafen Karl von Moor begnadigen; er darf das aber nicht eher thun, bis Graf Franz gestorben. Der hat aber drei Leben. Zweimal ist er schon gestorben. Ich selbst" — dicht herangerückt, zischelte mir die Gräfin ins Ohr — „ich selbst, diese Hand hat ihn einmal getödtet. Nun lebt er noch das dritte Leben. Ist das geendet auf gewaltsame Weise, wie es bald geschehen wird, so ist Alles gut. Karl kommt wieder, erhält den Besitz der ihm entrissenen Herrschaft in Böhmen, und auch meine entsetzliche Qual ist vorüber. Als mein Oheim starb, berührte ich mit dieser Hand, die dem Sohn das zweite Leben raubte, das linke Auge, und da blieb es offen, und Alle vermochten es nicht zuzudrücken, — und er schaut mich noch immer mit diesem Auge an." — Die Gräfin versank in tiefes Nachdenken, fuhr dann aber plötzlich auf und rief, indem jenes düstere Feuer des Wahnsinns aus ihren Augen blitzte, mir zu: „Finden Sie mich schön? — Könnten Sie mich lieben? — O, ich kann Ihre Liebe reich lohnen! — Entführen Sie mich dem Verhaßten! Rette, o, rette mich!" —

Die Gräfin wollte sich an meine Brust stürzen. Da faßte sie aber der Hauswirth bei den Armen und sprach halb leise: „Gnädige Gräfin, — gnädige Gräfin, er ist da. Es ist die höchste Zeit. Sie müssen fort." — „Du hast Recht, guter Daniel," erwiderte sie ebenso, „ja, ganz Recht, — fort, fort!" Und damit sprang sie schnell aus dem Gemach.

Ich bebte; wie vom Fieberfrost geschüttelt, stammelte ich unverständliche Worte. — „Sie sind erschrocken, mein Herr," sprach der Wirth lächelnd; „aber es hat jetzt nicht mehr das Mindeste zu bedeuten. Sonst, ehe ich aus ihren Reden mir es erlauscht hatte, wie ich mich zu benehmen habe, gerieth sie jedesmal, wenn sie geschrien: „Rette, rette mich!" in Wuth; jetzt aber packt sie schnell ihre Juwelen ein und läuft unter allerlei wirren, wunderlichen Reden umher, bis sie in tiefen

Schlaf verfällt, aus dem sie in ihrem gewöhnlichen ruhigen Zustande erwacht." —

Als ich nach Hause kam, fand ich Deinen Brief. — Kein Wort mehr! —

O Hartmann, mein innigst geliebter Freund! „Wir stehen mitten in Schiller's Räubern," sprachst Du damals; aber der Gedanke, der nichts weiter schien als ein Scherz, berührte das Pendel des verderblichen Räderwerks, das mich, den Leichtsinnigen, erfaßte, und dessen das Innerste zerfleischende Kraft ich noch fühle. — Lebe wohl! ꝛc.

Als Hartmann seinen Freund endlich in Berlin wiedersah, fand er ihn zwar geheilt von der verderblichen Stimmung, die auch physischem Leid zuzuschreiben; Beide, Willibald und Hartmann, gedenken aber noch jetzt, sind sie am späten Abend traulich beisammen, oft jenes entsetzlichen Trauerspiels in Böhmen, dessen ersten Act ein seltsames Verhängniß sie mitspielen ließ, und in ihrem innersten Gemüth erbeben dann tiefe Schauer.

Die Irrungen.

Fragment aus dem Leben eines Phantasten.

Die Geheimnisse.

Fortsetzung der Erzählung „Die Irrungen".

1821. 1822.

Die Irrungen.

Verloren und gefunden.

In dem zweiundachtzigsten Stück der Haude- und Spenerschen Zeitung vom Jahre 18 . . befand sich folgende Aufforderung:

„Derjenige junge, schwarz gekleidete Mann mit braunen Augen, braunem Haar und etwas schief verschnittenem Backenbart, welcher vor einiger Zeit im Thiergarten auf einer Bank unfern der Statue des Apollo eine kleine himmelblaue Brieftasche mit goldenem Schloß gefunden und wahrscheinlich geöffnet hat, wird, da man weiß, daß er in Berlin nicht heimisch ist, ersucht, sich am vierundzwanzigsten Julius des künftigen Jahres in Berlin, und zwar in dem Hotel, „Die Sonne" geheißen, bei der Madame Obermann einzufinden, um das Nähere über den Inhalt jener Brieftasche, der ihm vielleicht interessant geworden, zu erfahren. Sollte jedoch der besagte junge Mann den Entschluß, den er einmal gefaßt, jetzt auszuführen gedenken und nach Griechenland reisen wollen, so wird er sehr gebeten, sich in Patras auf Morea*) an den preußischen Consul, Herrn Andreas Kondoguri, zu wenden und ihm die gedachte Brieftasche vorzuzeigen. Dem geschätzten Finder wird sich dann ein anmuthiges Geheimniß erschließen."

Der Baron Theodor v. S. gerieth, als er dies auf dem Casino las, in eine freudige Bestürzung. Niemand anders konnte in jener Aufforderung gemeint sein als er selbst; denn eben er hatte — es mochte wol schon ein Jahr

*) Größte Handelsstadt Griechenlands, am Jonischen Meere, am Eingang in den Meerbusen von Korinth. — A. d. H.

her sein — im Thiergarten an der bezeichneten Stelle eine kleine himmelblaue Brieftasche mit einem goldenen Schloß gefunden und zu sich gesteckt. Der Baron gehörte zu den Leuten, denen nicht eben viel Besonderes im Leben begegnet, die aber Alles, was ihnen in den Weg tritt, für etwas ganz Außerordentliches und sich selbst von dem Schicksal dazu bestimmt halten, das Außerordentliche, Unerhörte zu erfahren. Gleich damals, als der Baron die Brieftasche fand, die ihrer Form nach einer Dame angehören mußte, war er überzeugt, daß ihm irgend ein seltsames Abenteuer aufgehen würde. Wichtigere Dinge — wir werden erfahren, welche — brachten ihm indessen die Brieftasche aus den Gedanken, und um so größer war die Ueberraschung, daß nun erst das erwartete Abenteuer eintreffen sollte.

Fürs Erste mußte sich aber der Baron über zwei Dinge in jener Aufforderung ärgern, nämlich, daß seine Augen braun sein sollten, die er immer für blau gehalten, und daß sein Backenbart für schief verschnitten angegeben wurde. Letzteres griff ihm um so mehr an die Seele, als er selbst vor dem schärfsten Pariser Toilettenspiegel das schwierige Geschäft des Zustutzens seines Backenbartes besorgte und sich darin, wie der Kennerblick des Theaterfriseurs Warnick längst entschieden, als Meister bewährte.

Nachdem der Baron sich sattsam geärgert, stellte er folgende Betrachtungen an.

Erstlich: warum hat man mit jener Aufforderung beinahe ein Jahr gezögert? Hat man mich unter der Zeit zu erforschen gesucht? — Aber zweitens: durfte dies wol geschehen, da man mich näher kennen mußte, um zu wissen, was für Geheimnisse es mich einmal aussprechen ließen, daß einer besonderen Constellation halber ich nach Griechenland reisen wolle? — Kann drittens das anmuthige Geheimniß wol anderer Natur sein als weiblicher? — O Gott, es ist viertens gar nicht zu zweifeln, daß zwischen mir und dem Engelsbilde, das jene Brieftasche auf der Bank unweit der Statue des Apollo liegen ließ, gewiß geheime Beziehungen obwalten, die sich bei der Madame Obermann in der „Sonne"

oder in Patras auf Morea entwickeln werden. Wer weiß, welche herrliche Träume, welche süße Ahnungen dann plötzlich in reges, glühendes Leben treten, welches zarte Geheimniß wie ein wundervolles Märchen mit aller Lust, allem seligen Entzücken in mir aufgehen wird! — Aber wo ist fünftens um tausend Himmels willen die verhängnißvolle Brieftasche geblieben?

Dieser fünfte Punkt war ein sehr böser, da er mit einem Schlage alle geträumten Hoffnungen, das außerordentlichste aller Abenteuer zu bestehen, vernichten mußte. Vergebens blieb alles Nachsuchen, und dem Baron war es in der That unbegreiflich, wie er sich gar nicht darauf zu besinnen vermochte, ob er die Brieftasche noch später in Händen gehabt. Zuletzt kam er darauf, daß ein großer Verdruß, den er an jenem Abende hatte, da er die Brieftasche fand, ihn so sehr außer Fassung gebracht, daß er alles Uebrige und auch die Brieftasche darüber vergessen.

Gerade an dem Tage trug er zum ersten Mal eine der saubersten, zierlichsten, wohlpassendsten Kleidungen, die jemals der Kleiderkünstler Freitag verfertigen lassen und mit weisem Ueberblick redigirt hatte. Neun Barone, fünf Grafen und mehrere simple Edelleute hatten auf Ehre und Seligkeit geschworen, der Frack sei göttlich und die Pantalons delicios; aber freilich Graf E., der Radamanthus*) der modernen Welt, hatte sein Urtheil noch nicht gesprochen. Das Schicksal wollte, daß der Baron von S., gerade als er, nachdem er die Brieftasche gefunden, aus dem Thiergarten zurückkehrte, unter den Linden dem Grafen v. E. begegnete. „Guten Abend, Baron!" rief der Graf ihm zu, lorgnirte ihn einen Augenblick, sprach dann mit entscheidendem Tone: „Die Taille beinahe um einen Achtelzoll zu breit!" und ließ den Baron stehen.

Der Baron hielt, was den Anzug betrifft, zu sehr auf Sitte und Ordnung, um nicht über den abscheulichsten Verstoß dagegen, den er am Ende sich selbst beizumessen, in großen Zorn zu gerathen. Der Gedanke, einen ganzen Tag

*) Einer der Richter im griechischen Tartaros. — A. d. H.

in Berlin mit einer zu breiten Taille umhergegangen zu sein, hatte für ihn etwas Entsetzliches. Er rannte wild nach Hause, ließ sich auskleiden und befahl dem Kammerdiener, das unselige Kleid ihm aus den Augen zu bringen. Erst dann kam Trost in seine Seele, als nach ein paar Tagen ein schwarzes Kleid aus dem Atelier des Künstlers Freitag hervorgegangen, das selbst Graf E. für makellos erklärte. — Genug, die zu breite Taille war schuld an dem Verlust der Brieftasche, über den der Baron in völlige Trostlosigkeit gerieth.

Mehrere Tage waren vergangen, als es dem Baron einfiel, seine Garderobe zu mustern. Der Kammerdiener schloß den Schrank auf, in welchem der Baron die Kleider, die er nicht mehr trug, aufhängen zu lassen pflegte. Aus dem Schrank strömte dem Baron ein starker Geruch von Rosenöl entgegen. Auf Befragen versicherte der Kammerdiener, daß dieser Geruch von jenem schwarzen Fracke mit der breiten Taille herrühre, den er vor einiger Zeit hineingehängt, da ihn der Herr Baron nicht mehr tragen wollen.

Sowie der Kammerdiener diese Worte aussprach, leuchtete in dem Baron wie ein Blitz ein Gedanke auf, der, wie man meinen sollte, eben nicht so sehr entfernt gelegen, nämlich, daß er das gefundene Kleinod in die Busentasche des Rocks gesteckt und im Verdruß wieder herauszunehmen vergessen.

Er erinnerte sich in dem Augenblick, daß die Brieftasche stark nach Rosenöl gerochen.

Der Rock wurde hervorgeholt; es traf ein, was der Baron geahnet.

Man kann denken, mit welcher Ungeduld der Baron das kleine goldene Schlößlein öffnete, um den Inhalt der Brieftasche zu erfahren, der seltsam genug war.

Zuerst fiel dem Baron ein sehr kleines Messerchen von sonderbarer Form, beinahe anzusehen wie ein chirurgisches Instrument, in die Hände. Dann erregte seine Aufmerksamkeit ein seidenes, strohgelbes Band, in dem allerlei fremdartige Charaktere, beinahe chinesischer Schrift ähnlich, in schwarzer Farbe eingewirkt waren. Ferner fand sich in einem seidenpapiernen Umschlage eine verdorrte unbekannte Blume.

Wichtiger als Alles aber schienen dem Baron zwei beschriebene Blättchen. Auf dem einen standen Verse, die indessen der Baron leider nicht zu verstehen vermochte, da sie in einer Sprache abgefaßt waren, die selbst manchem vortrefflichen Diplomatiker fremd blieb, nämlich in der neugriechischen. Die Handschrift auf dem andern Blatte schien ohne Vergrößerungsglas kaum lesbar; doch überzeugte sich der Baron bald zu seiner großen Freude, daß italienische Worte darauf standen. Der italienischen Sprache war der Baron vollkommen mächtig.

In einem kleinen winzigen Täschchen steckte endlich noch die Ursache des Duftes, den Brieftasche und Rock verbreitet, nämlich ein in ein feines Papier gewickeltes, wie gewöhnlich hermetisch verschlossenes Fläschlein Rosenöl.

Auf dem Papier stand ein griechisches Wort, und zwar: *Σχνυεσπελπολδ.*

Es kann hier gleich bemerkt werden, daß der Baron tags darauf bei einem Mittagsmahl in der Jagor'schen Restauration mit dem Herrn Geheimrath Wolf*) zusammentraf und ihn um die Deutung des griechischen Wortes befragte, das auf dem Zettel stand. Der Geheimrath Wolf hatte aber kaum einen flüchtigen Blick auf den Zettel geworfen, als er dem Baron ins Gesicht lachte und erklärte, daß das ja gar kein griechisches Wort, sondern nicht anders zu lesen als: Schnuespelpold, mithin ein Name sei, und zwar ein deutscher, kein griechischer, da im ganzen Homer dergleichen nicht vorkomme und auch billigerweise nicht vorkommen könne.

So gut, wie gesagt, sich der Baron auf das Italienische verstand, so wollte ihm doch die Entzifferung des Blättchens nicht recht gelingen. Denn außerdem, daß die Schrift ein wahres Augenpulver zu nennen, so waren auch manche Stellen beinahe ganz verwischt. Es schien übrigens, als habe die Besitzerin der Brieftasche — daß diese einem Frauenzimmer

*) Geheimrath Friedrich August W., geb. 1759, gest. 1824, war Professor der Philologie, zuerst in Halle, dann seit 1807 in Berlin, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Director der Section für öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern. — A. d. H.

angehört, war wol außer allem Zweifel — einzelne Gedanken aufgeschrieben, um sie zu einem Briefe an eine vertraute Freundin zu nutzen; das Blättlein konnte aber auch eine Art von Tagebuch vorstellen. Genug, der Baron zerbrach sich den Kopf und verdarb sich die Augen.

Das Blättlein aus der Brieftasche.

„— Die Stadt ist im Ganzen schön gebaut, mit schnurgeraden Straßen und großen Plätzen; hin und wieder trifft man Alleen von halb verdorrten Bäumen, die, wenn der unheimlich sausende Wind dichte Staubwolken vor sich hertreibt, ihr fahlgraues Laub traurig schütteln. Kein einziger Springbrunnen sprudelt lebendiges Wasser empor und verbreitet Kühle und Labung; deshalb sind die Märkte öde und leer. Der Bazar, bei klappernden tosenden Mühlen gelegen, klein und versteckt, ist mit dem in Konstantinopel gar nicht zu vergleichen. Auch fehlt es ihm an prächtigen Stoffen und Juwelen, die in einzelnen Häusern feilgeboten werden. Manche dieser Kaufleute bestreuen ihr Haupt mit weißem Puder, um ein ehrwürdiges Ansehen und mehr Vertrauen zu gewinnen, sind aber eben deshalb sehr theuer. Es giebt mehrere Paläste, die aber nicht aus Marmor gebaut sind, da es in der Gegend rings umher an Marmorbrüchen gänzlich fehlen soll. Das Baumaterial besteht in kleinen, im länglichen Viereck geformten Backsteinen, die häßlich roth und unter dem Namen Ziegel bekannt sind. Doch habe ich auch Quadersteine gesehen, sie jedoch kaum für Granit oder Porphyr halten können. Ich wünschte aber wohl, daß Du, geliebte Chariton,*) das schöne Thor, welches eine Quadriga**) mit der Siegesgöttin

*) Griechischer Frauenname, wie Charmion, Glycerion, Musarion. — **) Viergespann. — A. d. H.

schmückt, sehen könntest. Es erinnert an den großen, erhabenen, einfachen Stil unserer Vorfahren. —

„Warum spreche ich aber so viel von den todten kalten Steinmassen, die auf diesem glühenden Herzen lasten und es zu erdrücken drohen? — Hinaus, hinaus aus dieser Oede! — Ich will Dir, Geliebte, nicht . . .

„Mein Magus war heute boshafter und ärgerlicher als je. Er hatte bei dem Mittagessen zu viel getanzt und sich den Fuß verstaucht. Konnte ich dafür? War es recht, mich zu quälen mit hundert abscheulichen Vorwürfen? — Wann werde ich die Ketten abstreifen des häßlichen Unholds, der mich zur Verzweiflung bringen wird, der mich . . .

„Ich rieb ihm den Fuß mit Balsam von Mekka ein und legte ihn ins Bette; da wurde er still und ruhig. Nachher stand er auf, machte Schokolade und bot mir eine Tasse an. Ich trank aber nicht, aus Furcht, er möchte Opium hineingethan haben, um mich einzuschläfern und dann zu verwandeln, wie er es schon oft gethan hat.

„Häßliches, widerwärtiges Mißtrauen! Unseliges, feindliches Vorurtheil! — Mein Magus war heute die Milde, die Freundlichkeit selbst. Ich fuhr leise mit den Fingern über das Kahlköpfchen hin; da leuchteten seine großen, schönen, schwarzen Augen mich an, und er sprach ganz entzückt: ‚Gleich, gleich!‘ In der That holte er auch auf der Stelle sein Handwerkszeug hervor und druckte auf einen dunkelrothen Shawl den prächtigsten Goldrand, den ich nur wünschen konnte. Ich warf ihn um, und wir gingen, nachdem mein Magus wie gewöhnlich den Elektrophor*) an sein Hinterhaupt geschraubt, nach dem freundlichen Walde, der dicht vor dem Thore mit der Siegesgöttin gelegen ist, so daß es nur weniger Schritte bedarf, um in schöne, finstere Laubgänge zu treten.

„Im Walde befiel meinen Magus seine mürrische Laune. Als ich den Spaziergang rühmte, fuhr er mich hart an. Ich solle mir nicht thörichterweise einbilden, daß das wirkliche Bäume, Büsche wären, daß das wirklich gewachsenes Gras,

*) Elektricitätsträger, ein 1775 von Volta erfundenes Instrument, — ein dünner Harzkuchen, worin die einmal erregte Elektricität monatelang bewahrt werden kann. —

Feld, Wasser sei. Ich könne ja das schon an den stumpfen Farben sehen, daß Alles nur in spaßhafter Kunst fabricirtes Zeug sei. Im Winter, behauptete mein Magus, werde Alles eingepackt, nach der Stadt gebracht und zum Theil an die Zuckerbäcker vermiethet, die es zu ihren sogenannten Ausstellungen brauchten. Wolle ich einmal ein Bißchen wahrhafte Natur schauen, so werde er mich in das Theater führen, wo hier zu Lande allein was Ordentliches von dergleichen Dingen zu schauen. Beim Theater wären nämlich grundgeschickte Naturmeister angestellt, die Berg und Thal, Baum und Gebüsch, Wasser und Feuer keck zu handhaben wüßten. — O, wie mich das verdroß! — Ich sehnte mich nach jenem Platz, der mich an die schöne Zeit erinnert, als Du, meine süße Chariton, noch meine Gespielin warst, — ein runder, mit dichtem Gebüsch umgebener Platz, in dessen Mitte die Statue des Apollo aufgerichtet steht. Wir kamen dahin. Ich verlangte, mich niederzulassen; da stieg aber der Unwille meines Magus. Er meinte, die vermaledeite Puppe errege ihm Angst und Entsetzen, und er müsse ihr die Nase abschlagen, damit sie nicht lebendig werde und ihn prügele. Er hob auch wirklich sein langes starkes Rohr auf gegen das Bild. — Du kannst Dir denken, was ich empfand, als mein Magus verfahren wollte nach dem Grundsatz des mir verhaßten Volks, das wirklich in tollem, abergläubischem Wahnsinn den Statuen die Nasen abschlägt, damit sie nicht lebendig werden. Ich sprang hinzu, nahm meinem Magus den Stock aus der Hand, erfaßte ihn dann selbst und setzte ihn auf eine Bank. Da lächelte er mich höhnisch an und sprach, daß ich mir nur nicht einbilden solle, eine wirklich aus Stein gehauene Statue vor mir zu sehen; ich könne das an dem unförmlichen, wulstigen Körper bemerken, der nach Benvenuto Cellini's Ausdrucke einem mit Melonen gefüllten Sack gleiche. Hier zu Lande würden dergleichen Statuen in der Art verfertigt, daß man einen hohen Sandhaufen aufschütte und dann so lange geschickt hineinblase, bis sich das Bild forme. Dann bat mein Magus, ich möchte ihm erlauben, an das Wasser unfern des Platzes, wo wir uns befanden, zu

gehen, um ein Wenig den Fröschen zuzuhorchen. Ich ließ das gern zu, und als er . . .

„Das Abendroth stieg auf, und glühende Funken hüpften im dunklen Laube von Blatt zu Blatt. Es rauschte über mir im Gebüsch, und eine Nachtigall schlug einzelne klagende Laute an. Ein süßes Weh erfüllte meine Brust, und von unwiderstehlichem, sehnsüchtigem Verlangen getrieben, that ich, was ich nicht hätte thun sollen. Du kennst, o meine Chariton, das magische Band, das verführerische Geschenk unsers Alten. Ich zog es hervor und schlang es um die Pulsader meines linken Armes. Alsbald flatterte die Nachtigall herab und sang zu mir in der Sprache meines Landes:

‚Aermste, warum flohst Du hieher? Kannst Du entrinnen der Wehmuth, der durstenden Sehnsucht, die auch hier Dich umfängt? Und tiefer verwundend, faßt Dich hier, fern von der wirthlichen Heimath, der Schmerz getäuschter Hoffnungen. — Der Verfolger ist hinter Dir. — Flieh, flieh, Du Aermste! — Aber Du willst ihn sterben, den Tod in Liebe. Gieb ihn mir, gieb ihn mir und lebe in seliger Ahnung, die mein Herzblut in Deiner Brust entzündet!‘

„Die Nachtigall flatterte in meinen Schooß; ich holte in zauberischer Bethörung mein kleines Mordinstrument hervor; aber — wohl mir! — mein Magus erschien; die Nachtigall schwang sich auf. Ich riß das Band vom Arm herab und . . .

„Ich fühlte mein ganzes Selbst erbeben. Dasselbe Haar, dieselben Augen, derselbe freie, stolze Gang, — nur entstellt durch die häßlich abenteuerliche Kleidung, die hier zu Lande üblich, und von welcher Dir, meine geliebte Chariton, einen deutlichen Begriff zu machen, ich mich vergebens mühen würde. So viel sage ich Dir, daß das Oberkleid, bei uns die Zierde der Männer, gewöhnlich von dunkler, häufig von schwarzer Farbe und nach der Form der Flügel und des Schweifs der Bachstelze zugeschnitten ist. Diese Form wird vorzüglich durch den Theil des Kleides erreicht, den man hier Rockschöße nennt, und in denen Taschen angebracht sind zur Aufbewahrung kleiner Bedürfnisse, des Schnupftuchs u. s. w. Merkwürdig scheint auch, daß es hier zu Lande für junge

Männer von Stande und Bildung unanständig ist, Backen und Kinnladen unbedeckt sehen zu lassen. Beides wird durch Haare, die sie stehen lassen, so wie durch ein Stücklein gesteiften Battistes, das aus einer Halsbinde auf beiden Seiten emporsteigt, bedeckt. Am Seltsamsten scheint mir aber die Kopfbedeckung, die aus einer cylinderförmigen Mütze aus steifem Filz mit einem Rande besteht, und die man Hut nennt. Ach, Chariton, trotz dieser abscheulichen Kleidung kannte ich ihn wieder. Welche dämonische Macht hat ihn mir geraubt? — Wie, wenn er mich erblickt hätte? — Schnell schlang ich das magische Band um meinen Hals. Er ging dicht bei mir vorüber; ich blieb ihm unsichtbar; doch schien er das Dasein irgend eines ihm befreundeten Wesens zu ahnen. Denn unfern von mir warf er sich auf eine Bank, nahm den Hut ab und trillerte eine Melodie, deren Worte ungefähr hießen: ‚Laß Dich erblicken!‘ oder ‚Laß Dich am Fenster sehn!‘ Dann zog er ein Futteral hervor, aus dem er jenes seltsame Instrument nahm, das man hier eine Brille nennt. Er setzte dieses Instrument auf die Nase, befestigte es hinter den Ohren und schaute durch die hell und glänzend geschliffenen Gläser, die vor den Augen standen, unverwandt hin nach dem Orte, wo ich saß. Ich erschrak, daß der magische Blick durch jene Gläser, ein mächtiger Talisman, meinen Zauber zerstören werde, — ich hielt mich für verloren; doch begab es sich, daß . . .

„. . . verhängnißvollste meines Lebens! Wie soll ich es Dir denn sagen, meine geliebte Chariton, wie Dir beschreiben das unnennbare Gefühl, das mich durchdrang? Doch laß mich zu Worten kommen!

„Maria ist ein gutes, liebes Kind, und obschon nicht unserer Religion zugethan, ehrt sie doch unsere Gebräuche und ist überzeugt von der Wahrheit unseres Glaubens. In der Vornacht des heiligen Johannistages*) entschlüpfte ich der Aufsicht meines Magus. Maria hatte sich des Hausschlüssels bemächtigt; sie wartete meiner mit einem zierlichen

*) 24. Juni. — A. d. H.

Gefäß und wir gingen Beide in tiefem Schweigen hinaus in den Wald und holten aus einer dort befindlichen Cisterne das heimliche Wasser, in das wir geweihte Aepfel warfen. Am andern Morgen, nachdem wir mit inbrünstiger Andacht zu dem heiligen Johannes gefleht, hielten wir das Gefäß auf unsern vier ausgestreckten Daumen empor. — Es drehte sich rechts, es drehte sich links, — zitternd und schwankend. — Vergebens unser Hoffen! — Allein, nachdem ich Kopf, Hals und Brust mit dem heimlichen Wasser, in welchem der geweihte Apfel lag, gewaschen, begab ich mich tief verschleiert, ohne daß es mein Magus, der seinen langen Traum träumte, zu bemerken schien, nach dem in der Stadt belegenen Baumgange, die Linden geheißen. Da rief eine alte Frau mehrmals hintereinander mit starker Stimme: ‚Theodor, Theodor!‘ —

„O meine Chariton! Durchbebt von Schreck und Wonne, wäre ich beinahe ohnmächtig niedergesunken. — Ja, er ist es, — er ist es! — O all Ihr Heiligen! — Ein Prinz, sonst reich, groß, mächtig, jetzt heimathlos umherstreifend im Bachstelzenhabit und steifer Filzmütze! Könnt' ich nur ...

„Mein Magus hält in seiner üblen Laune wie gewöhnlich Alles für närrische Einbildungen und ist zu weiterer Nachforschung nicht zu bewegen, die ihm doch so leicht werden würde, da er sich nur an die Stelle im Walde, wo ich Theodor erblickte, begeben, dort aber ein Schnittchen von meinem geweihten Apfel essen und einen Schluck von dem geheimen Wasser trinken dürfte. Aber er will nicht, er will durchaus nicht und ist überhaupt mürrischer als je, so daß ich zuweilen genöthigt bin, ihn zu züchtigen, welches denn leider seine Macht über mich nur verstärkt. Doch wenn mein geliebter Theodor ...

„... mit Mühe eingelernt. Jetzt tanzt aber meine Maria die Romaika*) so schön, wie man sie bei uns nur sehen mag. Es war eine schöne Nacht, warm und duftig glänzend im

*) Ein neugriechischer Nationaltanz, der indeß meist nur von Männern getanzt wird. Man faßt sich in einem Kreise an, der nicht getrennt wird, und tritt mit den Füßen springend und stampfend den Tact. Der Tanz beginnt langsam und endigt sehr rasch. — A. d. H.

Mondesschimmer. Der Wald horchte in staunendem Schweigen unserem Gesange zu, und nur dann und wann flüsterte und rauschte es in den Blättern, als hüpften Elflein vorüber, und wenn wir einhielten, dann tönten wol die seltsamen Stimmen der Geister der Nacht durch die Stille und regten uns auf zum neuen Liede. Mein Magus hatte in seinem Elektrophor eine Theorbe*) mitgenommen und wußte die Accorde der Romaika recht schön und feierlich anzuschlagen, wofür ich ihm auch weißen Honig versprach zum Frühstück andern Tages.

„Endlich — Mitternacht war längst vorüber — nahten sich Gestalten durch das Gebüsch unserm einsamen Rasenplatz. Wir schlugen die Schleier über, nahmen den Magus auf die Schultern und entflohen so schnell, als wir nur vermochten. — Uebereilte, unselige Flucht! Der Vogel war zum ersten Mal unwillig; aber er sprach nur verwirrtes Zeug und wies mein Fragen zurück, weil er doch nur ein Papagei sei und kein Professor. Ja, übereilte, unselige Flucht! Denn gewiß war es Theodor, der sich uns nahete und . . . Mein Magus war so erschrocken, daß ich ihm zur Ader lassen mußte.

„— Herrlicher Gedanke! Ich schnitt heute mit meinem Messerchen in den Stamm des Baumes, unter dem ich saß, als Theodor mir gegenüber war und meine Verhüllung nicht zu durchblicken vermochte, — ja, in diesen Stamm schnitt ich die Worte ein: ‚Theodor, vernimmst Du meine Stimme? — Es ist — die Dich ruft, — ewig — furchtbarer Tod — nimmer — ermordet — Konstantinopel — unabänderlicher Entschluß — Oheim — wohl.‘ —“

Die Reise nach Griechenland.

Den Baron Theodor v. S. setzte der Inhalt des Blättleins, dessen letzte Worte leider völlig verwischt und unleserlich waren, ganz außer sich selbst.

Freilich möchte aber auch wol jeder Andere, trug er auch

*) Tiefste Gattung der Laute (Baßlaute), einst zur Begleitung ernster (Kirchen- und Opern-) Musik gebraucht. — A. d. H.

nicht so wie Theodor beständig chimärische Abenteuer im Sinn, bei den Umständen, wie sie hier zutrafen, in große Verwunderung, ja in tiefes Erstaunen gerathen sein. Außerdem daß schon das Geheimnißvolle des Ganzen, — das Hindeuten auf ein seltsames weibliches Wesen, das Zauberkünste übte, das im steten Umgange lebte mit einem magischen Princip, ihm Herr und Diener zugleich, — den Baron im höchsten Grade spannte, so mußte diese Spannung bis zum halben Wahnsinn steigen, als er sich selbst in den Zauberkreisen gefangen sah, die das Blättlein oder vielmehr jenes unbekannte Wesen, der es angehörte, um ihn gezogen.

Der Baron erinnerte sich nämlich sogleich, daß er vor langer Zeit, durch den Thiergarten wandelnd, sich auf eine Bank geworfen, der gegenüber, wo er die Brieftasche fand, — daß es ihm gewesen, als höre er leise Seufzer, — daß er durchaus geglaubt, ihm gegenüber sitze ein in lange Schleier gehülltes Frauenzimmer, und daß er, unerachtet er seine Brille aufgesetzt, nichts, gar nichts habe entdecken können. Dem Baron fiel ferner ein, daß, als er einst mit mehreren Freunden in später Nacht vom Hofjäger heimkehrte, ihnen aus dem fernen Gebüsch ein ganz seltsamer Gesang und ebensolche sonderbare Accorde eines unbekannten Instrumentes entgegenklangen, und daß sie, endlich der Stelle, wo die Musik herzukommen schien, genaht, zwei weiße Gestalten schnell fliehen sahen, die etwas Rothglänzendes auf den Schultern zu tragen schienen. Der Name Theodor entschied vollends die Sache.

In voller Hast lief nun der Baron nach dem Thiergarten, um jene Inschrift, welche die Unbekannte in einen Baum geschnitten haben wollte, und mit ihr vielleicht nähern Aufschluß des Räthsels zu finden. Seine Ahnung hatte ihn richtig geleitet. In die Rinde des Baumes, an den sich die Bank lehnte, wo er die Brieftasche gefunden, waren jene Worte eingeschnitten; aber das besondere Spiel des Zufalls hatte es gefügt, daß gerade diejenigen Worte, welche auf dem Blättlein verlöscht, auch in dem Baum verwachsen und unleserlich geworden waren. „Wunderbar," rief der Baron in höchster Ekstase aus, „wunderbare Sympathie der Natur!" — Er

erinnerte sich aus dem Goethe*) jener Zwillingskommoden, die aus einem Stamme gefertigt waren, und von denen die eine rettungslos zerplatzte, als die andere in einem weit davon entfernten Schlosse ein Raub der Flammen wurde.

„Unbekanntes, herrliches Wesen!" rief der Baron ferner aus in höchster Ekstase, „Himmelskind aus dem fernen Götterlande, — ja, längst glühte die Sehnsucht nach Dir, Du einzig Geliebte, in meiner Brust. Aber ich habe mich selbst nicht verstanden; die blaue Brieftasche mit dem goldenen Schloß war erst der magische Spiegel, in welchem ich mein Ich in Liebe zu Dir erblickte. — Fort! — Dir nach! — Fort nach jenem Lande, wo unter mildem Himmel die Rose blüht meiner ewigen Liebe!"

Der Baron machte sofort ernsthafte Anstalten zur Reise nach Griechenland. Er las den Sonnini,**) den Bartholdy***) und was er sonst an Reisen nach Griechenland auftreiben konnte, bestellte sich einen bequemen Reisewagen, zog so viel von seinem Gelde ein, als er zu brauchen glaubte, begann sogar Griechisch zu lernen und ließ sich auch, da er von irgend einem Reisenden hörte, der, um sicherer zu reisen, die Landestracht trug, von dem Theaterschneider einige saubere neugriechische Anzüge fertigen.

Man kann denken, daß er während dieser Zeit nichts im Sinne trug als die unbekannte Besitzerin der blauen Brieftasche, deren lebendiges Bild ihm bald vor Augen stand. Sie war hoch, schlank, im höchsten Ebenmaß der Glieder gewachsen, — ihr Anstand ganz Anmuth und Majestät, — ihr Gesicht ganz das Abbild, der Ausdruck jenes unnennbaren Zaubers, der uns in den Antiken hinreißt, — die schönsten Augen, — die schönsten schwarzen seidenen Haare, — genug, ganz so, wie der begeisterte Sonnini nur die Griechinnen schildern kann. Und dabei, wie schon das Blättlein bewies,

*) Vgl. Goethe's Werke (Hempel'sche Ausg.), Th. 16, S. 58 f., 101. —

**) Charles Nicolas Sigisbert Sonnini de Manoncourt (1751—1812), Voyage en Grèce et en Turquie. 2 vols. Paris 1801. —

***) Georg Wilh. B. (1765–1815), Bruchstücke zur näheren Kenntniß Griechenlands. Berlin 1805. — A. d. H.

ein in Liebe glühendes Herz im Busen, — ganz Hingebung, Treue für den Geliebten. Konnte der Seligkeit Theodor's etwas fehlen? — Ja wol, — er wußte den Namen der Holden nicht, was den Exclamationen merklich schadete. Doch hier halfen Wieland's sämmtliche Werke*) aus. Er nannte die Geliebte bis auf weitere nähere Bestimmung „Musarion", und dies setzte ihn auch in den Stand, die gehörigen schlechten Verse auf das unbekannte Zauberbild zusammenzukneten.

Ganz besonders bemühte sich der Baron, auch die Zauberkraft des magischen Bandes zu versuchen, das unstreitig in seine Hände gerathen war. Er ging in den Wald, schlang das Band um die Pulsader seines linken Armes und horchte auf den Gesang der Vögel. Er konnte aber nicht das Mindeste davon verstehen. Und als endlich ein Zeisig dicht neben ihm im Busche zu zwitschern begann, klang es ihm beinahe so, als sänge der unverschämte Vogel: „Hasenfüßchen, Hasenfüßchen, geh zu Haus, geh zu Haus! — Ich pfeif' Dich aus, pfeif' Dich aus!" — Der Baron sprang schnell auf und eilte, ohne weitere Versuche zu machen, vondannen.

War es ihm mit dem Verständniß des Vogelgesanges schlecht ergangen, so gelang es ihm noch schlechter mit der Unsichtbarkeit. Denn unerachtet er das magische Band um den Hals geschlungen, so bog doch der Hauptmann v. R., der unter den Linden spazierte, sogleich in die Seitenallee ein, in welcher der Baron unsichtbar zu wandeln glaubte, und bat ihn dringend, sich doch vor seiner Abreise gütigst der funfzig Friedrichsd'or zu erinnern, die er ihm noch aus dem letzten Spiel schulde. —

Der Theaterschneider war mit den griechischen Kleidern fertig. Der Baron fand, daß sie ihn ganz ungemein kleideten, und daß vorzüglich der Turban**) seinem Gesicht einen Ausdruck gab, der ihm ein freudiges Staunen abnöthigte. Denn selbst hatte er bisher nicht geglaubt, daß seine Augen,

*) Hempel'sche Ausg. Th. 4, S. 5. —

**) Turban als griechische Tracht?! — H. meint den rothen Feß, ursprünglich eine unter dem Turban getragene wollene Mütze. — A. d. H.

seine Nase und seine übrigen angenehmen Gesichtszüge überhaupt dergleichen fähig seien.

Er empfand eine tiefe Verachtung gegen seinen Bachstelzenrock, gegen seinen Hut aus steifem Filz u. s. w. und wäre, hätte er nicht das Aufsehen und den Spott anglomanischer Grafen und Barone gefürchtet, von Stund' an nicht anders als neugriechisch gekleidet einhergegangen.

Hatte aber sein Negligé, ein seidener orientalischer Schlafrock, eine turbanähnliche Mütze und dazu eine lange türkische Pfeife im Munde, schon etwas getürkt, so war hier der Uebergang zum neugriechischen Costüm leicht und natürlich.*)

Also neugriechisch gekleidet saß der Baron mit untergeschlagenen Beinen,**) welches ihm eigentlich blutsauer wurde, auf dem Sopha und blies, die schönste Bernsteinspitze an den Mund gedrückt, Rauchwolken türkischen Tabaks vor sich hin, als die Thür aufging und der alte Baron Achatius v. F., sein Oheim, hereintrat.

Als Der aber den neugriechischen Neffen erblickte, prallte er zurück, schlug die Hände zusammen und rief überlaut: „So ist's denn doch wahr, was die Leute mir sagten! So ist doch das Bißchen Verstand meines Herrn Neffen wackelicht geworden!"

Der Baron, der alle Ursache hatte, den alten, steinreichen, unverheirathen Oheim zu ehren, wollte schnell vom Sopha herab und ihm entgegen. Da ihm aber die Beine der unbequemen, ungewohnten Stellung halber erstarrt, eingeschlafen, wie man zu sagen pflegt, waren, so kugelte er dem Oheim vor die Füße, verlor den Turban und die Pfeife, die ihren glühenden Inhalt ausströmte auf den reichen türkischen Teppich. Der Oheim lachte übermäßig, trat schnell die glimmenden Funken aus, half dem bestürzten Neugriechen auf das Sopha und fragte dann: „So sage mir nur, was Du für Narrheiten treibst! Ist es wahr, daß Du fort willst nach Griechenland?"

*) Türkische und neugriechische Tracht sind bekanntlich sehr verschieden. —

**) Mit untergeschlagenen Beinen sitzen nur die Orientalen, — die Griechen nicht. — A. d. H.

Der Baron bat den Oheim um ein gütiges ruhiges Gehör, und als dieser es zugesagt, erzählte er von Anfang bis zu Ende, wie sich Alles begeben mit dem Auffinden der Brieftasche im Thiergarten, mit der Aufforderung in der Haude- und Spener'schen Zeitung, mit dem Inhalte des Blättleins, und wie eben der Entschluß in ihm entstanden, geradezu nach Patras zu gehen, dem Herrn Andreas Kondoguri die blaue Brieftasche zu übergeben und dann das Weitere zu erfahren.

„Mir ist", erwiderte der Oheim, nachdem der Neffe geendet, „die Aufforderung in der Haude- und Spener'schen Zeitung entgangen; indessen zweifle ich gar nicht, daß sie darin enthalten, und daß sie ganz dazu geeignet ist, die Phantasie des Finders der Brieftasche, ist er zumal jung und phantastisch, wie Du es bist, gar sehr aufzuregen. Ebenso stelle ich gar nicht in Abrede, daß Du nach Allem, was Du mir erzähltest, Grund hast, zu glauben, in dem Blättlein sei von Dir die Rede. Ich würde übrigens die Person, die das schrieb, was Du mir vorlasest, für wahnsinnig halten, wäre sie nicht offenbar eine Griechin. Hast Du aber Dir gehörige Notiz von Neugriechenland verschafft, so wirst Du wissen, daß die Bewohner an allerlei Magie und Zaubereien steif und fest glauben und von den tollsten Einbildungen geplagt sind wie Du manchmal." —

„Neuer Beweis für meine Ueberzeugung," murmelte der Baron dazwischen.

„Ich weiß auch recht gut," fuhr der Oheim fort, „was es mit dem heimlichen Wasser für eine Bewandniß hat, das die Mädchen in der Johannisnacht schweigend holen, um zu erfahren, ob sie den geträumten Geliebten haben werden, und eben deshalb kommt mir im Allgemeinen Alles nicht so gar sonderbar vor, und nur in Beziehung auf Dich erscheint mir Manches sehr zweideutig. Es ist nämlich sehr die Frage, ob Du, mag es auch den Anschein haben, der gemeinte Theodor bist, ja, ob Der, der die Aufforderung einrücken ließ, sich nicht in der Person des Finders irrte. Genug, da die Sache durchaus problematisch, so würde es ein sehr übereilter Streich sein,

deshalb eine weite, gefährliche Reise zu unternehmen. Daß Du Aufklärung wünschest und wünschen mußt, ist billig und natürlich. Warte daher den vierundzwanzigsten Julius des künftigen Jahres ab und begieb Dich dann in die „Sonne" zur Madame Obermann, wo Dich ja auch die Aufforderung hinbescheidet, um das Nähere zu erfahren." —

„Nein," rief der Baron, indem seine Augen blitzten, „nein, mein geliebter Oheim! Nicht in der „Sonne", nein, in Patras geht das Glück meines Lebens auf; nur in Griechenland reicht das holde Engelsbild, die edle Jungfrau, mir Glücklichen, der so wie sie aus griechischem fürstlichen Stamm entsprossen, die Hand." —

„Was?" schrie der Alte ganz außer sich, „bist Du ganz und gar von Sinnen? Bist Du rasend? Du aus griechischem fürstlichen Stamm entsprossen? Narr in Folio! War Deine Mutter nicht meine Schwester? War ich nicht zugegen bei ihrer Entbindung? Hab' ich Dich nicht aus der Taufe gehoben? Kenn' ich nicht unsern Stammbaum? Ist er nicht klar und deutlich seit Jahrhunderten?" —

„Sie vergessen, theuerster Oheim," sprach der Baron, indem er so mild und anmuthig lächelte, wie nur irgend ein griechischer Prinz zu lächeln vermag, „daß mein Großvater, der die merkwürdigsten Reisen unternahm, eine Frau von der Insel Cypern mitbrachte, die von ganz ausnehmender Schönheit gewesen sein soll, und deren Bildniß noch auf unserem Stammschlosse befindlich." —

„Nun ja," erwiderte der Oheim; „man mag es wol meinem Vater verzeihen, daß er als ein junger rascher, feuriger Mann sich in ein schönes griechisches Mädchen verliebte und die Thorheit beging, sie, unerachtet sie nur gemeinen Standes war und, wie mir oft erzählt worden, Blumen und Früchte feil hielt, zu heirathen. Doch sie starb sehr bald kinderlos." —

„Nein, nein!" rief Theodor heftig. „Eine Prinzessin war dies Blumenmädchen und meine Mutter die Frucht der glücklichsten Ehe, die, ach, nur zu kurz dauerte."

Der Oheim prallte erschrocken zwei Schritte zurück.

„Theodor," begann er dann, „sprichst Du im Traum, im Fieber, im Wahnsinn? — Beinahe zwei Jahre war die Griechin todt, als Dein Großvater meine Mutter heirathete; vier Jahre war ich alt, als meine Schwester geboren wurde. Wie, um tausend Himmels willen, kann denn Deine Mutter die Tochter jener Griechin sein?" —

„Gestehen will ich," fuhr Theodor ganz ruhig und gelassen fort, „daß, betrachtet man die Sache aus dem gewöhnlichen Gesichtspunkt, die höchste Unwahrscheinlichkeit gegen meine Behauptung spricht. Aber das schöne unerforschliche Geheimniß, die sublime Mystik des Lebens tritt uns ja überall in den Weg, und das Unwahrscheinlichste ist oft das eigentliche Wahre. Sie glauben, bester Oheim, daß Sie vier Jahre alt waren, als meine Mutter geboren wurde; aber kann das nicht auf seltsamer Täuschung beruhen? — Doch ohne mich weiter auf die mysteriösen Combinationen einzulassen, die unser Leben oft hineinziehen in ein Zauberreich, setze ich Ihnen, bester Oheim, ein Zeugniß entgegen, das Alles, was Sie gegen mich aufbringen können, mit einem Schlage vernichtet: das Zeugniß meiner Mutter! — Sie staunen? Sie blicken mich an, Zweifel im Auge? Vernehmen Sie denn!

„Meine Mutter, so erzählte sie mir, mochte ungefähr sieben Jahre alt sein, als sie sich, da schon die Abenddämmerung eingebrochen, in dem Saale befand, wo das lebensgroße Bild der Griechin hing, zu dem sie sich mit unsichtbarer Gewalt hingezogen fühlte. Als sie es aber innig liebend betrachtete, belebten sich die schönen Züge des hohen Antlitzes immer mehr und mehr, bis endlich die herrliche fürstliche Frau, die theuerste der Großmütter, aus dem Bilde heraustrat und meine Mutter als ihr einziges liebes Kind begrüßte. Seit dieser Zeit wurde meine Mutter von dem theuern Bilde gehegt und gepflegt auf das Zärtlichste, ja, das Bild besorgte ihre ganze höhere Erziehung. Unter Anderem unterrichtete das Bild meine Mutter auch in der neugriechischen Sprache, und meine Mutter mochte, da sie noch Kind, keine andere reden. Da aber aus sonderbaren, nichtigen Gründen die Mutterschaft des Bildes ein Geheimniß bleiben sollte, geschah es, daß

alle Leute das Neugriechische, das meine Mutter sprach, für Französisch, ja selbst das Bild, erschien es manchmal plötzlich beim Kaffee, für eine französische Gouvernante halten mußten. Als meine Mutter heirathete, zog sich das Bild zurück in den Rahmen und verließ ihn nicht eher, als bis meine Mutter sich in guter Hoffnung befand. Da entdeckte das theure, hohe Bild meiner Mutter die fürstliche Abkunft, und daß der Sohn, von dem sie genesen würde, bestimmt sei, im schönen Griechenland Rechte geltend zu machen, die verloren geschienen. Eine anmuthige Gunst des Schicksals oder, nach gemeinem Sprachgebrauch, der Zufall, werde ihn dorthin leiten. Dann ermahnte das Bild meine Mutter, bei meiner Geburt ja keines der heiligen Mittel, wie sie im Vaterlande gebräuchlich, zu verabsäumen, um mich vor jedem Schaden zu bewahren. Daher wurde ich, sowie ich geboren, von Kopf bis zu den Füßen mit Salz überschüttet; daher lag auf beiden Seiten meiner Wiege ein Stück Brod und ein hölzerner Stößel; daher wurde in dem Zimmer, wo ich mich befand, eine gute Partie Knoblauch aufgehängt; daher trug ich ein kleines Säckchen um den Hals, worin drei Stückchen Kohle und drei Salzkörner befindlich. Sie wissen, bester Oheim, aus dem Sonnini, daß diese vortrefflichen Gebräuche auf den Inseln im Archipelagus stattfinden.

„O, es war ein hehrer, heiliger Moment, als meine Mutter mir das Alles entdeckte! Zum ersten Mal in ihrem Leben war sie über mich in lebhaften Zorn gerathen. Es hatte sich nämlich ein Wiesel in unserem Zimmer eingefunden, das ich zu verfolgen im Begriff stand, als meine Mutter hinzukam und mich auf das Heftigste ausschalt. Dann lockte sie das Thierchen, das sich unter den Schrank geflüchtet hatte, hervor und sprach zu ihm also: ‚Beste Dame, seien Sie uns auf das Schönste willkommen! Niemand soll Ihnen Leid zufügen. Sie sind hier zu Hause; Alles steht zu Ihren Diensten.‘ Meiner Mutter Worte kamen mir so spaßhaft vor, daß ich überlaut lachte. Das Thier entfloh; aber in demselben Augenblick gab mir meine Mutter eine tüchtige Ohrfeige, daß mir der Kopf summte. Ich erhob ein Gebrüll, dessen ich mich

noch schäme; doch die gute Mutter wurde davon tief gerührt, schloß mich unter tausend Thränen in ihre Arme und entdeckte mir, daß sie neugriechischer Abkunft sei, rücksichts des Wiesels also nicht anders handeln könne. Dann erfuhr ich die Geschichte vom Bilde.

„Sie sind, bester Oheim, gewiß ebenso sehr überzeugt als ich, daß das Auffinden der blauen Brieftasche eben der günstige, anmuthige Zufall ist, den das Bild, die theuere Großmutter, geweissagt. Nicht wie ein unbesonnener, phantastischer Jüngling, sondern als ein Mann von Muth und Consequenz handle ich daher, wenn ich mich stracks in den Wagen setze und in einem Strich fort reise bis nach Patras zum Herrn Andreas Kondoguri, der mich als ein artiger Mann gewiß weiter bescheiden wird. Das sehen Sie gewiß ein, bester Oheim, und trauen mir auch zu, daß ich das hohe, das höchste Glück meines Lebens zu erringen im Stande sein werde."

Der Oheim hatte den Neffen ruhig angehört; jetzt brach er los: „Gott tröste Dich, Theodor! Aber Du bist ein großer Narr. Deine Mutter — sanft ruhe ihre Asche! — war ein Wenig phantastisch, und Dein Vater hat es mir oft geklagt, daß sie mit Dir, als Du geboren, allerlei Seltsames vornehmen lassen. Das ist wahr. Aber was Du da vorbringst von griechischen Prinzessinnen, lebendigen Bildern, eingesalzenen Kindern und Wieseln, das hast Du — nimm mir's nicht übel! — ausgebrütet in Deinem Gehirn, dem wahren Orbis pictus aller Tollheiten und Narrereien. — Nun, ich will Dir und Deinem consequenten Beginnen gar nicht in den Weg treten. Fahre ab nach Patras und grüße Herrn Kondoguri! Vielleicht ist Dir die Reise recht gesund; vielleicht kommst Du, schlagen Dich nicht etwa die Türken todt, vernünftig wieder. Vergiß nicht, wenn Du auf die Insel kommst, wo die gute Nieswurz wächst,*) davon tüchtigen und fleißigen Gebrauch zu machen! Glückliche Reise!" —

*) Die Insel Antikyra im ägäischen Meere; vgl. Horat. Sat. II, 3. v. 82, 83 u. 166; Pers. IV. 16; Ovid. Pont. IV. 3, 54; A. Gell. XVII. 15;

Damit verließ der prosaische Oheim den exaltirten Neffen.

Als nun der Tag der Abreise sich immer mehr nahte, überfiel den Baron doch ein gewisses Bangen, da Jeder von den Gefahren sprach, in die er bei dieser Reise wol gerathen könne.

In einem Anfall von Schwermuth, der Folge seines Bangens, setzte er seinen letzten Willen auf, in welchem er seine sämmtlichen geschriebenen und gedruckten Gedichte der Besitzerin der blauen Brieftasche, seine neugriechischen Kleider aber der Theatergarderobe vermachte. Dann beschloß er, außer seinem Jäger und einem jungen Italiener, der einige neugriechische Wörter aufgeschnappt, und der ihm zum Dolmetscher dienen sollte, noch einen tüchtigen Märker mit einem Rücken von ohngefähr fünfthalb Fuß im Durchmesser mitzunehmen, weshalb der Kutschenbock beträchtlich erweitert werden mußte.

Drei Tage brachte der Baron hin, die nöthigen Abschiedsbesuche zu machen. Eine Reise nach dem romantischen Griechenland — ein geheimnißvolles Abenteuer — ein Abschied auf vielleicht Nie-wiedersehn, — war das nicht genug, die zartesten Fräuleins in Ekstase zu setzen? Stahlen sich nicht Seufzer aus der Brust der Schönsten, wenn der Baron die schönen Bildchen der holden Insulanerinnen hervorzog, die er bei Gasparo Weiß gekauft, um interessanter von dem Griechenland sprechen zu können, das er nun schauen würde? Konnte eine Einzige das: „Adieu, mon cher Baron!“ herausbringen ohne merkliches Schluchzen? Schüttelten die ernsthaftesten so wie die leichtsinnigsten Männer dem Baron nicht wehmüthig die Hand und sprachen: „Möge ich Sie gesund, froh und glücklich wiedersehen, bester Baron! Sie machen eine schöne Reise.“

Ueberall fiel der Abschied rührend und herzerhebend aus.

Plin. Hist. nat. XXV, 5. Auch von der Seestadt Antikyra in Phokis und von dem thessalischen Orte gleichen Namens in Phthiotis am Sperchios-Fluße wird erzählt, daß daselbst viel Nieswurz (Helleborus) wachse, deren Gebrauch die Narrheit heile. — A. d. H.

Viele zweifelten in der That, den jungen Abenteurer jemals wiederzusehen, und Trübsinn verbreitete sich in den Zirkeln, deren Zierde er gewesen.

Der Wagen stand hoch bepackt vor der Thür. Der Baron, unter dem Reisemantel neugriechisch gekleidet, setzte sich ein; der Jäger und der breite Märker, mit Büchsen, Pistolen und Säbeln bewaffnet, bestiegen den Bock; der Postillon stieß lustig ins Horn, und — fort ging es in vollem Trabe durch das Leipziger Thor nach Patras.

In Zehlendorf steckte der Baron den Kopf zum Fenster hinaus und rief in barschem Ton, man solle nicht lange trödeln beim Umspannen; er sei in größter Eile. Da fiel ihm der junge Professor ins Auge, den er erst vor wenigen Tagen kennen gelernt, und der den größten Enthusiasmus für die Reise nach Griechenland bewiesen.

Der Professor kam eben von Potsdam zurück. Sowie er den Baron gewahrte, sprang er an den Wagen und rief: „Glückseligster aller Barone, ich merk' es, fort geht's nach Griechenland; aber gönnen Sie mir einige Augenblicke, um Ihnen noch einige wichtige Notizen, wie ich sie aus der Bartholdy'schen Reise entnommen, aufzuschreiben zu weiterer Nachforschung! Auch füge ich noch Manches hinzu zu gütiger Erinnerung, z. B. wegen der türkischen Pantoffeln." — „Den Bartholdy," fiel der Baron dem Professor in die Rede, „habe ich selber im Wagen, und was die versprochenen Pantoffeln betrifft, so erhalten Sie die schönsten, die es giebt, und sollte ich sie diesem oder jenem Pascha von den Füßen ziehen. Denn, o Professor, Sie haben mich bestärkt in meinem Glauben, in meiner Ueberzeugung, und fleißig werd' ich auf klassischem Boden in den Taschen-Homer gucken, der mir ein theueres, werthes Geschenk ist. Zwar verstehe ich kein Griechisch; aber das findet sich, denk' ich, von selbst, wenn ich erst im Lande bin. Man sagt ja im Sprichwort: ‚Das giebt sich wie das Griechische.' Doch schreiben Sie, Bester, schreiben Sie! Denn noch läßt sich kein Pferdekopf blicken."

Der Professor zog eine Schreibtafel hervor und begann die Notizen, wie sie ihm eben zu Sinn kamen, aufzuschreiben.

Während dessen öffnete der Baron die Mappe, um nachzusehen, ob auch seine Briefschaften in gehöriger Ordnung. Da fiel ihm jenes Haude- und Spener'sche Zeitungsblatt in die Hände, das er auf dem Casino gefunden und das der Anlaß seines ganzen Beginnens, seiner weiten, gefahrvollen Reise war.

„Verhängnißvolles Blatt," sprach er mit Pathos, „verhängnißvolles, jedoch theueres, liebes Blatt, Du erschlossest mir das schönste Geheimniß meines Lebens; Dir danke ich all mein Hoffen, mein Sehnen, mein ganzes Glück. Anspruchslos, grau, löschpapieren, ja ein Wenig schmutzig, wie Du Dich gestaltest, trägst Du doch den Edelstein in Dir, der mich so reich machte. O Blatt, wie bist Du doch ein Schatz, den ich ewig bewahren werde, o Blatt der Blätter!" —

„Welches Blatt," unterbrach der Professor den Baron, indem er ihm die fertigen Notizen hinreichte, „welches Blatt setzt Sie in solche Ekstase, bester Baron?"

Der Baron erwiderte, daß es jenes verhängnißvolle Haude- und Spener'sche Zeitungsblatt sei, in welchem die Aufforderung an den Finder der blauen Brieftasche stehe, und reichte es dem Professor hin. Der Professor nahm es, warf einen Blick darauf, — fuhr zurück, wie plötzlich erstaunend, — sah schärfer hinein, als wenn er seinen Augen nicht trauen wollte, — rief dann mit starker Stimme: „Baron! — Baron! — Bester Baron! — Sie wollen nach Griechenland, nach Patras zum Herrn Kondoguri? — O Baron! — Bester Baron!"

Der Baron sah hinein in das Blatt, das der Professor ihm dicht vor die Augen hielt, und sank dann wie vernichtet zurück in den Wagen.

In dem Augenblick kamen die Pferde. Der Wagenmeister trat höflich an den Schlag und entschuldigte, daß die Pferde etwas länger ausgeblieben als recht; doch solle nun der Herr Baron in längstens anderthalb Stündchen in Potsdam sein.

Da schrie der Baron mit entsetzlicher Stimme: „Fort, — zurück nach Berlin!" — Der Jäger und der Märker sahen sich erschrocken um; der Postillon sperrte das Maul auf. Aber immer heftiger schrie der Baron: „Nach Berlin! Hast Du

Ohren, Schurke? — Einen Ducaten Trinkgeld, Bestie, einen Ducaten! — Aber fahre — fahre wie der Sturmwind, — galoppire, Canaille, — galoppire, Unglückskind! — Einen Ducaten bekömmst Du."

Der Postillon lenkte um und jagte im brausenden Galopp fort nach Berlin.

Der Baron hatte nämlich, als ihm das Haude- und Spener'sche Zeitungsblatt in die Hände fiel, eine Kleinigkeit übersehen, d. h. die Jahrzahl. Ein Stück der vorjährigen Zeitung, ein Maculaturblatt, worin vielleicht etwas eingeschlagen, oder das sonst ein Zufall auf einen Tisch ins Casino gebracht, hatte er gelesen, und so war eben heute, am vierundzwanzigsten Julius, als der Baron nach Patras abreisen wollte, das Jahr verflossen, das in jener Aufforderung zur Frist bestimmt war, nach Griechenland zu reisen oder bei der Madame Obermann in der „Sonne" sich einzufinden und die Entwickelung des Abenteuers abzuwarten.

Was konnte der Baron nun wol Anderes thun, als so schnell wie möglich nach Berlin zurückfahren und einkehren in der „Sonne"? — welches er denn auch wirklich that.

Traum und Wahrheit.

„Welch ein Verhängniß," sprach der Baron, als er sich in der „Sonne", und zwar in Nr. 14, auf dem Sopha lang ausstreckte, „welch ein geheimnißvolles Verhängniß treibt sein Spiel mit mir! — War das Patras, wo ich mich befand? — War das Herr Andreas Kondoguri, der mir den weitern Weg wies? Nein, — Zehlendorf war das Ziel meiner Reise; es war der Wagenmeister, der mich hieher wies, und auch der Professor konnte nur der todte Hebel sein, der unbekannte Kräfte in Bewegung setzte."

Der Jäger trat herein und berichtete, daß selbigen Tages durchaus weiter keine fremde Herrschaft eingetroffen sei. Das schlug den Baron, dem die Entwickelung des Abenteuers, der

Aufgang des Geheimnisses die Brust spannte, nicht wenig nieder. Er bedachte indessen, daß der Tag ja bis nach Mitternacht dauere und man erst, nachdem es Zwölf geschlagen, mit gutem Gewissen schreiben könne: „Am fünfundzwanzigsten Julius," ja, daß strenge Leute dies erst nach dem Schlage Eins thäten, und dies gab ihm Trost.

Er beschloß, mit erzwungener Ruhe auf dem Zimmer bleibend, abzuwarten, was sich ereignen werde, und sah es, unerachtet er an nichts denken wollte als an das schöne Geheimniß, an das holde Zauberbild, das ja sein ganzes Innere erfüllen mußte, doch nicht ungern, als auf den Punkt zehn Uhr der Kellner erschien und einen kleinen Tisch deckte, auf dem bald ein feines Ragout dampfte. Der Baron fand es nöthig und seiner innern Stimmung gemäß, ätherisches Getränk zu genießen, und befahl Champagner. Als er den letzten Bissen eines gebratenen Huhns verzehrt, rief er aus: „Was ist irdisches Bedürfniß, wenn der Geist das Göttliche ahnet!"

Damit setzte er sich, Beine untergeschlagen, auf das Sopha, nahm die Guitarre zur Hand und begann, neugriechische Romanzen zu singen, deren Worte er mit Mühe aussprechen gelernt und die nach den selbst componirten Melodien abscheulich genug klangen, um für etwas sehr Absonderliches und Charakteristisches zu gelten, weshalb er sie auch den Fräuleins A bis Z niemals vorgesungen, ohne das tiefste Erstaunen, ja einiges angenehme Entsetzen zu erregen.

Der Begeisterung halber ließ der Baron, nachdem er eine Flasche Champagner geleert, noch eine zweite kommen. Plötzlich war es dem Baron, als machten sich die Accorde, die er anschlug, ganz los von dem Instrument und schwämmen voller und herrlicher tönend frei in den Lüften. Dazu sang eine Stimme in seltsamen, unbekannten Weisen, und der Baron vermeinte, sein Geist sei es, der entfesselt sich erhebe im himmlischen Melos.*)

Bald wurde ein geheimnißvolles Flüstern vernehmbar. Es rauschte an der Thür, — sie sprang auf. — Herein trat

*) So viel als Melodie, Lied. — A. d. H.

eine hohe, herrliche Frauengestalt, in dichte Schleier gehüllt. „Sie ist es, — sie ist es!“ rief der Baron im Uebermaß des Entzückens, stürzte nieder auf die Kniee und reichte der Gestalt die blaue Brieftasche dar. Da schlug die Frau die dichten Schleier zurück, und durchhebt von aller Lust des Himmels, konnte Theodor kaum den Glanz überirdischer Schönheit ertragen. Die holde Jungfrau nahm die Brieftasche und musterte sorgfältig den Inhalt. Dann beugte sie sich herab zu Theodor, der noch immer anbetend auf den Knieen lag, hob ihn auf und sprach mit dem süßesten Wohllaut: „Ja, Du bist es, Du bist mein Theodoros. Ich habe Dich gefunden.“ — „Ja, er ist es, Signor Theodoros, den Du fandest!“ So sprach eine tiefe Stimme, und der Baron merkte nun erst eine kleine, sehr seltsame Gestalt, die hinter der Jungfrau stand, in einen rothen Talar gehüllt und mit einer feurig glänzenden Krone auf dem Haupte. Des Kleinen Worte wurden, sowie sie ausgesprochen, zu Bleikugeln, die an Theodor's Gehirn anprallten, und so konnt' es nicht fehlen, daß dieser etwas erschrocken zurückwich.

„Erschrick nicht,“ sprach die Jungfrau, „erschrick nicht, Hochgeborner! Der Kleine dort ist mein Oheim, der König von Candia; er thut Niemandem etwas zu Leide. Hörst Du denn nicht, Bester, daß die Steinamsel singt, und kann dann Böses geschehen?“

Erst jetzt war es dem Baron möglich, Worte herauszupressen aus der beengten Brust. „So ist es denn wahr,“ sprach er, „was mir Träume, was mir süße Ahnungen sagten? So bist Du denn mein, Du der Frauen herrlichste und hehrste? Doch erschließe mir das herrliche Geheimniß Deines — meines Lebens!“ —

„Nur dem Geweihten“, erwiderte die Jungfrau, „erschließt sich mein Geheimniß; nur der heilige Schwur giebt die Weihe. Schwöre, daß Du mich liebst!“

Von Neuem stürzte der Baron nieder auf die Kniee und sprach: „Ich schwöre bei dem heiligen Mond, der herabschimmert auf Paphos' Fluren.“ — „O, schwöre,“ fiel die Jungfrau ihm mit Julia's Worten in die Rede,

„O, schwöre nicht beim Mond, dem wandelbaren,
Der immerfort in seiner Scheibe wechselt,
Damit nicht wandelbar Dein Lieben sei!“ *)

„Doch Du gedachtest, süßer Romeo, der heiligen Stätte, wo die schauerliche Stimme des Orakels forttönt aus alter, grauer Zeit und der Menschen düsteres, verschleiertes Schicksal enthüllt. Der Oberconsistorialrath wird uns den Eintritt in den Tempel nicht verwehren. Eine andere Weihe soll Dich fähig machen, mit mir hinzueilen und den König von Candia abzufertigen mit schnöder Rede, sollt' es ihm einfallen, grob gegen Dich zu sein, wie es ihm manchmal zu Sinne kommt.“

Zum zweiten Mal richtete die Jungfrau den Baron in die Höhe, nahm aus der blauen Brieftasche das Messerchen, entblößte dem Baron den linken Arm und öffnete ihm, ehe er sich's versah, eine Ader. Das Blut spritzte empor, und der Baron fühlte den Schwindel der Ohnmacht. Doch alsbald schlang die Jungfrau das magische Band um den Arm des Barons und zugleich um den ihrigen. Da stieg ein bläulicher Duft aus der Brieftasche, verbreitete sich im Zimmer, stieg durch die Decke, welche verschwand; die Mauern schoben sich fort, der Fußboden wich, und der Baron schwebte, von der Jungfrau umschlungen, im weiten lichten Himmelsraume.

„Halt,“ kreischte der König von Candia, indem er den Baron beim Arm festpackte, „halt! Das leid' ich nicht; ich muß auch dabei sein.“ — Doch der Baron fuhr ihn an, sich mit Gewalt losmachend: „Sie sind ein naseweißer Patron und kein König; denn ich müßte weniger Statistiker sein, als ich es wirklich bin, um nicht zu wissen, daß es gar keinen König von Candia giebt. Sie stehen ja in keinem Staatskalender und könnten, wär' es der Fall, höchstens als Druckfehler passiren. Fort, sag' ich, scheren Sie sich fort hier aus der Luft!“ Der Kleine fing an, auf sehr unangenehme Weise zu grunzen. Da berührte die Jungfrau sein Haupt; er kroch zusammen

*) Shakespeare's Romeo und Julia, 2. Aufzug, 2. Scene. — A. d. H.

und schlüpfte in die Brieftasche, welche die Jungfrau an einer goldenen Kette um den Hals gehängt hatte wie ein Amulet.

„O Baron," sprach die Jungfrau, „Du hast Muth, und nicht fremd blieb Dir die göttliche Grobheit. Doch sieh, schon naht sich das Geschwader aus Paphos!"

Der Blumenthron aus Armida*) ließ sich herab aus der Höhe, von hundert Genien umgeben. Der Baron stieg hinein mit der Jungfrau, und nun ging's fort sausend und brausend durch die Lüfte. „O Gott," rief der Baron, als er immer schwindlichter und schwindlichter wurde, „o Gott, hätte ich doch nur nach dem anmuthigen Beispiel geschätzter gräflicher Freunde eine einzige Luftfahrt mit Herrn oder Madame Reichard**) gemacht, so wär' ich ein Baron von Erfahrung und verstände mich auf solche Luftsegelei; — aber nun . . . Was hilft es mir, daß ich auf Rosen sitze neben dem himmlischen Zauberbilde bei dem verfluchten Schwindel, der mir das Innerste umdreht?"

In dem Augenblick schlüpfte der König von Candia aus der Brieftasche und hing sich, indem er wieder schrecklich pfiff und grunzte, an die Füße des Barons, so daß dieser, vom Throne herabrutschend und nur mit Mühe immer wieder hinaufrutschend, sich kaum oben erhalten konnte. Immer schwerer und schwerer wurde der fatale Candia'sche König, bis er den armen Baron ganz hinabzog. Die Rosenkette, an der er sich festhalten wollte, zerriß; er stürzte mit einem Schrei des Entsetzens hinunter und — erwachte. —

Die Morgensonne schien hell ins Zimmer. Der Baron konnte kaum zu sich selbst kommen; er rieb sich die Augen. Er fühlte einen lebhaften Schmerz in den Beinen und im Rücken. „Wo bin ich?" rief er, „welche Töne!" Das Pfeifen, Brummen und Grunzen des Königs von Candia dauerte fort. Endlich raffte sich der Baron auf vom Fußboden, wo er neben dem Sopha gelegen, und entdeckte bald die Ursache

*) Oper von Gluck. —

**) Joh. Karl R., geb. 1786 zu Braunschweig, gest. 1844 in Döhlen, war Chemiker und unternahm mit seiner Gattin Wilhelmine (1788—1848) von Berlin aus, 1810—20, eine Reihe von Luftreisen. — A. d. H.

des seltsamen Tönens. Im Lehnstuhl lag nämlich der Italiener und schnarchte fürchterlich. Die Guitarre, die neben ihm auf der Erde lag, schien seinen Händen entsunken.

„Luigi, Luigi, erwachen Sie!“ rief der Baron, indem er den Italiener rüttelte. Der konnte sich aber schwer von völliger Schlaftrunkenheit erholen. Endlich erzählte er auf dringendes Befragen, daß der Herr Baron — mit gütiger Erlaubniß — gestern Abend, vermuthlich wegen großer Müdigkeit von der Reise, nicht recht bei Stimme gewesen und, wie es manchmal dem besten Sänger geschehe, wirklich etwas gräßliche Töne von sich gegeben habe. Dadurch sei er veranlaßt worden, dem Herrn Baron leise, leise die Guitarre aus der Hand zu nehmen und ihm hübsche italienische Canzonetten vorzusingen, worüber der Baron in der etwas unbequemen orientalischen Stellung mit untergeschlagenen Beinen fest eingeschlafen. Er — sonst eben kein Liebhaber von Wein — habe sich die Erlaubniß genommen, den kleinen Rest des Champagners auszutrinken, den der Herr Baron übrig gelassen, und sei dann ebenfalls in tiefen Schlaf gesunken. In der Nacht sei es ihm gewesen, als höre er dumpfe Stimmen, ja, als würde er gerüttelt mit Gewalt. Zwar sei er halb und halb erwacht, und es habe ihm geschienen, als erblicke er fremde Personen im Zimmer und höre ein Frauenzimmer Griechisch sprechen; aber wie verhext habe er die Augen nicht offen behalten können und sei ganz betäubt wieder eingeschlafen, bis der Herr Baron ihn jetzt erst aufgeweckt.

„Was ist das?“ rief der Baron. „War es Traum, war es Wahrheit? Befand ich mich wirklich mit ihr, mit dem Leben meiner Seele, auf der Reise nach Paphos, und riß mich eine dämonische Gewalt herab? — Ha, soll ich untergehen in diesen Geheimnissen? Hat mich eine grausame Sphinx*) erfaßt und will mich hinunterschleudern in den bodenlosen Abgrund? Bin ich . . .“

*) Keine ägyptische, sondern die Thebanische Sphinx ist gemeint, welche auf einem Berge vor Theben jedem Vorübergehenden ein Räthsel vorlegte. Wer es nicht errieth, den stürzte sie vom Felsen hinab. Als Oedipus das Räthsel gelöst hatte, stürzte sie sich selbst in den Abgrund. — A. d. H.

Der Jäger, der mit dem Portier des Hauses eintrat, unterbrach den Monolog des Barons. Beide erzählten ein seltsames Ereigniß, das sich in der Nacht begeben.

Auf den Schlag zwölf Uhr — so sagten sie — sei ein schöner, schwerbepackter Reisewagen vorgefahren und eine große verschleierte Dame ausgestiegen, die in gebrochenem Deutsch sich sehr eifrig erkundigt, ob nicht den Tag ein fremder Herr angekommen. Er, der Portier, der damals noch nicht den Namen des Herrn Barons gewußt, habe nichts Anderes sagen können, als daß allerdings ein junger, hübscher Herr eingekehrt sei, den er seiner Kleidung nach für einen reisenden Armenier oder Griechen von Stande halten müsse. Da habe die Dame sehr vergnügt gethan, ja, wie außer sich mehrmals hintereinander gerufen: „Eccolo — eccolo — eccolo!“ welches nach dem Bißchen Italienisch, das er verstehe, so viel heiße, als: Das ist er — das ist er!

Die Dame habe dringend verlangt, sogleich in das Zimmer des Herrn Barons geführt zu werden, und behauptet, daß der eingekehrte Herr ihr Gemahl sei, den sie schon seit einem Jahre suche. Eben deshalb habe er aber großes Bedenken getragen, ihrem Verlangen nachzugeben, da man doch nicht wissen könne . . . Genug, er habe den Jäger geweckt, und erst als dieser den Herrn Baron namentlich genannt, und auf sein heiliges Wort versichert, daß Hochdieselben unverheirathet, seien sie hinaufgestiegen nach dem Zimmer des Herrn Barons, das sie unverriegelt gefunden.

Der Dame auf dem Fuße sei etwas gefolgt, woraus sie nicht recht klug werden können; da es aber aufrecht auf zwei Beinen gegangen, so habe es ihnen beinahe scheinen wollen, als sei es ein kleiner kurioser Mann. Die Dame sei auf den Herrn Baron, der, auf dem Sopha sitzend, fest eingeschlafen, zugeschritten, habe sich über ihn hinweggebeugt, ihm ins Gesicht geleuchtet; dann sei sie aber wie im jähen Schreck zurückgefahren und habe mit einem Ton, der ihnen recht ins Herz geschnitten, mehrere unverständliche Worte gesprochen, wozu das, was ihr nachgefolgt, recht hämisch gelacht. Nun habe sie den Schleier zurückgeworfen, ihn, den Portier, mit

zornfunkelnden Augen angeblickt und etwas gesagt, was dem Herrn Baron wiederzusagen ihm die Ehrfurcht verbiete.

„Heraus damit!“ sprach der Baron. „Ich will, ich muß Alles wissen.“

Wenn der Herr Baron, erzählte der Portier weiter, es nicht ungnädig aufnehmen wollten, so habe ihn die fremde Dame mit den Worten angefahren: „Unglücksvogel, es ist nicht mein Gemahl; es ist der schwarze Hasenfuß aus dem Thiergarten!“ — Herrn Luigi, der sehr geschnarcht, hätten sie indessen aus dem Schlaf aufrütteln wollen, um mit der Dame zu reden; er sei aber durchaus nicht zu erwecken gewesen.

Die Dame habe nun fort wollen, in dem Augenblick aber eine kleine blaue Brieftasche gewahrt, die auf dem Tische gelegen. Diese Brieftasche habe die Dame mit Heftigkeit ergriffen, sie dem Herrn Baron in die Hand gegeben und sei hingekniet neben dem Sopha. Sehr seltsam sei es nun anzusehen gewesen, wie der Herr Baron im Schlafe gelächelt und die Brieftasche der Dame dargereicht, die sie schnell in den Busen gesteckt. Nun habe die Dame das Ding, was ihr gefolgt, auf den Arm genommen, sei mit unglaublicher Schnelligkeit die Treppe hinab in den Wagen geeilt und davongefahren.

Der Portier setzte insbesondre hinzu, daß die Dame ihn zwar dadurch tief gekränkt, daß sie ihn, der seit dreißig Jahren sein Bandelier und seinen Degen mit Ruhm und Ehre getragen, einen Vogel geheißen; indessen wolle er gern noch viel mehr als das ertragen, wenn es ihm vergönnt sein könnte, die Dame nur noch ein einziges Mal zu schauen; denn eine ausnehmendere Schönheit habe er in seinem ganzen Leben nicht gesehen.

Dem Baron zerriß die ganze Erzählung das Herz. Es war gar nicht daran zu zweifeln, daß die fremde Dame die Griechin, die Besitzerin der blauen Brieftasche, daß der kleine unförmliche Mann der Magus gewesen, von welchem in dem Blättlein der Unbekannten die Rede. — Und den wichtigsten Moment seines Lebens hatte er verschlafen! — Das bitterste Gefühl erweckte ihm aber der „schwarze Hasenfuß aus dem

Thiergarten", den er nicht wol auf Jemanden anders als auf sich selbst beziehen konnte, und der alles Günstige und Glückliche, das er aus dem Blättlein rücksichts seines Ichs herausbuchstabirte, zu vernichten schien. Nächstdem war ihm die Art, wie er um das theure Besitzthum der Brieftasche nebst ihrem geheimnißvollen Inhalt gekommen, nur zu empfindlich.

„Unglücklicher," fuhr er den Jäger an, „Unglücklicher, sie war es, sie war es selbst, und Du weckteſt mich nicht, — sie, — mein Abgott, mein Leben, — sie, der ich nachreisen wollte nach dem fernen Griechenland!" — Der Jäger erwiderte mit pfiffiger Miene, daß, wenn sie, die Dame, auch die Rechte gewesen, es ihm doch geschienen, als sei der Herr Baron nicht der Rechte gewesen, und da habe es des Aufweckens wol nicht erst bedurft. —

Gar peinlich war es für den Baron, täglich, ja stündlich mit kaum unterdrücktem Lachen gefragt zu werden, wie er so schnell habe aus Griechenland zurückkehren können. Er schützte, da er, rückte er mit der Wahrheit heraus, sich offenbar noch größerem Gelächter preisgegeben hätte, Krankheit vor und wurde aus Aerger und Sehnsucht wirklich so krank, daß sein Arzt nur in dem Gebrauch des stärksten, oft fürchterlich wirkenden Mineralbades, dessen Kraft die stärksten Naturen niederwirft, Rettung für sein Leben fand. Er mußte nach Freienwalde reisen.

Der Zauber der Musik.

Eigentlich wollte der Baron von Freienwalde sogleich nach Mecklenburg gehen zu seinem alten Oheim; indessen fühlte er doch, als das Mineralwasser seine Wirkung gethan, eine unüberwindliche Sehnsucht nach der Residenz und langte in den letzten Tagen des Septembers glücklich wieder in Berlin an. Da er nun wirklich eine Reise gemacht, zwar nicht nach Patras, aber doch nach Freienwalde, so konnte er schon mit mehrerer Festigkeit auftreten und den hämischen Lachern dreist ins

Gesicht blicken. Kam noch hinzu, daß er von der Reise nach Griechenland, die er hatte unternehmen wollen, allerliebst und tiefsinnig und gelehrt zu sprechen wußte, so konnt' es gar nicht fehlen, daß er, seine ganze Liebenswürdigkeit wiedergewinnend, jeden Spott niederschlug und der Abgott mehrerer Fräuleins wurde, wie er es sonst gewesen.

Eines Tages, als schon die Sonne zu sinken begann, war er im Begriff, hinauszugehen in den Thiergarten, als auf dem Pariser Platz dicht vor dem Brandenburger Thor ihm ein Paar ins Auge fiel, das ihn festwurzelte an den Boden. Ein sehr kleiner, verwachsener, krummbeiniger alter Mann, auf groteske Weise altmodisch gekleidet, mit einem großen Blumenstrauß vor der Brust, ein sehr hohes spanisches Rohr in der Hand, führte eine fremdartig gekleidete, verschleierte Dame von edlem Wuchs und majestätischer Haltung. Das Seltsamste war wol gewiß der Haarzopf des Alten, der unter dem kleinen Hut sich hervorschlängelte bis auf die Erde. Zwei muntere Gassenbüblein von der angenehmen Rasse, die im Thiergarten „Glimmstengel mit avec du feu" auszubieten pflegt, mühten sich, dem Alten auf den Zopf zu treten. Das war aber unmöglich; denn in aalartigen Krümmungen und Windungen entschlüpfte derselbe ihren Fußtritten. Der Alte schien nichts davon zu bemerken.

Das Herz bebte dem Baron; geheimnißvolle Ahnungen stiegen in ihm auf. Aber niedersinken hätte er mögen in den schnöden Staub des Pariser Platzes, als die Dame sich nach ihm umschaute, als ihn wie ein Blitz, der durch finstere Wolken zuckt, durch den dichten Schleier der zündende Blick der schönsten schwarzen Augen traf.

Endlich faßte sich der Baron und begriff schnell, daß der Muthwille der Gassenbuben ihm sogleich die Bekanntschaft des Alten und der Dame verschaffen könne. Mit vielem Geräusch verjagte er die Jungen, näherte sich dann dem Alten und sprach, den Hut höflich abziehend: „Mein Herr, Sie bemerken nicht, daß kleine Bestien von Straßenbuben es darauf angelegt haben, Ihren schönen Haarzopf zu ruiniren durch Fußtritte."

Der Alte sah dem Baron, ohne im Mindesten seine Höflichkeit zu erwidern, starr ins Gesicht und schlug dann eine schallende Lache auf, worin die Gassenbuben nebst dem Succurs, den sie vom Brandenburger Thor herbeigeholt, einstimmten, so daß der Baron ganz beschämt da stand und nicht recht wußte, was er nun beginnen solle.

Indessen schritt das Abenteuer langsam fort durch die Linden; der Baron warf einige Münze unter die Eleven der Pflanzschule für Spandau und folgte dann dem Paar, das zu seiner großen Freude einkehrte in den Conditorladen bei Fuchs.

Als der Baron eintrat, hatte der Alte mit der Dame schon Platz genommen in dem heimlichen, mit Weinlaub decorirten Spiegelcabinet. Der Baron setzte sich in das anstoßende Zimmer, und zwar so, daß er das Paar in den Spiegeln genau erblicken konnte.

Der Alte sah sehr mürrisch vor sich nieder; die Dame sprach ihm heftig, jedoch so leise ins Ohr, daß der Baron kein einziges Wort vernehmen konnte. Jetzt kam, was sie bestellt: Eis, Kuchen, Liqueur. Die Dame faßte dem Alten ans Hinterhaupt, und der Baron gewahrte zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß sie den Haarzopf abschraubte, den sie dann öffnete wie ein Etui und Serviette, Messer, Löffel herausnahm. Die Serviette band sie dem Alten um den Hals, wie man es bei Kindern zu thun pflegt, damit sie sich nicht beschmutzen. Der Alte blickte, plötzlich heiter geworden, mit seinen kohlschwarzen Augen die Dame sehr freundlich an und aß mit widrigem Appetit Eis und Kuchen. Jetzt schlug endlich die Dame den Schleier zurück, und in der That, man durfte weniger reizbar sein als der Baron, um doch wie dieser ganz hingerissen zu werden von der ausnehmenden Schönheit der Fremden. Mancher hätte vielleicht, nachdem er den ersten Turandotsblick*) ertragen, behauptet, es fehle dem Gesicht, der ganzen Gestaltung der Fremden jene Anmuth, die, alle strenge Regel der Form verspottend, unwiderstehlich siegt; ein Anderer

*) Vgl. Schiller's Werke (Hempel'sche Ausg.), Thl. 8, S. 40. — A. d. H.

hätte vielleicht vorgeben können, daß der seltsame Isisschnitt*) der Augen und der Stirn ihn etwas unheimlich bedünken wolle, — genug, die Fremde mußte Jedem als eine gar wunderbare Erscheinung gelten. Der Baron quälte sich damit, wie er es anfangen solle, sich auf schickliche Weise mit dem fremden Paare in Rapport zu setzen. Wie, dacht' er endlich, wenn Du den Zauber der Musik ausströmen ließest, um das Gefühl der Schönsten aufzuregen? — Gedacht, gethan; er setzte sich an das schöne Kisting'sche Instrument, das bekanntlich in dem Zimmer des Fuchs'schen Conditorladens steht, und begann auf eine Weise zu phantasiren, die wenigstens ihm, wenn auch nicht Andern, göttlich, sublim vorkam. Gerade bei einem säuselnden Pianissimo rauschte es im Cabinet; er blickte ein Wenig seitwärts und gewahrte, daß die Dame aufgestanden. Dagegen lag oder sprang und hüpfte vielmehr auf dem Platz, wo sie gesessen, der Haarzopf des Alten, bis dieser ihn mit der flachen Hand niederklatschte und laut rief: „Kusch, kusch, Fripon!" Etwas erschrocken über die seltsame Natur des Zopffripons, fiel der Baron sogleich in ein Fortissimo und ging dann über in schmelzende Melodien. Da vernahm er, wie die Dame, verlockt von süßer Töne Gewalt, sich leisen Trittes ihm nahte und hinter seinen Stuhl trat. Alles, was er bis jetzt Schmachtendes und Zärtliches von allen italienischen Maestros, von allen -inis, -anis, -ellis und -iccis gehört, kam an die Reihe. Er wollte schließen im rauschenden Entzücken. Da hörte er dicht hinter sich tief aufseufzen. Nun ist es Zeit, dacht' er, sprang auf und blickte — dem Rittmeister von B. ins Auge, der sich indessen hinter seinen Stuhl gestellt und nun versicherte, daß der Baron sehr Unrecht thue, dem Herrn Fuchs die Gäste zu verscheuchen durch sein entsetzliches Lamentiren und Wirthschaften auf dem Piano. So eben habe wieder eine fremde Dame alle mögliche Zeichen der Ungeduld blicken lassen und sei endlich mit ihrem Begleiter, einem kleinen possierlichen Mann, schnell entflohen.

*) Isis, eine altägyptische Göttin; also ein ägyptischer (mandelförmiger) Schnitt. — A. d. H.

„Was? Entflohen?“ rief der Baron ganz bestürzt, „entflohen aufs Neue?“ Der Rittmeister erfuhr nun von dem Baron in aller Eile genug, um einzusehen, welches interessante Abenteuer er unterbrochen. — „Sie ist es, — sie ist es! Ha, meine Ahnung hat mich nicht getäuscht!“ so schrie der Baron, da der Rittmeister als etwas Absonderliches bemerkte, daß die Dame eine kleine himmelblaue Brieftasche an einer goldenen Kette um den Hals gehängt gehabt. Herr Fuchs, der gerade in der Thüre des Ladens gestanden, hatte gesehen, wie der kleine Alte einen herbeieilenden Halbwagen heranwinkte, mit der Dame hineinstieg und dann wegfuhr mit Blitzesschnelle. Man erblickte noch den Wagen ganz am Ende der Linden nach dem Schlosse zu.

„Ihr nach, ihr nach!“ rief der Baron. — „Nimm mein Pferd!“ der Rittmeister.

Der Baron schwang sich auf und setzte dem muthigen Roß die Hacken in die Rippen. Das aber bäumte sich und brauste dann, freie Kraft und freien Willen übend, wie der Sturmwind fort durch das Brandenburger Thor graden Strichs nach Charlottenburg, wo der Baron wohlbehalten und eben zu rechter Zeit ankam, um bei der Madame Pauli mit mehreren Bekannten ein Abendessen einzunehmen. Man hatte ihn kommen sehen und rühmte allgemein den scharfen und muthigen Ritt um so mehr, da man gar nicht gewußt, daß der Baron sicher und gewandt genug reite, um es mit einer solchen scheuen, wilden Bestie aufzunehmen, wie des Rittmeisters Pferd es sei.

Dem Baron war im Innern zu Muthe, als müsse er sein Dasein verfluchen.

Der griechische Heerführer. Das Räthsel.

Vielen Trost gab dem Baron die Ueberzeugung, daß der Gegenstand seines Sehnens und Hoffens doch nun gewiß in den Mauern von Berlin sich befinde, und daß jeden Augenblick ein günstiger Zufall ihm das seltsame Paar wieder

zuführen könne. Unerachtet der Baron aber mehrere Tage unabläſſig vom frühen Morgen bis in den ſpäten Abend die Linden durchſtrich, ſo ließ ſich doch keine Spur ſehen, weder von dem Alten noch von der Dame.

Sehr vernünftig und gerathen ſchien es daher, ſich auf das Fremdenbureau zu begeben und dort nachzuforſchen, wo das ſeltſame Paar, das am vierundzwanzigſten Julius in der Nacht einpaſſirt, hingekommen.

Dies that der Baron und entwarf zugleich dem Beamten ein ſehr treues Bild des wunderlichen Kleinen und der griechiſchen Dame. Der Beamte meinte indeſſen, da von den einpaſſirten Fremden keine Steckbriefe entworfen würden, ſo könne ihm jene Schilderung wenig helfen; nachſehen wolle er jedoch, was für Fremde überhaupt in jener Nacht angelangt. Außer dem griechiſchen Kaufmann Proſokarchi von Smyrna fand ſich indeſſen kein Ankömmling von fremdartiger Natur; lauter Amtsräthe, Juſtizactuarien ꝛc. aus der Provinz waren am vier- und fünfundzwanzigſten Julius durch die Thore von Berlin hereingefahren. Beſagter Kaufmann Proſokarchi war aber ohne alle Begleitung angekommen; ſchon deshalb konnte es nicht der kleine Alte ſein. Zum Ueberfluß begab ſich aber der Baron zu ihm hin und fand einen ſchönen großen Mann von angenehmer Bildung, dem er mit Vergnügen einige Paſtilles du sérail und auch Balſam von Mekka, der das verſtauchte Bein des Magus curirt, abkaufte. Proſokarchi meinte übrigens auf Befragen, ob er nichts von einer griechiſchen Fürſtin wiſſe, die ſich in Berlin aufhalte, daß dies wol nicht der Fall ſein werde, da er ſonſt ſchon gewiß einen Beſuch von ihr erhalten. Uebrigens aber ſei es gewiß, daß ſich ein vertriebener Primat von Naxos aus einer uralten fürſtlichen Familie mit ſeiner Tochter in Deutſchland umhertreibe, den er indeſſen niemals geſehen.

Was blieb dem Baron übrig, als jeden Tag, wenn die Witterung günſtig, nach jener verhängnißvollen Stelle im Thiergarten zu wallfahrten, wo er die Brieftaſche gefunden, und die, wie es aus dem darin befindlichen Blättlein zu entnehmen, der Lieblingsplatz der Griechin geworden?

„Es ist gewiß," sprach der Baron, als er auf der Bank saß bei der Statue des Apollo, zu sich selbst, „daß sie, die Herrliche, Göttliche, mit ihrem krummen Magus diesen Platz öfters besucht; aber wie ist es möglich, hilft nicht ein glücklicher Zufall, daß ich den Augenblick treffe, wenn sie zugegen? Nimmer, nimmer sollt' ich diesen Ort verlassen, ewig hier weilen, bis ich sie gefunden!"

Aus diesem Gedanken entstand der Entschluß, gleich hinter der verhängnißvollen Bank, neben dem Baume mit der Inschrift eine Einsiedelei anzulegen und fern von dem Geräusche der Welt, in wilder Einöde ganz dem Schmerz der sehnsuchtsvollen Liebe zu leben. Der Baron überlegte, auf welche Weise er bei der Regierung zu Berlin um die Erlaubniß nachsuchen müsse zum beschlossenen Bau, und ob er nicht zu dem Eremitenkleid auch einen falschen Bart tragen solle, den er dann, wenn er sie gefunden, mit vieler Wirkung herabreißen könne vom Kinn.

Während dieser Betrachtungen war es aber ziemlich finster geworden, und der rauhe Herbstwind, der durch die Bäume strich, mahnte den Baron, daß es, da die Einsiedelei noch nicht stehe, gerathen sein würde, anderswo Dach und Fach zu suchen. Wie bebte ihm aber das Herz, als er, aus dem dichten Laubgange herausgetreten, den Alten mit der verschleierten Dame vor sich herschreiten sah! Beinahe besinnungslos stürzte er dem Paar nach und rief ganz außer sich: „O mein Gott, — endlich, endlich! — Ich bin's, — Theodor, — die blaue Brieftasche!" — „Wo ist sie, die Brieftasche? Haben Sie sie gefunden? Gott sei gedankt!" So rief der Kleine, indem er sich umwandte. Und dann: „Ha, sind Sie es, bester Baron? Nun, das ist ein wahres Glück. Ich gab mein Geld schon verloren."

Niemand Anderes aber war der Kleine als der Banquier Nathanael Simson, der mit seiner Tochter eben von einem Spaziergange zurückkehrte nach seiner im Thiergarten belegenen Wohnung. Man kann denken, daß der Baron nicht wenig betreten war über seinen Irrthum, und das um so mehr, als er sonst der ganz hübschen, aber ein Wenig alternden

Amalia — so hieß des Banquiers Tochter — sehr stark den Hof gemacht, sie aber dann verlassen. Mit beißendem Spott hatte Amalia über des Barons verfehlte Reise nach Griechenland gesprochen und eben deshalb der Baron sie vermieden, wie er nur konnte.

„Sieht man Sie endlich wieder, lieber Baron?" so begann Amalia; doch Simson ließ sie nicht zu Worte kommen, sondern fragte unaufhörlich nach der Brieftasche. Es ergab sich, daß er vor einigen Tagen, was ihm sonst nie geschehen, in den Gängen des Thiergartens eine Brieftasche, worin ein Fünfzigthaler-Tresorschein befindlich, verloren und diese, glaubte er, hätte der Baron gefunden. Der Baron war ganz verwirrt über das Mißverständniß und wünschte sich hundert Meilen fort. Indem er aber sich loszumachen strebte, hing Amalia ohne Umstände ihren Arm in den seinen und meinte, daß man einen werthen Freund, den man so lange nicht gesehen, festhalten müsse. Der Baron fand keine Entschuldigung; er mußte sich bequemen, mit der Familie Thee zu trinken.

Amalia hatte sich in den Kopf gesetzt, den Baron aufs Neue an sich zu fesseln. Sie forderte ihn auf, so viel von dem Abenteuer, das er in Griechenland zu bestehen gedacht, zu erzählen, als er dürfe, ohne vielleicht tiefe Geheimnisse zu verrathen, in die sie nicht eindringen wolle, und da sie Alles, was der Baron vorbrachte, himmlisch, göttlich, sublim fand, so ging diesem immer mehr das Herz auf. Er konnt' es nicht unterlassen, Alles herauszusagen, wie es sich in der Nacht vom vier- zum fünfundzwanzigsten Julius so wie im Fuchs'schen Laden begeben. Amalia bezwang sehr geschickt das Lachen, zu dem sich ein paar Mal die Mundwinkel verzogen, beschwor den Baron, doch einmal zur Abendzeit sie im neugriechischen Costüm zu besuchen, da er darin ganz allerliebst aussehen müsse, und schien zuletzt plötzlich in einen halbträumerischen Zustand zu versinken. „Es ist vorüber!" sprach sie dann. Natürlicherweise fragte der Baron, was denn vorüber sei, und nun vertraute Amalia, daß sie so eben von dem Andenken an einen äußerst merkwürdigen Traum ergriffen worden,

den sie vor einiger Zeit, und zwar, wie es ihr jetzt bestimmt beifalle, in der Nacht vom vier- zum fünfundzwanzigsten Julius geträumet. Da sie in Friedrich Richter's*) Werken wohl belesen, so gelang es ihr, in dem Augenblick einen Traum zu improvisiren, der phantastisch genug klang, und dessen Tendenz in nichts Geringerem bestand, als des Barons Erscheinung in neugriechischer Tracht wie alle ihre innerste Liebe entzündend darzustellen. — Der Baron war hin, — die Griechin, die Einsiedelei, die blaue Brieftasche vergessen.

Aber nicht anders geht es in der Welt: das, was man eifrig verfolgt, erreicht man am Letzten; das, was man nicht zu erreichen strebt, kommt von selbst herbei. Der Zufall ist ein neckischer und neckender Spukgeist.

Genug, der Baron hatte beschlossen, hauptsächlich Amalia's halber, Berlin vor der Hand nicht zu verlassen, und fand es daher nöthig, die „Sonne" mit einer bequemen Wohnung zu vertauschen.

Als er nun die Stadt durchwanderte, fiel ihm über der Thüre des schönen großen Hauses in der Friedrichstraße Nr.... ein großer Zettel mit der Inschrift ins Auge: „Hier sind möblirte Zimmer zu vermiethen!"

Der Baron stieg ohne Weiteres die Treppe hinauf. Vergebens suchte er eine Klingelschnur, und mochte er an diese, jene Thür im Vorsaal klopfen, wie er wollte, Alles blieb mäuschenstill. Endlich war's ihm, als höre er von innen heraus ein seltsames Plappern und Schwatzen. Er drückte die Thüre des Gemachs, aus dem der Ton zu kommen schien, auf und befand sich in einem mit auserlesenem Geschmack und großer Pracht ausstaffirten Zimmer. Vorzüglich merkwürdig schien ihm das große Bett mit reicher seidener Draperie, Blumengewinden und vergoldetem Schnitzwerk, das in der Mitte stand.

„Lagós pipérin étribe, kakón tis kephalis tu."
(*Λαγὸς πιπέριν ἔτριβε, κακόν τῆς κεφαλῆς του.*)**)

*) Jean Paul's. — A. d. H.

**) Da der Baron nicht neugriechisch verstand, so wußte er nicht, daß

So rief es dem Baron mit schnatternder Stimme entgegen, ohne daß er irgend Jemanden gewahrte. Er schaute um sich, und — o Himmel! — auf einem zierlichen Pfeilertische lag die verhängnißvolle Brieftasche. Er sprang hinzu, wollte sich des ihm geraubten Kleinodes bemächtigen; da schrie es ihm in die Ohren:

„Ho diabólos gidia dén iche ke türi épulie."
(*Ο διαβόλος γήδια δὲν εἶχε καὶ τυρὶ ἔπουλιε.*)*)

Entsetzt prallte er zurück. Aber in dem Augenblick vernahm er leise Seufzer, die offenbar aus dem großen Bette kamen. „Sie ist es, sie ist es!" so dachte er, und das Blut stockte ihm in den Adern vor Wonne und süßer Ahnung. Er näherte sich bebend, erblickte durch eine Spalte der Gardine eine Spitzenhaube mit bunten Bändern. „Muth — Muth!" flüsterte er sich zu, faßte die Gardine, zog sie zurück. Da fuhr aus dem Kissen mit einem gellenden Schrei in die Höhe — jener wunderliche kleine Alte, dem er mit der Dame begegnet. Er war es, der die weibliche Spitzenhaube auf dem Kopfe trug, und deshalb sah der Kleine so höchst possierlich aus, daß jeder Andere, der weniger gespannt auf ein Liebesabenteuer gewesen wie der Baron, in lautes Lachen ausgebrochen wäre.

Der Alte glotzte den Baron an mit seinen großen schwarzen Augen und begann endlich mit leiser wimmernder Stimme: „Sind Sie es, Hochgeborner? Ach Gott, Sie führen doch nicht etwa Böses im Schilde gegen mich, weil ich Sie neulich ausgelacht auf dem Pariser Platz, als Sie meinen muntern Jungen von Haarzopf in Schutz nehmen

---

diese Worte heißen: Der Hahn stieß den Pfeffer zum Verderben seines Hauptes. — A. d. Verf. [Unrichtig übersetzt; der Satz bedeutet: Ein Hase (nicht der Hahn) zerrieb Pfeffer und bekam davon Kopfweh. Auch lautet der griechische Satz eigentlich in seiner zweiten Hälfte: „*Κακὸν 'ς τὴν κεφαλήν του*" (schlimm für seinen Kopf). — Dieser und die folgenden drei neugriechischen Sätze sind Sprichwörter in Versen. — A. d. H.]

*) Der Teufel hatte keine Ziegen und verkaufte dennoch Käse. — A. d. Verf. (*δὲν = οὐδὲν*, nichts. — A. d. H.)

wollten? Starren Sie mich nicht so entsetzlich an! Ich muß mich sonst fürchten." —

Der Baron schien nichts von dem, was der Alte sprach, zu vernehmen; denn ohne den stieren Blick von ihm abzuwenden, murmelte er dumpf vor sich hin: „König von Candia, — König von Candia!" Da lächelte der Alte sehr anmuthig, setzte sich auf die Kissen und begann: „Ei, ei, bester Baron, Theodor von S., sollten Sie auch von dem seltsamen Wahnsinn befangen sein, mich geringen Mann für den König von Candia zu halten? Sollten Sie mich denn nicht kennen? Sollten Sie denn nicht wissen, daß ich Niemand Anderes bin als der Kanzleiassistent Schnüspelpold aus Brandenburg?"

„Schnüspelpold?" wiederholte der Baron. — „Ja, so heiße ich," fuhr der Kleine fort, „aber Kanzleiassistent in officio*) schon seit langen Jahren nicht mehr. Die verdammte Sucht, zu reisen, hat mich um Amt und Brod gebracht. Mein Vater — Gott hab' ihn selig! Er war ein Knopfmacher in Brandenburg, — war auch solch ein Reisenarr und sprach so viel von der Türkei, wo er einmal gewesen, daß ich nicht länger ruhig sitzen konnte. Vielmehr stand ich eines Tages auf, ging über Genthin nach Tangermünde, setzte mich dort in einen Elbkahn und fuhr nach der ottomanischen Pforte. Die wurde aber, als ich ankam, gerade zugeworfen, und da ich mit der rechten Hand hingreifen wollte in die Türkei, quetschte mir die Pforte zwei Finger weg, wie Sie, Hochgeborner, hier an den wächsernen Fingern sehen können, die mir die abgequetschten ersetzen sollten. Da dieses schnöde Wachs aber immer wegschmolz beim Schreiben ..."

„Lassen Sie das," unterbrach der Baron den Alten, „und sagen Sie mir lieber Alles von der fremden Dame, von dem Himmelsbilde, das ich mit Ihnen erblickte im Fuchsischen Laden!"

Der Baron erzählte nun, wie es gekommen mit dem Funde der Brieftasche, der Reise nach Griechenland, dem Traum in der „Sonne", und schloß damit, den Alten zu

*) Im Dienste. — A. d. H.

beschwören, seiner Liebe nicht entgegen zu sein, da, seiner seltsamen Ausreden unerachtet, und wenn er auch nichts Höheres vorstellen wolle als den Kanzleiassistenten Schnüspelpold aus Brandenburg, er doch als Vater oder Oheim der holden Griechin über ihr Schicksal gebiete. — „Ei," sprach Schnüspelpold, vor Freude schmunzelnd, „ei, das ist mir ja über alle Maßen lieb, daß Sie vermöge der blauen Brieftasche in Liebe gekommen zu der griechischen Fürstin, deren Vormund ich zu sein die lästige Ehre habe. Das Oberlandesgericht auf Paphos hat mich dazu erkoren, weil sie keinen Menschen finden konnte, der gewisse geheime magische Eigenschaften ... Nun, nun, Schnüspelpoldchen, schwatze nicht aus der Schule! Still, still, mein Söhnlein! — Ich zweifle gar nicht, Hochgeborner, daß Sie bei meinem Mündel reussiren werden. So viel kann ich Ihnen sagen, daß sie einen jungen Prinzen, Namens Theodoros Kapitanaki, sucht, den eigentlichen Finder der blauen Brieftasche. Sind Sie denn nun auch Derselbe nicht...." — „Was?" unterbrach der Baron den Alten, „was? Ich sollte die Brieftasche nicht gefunden haben?" — „Nein," erwiderte der Alte fest und stark, „Sie haben die Brieftasche nicht gefunden und sind überhaupt von allerlei tollen Einbildungen befangen." — „Vergebens hängst Du Dich mir an die Füße, grober, bleischwerer König!" rief der Baron; aber die gellende Stimme schrie:

„Allú ta kaskarismata k' allú genún hi kótes."
(*Αλλοῦ τὰ κασκαρίσματα καὶ ἀλλοῦ γενοῦν ἡ κότες.*)*)

„Still, still, kleiner Schreihals!" sprach der Alte sanft, und der graue Papagei hüpfte auf die oberste Sprosse seines Gestelles. Dann wandte der Alte sich zum Baron und sprach ebenso sanft: „Sie heißen Theodor, Hochgeborner, und wer weiß, welche geheimen Beziehungen noch stattfinden und Sie zu dem rechten Theodoros Kapitanaki machen können. Eigentlich

*) Die Henne gackert an einer Stelle und legt an der andern ihr Ei. — A. d. Verf. [Eigentlich: Anderswo das Gegacker und anderswo legt das Huhn. — A. d. H.]

kommt es nur auf eine Kleinigkeit an, wodurch Sie Herz und Hand meiner fürstlichen Mündel auf der Stelle gewinnen können. Ich weiß, Sie haben hübsche Connexionen im Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Können Sie es durch diese dahin bringen, daß der Großsultan die griechischen Inseln für einen Freistaat erklärt, so ist Ihr Glück gemacht. — Aber — was erblicke ich?"

Mit diesem Ausruf sank der Alte tief in die Kissen zurück und zog die Bettdecke über den Kopf.

Der Baron folgte dem Blick des Alten und schaute im Spiegel die Gestalt der Griechin, die ihm zuwinkte.

Sie stand in der offenen Thüre, die dem Spiegel gegenüber befindlich. Er wollte ihr entgegen, verwickelte sich aber in den Fußteppich und fiel der Länge nach hin. Der Papagei lachte sehr. Als aber nun die Griechin, in das Zimmer hineingeschritten, dicht neben dem Baron stand, suchte er wie ein geschickter Tänzer seinem Fall den Anschein des Niederstürzens auf die Kniee zu geben. „Endlich, o süßer Abgott meiner Seele!" begann er auf Italienisch; doch die Griechin sprach mit leiser Stimme: „Still, — wecke den Alten nicht, indem Du mir wiederholst, was ich längst weiß! — Stehe auf!" — Sie reichte ihm die Lilienhand; er erhob sich, ganz Wonne und Entzücken, und nahm Platz an ihrer Seite auf dem üppigen Divan, der in dem Hintergrunde des Zimmers angebracht war.

„Ich weiß Alles," wiederholte die Griechin, indem sie ihre Hand in der des Barons ruhen ließ; „mag auch mein Magus behaupten, was er will, Du fandest die Brieftasche, — Du bist aus griechischem fürstlichen Stamm entsprossen, und bist Du auch nicht Der, dem meine Seele, mein Ich nacheilte, so kannst Du doch Herr meines Lebens werden, wenn Du willst."

Der Baron erschöpfte sich in Betheuerungen. Die Griechin, sinnend den Kopf in die Hand gestützt, schien nicht darauf zu achten; endlich fragte sie den Baron leise ins Ohr: „Hast Du Muth?" Der Baron betheuerte, daß er Muth besitze wie ein Löwe.

„Könntest Du wol", fuhr die Griechin fort, „dem alten Ungethüm dort im Bette, während es fest schläft, mit diesem Messerchen . . ."

Der Baron, das bekannte chirurgische Messerchen aus der Brieftasche in der Hand der Griechin gewahrend, schauerte entsetzt zurück.

. . . „mit diesem Messerchen", sprach die Griechin weiter, „den Zopf in der Mitte durchschneiden? — Doch es ist nicht nöthig; der Papagei bewacht ihn, und wir können ruhig sprechen. — Also aus fürstlichem Stamm?" — Der Baron erzählte nun von dem Bilde der Großmutter, von seiner Mutter, — genug, Alles das, was der geneigte Leser aus dem Gespräche des Barons mit seinem Oheim bereits erfahren.

Die schönen Augen der Griechin leuchteten vor Freude; durch ihr ganzes Wesen schien der Feuerstrom neuen Lebens zu glühen. Sie war in diesem Augenblicke so über die Maßen schön und herrlich, daß der Baron sich in den höchsten Himmel verzückt fühlte. Selbst wußte er nicht, wie es geschah, daß sie plötzlich in seinen Armen lag, daß brünstige Küsse auf seinen Lippen brannten.

„Ja," sprach die Griechin endlich, „ja, Du bist es, Du bist es, der erkoren, mein zu sein. Eile mit mir nach dem Vaterlande zurück, nach jener heiligen Stätte, wo schon die entschlossenen Häupter des Volkes gewappnet und Deiner gewärtig stehen, um das schnöde, schändliche Joch abzuschütteln, unter dem wir ein elendes, mühseliges Leben hinseufzen! Ich weiß es, Dir fehlt nicht mehr Kleid und Rüstung; Dir fehlen nicht Waffen. Alles hast Du vorbereitet. Du stellst Dich an die Spitze; Du schlägst, ein tapferer Heerführer, den Pascha aufs Haupt, Du befreiest die Inseln und genießest, mit mir verbunden durch ein heiliges Band, alles Glück, das Dir die Liebe und die schöne segensreiche Heimath gewähren können. Was hast Du auch zu befürchten bei dem kühnen Unternehmen? Schlägt es fehl, so stirbst Du entweder den Heldentod des tapfern Kriegers, oder bekommt Dich der Pascha gefangen, so wirst Du höchstens gespießt, oder man streut Dir Pulver in die Ohren und zündet es an oder wählt eine

andere, dem wahren Helden anständige Todesart. Mich bringt man, da ich jung bin und schön, in den Harem des Pascha, aus dem mich dann, bist Du wirklich auch nicht der junge Fürst Theodoros Kapitanaki, sondern, wie mein Magus behauptet, nur der schwarze Hasenfuß aus dem Thiergarten gewesen, mein wahrhaftiger Prinz befreien wird."

In dem Innern des Barons ging bei diesen Reden der Griechin eine seltsame Veränderung vor. Denn auf glühende Hitze folgte eine Eiskälte, und es wollte den Baron gar eine Fieberangst überwältigen.

Doch nun blitzte es aus den Augen der Griechin; ihr ganzes Antlitz wurde furchtbar ernst. Sie erhob sich, stand in voller hoher Majestät vor dem Baron und sprach mit dumpfer feierlicher Stimme: „Wärst Du aber weder Theodoros noch der schwarze Hasenfuß? Wärst Du nichts als ein täuschendes Schattenbild, — das Schattenbild jenes unglücklichen Jünglings, dem die böse Empuse, schmerzhaft berührt von seinem Violinbogen, das Blut aussog?*) — Ha, Deine Pulsader muß ich öffnen, Dein Blut sehen; dann schwindet jede dämonische Täuschung."

Damit schwingt die Griechin das blanke, blitzende Messerchen hoch empor; aber der Baron springt schnell auf und rennt entsetzt nach der Thüre. Der Papagei schreit gellend:

„Alla páschi ho gaïdaros ke álla ebriskusin."
(*Ἄλλα πάσχει ὁ γαΐδαρος καὶ ἄλλα ἐβρίσκουσιν.*)**)

Schnüspelpold ist mit einem gewagten Satz aus dem Bette heraus und ruft: „Halt, halt, Hochgeborner! Die Fürstin

*) Bartholdy erzählt in seiner Reise nach Griechenland von einem Jüngling, der zu Athen starb, und dessen Tod man Folgendem zuschrieb: Eines Abends saß er mit einem Freunde im Freien auf einer Bank und spielte die Geige. Dadurch herbeigelockt, setzt sich eine Larve (Empuse) neben ihm hin. Er fährt fort, zu spielen, und berührt mit dem Bogen die Larve schmerzhaft, die sich zu rächen beschließt. Von dem Augenblick schwindet sein Körper hin. Er wird zum Schattenbilde, bis er stirbt. — A. d. Verf.

**) Der Esel findet was Anderes, als wonach er trachtet. — A. d. Verf. [Eigentlich: Anderes begehrt der Esel, und Anderes gewährt man. — A. d. H.]

ist Ihre Braut, Ihre Braut!" — Doch pfeilschnell ist der Baron die Treppe hinab, hinaus aus dem Hause, — fort — fort. —

Amalia Simson wollte herausgebracht haben, daß der angebliche Kanzleiassistent Schnüspelpold Niemand Anderes gewesen als ein gelehrter Jude aus Smyrna, der nach Berlin gekommen, um sich von dem Geheimrath Diez*) über eine zweifelhafte Stelle im Koran belehren zu lassen, den er aber unglücklicherweise nicht mehr am Leben gefunden. Die griechische Fürstin machte Amalia Simson zu der Tochter des Juden, die über den Verlust ihres Geliebten wahnsinnig geworden.

Alles verhält sich wol aber ganz anders. Der geneigte Leser möge nur an das Blättlein denken und an so manchen andern vorgekommenen Umstand, um sich zu überzeugen, daß das Räthsel keineswegs gelöset.

Merkwürdig genug ist es, daß der Baron Theodor von S. nun wirklich nach Griechenland gereist sein soll. Kommt er bald zurück, so wird man Näheres erfahren von Schnüspelpold und der Griechin, die Schreiber Dieses, aller Mühe unerachtet, in Berlin nicht hat auffinden können. Weiß Derselbe künftig mehr von dem Baron und seinen geheimnißvollen Verhältnissen, so wird er nicht unterlassen, im folgenden Jahre dem geneigten Leser auf dem einmal eingeschlagenen Wege davon getreuen Bericht zu erstatten.

*) Heinr. Friedr. von D., geb. 1750 in Bernburg, gest. 1817 zu Berlin, war 1784 preußischer Gesandter in Konstantinopel, Uebersetzer mehrerer Werke orientalischer Literatur. — A. d. H.

Die Geheimnisse.

Merkwürdige Correspondenz des Autors mit verschiedenen Personen.

(Als Einleitung.)

Mein Herr!

Unerachtet gewisse Schriftsteller und sogenannte Dichter wegen ihres nicht leicht zu unterdrückenden Hanges zur groben Lüge und anderer, der gesundesten Vernunft schädlichen Phantasterei nicht in dem besten Rufe stehen, so habe ich doch Sie, der Sie ein öffentliches Amt bekleiden, mithin wirklich etwas sind, ausnahmsweise für einen wackern, gutmüthigen Mann gehalten. Kaum in Berlin angekommen, mußte ich mich aber leider vom Gegentheil überzeugen. Womit habe ich alter schlichter, einfacher Mann, ich ruhmvoll entlassener Kanzleiassistent, ich Mann von feinem Verstande, humanen Sitten, großer Wissenschaft, ich Ausbund von gutem Herzen und schöner Denkungsart, — womit, sage ich, habe ich es um Sie verdient, daß Sie mich dem verehrungswürdigen Publicum in Berlin zur Schau stellen und in dem Taschenkalender von diesem Jahr*) nicht allein Alles erzählen, was sich mit dem Herrn Baron Theodor von S., meiner fürstlichen Pflegebefohlenen und mir begeben, sondern mich noch dazu — ich habe Alles erfahren — abkonterfeien lassen nach dem natürlichen Leben und in Kupfer stechen, wie ich lustwandle mit meinem

*) 1821, S. 191—262: „Die Irrungen". — A. d. H.

Herzenskinde über den Pariser Platz, durch die Linden, und wie ich dann im Bette liege in zierlichen Nachtkleidern und mich erschrecke über des Herrn Barons unvermutheten Besuch? Ist Ihnen vielleicht mein elektrophorischer Haarzopf, worin zugleich mein Reisebesteck befindlich, in die Quere gekommen? Hat Ihnen mein Blumenstrauß mißfallen? Haben Sie etwas dagegen, daß das Pupillen-Collegium auf Cypern*) mich zum Vormunde der .... Ja, — nun denken Sie, ich werde den Namen der Schönsten geradezu hinschreiben, damit Sie ihn auch ausschreien können in Taschenbüchern und Journalen. Das lasse ich aber bleiben, sondern frage blos im Allgemeinen, ob Sie vielleicht mit der Verfügung jenes cyprischen Collegiums unzufrieden sind. Sein Sie überzeugt, mein Herr, daß bei Ihrem unnützen Treiben in Schriftstellerei und Musik weder der Präsident noch irgend ein Rath des hiesigen oder irgend eines andern Pupillen-Collegii Ihnen das Vertrauen geschenkt und Sie zum Vormunde eines zum Entzücken schönen, geistreichen Frauenzimmers bestellt haben würde, wie es jenes ehrwürdige Collegium gethan hat. Und überhaupt, wollen Sie auch hier in der Stadt was vorstellen, und mögen Sie auch Manches ganz artig zu verfügen verstehen vermöge Ihres Amtes, so haben Sie sich doch darum, was in Cypern verfügt worden, ebenso wenig zu bekümmern als um meine wächsernen Finger und um meine Spitzenhaube! — — — —**)

Danken Sie Gott, mein Herr, daß Sie nicht so wie ich eintreten wollten in die Ottomanische Pforte, gerade als sie zugeschlagen wurde! Wahrscheinlich hätten Sie vermöge des gewöhnlichen Schriftstellervorwitzes nicht die Finger hineingesteckt, sondern die Nase und müßten jetzt, statt daß Sie andern honetten Leuten wächserne Nasen zu drehen unternehmen, selbst eine dergleichen tragen. Daß Sie einer zierlichen Morgenkleidung von weißem, mit Rosaschleifen besetzten Musselin und einer Spitzenhaube einen Warschauer Schlaf-

*) Früher (S. 94, Z. 8 f.) war es das Oberlandesgericht auf Paphos. —

**) Hier folgt im ersten Druck die auf den Taschenkalender bezügliche Bemerkung: „die Sie wahrscheinlich auf Herrn Wolff's Kupfertafel betrachten mit neidischen Blicken." — A. d. H.

rock und ein rothes Käppchen vorziehen, ist Sache des Geschmacks, und will ich nicht mit Ihnen darüber rechten.

Und wissen Sie wol, mein Herr, daß mir Ihre leichtsinnige Ausplauderei im Taschenkalender, gleich nachdem in den Intelligenzblättern unter den angekommenen Fremden mein Name gestanden hatte, die allergrößten Unannehmlichkeiten zuzog? Die Polizei hielt mich, mußte mich nach Ihrem Gewäsche, oder vielmehr, da Sie die Geheimnisse meines Herzenskindes austrompetet, für denjenigen Frevler halten, der den melonenleibigen Apollo im Thiergarten und auch wol andere Statüen verunstaltet hat, und es kostete viel Mühe, mich zu rechtfertigen und darzuthun, daß ich ein enthusiastischer Kunstfreund sei und nichts weniger als ein verstellter abergläubischer Türke. Sie sind selbst ein Rechtskundiger und haben nicht einmal bedacht, daß mich die verwünschte Apollo-Nase hätte als Staatsverbrecher nach Spandau bringen oder mir gar eine Tracht der unbilligsten Prügel zuziehen können, wenn nicht, was Letzteres betrifft, von der gütigen Natur mein Rücken durch ein geschickt angelegtes Bollwerk auf ewig gegen alle Prügel bewahrt wäre. Lesen Sie im zwanzigsten Titel des zweiten Theils vom Allgemeinen Landrecht die §§ 210, 211 nach*) und schämen Sie sich, daß ein verabschiedeter Kanzleiassistent aus Brandenburg Sie daran erinnern muß!

Kaum der Untersuchung und Strafe entronnen, wurde ich in meiner Wohnung, die man unglücklicherweise erfahren, auf eine solch entsetzliche Art bestürmt, daß ich hätte wahnsinnig werden, verzweifeln müssen, wäre ich nicht ein fester, gesetzter Mann und durch meine vielfachen gefahrvollen Reisen hin-

*) § 210: Wer die von der Obrigkeit angeschlagenen Patente, Verordnungen und öffentlichen Anzeigen aus Muthwillen abreißt, beschädigt oder sonst schimpflich behandelt: Der soll, nach Beschaffenheit des verübten Muthwillens, seines Alters, Standes und Vermögens, mit körperlicher Züchtigung, Strafarbeit, Gefängniß auf vier Wochen bis ein Jahr oder verhältnißmäßiger Geldstrafe belegt werden.

§ 211: Eine gleiche Strafe trifft Denjenigen, welcher öffentliche Denkmäler, Statüen, Stadtthore, Meilenzeiger, Warnungstafeln, Spaziergänge oder andere zum Gebrauche des Publici bestimmte Werke und Gebäude verunstaltet oder beschädigt.

länglich gewöhnt an bedrohliches Ungemach. Da kamen Frauenzimmer und verlangten, gewohnt, Alles prompt und wohlfeil zu haben, eben daher aber eifrige und stetige Käuferinnen der prächtigen Modewaaren in Auctionen ihre Laden räumender Kaufleute, ich solle ihnen auf der Stelle türkische Shawls drucken. Am Aergsten unter ihnen trieb es Mademoiselle Amalie Simson, welche nicht nachließ mit Bitten und Flehen, ich möchte ihr doch auf den Brusttheil eines Spensers von rothem Kasimir ein hebräisches Sonett, das sie selbst gedichtet, hinsetzen mit Goldtinctur. Andere Leute aus den verschiedensten Ständen wollten bald meine Wachsfinger anschauen, bald mit meinem Haarzopf spielen, bald meinen Papagei Griechisch sprechen hören.

Junge Herren mit Wespentaillen, thurmhohen Hüten, Kosakenhosen und goldenen Sporen lorgnettirten umher, guckten durch Ferngläser, als wollten sie die Wände durchschauen. Ich weiß, wen sie suchten, und manche hatten auch dessen gar kein Hehl, sondern fragten in kecker, unverschämter Weise geradezu nach der schönen Griechin, als sei mein himmlisches Fürstenkind ein wunderbares Naturspiel, das ich der gaffenden Menge ausstelle. Widerlich, gar widerlich erschienen mir diese jungen Leute; aber noch viel abscheulicher war es mir, wenn Manche sich mir geheimnißvoll nahten und mystische Worte sprachen von Magnetismus, Siderismus, magischen Verknüpfungen durch Sympathie und Antipathie u. s. w. und dabei wunderliche Geberden und Zeichen machten, um sich mir als Eingeweihte zu zeigen, ob ich gleich gar nicht verstand, was sie wollten. Lieber waren mir Die, welche ganz treuherzig verlangten, ich solle ihnen ein Bißchen wahrsagen aus der Hand oder aus dem Kaffeegrunde. Es war ein heilloses Treiben, ein wahrer Teufelssabbath in dem Hause. — Endlich gelang es mir, bei Nacht und Nebel mich davonzumachen und eine Wohnung zu beziehen, die bequemer, besser eingerichtet ist und auch den Wünschen meiner Fürstin mehr entspricht, — entsprechen würde, wollt' ich sagen; denn ich befinde mich jetzt allein. Mein jetziges Logis erfährt Niemand und am Allerwenigsten Sie, da ich Ihnen durchaus nichts Gutes zutraue.

Und wer ist einzig und allein an dem ganzen Spectakel schuld als Sie? Wie kommen Sie dazu, mich dem Publicum so zweideutig darzustellen, daß ich für einen unheimlichen Kabbalisten gelten muß, der mit irgend einem geheimnißvollen Wesen in seltsamer Verbindung lebt?

Ein ehrlicher verabschiedeter Kanzleiassistent soll ein Hexenmeister sein, — welch ein Unsinn! Was geht Ihnen, mein Herr, überhaupt das magische Verhältniß an, in welchem ich mit meinem Herzenskinde stehe, mag es nun wirklich stattfinden oder nicht? — Mögen Sie auch Talent genug besitzen, zur Noth eine Erzählung oder einen Roman mit angestrengter Mühe zusammenzudrechseln, so fehlt es Ihnen doch gänzlich an gehörigem tiefen Verstande und sublimer Wissenschaft, um auch nur eine Silbe zu verstehen, wenn ich mich herablassen sollte, Sie über die Geheimnisse eines Bundes zu belehren, der dem ersten aller Magier, dem weisen Zoroaster selbst, nicht unwürdig erscheinen möchte. Es ist nichts Leichtes, mein Herr, so wie ich einzudringen in die tiefsten Tiefen der göttlichen Kabbala, aus denen sich schon hienieden ein höheres Sein emporschwingt, wie aus der Puppe sich der schöne Schmetterling entwickelt und muthig flatternd emporsteigt. Es ist aber meine erste Pflicht, Niemanden meine kabbalistischen Kenntnisse und Verbindungen zu verrathen, und daher schweige ich auch gegen Sie davon, so daß Sie mich von nun an lediglich für einen schlichten verabschiedeten Kanzleiassistenten und wackern Vormund eines liebenswürdigen vornehmen Frauenzimmers halten müssen. Sehr unlieb und schmerzhaft wird es mir auch sein, wenn Sie oder Jemand Anderes erfahren sollten, daß ich jetzt in der Friedrichstraße, unweit der Weidendammer Brücke, Nr. 9 wohne.

Habe ich Ihnen, mein Herr, gebührend vorgehalten, wie Sie sich, wenn auch gerade nicht boshafter, doch leichtsinniger Weise vergangen, so füge ich nur noch die Versicherung hinzu, daß ich das Gegentheil von Ihnen bin, nämlich ein besonnener, gutmüthiger, Alles, was zu unternehmen, vorher wohl überlegender Mann. Sie sind daher für jetzt vor meiner Rache völlig sicher, und das um so mehr, weil mir eben keine

Mittel zu Gebote stehen. Wäre ich ein Recensent, so würde ich Ihre Schriften weidlich herunterhunzen und dem Publicum so klar darthun, wie es Ihnen an allen Eigenschaften eines guten Schriftstellers mangle, daß kein Leser etwas von Ihnen mehr lesen, kein Verleger es mehr verlegen sollte. Aber da wär's denn doch nöthig, erst Ihre Schriften zu lesen, und dafür soll mich der Himmel behüten, da nichts als bare Ungereimtheiten, die gröbsten Lügen darin enthalten sein sollen. Ueberdem wüßte ich auch nicht, wie ich, die ehrlichste Taubenseele von der Welt, zu der gehörigen Masse von Galle kommen sollte, die jeder tüchtige Recensent zum Verbrauch stets vorräthig haben muß.

Wäre ich, wie Sie es haben dem Publicum andeuten wollen, wirklich eine Art von Magus, so sollt' es freilich anders stehen mit meiner Rache. Darum für jetzt Verzeihung, Vergessen des zu Tage geförderten Unsinns über mich und meine Pflegebefohlene! Sollten Sie sich aber unterfangen, etwa in dem künftigen Taschenkalender auch nur ein Wörtchen von dem zu erwähnen, was sich weiter mit dem Baron Theodor von S. und uns begeben, so bin ich fest entschlossen, mich, mag ich nun sein, wo ich will, augenblicklich umzusetzen in das kleine spanisch costümirte Teufelspüppchen, das auf Ihrem Schreibtische steht, und Ihnen, kommt Ihnen der Gedanke, zu schreiben, nicht einen Augenblick Ruhe zu lassen. Bald springe ich Ihnen auf die Schulter und sause und zische Ihnen in die Ohren, daß Sie keines Gedankens mächtig bleiben, sei er auch noch so einfältig. Bald springe ich ins Tintenfaß und bespritze das fertige Manuscript, so daß der geschickteste Setzer den gesprenkelten Marmor nicht zu entziffern vermag. Dann spalte ich die appetitlich gespitzten Federposen, werfe das Federmesser in dem Augenblick, da Sie darnach greifen, vom Tische herab, so daß die Klinge abspringt; dann verstöre ich die Papiere durcheinander, bringe die mit allerlei Notizen beschriebenen kleinen Blättchen in gehörigen Luftzug, daß sie, wird nur die Thüre geöffnet, lustig emporwirbeln. Dann klappe ich die aufgeschlagenen Bücher zu und reiße aus andern die hineingelegten Zeichen heraus; dann ziehe

ich Ihnen das Papier, während Sie schreiben, unter dem Arme weg, so daß ein schnöder Circumflex die Handschrift verdirbt; dann stülpe ich schnell das Glas Wasser um, das Sie eben trinken wollen, so daß Alles unterzugehen droht in der Wasserfluth und alle Ihre wässerichten Gedanken zurückkehren in das Element, dem sie angehören. Genug, ich will all meine Weisheit aufbieten, Sie als Teufelspüppchen recht sinnreich zu quälen, und dann wollen wir sehen, ob es Ihnen möglich sein wird, noch mehr aberwitziges Zeug zu schreiben, als bereits geschehen. — Wie gesagt, ich bin ein stiller, gutmüthiger, friedliebender Kanzleiassistent, dem schnöde Teufelskünste fremd sind; aber Sie wissen, mein Herr, wenn kleine, nach hinten zu über die Regel herausgeformte Leute mit langen Zöpfen in Zorn gerathen, so ist von Schonung nicht weiter die Rede. Nehmen Sie meine wohlgemeinte Warnung wohl zu Herzen und unterlassen Sie jeden ferneren Bericht in Taschenbüchern, sonst bleibt es beim Teufel und seinen Streichen!

Aus Allem, mein Herr, werden Sie übrigens hinlänglich ersehen haben, wie gut, ja wie viel besser ich Sie kenne als Sie mich. Angenehm kann jetzt unsere nähere Bekanntschaft nicht sein; darum wollen wir uns sorgfältig vermeiden, und eben deshalb habe ich auch alle Anstalten getroffen, daß Sie meine Wohnung niemals erfahren werden. — Adieu pour jamais!

Noch Eins! Nicht wahr, die Neugierde quält Sie, zu wissen, ob mein Herzenskind bei mir ist oder nicht? — Hahaha! Das glaub' ich. Aber kein Jota erfahren Sie davon, und diese kleine Kränkung sei die einzige Strafe für das, was Sie an mir begangen!

Mit aller Achtung, die Ihnen, mein Herr, sonst gebührt, zeichne ich mich als

Berlin,
den 25. Mai 1821.

Ihren ganz ergebensten
Irenäus Schnüspelpold,
vormals Kanzleiassistent
zu Brandenburg.

N. S. Apropos! Sie wissen vermuthlich oder können es leicht erfahren, wo man jetzt hier den reichsten und geschmackvollsten Damenputz kauft. Wollen Sie mir das noch heute gefälligst sagen lassen, so bin ich zwischen neun und zehn Uhr abends in meiner Wohnung anzutreffen.

Adresse.
Sr. Wohlgeb. Herrn ꝛc. E. T. A. Hoffmann,
dermalen im Thiergarten bei Kempfer.

Wirklich erhielt Der, an den dieses Schreiben gerichtet und den wir der Kürze halber mit Hff. bezeichnen wollen, dasselbe gerade zur Zeit, als er in der sogenannten spanischen Gesellschaft, die sich bekanntlich alle vierzehn Tage bei Kempfer im Thiergarten versammelt und keine andere Tendenz hat, als auf gute deutsche Art Mittag zu essen, zu Tische saß.

Man kann denken, wie sehr Hff. überrascht wurde, als er, seiner Gewohnheit nach zuerst die Unterschrift lesend, den Namen Schnüspelpold fand. Er verschlang die ersten Zeilen; als er aber die unbillige Länge des noch dazu mit seltsam verschnörkelten Buchstaben geschriebenen Briefes gewahrte und zugleich sich überzeugte, daß sein Interesse immer mehr und mehr und zuletzt vielleicht auf unangenehme Weise erregt werden dürfte, hielt er es für gerathener, den Brief zur Zeit ungelesen in die Tasche zu stecken. War es nun böses Gewissen oder gespannte Neugierde, genug, alle Freunde bemerkten an Hff. Unruhe und Zerstreuung; kein Gespräch hielt er fest; er lächelte gedankenlos, wenn der Professor B. die leuchtendsten Witzworte herausschleuderte; er gab verkehrte Antworten, kurz, er war ein miserabler Kumpan. Gleich nachdem die Tafel aufgehoben, stürzte sich Hff. in die Einsamkeit einer entfernten Laube und zog den Brief hervor, der ihm in der Tasche brannte. Zwar wollte es ihn was Weniges verschnupfen, sich von dem wunderlichen Kanzleiassistenten Irenäus Schnüspelpold so schnöde und gröblich behandelt, ja rücksichts seiner Autorschaft so schonungslos mißhandelt zu sehen; indessen vergaß er das im Augenblick und hätte vor

Freuden in die Lüfte springen mögen, und das aus zweierlei Ursachen.

Fürs Erste wollte es ihm bedünken, als wenn Schnüspelpold alles Schimpfens und Schmähens ungeachtet den Trieb nicht unterdrücken könne, den fragmentarischen Biographen näher kennen zu lernen, ihn vielleicht gar einzuweihen in die mystische Romantik seiner Pflegebefohlenen. Ja, gewiß! Sonst hätte Schnüspelpold nicht in der Verwirrung Straße und Nummer seiner Wohnung genannt bei den feierlichsten Protestationen, daß den Ort, wo er hingeflüchtet, Niemand, am Wenigsten aber Hff. erfahren solle; — sonst hätte die Nachfrage nach dem Damenputz nicht verrathen, daß sie selbst da sei, das allerliebste, herrliche Geheimniß. Hff. durfte ja nur hingehen zwischen neun und zehn Uhr, und im regen Leben konnte sich das gestalten, was ihm nur zugekommen wie durch träumerische Tradition. Was für eine himmlische Aussicht für einen schreibluftigen Autor!

Dann mochte aber auch zweitens Hff. deshalb in die Lüfte springen, weil eine besondere Gunst des Schicksals ihn aus einer gräßlichen Verlegenheit reißen zu wollen schien. Versprechen macht Schulden, — das ist ein altes bewährtes Sprichwort. Nun hatte aber Hff. in dem Taschenkalender von 1821 versprochen, ferneren Bericht abzustatten über den Baron Theodor von S. und über seine geheimnißvollen Verhältnisse, wenn er Mehreres davon wisse. Die Zeit kommt heran, der Drucker rührt die Presse, der Zeichner spitzt den Crayon, der Kupferstecher bereitet die Kupferplatte. Hochlöbliche Kalenderdeputation fragt: „Wie steht es, mein Vester, mit Ihrem versprochenen Bericht für unsern Eintausend-achthundert-und-zwei-und-zwanziger?“ Und Hff. — weiß nichts, weiß gar nichts, da die Quelle versiegt, aus der ihm die „Irrungen“ zuströmten. — Die letzten Tage des Mai kommen heran. Hochlöbliche Kalenderdeputation erklärt, bis Mitte Junius ist es noch Zeit; sonst erscheinen Sie als Einer, der in den Wind hinein etwas verspricht und es dann nicht zu halten vermag. Und Hff. weiß immer noch nichts, weiß am 25. Mai mittags um drei Uhr nichts! Da erhält er Schnüs-

pelpold's verhängnißvollen Brief, den Schlüssel zu der fest verschlossenen Pforte, vor der er stand ganz hoffnungslos und höchst ärgerlich dazu. Welcher Autor wird nicht gern einige Schmähungen erdulden, wenn ihm auf diese Weise aus der Noth geholfen wird? —

Ein Unglück kommt selten allein; aber auch mit dem Glücke ist es so. Die Constellation der Briefe schien eingetreten zu sein; denn als Hff. aus dem Thiergarten nach Hause kam, fand er deren zwei auf seinem Schreibtische, die beide aus dem Mecklenburgischen kamen. Der erste, den Hff. öffnete, lautete in folgender Art:

„Ew. Wohlgeboren haben mir eine wahrhafte Freude dadurch gemacht, daß Sie die Thorheiten meines Neffen in dem diesjährigen Berlinischen Taschenkalender an das Tageslicht förderten. Erst vor einigen Tagen ist mir Ihre Erzählung zu Gesicht gekommen. Mein Neffe hatte den Taschenkalender auch gelesen und lamentirte und tobte entsetzlich. Kehren Sie sich aber ebenso wenig daran als an etwanige Drohungen, die er wider Sie ausstoßen sollte, sondern erstatten Sie getrost den versprochenen Bericht, insofern es Ihnen gelingt, mehr von dem ferneren Treiben meines Neffen und der wahnsinnigen Prinzessin nebst ihrem geckenhaften Vormunde zu erfahren. Ich für meinen Theil möchte Ihnen dazu alles Mögliche suppeditiren;*) der Junge — mein Neffe nämlich — will indessen durchaus nicht recht mit der Sprache heraus, und beifolgende Briefe meines Neffen und des Herrn von T., der ihn beobachtet und mir darüber geschrieben hat, sind Alles, was ich zu Ihrem Berichte beitragen kann. Noch einmal, kehren Sie sich an nichts, sondern schreiben Sie, — schreiben Sie! Vielleicht sind Sie es, der meinen albernen Neffen noch zur Vernunft bringt. Mit vorzüglicher Hochachtung ꝛc. ꝛc.

Strelitz, Achatius v. G.
den 22. Mai 1821.

---

*) Unter den Fuß geben, — liefern. — A. d. H.

Der zweite Brief hatte folgenden Inhalt:

„Mein Herr!

Ein verrätherischer Freund, der gar zu gern mein Mentor sein möchte, hat Ihnen die Abenteuer mitgetheilt, die ich vor einigen Jahren in B. erlebte, und Sie haben sich unterfangen, mich zum Helden einer ungereimten Erzählung zu machen, die Sie ein „Fragment aus dem Leben eines Phantasten" genannt. Wären Sie mehr als ein ordinärer Schriftsteller, der jeden Brocken, der ihm zugeworfen wird, begierig erhascht, hätten Sie nur einigen Sinn für die tiefe Romantik des Lebens, so würden Sie Männer, deren ganzes Sein nichts ist als hohe Poesie, von Phantasten zu unterscheiden wissen. Unbegreiflich ist es mir, wie Ihnen der Inhalt des Blattes, das ich in der verhängnißvollen Brieftasche fand, so genau bekannt geworden ist. Ich würde Sie darüber so wie über manches Andere, das Sie dem Publicum aufzutischen für gut fanden, sehr ernst befragen, wenn gewisse geheimnißvolle Beziehungen, gewisse innere Anklänge mir nicht untersagten, es mit einem schreibseligen Autor aufzunehmen. Vergessen sei daher, was Sie gethan! Sollten Sie aber keck genug sein, etwa von meinem gestrengen Herrn Mentor unterrichtet, fernere Berichte über mein Leben zu erstatten, so würde ich genöthigt sein, eine Genugthuung von Ihnen zu fordern, wie sie Männern von Ehre ziemt, insofern mich nämlich nicht die weite Reise, die ich morgen anzutreten gedenke, daran hindert. — Uebrigens zeichne ich mich mit vieler Achtung ꝛc. ꝛc.

Strelitz,
den 22. Mai 1821. Theodor Baron von S."

Hff. hatte herzliche Freude über den Brief des Onkels und lachte sehr über den des Neffen. Beide beschloß er zu beantworten, sobald er Schnüspelpold's und seiner schönen Pflegebefohlenen Bekanntschaft gemacht haben würde.

Sowie es nur neun Uhr geschlagen, machte sich Hff. auf den Weg nach der Friedrichstraße. Das Herz klopfte ihm vor Erwartung des Außerordentlichen, was sich nun begeben

werde, als er die Klingel des Hauses anzog, dessen Nummer eben die von Schnüspelpold bezeichnete war.

Auf die Frage, ob hier der Kanzleiassistent Schnüspelpold wohne, erwiderte das Hausmädchen, das die Thüre geöffnet: „Allerdings!“ und leuchtete ihm freundlich die Treppe hinauf.

„Herein!“ rief eine bekannte Stimme, als Hff. leise anklopfte. Doch sowie er eintrat in das Zimmer, stockten alle seine Pulse, gerann ihm zu Eis alles Blut in den Adern, hielt er kaum sich aufrecht. — Nicht jener ihm von Ansehen wohl bekannte Schnüspelpold, sondern ein Mann im weiten Warschauer Schlafrock, ein rothes Käppchen auf dem Haupt, aus einer langen türkischen Pfeife Rauchwolken vor sich hinblasend, von Gesicht, Stellung . . . nun, sein eigenes Ebenbild trat ihm entgegen und fragte höflich, wen er noch so spät zu sprechen die Ehre habe. — Hff. faßte sich mit aller Gewalt des Geistes zusammen und stammelte mühsam: ob er das Vergnügen habe, den Herrn Kanzleiassistenten Schnüspelpold vor sich zu sehen.

„Allerdings,“ erwiderte der Doppelgänger lächelnd, indem er die Pfeife ausklopfte und in den Winkel stellte, „allerdings, der bin ich, und sehr müßte ich irren, wenn Sie nicht Derjenige wären, dessen Besuch ich heute gewärtigte. Nicht wahr, mein Herr, Sie sind . . .?“ — Er nannte Hff.'s Namen und Charakter ausführlich. — „Gott im Himmel,“ sprach Hff., von Fieberfrost durchschüttelt, „bis zu diesem Augenblicke habe ich mich stets für Den gehalten, den Sie so eben zu nennen beliebten, und ich vermuthe auch noch jetzt, daß ich es wirklich bin. Aber, mein verehrtester Herr Schnüspelpold, es ist ein gar wankelmüthiges Ding mit dem Bewußtsein der Existenz hienieden. Sind Sie, mein Herr Schnüspelpold, denn von Grund Ihrer Seele aus überzeugt, daß Sie wirklich der Herr Schnüspelpold sind und kein Anderer? Nicht etwa . . .“ — „Ha,“ rief der Doppelgänger, „ich verstehe, Sie waren auf eine andere Erscheinung gefaßt. Doch erregen Ihre Bedenken auch die meinigen insofern, als ich bloße Vermuthungen nicht für Gewißheit und Sie so lange

nicht für Denjenigen halten kann, der hier erwartet wurde, bis Sie sich durch die richtige Beantwortung einer einfachen Frage legitimirt haben. Glauben Sie, mein wertheſter Herr, wirklich an den von der animaliſchen Geſtaltung in der Körperwelt unabhängigen Conſenſus der pſychiſchen Kräfte in dem Bedingniß der erhöhten Thätigkeit des Cerebralſyſtems?"

Hff. ſtutzte ſehr bei dieſer Frage, deren Sinn er nicht zu faſſen im Stande, und erwiderte ſie dann, von purer innerer Angſt getrieben, mit einem herzhaften „Ja". —

„O," rief der Doppelgänger voller Freude, „o mein Herr, ſo ſind Sie denn hinlänglich legitimirt zum Empfange des Vermächtniſſes einer ſehr theuern Perſon, das ich Ihnen nun ſogleich aushändigen werde." — Damit zog der Doppelgänger eine kleine himmelblaue Brieftaſche mit goldenem Schloß, in welchem jedoch das Schlüſſelchen befindlich, hervor.

Hff. fühlte ſein Herz erbeben, als er jene verhängnißvolle kleine himmelblaue Brieftaſche erkannte, die der Baron Theodor von S. fand und wieder verlor. Mit aller Artigkeit nahm er das Kleinod dem Doppelgänger aus der Hand und wollte ſich höflichſt bedanken; doch das Unheimliche des ganzen Auftritts, der ſcharfe, leuchtende Blick ſeines Doppelgängers brachte ihn plötzlich dermaßen aus aller Faſſung, daß er gar nicht mehr wußte, was er that. — —

Ein ſtarkes Klingeln weckte ihn aus der Betäubung. Er war es ſelbſt, der die Glocke gezogen an der Thüre des Hauſes Nr. 97. Da beſann er ſich erſt ganz und ſprach begeiſtert: „O, welch ein herrlicher, ins Innere gepflanzter Trieb der Natur! Er führt mich in dem Augenblick, als ich mich phyſiſch und pſychiſch etwas wackelicht fühle, zu meinem herzgeliebten Freunde, dem Doctor H. M., der mir, wie er ſchon ſo oft gethan, augenblicklich wieder auf die Beine helfen wird." — Hff. erzählte dem Doctor M. ausführlich, was ſich ſo eben ein paar Häuſer vorwärts oder rückwärts Schauerliches und Schreckhaftes mit ihm zugetragen, und bat wehmüthig, ihm ſich nur gleich ein Mittel aufzuſchreiben, das den Schreck [illegible]ſt allen böſen Folgen tödte. Der Doctor M., ſonſt gegen [illegible]atienten ein ernſter Mann, lachte aber dem beſtürzten Hff.

geradezu ins Gesicht und meinte, bei einem solchen Krankheitsanfall, wie ihn Hff. erlitten oder vielleicht noch erleide, sei keine andere Arznei dienlich, als ein gewisser brausender, schäumender, in Flaschen hermetisch verschlossener Trank, aus dem sich ganz andere schmucke Geister entwickelten als Doppelgänger, Schnüspelpolde und anderes wirres Zeug. Vorher müsse aber der Patient erklecklich essen. Damit nahm der Doctor seinen Freund Hff. beim Arm und führte ihn in ein Zimmer, wo mehrere joviale Leute, die so eben von der Whistpartie aufgestanden, versammelt waren und sich alsbald mit dem Doctor und seinem Freunde an den wohl servirten Tisch setzten. Nicht lange dauerte es auch, als der officielle Trank, der dem Krankheitszustande Hff.'s abhelfen sollte, herbeikam. Alle erklärten, daß sie auch davon genießen wollten, um dem armen Hff. Muth zu machen. Der schlürfte aber so ohne den mindesten Ekel und Abscheu, mit solcher Leichtigkeit und Lebendigkeit, mit solchem Stoicismus, ja mit solcher heroischen Versicherung, der Trank schmecke leidlich, die Arzenei hinunter, daß alle Uebrigen sich höchlich darüber verwunderten und einstimmig dem Hff., der sichtlich munterer wurde, ein langes Leben prophezeiten.

Merkwürdig genug war es, daß Hff. sehr ruhig schlief und nichts von Allem dem träumte, was ihm am Abende Seltsames begegnet. Er mußte das der heilbringenden Wirkung zuschreiben, die des Doctors wohlschmeckende Medicin hervorgebracht. Erst im Augenblick des Erwachens durchfuhr ihn wie ein Blitz der Gedanke an die geheimnißvolle Brieftasche. Schnell sprang er auf, faßte in die Busentasche des Fracks, den er gestern getragen, und — fand wirklich das wunderbare himmelblaue Kleinod. Man kann denken, mit welchem Gefühl Hff. die Brieftasche öffnete. Er gedachte, viel geschickter zu verfahren als der Baron Theodor von S. und wohl hinter die Geheimnisse des Inhalts zu kommen. Doch war eben dieser Inhalt ein ganz anderer als damals, da der Baron Theodor von S. die Brieftasche auf einer Bank im Thiergarten unfern der Statue Apollo's fand. Kein chirurgisches Messerchen, kein strohgelbes Band, keine fremdartige

Blume, kein Fläschchen Rosenöl, nein, nur ganz kleine, sehr dünne, mit feiner Schrift beschriebene Blättchen und sonst nichts Anderes enthielt die Brieftasche, die Hff. mit der höchsten Sorglichkeit durchsuchte.

Auf dem ersten Blättchen standen italienische, von zierlicher weiblicher Hand geschriebene Verse, die im Deutschen ungefähr lauteten, wie folgt:

„Magische Bande schlingen sich durchs Leben,
Was lose scheint, verworren, fest zu halten;
Sie brechen, ist des Dämons eitles Streben.
Klar wird der höh'ren Mächte dunkles Walten,
Entstrahlt's der Dichtung hellem Zauberspiegel;
In Farb' und Form muß Alles sich gestalten.
Nicht scheut der Magus ein hermetisch Siegel;
Der innern Kraft will kühnlich er vertrauen;
Ihm springen auf der Geisterpforte Riegel.
Bist Du der Magus, der mich durfte schauen?
Schwang mir Dein Geist sich nach durch Himmelsräume?
Wollt'st Du in heißer Sehnsucht mich erfassen?
Du bist's. — Fest bannten mich Dir süße Träume;
Erkannt hast Du mein Lieben, Du mein Hassen;
Nah war ich Dir, auf ging ich Deinen Blicken.
Der Bann besteht; Du kannst von mir nicht lassen.
Dein ist mein Schmerz, Dein eigen mein Entzücken;
Du wirst dem Worte leihn, was ich empfunden.
Vermag die Thorheit wol, Dich zu berücken?
Fühlt sich Dein Geist von schwarzer Kunst gebunden?
Hat jemals falsches Spielwerk Dich betrogen?
Nein! Was der Geist im Innern hat empfangen,
Darf kühn empor aus tiefem Grunde wogen;
Vor eignem Zauber fühlt kein Magus Bangen.
Weit fort von Dir in heimathliche Zonen
Reißt mich die Hoffnung, glühendes Verlangen.
Ein hehr Gestirn, glanzvoll beginnt's zu thronen.
Ein theures Pfand, — selbst hast Du es beschrieben, —
Nimm es von mir, den Augenblick zu lohnen,
Als selbst Du warst mein Sehnen, warst mein Lieben!

Nur flücht'ger Bilder Zeichnung wirst Du finden;
Doch darf die Phantasie nicht Farbe schonen.
Was Du erschaut, Du magst es keck verkünden!"

Hff. las diese Verse einigemal sehr aufmerksam durch, und es wollte ihn bedünken, daß sie von Niemand Anderem als von Schnüspelpold's pflegbefohlener Griechin verfaßt und an Niemand Anderen gerichtet sein könnten als an ihn selbst. Hätte, dachte er, die Gute nur nicht Auf- und Unterschrift vergessen, hätte sie fein in reiner klassischer Prosa gesprochen, statt in mystisch verschlungenen dunkeln Versen, so würde Alles klarer und verständlicher geworden sein, und ich wüßte genau, woran ich wäre; aber nun ... So wie es aber geschieht, daß ein gefaßter Gedanke eben in dem Grade immer plausibler wird, als man ihn ausarbeitet, so konnte Hff. auch bald gar nicht mehr begreifen, wie er nur einen einzigen Augenblick daran zweifeln mögen, daß er selbst in den artigen Versen gemeint und das Ganze für nichts Anderes zu nehmen sei als das poetische Billet, mittels dessen ihm das himmelblaue Kleinod übersendet worden. Nichts war gewisser, als daß die Unbekannte von dem geistigen Verkehr, in welchem Hff. mit ihr stand, als er das „Fragment aus dem Leben eines Phantasten" aufschrieb, Kunde erhalten, sei es mittelbar oder auf mystische Weise unmittelbar durch eigene Anregung oder vielmehr durch den psychischen Consensus, von dem der Doppelgänger gesprochen. Auf welche andere Weise konnten nun die Verse gedeutet werden, als daß die Unbekannte jenen geistigen Verkehr amüsant genug gefunden, daß Hff. furcht- und rücksichtslos ihn wieder anknüpfen, und daß ihm dazu als vermittelndes Princip die himmelblaue Brieftasche nebst Inhalt dienen solle?

Erröthend mußte Hff. sich selbst gestehen, daß er von je her in jedes weibliche Wesen, mit dem er in solchen geistigen Umgang gerathen, verliebter gewesen als recht und billig, ja, daß dieses unbillige Verliebtsein immer höher gestiegen, je länger er das Bild der Schönsten in Herz und Sinn getragen und je mehr er sich bemüht, dieses Bild mittels der

besten Worte, der elegantesten Constructionen, wie sie nur die deutsche Sprache darbietet, in das rege Leben treten zu lassen. Vorzüglich in Träumen fühlt Hff. sich sehr von dieser verliebten Complexion angegriffen, und die eigentliche Seladons*)-Natur, die er dann annimmt, entschädigt ihn reichlich für den gänzlichen Mangel an liebeschmachtenden, idyllischen Situationen, den er schon seit geraumer Zeit im wirklichen Leben verspürt hat. Eine Frau mag es aber wol gleichgiltig ansehen, wie ein geistiges weibliches Wesen nach dem andern, in das der schriftstellerische Gemahl verliebt gewesen, geschrieben, gedruckt und dann mit behaglicher Beruhigung gestellt wird in den Bücherschrank.

Hff. las das Gedicht der Unbekannten noch einmal; immer besser gefiel es ihm, und bei den Worten:

„Als selbst Du warst mein Sehnen, warst mein Lieben!"

konnte er sich nicht enthalten, laut auszurufen: „O all Ihr hohen Himmel und was noch drüber, hätte ich das nur gewußt, nur geahnt!" — Der Gute bedachte nicht, daß die Griechin nur lediglich die Liebe und Sehnsucht meinen konnte, die der Traum in seinem eigenen Innern entzündet und die eben deshalb auch ihre Liebe und Sehnsucht zu nennen. Da aber aus ferneren Entwickelungen der Art der Gedanke des Selbst in zweideutige Confusion gerathen könnte, so ist davon abzubrechen.

Hff. war nun, da ihm das nöthige Material in reichlichem Maße von zwei Seiten zugekommen, fest entschlossen, sein Versprechen zu erfüllen, und beantwortete auf der Stelle die drei erhaltenen Briefe. Er schrieb zuvörderst an Schnüspelpold.

„Mein verehrter Herr Kanzleiassistent!

Unerachtet Sie, wie es der Inhalt Ihres werthen, an mich gerichteten Briefes vom 25. d. M. klar und deutlich darthut, ein kleiner, ungeschlachter Grobian zu sein belieben,

*) Seladon, Name eines Schäfers in den französischen Schäferspielen des 17. u. 18. Jahrhunderts, soviel als schmachtender Liebhaber. — A. d. H.

so will ich Ihnen das doch gern verzeihen, da ein Mann, der solche schnöde Kunst treibt wie Sie, gar nicht zurechnungsfähig ist, Niemand beleidigen kann und eigentlich aus dem Lande gejagt werden sollte. Was ich über Sie geschrieben, ist wahr, so wie alle Nachrichten über Sie, die ich in der Fortsetzung der Begebenheiten des Barons Theodor von S. dem Publicum noch mitzutheilen im Begriffe stehe, wahr sein werden. Denn Ihres lächerlichen Grimms unerachtet, folgt diese Fortsetzung, die ich längst versprochen, und zu der mir das hohe, herrliche Wesen, das sich, wie ich weiß, Ihrer aberwitzigen Vormundschaft entzogen, selbst die Materialien geliefert hat. — Was meinen kleinen Teufel auf dem Schreibtische betrifft, so ist er mir viel zu sehr ergeben und fürchtet auch zu sehr meine Macht über ihn, als daß er Ihnen nicht lieber die Nase abbeißen oder die großen Augen auskratzen, als sich dazu verstehen sollte, Ihnen seine Kleider zu borgen, um mich zu necken. Sollten Sie, mein Herr Kanzleiassistent, doch keck genug sein, sich auf meinem Schreibtische sehen zu lassen oder gar ins Tintenfaß zu springen, so seien Sie überzeugt, daß Sie so lange nicht wieder herauskommen werden, als noch ein Fünkchen Leben in Ihnen ist! Solche Leute wie Sie, mein Herr Kanzleiassistent, fürchtet man ganz und gar nicht, und trügen sie auch noch so lange Haarzöpfe. Mit Achtung ꝛc. ꝛc."

An den Baron Achatius von F.

„Ew. Hoch- und Wohlgeboren danke ich auf das Verbindlichste für die mir gütigst mitgetheilten, Ihren Herrn Neffen, den Herrn Baron Theodor von S., betreffenden Notizen. Ich werde davon den gewünschten Gebrauch machen und will hoffen, daß die von Ew. Hoch- und Wohlgeboren davon erwartete heilbringende Wirkung in der That erfolgen möge. Mit der vorzüglichsten Hochachtung ꝛc. ꝛc."

An den Baron Theodor von S.

„Mein Herr Baron!

Ihr Schreiben vom 22. d. M. ist in der That so höchst wunderseltsam, daß ich, indem es mir Lächeln abnöthigte, es

ein paar Mal durchlesen mußte, um klar darüber zu werden, was Sie wollen. Was ich dagegen will, weiß ich sehr bestimmt, nämlich Ihre ferneren Begebenheiten, insofern sie sich auf das wunderbare Wesen beziehen, mit dem das Ungeschick des Zufalles Sie in Berührung brachte, aufschreiben und einrücken lassen in den Berliner Taschenkalender für das künftige Jahr. Erfahren Sie, daß sie selbst, die Schönste, mich dazu angeregt und selbst die dazu nöthigen Nachrichten mitgetheilt hat! Erfahren Sie, daß ich mich jetzt im Besitz der himmelblauen Brieftasche und ihrer Geheimnisse befinde! — Wahrscheinlich werden Sie, mein Herr Baron, nichts mehr gegen mein Vorhaben einzuwenden haben. Sollte dies doch der Fall sein, so bin ich entschlossen, auch nicht die mindeste Rücksicht darauf zu nehmen, da mir das Gebot der holden Unbekannten mehr als Alles gilt, so wie Ihnen in jeder Art Rede zu stehen. Uebrigens zeichne ich mich mit vieler Achtung ꝛc. ꝛc."

Sprach Hff. in diesem letzten Schreiben von den Geheimnissen der himmelblauen Brieftasche, so meinte er allerdings das Messerchen, das magische Band ꝛc., und es war ihm in dem Augenblick, als habe er sie wirklich gefunden. Lügen wollte er nicht, auch ebenso wenig dem Baron Theodor von S. vielleicht einigen Respect einflößen für den Besitzer des magischen Werkzeuges.

Sowie nun die drei Briefe in fröhlichem Muthe weggesendet waren nach der Friedrichstraße und nach der Post, machte sich Hff. über die Blättlein her, die er von verschiedenen, zum Theil ziemlich unleserlichen Händen beschrieben fand. Er ordnete diese Blättlein, verglich sie mit den ihm von dem Baron Achatius von F. mitgetheilten Notizen und brachte Beides, Blättlein und Notizen, so viel wie möglich in Zusammenhang. Folgendes mag als Resultat dieser Bemühungen gelten.

Erstes Blättlein.

Auf diesem Blättlein stehen einige italienische Zeilen, die offenbar von derselben Hand geschrieben sind, welche die erst

erwähnten Verse aufgezeichnet hat, mithin der Besitzerin der Brieftasche angehören. Die Worte scheinen sich auf jenes wunderliche Ereigniß in Schnüspelpold's Wohnung zu beziehen, das beim Schlusse des Fragmentes erzählt wurde. Billig geht also dieses Blättlein der Reihe der übrigen voran.

Die Zeilen lauten, wie folgt:

„Hinweg mit allem Vertrauen, mit aller Hoffnung! — O Chariton, meine geliebte Chariton, welch ein schwarzer Abgrund dämonischer Tücke und Arglist stand heute plötzlich offen vor meinen Augen! Mein Magus, er ist ein Verräther, ein Bösewicht, nicht Der, dem die Prophezeiung der guten Mutter galt, nicht Der, für den er sich geschickt auszugeben und uns Alle zu täuschen wußte. Dank der weisen Alten, die ihn durchschaute, mich warnte, kurz ehe wir Patras verließen, mich selbst den Talisman kennen lehrte, dessen Besitz mir die Gunst höherer Mächte vergönnte und dessen wunderbare Kraft mir unbekannt geblieben. Was wäre aus mir geworden, wenn dieser Talisman mir nicht Gewalt gäbe über den Kleinen und oft zum Schilde diente, an dem alle seine heimtückisch geführten Streiche abprallen! —

„Ich hatte mit meiner Maria den gewöhnlichen Spaziergang gemacht. Ach, ich hoffte ihn zu sehen, der meine Brust entzündet in glühender Sehnsucht! Wie ist er denn verschwunden auf unbegreifliche Weise? Hat er denn mich nicht erkannt? Sprach mein Geist vergebens zu ihm? Hat er nicht die Worte gelesen, die ich mit magischem Messer einschnitt in den geheimnißvollen Baum? — Als ich zurückkehrte in mein Zimmer, vernahm ich ein leises Aechzen hinter den Vorhängen meines Bettes. Ich wußte, was geschehen, und mochte, gutmüthig genug, den Kleinen nicht heraustreiben aus dem Bette, weil er morgens über Kolik geklagt. Nicht lange dauerte es, als ich, da ich in ein anderes Zimmer getreten, ein Geräusch und dann ein lautes Gespräch vernahm, in das der Magus mit einem Fremden gerathen schien. Dazwischen lärmte und schrie Apokatastos so gewaltig, daß ich wohl ahnen konnte, es müsse Besonderes vorgehen, wiewol mein Ring ruhig blieb. Ich öffnete die Thür. — O Chariton! — er selbst, — Theodor

stand mir vor Augen. Mein Magus hüllte sich ein in die Bettdecke; ich wußte, daß in diesem Augenblick ihm alle Kraft gebrochen. Mir bebte das Herz vor Entzücken. Seltsam hätte es mir vorkommen müssen, daß Theodor, im Begriff mir entgegenzueilen, auf ungeschickte Weise hinstürzte und dann sich gar possierlich geberdete. Es kamen mir Zweifel; aber indem ich den Jüngling betrachtete, war es mir, als sei er, wenn auch nicht Theodoros Kapitanaki selbst, so doch der aus griechischem fürstlichen Stamm Entsprossene, der bestimmt, mich zu befreien und dann Höheres zu beginnen. Die Stunde schien gekommen. Ich forderte ihn auf, das Werk zu beginnen; da schien ihn ein Schauer anzuwandeln. Doch erholte er sich und erzählte von seiner Herkunft. O Wonne, o Freude! Ich hatte mich nicht getäuscht; ich durfte kein Bedenken tragen, ihn zu fassen in meine Arme, ihm zu sagen, daß es an der Zeit sei, seine Bestimmung zu erfüllen, und daß kein Opfer gescheut werden dürfe. Da — o, all Ihr Heiligen! — da wurden des Jünglings Wangen immer bläßer und bläßer, seine Nase spitzer und spitzer, seine Augen starrer und starrer. Sein Leib, schon dünn genug, schrumpfte immer mehr zusammen. Mir war's, als werfe er keinen Schatten mehr. Gräßliches Trugbild! Vernichten wollte ich die dämonische Täuschung. Ich zog mein Messer; aber mit Blitzesschnelle war der Wechselbalg verschwunden. Apokatastos schnatterte, pfff und lachte hämisch; der Magus sprang aus dem Bette, wollte fort durch die Thüre, indem er unaufhörlich schrie: „Braut — Braut!" Aber ich faßte ihn, schlang das Band um seinen Hals. Er stürzte nieder und bat in den kläglichsten Jammertönen um Schonung. „Gregorios Seleskeh," rief Apokatastos, „Du bist verlesen; Du verdienst kein Erbarmen!" — „Ach Gott," schrie der Magnus, „was Seleskeh! Ich bin ja nur der Kanzleiassistent Schnüspelpold aus Brandenburg." Bei diesen furchtbaren Zaubernamen: Kanzleiassistent — Schnüspelpold — Brandenburg — ergriff mich tiefes Entsetzen; ich fühlte, daß ich noch in den Ketten des dämonischen Alten. Ich wankte fort aus dem Zimmer.

„Weine, klage mit mir, o meine geliebte Chariton! Nur

zu klar ist es mir, daß das Trugbild, was der Magnus mir unterschieben wollte, sich schon früher als schwarzer Hasenfuß im Thiergarten zeigte, daß ihm der Magus die himmelblaue Brieftasche in die Hände spielte, daß ... Ihr ewigen Mächte, soll ich Raum geben meinem furchtbaren Argwohn? Bringe ich mir die ganze Gestalt des jungen Menschen im letzten Augenblick vor Augen, — es lag etwas wie aus Kork Geformtes darin; mein Magus ist erfahren in aller kabbalistischen Wissenschaft des Orients; — nichts als ein von ihm aus Kork geschnitzter Theraphim*) ist vielleicht dieser angebliche Theodoros, der nur periodisch zu leben vermag. Daher kam es, daß, als mein Magus mich hierher verlockt hatte unter dem Versprechen, mich meinem Theodoros in die Arme zu führen, der Zauber deshalb mißlang, weil der Theraphim, den ich zur Nachtzeit höchst erbärmlich auf dem Sopha liegend im Wirthshause fand, gerade aller ihm künstlich hineinoperirten Sinne beraubt war. Mein Talisman wirkte; ich erkannte augenblicklich den schwarzen Hasenfuß und zwang ihn, mir selbst, wie es die Constellation nun einmal wollte, die himmelblaue Brieftasche in die Hände zurückzugeben. — Bald muß sich Alles aufklären."

Diesen Zeilen ist aus den Notizen des Barons Achatius von F. noch Manches hinzuzufügen.

„Wo bleibt unser lieber Baron?" fragte die Frau von G., die elegante Wirthin eines noch eleganteren Thees. „Es ist ein herrlicher Jüngling voller Verstand, hinreißender Bildung und dabei von einer Phantasie und einem seltenen Geschmack im Anzuge, daß ich ihn schmerzlich vermisse in meinem Zirkel."

In dem Augenblick trat der Baron Theodor von S., der eben gemeint war, hinein in den Saal, und ein leises „Ah!" flüsterte durch die Reihe der Damen.

Man bemerkte indessen bald eine gänzliche Aenderung in des Barons ganzem Wesen. Fürs Erste fiel allgemein die

*) S. unten S. 133, Anm. — A. d. H.

Nachlässigkeit im Anzuge auf, die beinahe die Grenzen des Anstandes überschritt. Der Baron hatte nämlich den Frack, ein Intervall der Knöpfe überspringend, schief zugeknöpft; die Brustnadel saß um zwei Finger breit zu tief auf dem Jabot, so wie die Lorgnette wenigstens anderthalb Zoll zu hoch hing. Was aber durchaus unverzeihlich schien, der Lockenwurf des Haares war durchaus nicht dem ästhetischen Princip gemäß, vielmehr nach der Richtung, wie es auf dem Haupte gewachsen, aufgekämmt. Die Damen schauten den Baron ganz verwundert an; die Elegants würdigten ihn aber keines Wortes, keines Blickes. Das erbarmte endlich den Grafen von E. Er führte geschwinde den Baron in ein anderes entlegenes Zimmer, machte ihn auf die groben Verstöße in der Kleidung, die ihn um allen guten Ruf hätten bringen können, aufmerksam und half Alles besser ordnen, indem er selbst mittels eines Taschenkammes sinnreich und geschickt den Dienst des Haarkräuslers versah.

Als der Baron wieder in den Saal trat, lächelten ihn die Damen wohlgefällig an; die Elegants drückten ihm die Hände, — die ganze Gesellschaft war erheitert.

Zuerst wußte der Graf von E. gar nicht, was er aus dem Baron machen sollte. So schonend als möglich hatte er ihn die begangenen Verstöße merken lassen, damit ihn Schreck und Verzweiflung nicht zerschmettern solle; aber ganz gleichgiltig, stumm und starr war er geblieben. Nun wußte aber bald die ganze Gesellschaft nicht, wie sie mit dem Baron berathen; denn ebenso gleichgiltig, stumm und starr setzte er sich hin und gab auf alle Fragen der thee- und wortreichen Wirthin verkehrte, lakonische Antworten. Man schüttelte unmuthig den Kopf; nur sechs Fräuleins sahen verschämt erröthend vor sich nieder, weil jede glaubte, der Baron sei in sie verliebt und deshalb so zerstreut und unordentlich im Anzuge. Hatten selbige Fräuleins wol den Shakespeare und zwar: „Wie es Euch gefällt," gelesen? (Dritter Aufzug, zweite Scene.)

Eben war, nachdem man die Vortrefflichkeiten und Herrlichkeiten eines neuen aberwitzigen Ballets gehörig entwickelt und gerühmt, eine Stille entstanden, als der Baron, wie

plötzlich aus einem tiefen Traum erwachend, laut rief: „Pulver — Pulver in die Ohren gestreut und dann angezündet! — Es ist fürchterlich — schrecklich — barbarisch!"

Man kann denken, wie Alle ganz betroffen den Baron anschauten. „O, sagen Sie," sprach die Wirthin, „o, sagen Sie, bester Baron, gewiß hat irgend etwas Ihre tiefste Phantasie aufgeregt, Ihre Brust zerrissen, Ihr ganzes Innere verstört? Was ist es, sprechen Sie! O, es wird gewiß etwas höchst Interessantes sein." — Der Baron war hinlänglich wach geworden, um zu fühlen, daß er wirklich selbst in diesem Augenblick höchst interessant sich geberden könne. Er hob daher die Augen gen Himmel, legte die Hand auf die Brust und sprach mit bewegter Stimme: „O Gnädige, lassen Sie mich das fürchterliche Geheimniß tief in meiner Brust bewahren, das keine Worte kennet, sondern nur den todbringenden Schmerz!" — Alle mußten erbeben vor diesen sublimen Worten; nur der Professor L. lächelte sarkastisch und ... — Doch sei es dem Autor erlaubt, bei Gelegenheit des Professors einige Worte einzuschalten über die sinnreiche Organisation unserer Thees, wie sie wenigstens in der Regel stattfindet. Der bunte Flor schön geputzter artiger Fräuleins und schwalbgeschweifter schwarzer oder blauer Jünglinge ist gewöhnlich durchschossen mit zwei oder drei Dichtern und Gelehrten, und so mag die psychische Mischung des Zirkels verglichen werden mit der physischen Mischung des Thees.

Die Sache kommt so zu stehen:

1. Thee — die hübschen artigen Frauen und Fräuleins, als Grundbasis und begeisterndes Aroma des Ganzen.
2. Laues Wasser (es kocht selten recht) — die schwalbgeschweiften Jünglinge.
3. Zucker — die Dichter,
4. Rum — die Gelehrten,

wie sie nämlich sich gestalten müssen, um für den Thee brauchbar zu erscheinen.

Für Zwieback, Pumpernickelschnitte, kurz, für Alles, was nur von Wenigen gelegentlich zugebissen wird, können die Leute gelten, die von den letzten Avisen sprechen, von dem Kinde, das nachmittags in der und der Straße zum Fenster

hinausgestürzt, von dem letzten Feuer, und wie die Schlauchspritzen gute Dienste gethan, — die ihre Rede gewöhnlich mit: „Wissen Sie schon?“ anfangen und sich bald entfernen, um im sechsten Zimmer heimlich eine Cigarre zu rauchen.

Also der Professor L. lächelte sarkastisch und meinte, daß der Baron heute vorzüglich frisch aussehe trotz des todbringenden Schmerzes im Innern.

Der Baron, ohne auf das zu merken, was der Professor gesprochen, versicherte, daß ihm heute nichts Angenehmeres geschehen könne, als auf einen mit historischer Kenntniß so reich ausgestatteten Mann zu treffen, wie der Herr Professor es sei.

Dann fragte er sehr begierig, ob es denn wahr, daß die Türken im Kriege ihre Gefangenen auf die grausamste Weise ums Leben brächten, und ob dies nicht gegen das Völkerrecht merklich anstoße. Der Professor meinte, daß es so gen Asien zu mit dem Völkerrecht immer mißlicher werde, und daß es sogar schon in Konstantinopel verstockte Leute gebe, die kein Naturrecht statuiren wollten. Was nun das Umbringen der Gefangenen betreffe, so wäre das wie der Krieg überhaupt schwer unter ein Rechtsprincip zu bringen und dies daher dem alten Hugo Grotius*) in seinem Taschenbüchelchen: „De jure belli et pacis“ betitelt, blutsauer geworden. Man könne daher in dieser Hinsicht nicht sowol von dem, was recht, als von dem sprechen, was schön und nützlich. Schön sei jenes Abthun der wehrlosen Gefangenen nicht, aber oft nützlich. Selbst von diesem Nutzen hätten aber die Türken in neuester Zeit nicht profitiren wollen, mit verschwenderischer Bonhommie Pardon gegeben und sich großmüthig mit Ohrabschneiden begnügt. Fälle gebe es aber allerdings, in denen nicht allein alle Gefangenen gegenseitig umgebracht, sondern auch alle unmenschlichen, viehischen Grausamkeiten ausgeübt würden, die jemals die sinnreichste Barbarei erfunden. Z. B.

*) Eigentlich de Groot, geb. 1583 zu Delfft, gest. 1645 zu Rostock, bekannt durch sein Hauptwerk (kein Taschenbüchelchen): „Vom Rechte des Krieges und Friedens“, welches zuerst in Paris 1625 erschien. — A. d. H.

würde dies ganz gewiß, ja ganz vorzüglich stattfinden, wenn es jemals den Griechen einfallen sollte, mit Gewalt das Joch abzuschütteln, unter dem sie schmachten. Der Professor begann nun, mit dem Reichthum seiner historischen Kenntnisse im kleinsten Detail prahlend, von den Martern zu sprechen, die im Orient üblich. Er begann mit dem geringen Ohr- und Nasabschneiden, berührte flüchtig das Augenausreißen oder Ausbrennen, ließ sich näher aus über die verschiedenen Arten des Spießens, gedachte rühmlichst des humanen Dschingiskhan,*) der die Leute zwischen zwei Bretter binden und durchsägen ließ, und wollte eben zum langsamen Braten und Oelsieden übergehen, als plötzlich zu seiner Verwunderung der Baron Theodor von S. mit zwei Sprüngen hinaus war durch die Thüre. —

Unter den von dem Baron Achatius von F. übersendeten Papieren befindet sich ein kleiner Zettel, worauf von des Barons Theodor von S. Hand die Worte stehen:

„O himmlisches, süßes, holdes Wesen, welche Qualen hat der Tod, hat die Hölle, die ich siegender Held nicht um Dich ertragen sollte! Nein, Du mußt mein werden, und drohte mir auch der martervollste Untergang! — O Natur, süße, grausame Natur, warum hast Du nicht allein meinen Geist, sondern auch meinen Leib so zart, so empfindlich geschaffen, daß mich jeder Flohstich schmerzt? Warum, ach, warum kann ich, ohne ohnmächtig zu werden, kein Blut sehen, am Wenigsten das meinige?"

Zweites Blättlein.

Auf diesem stehen aphoristische Bemerkungen über des Barons Theodor von S. Thun und Treiben, die von irgend Jemandem, der ihn genau beobachtete, aufgeschrieben und zur Mittheilung an Schnüspelpold bestimmt zu sein scheinen. Die

*) So viel als größter Khan. So nannte sich der mongolische Hordenführer Temudschin (1155–1227), nachdem er die Mongolen, Tataren, Ungarn, Chinesen, Bokharesen und Russen besiegt hatte. — A. d. H.

Hand ist fremdartig und oft schwer zu entziffern. In bessern Zusammenhang gebracht, ist Folgendes daraus zu berichten.

Jener Abend bei der Frau von G. hatte, unerachtet die anfängliche allgemeine Aeußerung des Mißfallens unheilbringend geschienen, doch für den Baron die ersprießlichsten Folgen. Ein besonderer Glanz umfloß ihn, und er kam mehr in die Mode als jemals. Er blieb in sich gekehrt, zerstreut, führte verwirrte Reden, seufzte, starrte die Leute gedankenlos an; ja, er wagte sogar einigemal das Halstuch nachlässig zu knüpfen und im flachsfarbenen Oberrocke zu erscheinen, den er sich, da ihm Farbe und Form solcher Kleidung am Besten zu stehen schienen, ausdrücklich hatte machen lassen, der interessanten Unschicklichkeit halber. Man fand das Alles allerliebst, zum Entzücken. Jede, Jeder haschte nach dem Augenblick, ihn unter vier Augen auszufragen über sein vorgebliches Geheimniß, und es war etwas mehr dahinter als bloße Neugierde. Manches junge Mädchen fragte in der Ueberzeugung, daß nichts Anderes als das Geständniß seiner Liebe über des Barons Lippen fließen könne. Andere, die diese Ueberzeugung nicht hatten, drangen deshalb in den Baron, weil sie wohl wußten, daß ein Mann, der einem jungen Frauenzimmer irgend ein Geheimniß entdeckt, und sollte es auch ein sorglich zu verschweigender Liebesbund mit einer Andern sein, wenigstens einen Theil seines Herzens mit wegschenkt, und daß die Vertraute gewöhnlich den Theil, der für die Glückliche übrig geblieben, nach und nach in Anspruch nimmt und wirklich gewinnt. Alte Damen wollten das Geheimniß wissen, um nachher die gebietende Herrin zu spielen, junge Männer aber, weil sie gar nicht begreifen konnten, wie dem Baron, und nicht ihnen, das Außerordentliche begegnet, und weil sie gern wissen wollten, wie es anzufangen, um ebenso interessant zu erscheinen als er.

Jede Mittheilung dessen, was sich in Schnüspelpold's Wohnung an jenem Tage begeben, war natürlicherweise unmöglich. Der Baron mußte schweigen, weil er nichts zu entdecken hatte, und ebendaher kam es, daß er bald sich selbst einbildete, er trüge ein Geheimniß in sich, das ihm selbst ein

Geheimniß. Andere Leute von etwas melancholischem Temperament hätte solch ein Gedanke zum Wahnsinn treiben können; der Baron befand sich aber sehr wohl dabei; ja, er vergaß darüber das eigentliche, nicht mittheilbare Geheimniß und Schnüspelpold und die schöne Griechin dazu. In dieser Zeit gelang es denn auch den Künsten der kokettirenden Amalia Simson, den Baron wieder an sich zu ziehen. Sein Hauptgeschäft war, schlechte Verse zu drechseln, noch schlechtere Musik dazu zu machen und die miserabeln Erzeugnisse seiner verstockten Muse der Banquierstochter vorzuplärren. Er wurde bewundert und war daher im Himmel. Das sollte aber nicht lange dauern.

Eines Abends, als er, aus einer Abendgesellschaft, die eben bei dem Banquier Nathanael Simson stattgefunden, spät in der Nacht zurückgekehrt, sich entkleiden ließ, faßte er in die Brusttasche des Fracks, um die Börse herauszunehmen. Mit der Börse zog er aber ein kleines Zettelchen hervor, auf dem die Worte standen:

„Unglückseliger, Verblendeter! Kannst Du so leicht Die vergessen, die Dein Leben, Dein Alles sein sollte, mit der Dich höhere Mächte verbanden zum höhern Sein?"

Ein elektrischer Schlag durchfuhr sein Inneres. Keine Andere als die Griechin hatte diese Worte geschrieben. Das Himmelsbild stand ihm vor Augen, — er lag in den Armen der Schönsten, — er fühlte ihre Küsse auf seinen Lippen brennen. „Ha," rief er begeistert aus, „sie liebt mich; sie kann mich nicht lassen. Verschwinde, schnöder Trug! Geh zurück in Dein Nichts, kecke Banquierstochter! Hin zu ihr, der Göttlichen, der Hohen, Hehren, — zu ihren Füßen zu stürzen und Verzeihung zu erringen!"

Der Baron wollte fort; der Kammerdiener erinnerte dagegen, ob es nicht besser sein würde, schlafen zu gehen. Der Baron packte ihn aber bei der Gurgel, flammte ihn an mit gräßlichem Blick und sprach: „Verräther, was sprichst Du von Schlaf, wenn ein ganzer Aetna von Liebesgluth im Innern aufgelodert?" Darauf küßte er, während ihn der Kammerdiener vollends auskleidete, unter allerlei verwirrten,

unverständigen Redensarten noch einigemal den Zettel, der — er wußte wahrlich nicht wie — in seine Rocktasche gekommen, legte sich ins Bette und verfiel bald in süßen Schlummer.

Man kann denken, mit welcher Hast er andern Morgens, nachdem er sich auf das Schönste und Geschmackvollste angekleidet, nach der Friedrichstraße rannte. Hoch klopfte ihm das Herz vor Entzücken; aber noch höher vor innerer Angst und Beklommenheit, als er die Klingelschnur des Hauses fassen wollte. „Wenn nur nicht die verdammten Zumuthungen wären!" dachte er und zögerte länger und länger vor der Thüre, in schwerem Kampf mit sich selbst begriffen, bis er am Ende in einer Art verzweifelten Muthes die Klingel stark anzog.

Man öffnete. Leise schlich er die Treppe hinauf und lauschte an der wohlbekannten Thüre. Da sprach drinnen eine gellende, schnatternde Stimme:

„Der Heerführer kommt gewappnet und gerüstet mit dem Schwert in der Hand und wird vollbringen, was Du gebeutst. Will Dich aber ein muthloser Schwächling täuschen, so stoße ihm Dein Messer in die Brust!"

Der Baron drehte sich sehr geschwind um, sprang eben so schnell die Treppe hinab und lief, was er konnte, die Friedrichstraße hinab.

Unter den Linden hatte sich ein Haufe Menschen gesammelt, die einem jungen Husarenofficier zuschauten, der sein wild gewordenes Pferd nicht bändigen zu können schien. Das Pferd sprang, bäumte sich so, daß es jeden Augenblick überzuschlagen drohte. Es war graulich anzusehn. Aber fest, wie angeschmiedet saß der Officier, zwang endlich das Pferd zu zierlichen Courbetten und ritt dann in kurzem Trabe davon.

Ein lautes freudiges: „Ha, welch ein Muth, welche Besonnenheit! O herrlich!" das aus dem Fenster des ersten Stocks eines Hauses zu kommen schien, zog des Barons Blick in die Höhe, und er gewahrte ein bildschönes Mädchen, die ganz erröthet vor Angst, Thränen im Auge, dem kühnen Reiter nachblickte.

„In der That," sprach der Baron zu dem Rittmeister

von B., der sich indessen zu ihm gesellt hatte, „das ist ein kühner, muthiger Reiter; die Gefahr war groß." —

„Nichts weniger als das," erwiderte der Rittmeister lächelnd; „nur gewöhnliche Reiterkünste hat der Herr Lieutenant hier producirt. Sein schönes, kluges Pferd ist zugleich eins der frömmsten, die ich kenne, aber dabei ein vortrefflicher Komödiant, der einzugreifen weiß in das Spiel des Herrn. Die ganze Komödie wurde aufgeführt, um jenem hübschen Mädchen dort Angst einzujagen, die sich auflöst in süße Bewunderung des herrlichen, kühnen Pferdebändigers, dem dann forthin ein Tanz und — auch wol ein verstohlener Kuß nicht abgeschlagen wird." — Der Baron erkundigte sich angelegentlichst, ob es wol schwer sei, dergleichen Künste zu erlernen, und gestand, als der Rittmeister versicherte, daß der Baron, da er schon sonst ganz passabel reite, sehr bald solches Spiels mächtig werden würde, wie ganz besondere geheimnißvolle Verbindungen ihm es wünschenswerth machten, einer gewissen Dame ebenso zu erscheinen wie der Husarenlieutenant jenem Mädchen. Der Rittmeister, den Schalk im Innern, bot sich selbst zum Lehrer und eines seiner Pferde, das sich auch recht gut auf solches Spiel verstehe, zur Ausführung des Planes an.

Es ist zu merken, daß jener Auftritt in dem Baron die Idee erweckt hatte, sich der Griechin auf eine ganz gefahrlose Weise als einen muthigen Mann zu zeigen, damit sie nur nicht mehr nach seinem Muthe frage; das Uebrige nebst den chimärischen Plänen, wegen der Befreiung der miserabeln Griechen, werde — so meinte er — dann wol nach und nach in Vergessenheit gerathen. —

Die Studien des Barons waren vollendet; selbst auf der Straße hatte er schon gelungene Versuche gemacht in Gegenwart des Rittmeisters. Da ritt er eines Morgens oder vielmehr Mittags, wenn die Straßen am Lebendigsten sind, durch die Friedrichstraße. O Himmel, die Griechin stand am Fenster, Schnüspelpold neben ihr. Der Baron begann seine Künste; aber sei es nun, daß er sich übernahm in dem Augenblick der Begeisterung, sei es, daß das Pferd gerade nicht aufgelegt war zu solcher Spielerei, — genug, ehe er sich's

versah, flog der Baron herab aufs Straßenpflaster, und ruhig blieb das Roß stehen, drehte seitwärts den Kopf und schaute den Gefallenen an mit klugen Augen. Die Leute sprangen herbei, um den Baron, der in tiefer Ohnmacht dalag, aufzuheben und ins Haus zu tragen. Ein alter Regimentschirurgus, der eben vorüberging, drängte sich aber durchs Volk, schaute dem Baron ins Gesicht, faßte seinen Puls, befühlte ihn am ganzen Leibe und brach dann los: „Alle tausend Element! Mein Herr, was treiben Sie für Narrenstreiche? Sie sind ja gar nicht ohnmächtig; Ihnen fehlt ja nicht das Allermindeste. Setzen Sie sich doch nur wieder getrost auf!" Wüthend riß sich der Baron von den Leuten los, schwang sich aufs Pferd und ritt davon unter dem schallenden Hohngelächter des versammelten Volks, begleitet von muntern Straßenbuben, die jauchzend neben ihm her Courier liefen. Durchaus hatte es dem Baron nicht gelingen wollen, sich der Angebeteten als ein kühner, muthiger Mann zu zeigen; selbst das letzte Mittel, das die Verzweiflung ihm eingab, die verstellte Ohnmacht nämlich, schlug fehl durch die heillose Dazwischenkunft des geraden, keine Schonung kennenden Chirurgus.

So weit das Blättlein. In den Notizen des Barons Achatius von F. hat sich nichts gefunden, was mit dem Vorhergehenden in Verbindung zu bringen gewesen wäre.

Drittes Blättlein.

Vier Blättlein können hier schicklich zusammengezogen werden in eines, da sie die fortlaufende Erzählung eines und desselben Ereignisses enthalten. Die Schrift scheint von dem Kanzleiassistenten Schnüspelpold selbst herzurühren.

Der Baron Theodor von S. schlief in der trüben regnichten Bartholomäusnacht*) so erstaunlich fest, daß ihn selbst das Geheul des Sturmwindes, das Klappern und Klirren des aufgesprungenen Fensterflügels nicht zu wecken vermochte. Plötzlich fing er aber an, die Nase zu ziehen, als verspüre

*) Nacht des 24. zum 25. August. — A. d. H.

er irgend einen Geruch. Dann lispelte er kaum vernehmlich: „O, mir gieb diese schönen Blumen, Du meine süße Liebe!“ und schlug die Augen auf. Grenzenlos schien sein Erstaunen, als er das Zimmer blendend erleuchtet, dicht vor Augen aber einen großen, duftenden Blumenstrauß erblickte. Dieser Blumenstrauß war aber an dem Rocke befestigt, den ein alter Mann angezogen, welchen ein verleumderischer Schriftsteller als verwachsen, krummbeinig, grotesk in seinem ganzen Wesen geschildert hat. Gut ist es aber, daß besagter Schriftsteller den Mann hat zeichnen lassen, und daß die Zeichnung zum Sprechen ähnlich gerathen ist. Jeder kann sich daher überzeugen, daß jene Schilderung gänzlich gegen die Wahrheit anstößt. „Um tausend Gottes willen,“ rief der Baron ganz erschrocken, „Herr Kanzleiassistent Schnüspelpold, wie kommen Sie hierher zu dieser Stunde?“ —

„Erlauben Sie,“ sprach Schnüspelpold, nachdem er den Fensterflügel befestigt und sich niedergelassen hatte auf den Lehnsessel, den er dicht ans Bette gerückt, „erlauben Sie, verehrtester Herr Baron, daß ich Ihnen meinen Besuch abstatte! Zwar ist die Stunde ungewöhnlich, indessen gerade die einzige, in der ich mich, ohne Aufsehen zu erregen, zu Ihnen begeben konnte, um Sie in Geheimnisse einzuweihen, von denen Ihr Liebesglück abhängt.“ —

„Sprechen Sie,“ erwiderte der Baron, der sich jetzt erst ganz ermuntert, „sprechen Sie, bester Schnüspelpold! Vielleicht gelingt es Ihnen, mich aus der schrecklichsten Trostlosigkeit zu reißen, in der ich mich befinde. O Schnüspelpold!“ —

„Ich weiß, wertheſter Herr Baron,“ fuhr Schnüspelpold fort, „was Sie sagen wollen, und will nicht verhehlen, daß gewisse alberne Streiche, z. B. der Sturz vom Pferde...“

„O, o, o!“ seufzte der Baron und verbarg sich in die Kopfkissen.

„Nun, nun,“ sprach Schnüspelpold weiter, „ich will diese mißtönende Saite nicht weiter berühren, sondern nur im Allgemeinen bemerken, daß Ihr ganzes Betragen und Treiben, wertheſter Baron, von dem Augenblicke an, als Sie mein Mündel geschaut und sich in sie verliebt hatten, von der Art

war, daß alle meine Bemühungen, Ihre Verbindung mit der Schönsten zu Stande zu bringen, scheitern mußten. Besser ist es daher, Sie mit dem, was zu thun, vertrauter zu machen; dies setzt aber voraus, daß ich Ihnen über meine und meines Mündels Verhältnisse mehr sage, als es gewisser Constellationen halber eigentlich rathsam sein dürfte. Vernehmen Sie also!

„Ich fange, wie die Klugheit Jedem in allen Verhältnissen des Lebens gebeut, von mir selbst an. Alle Leute, denen ich in die Nähe komme, sprechen, ich sei ein kurioser Mann, mit dem es nicht recht richtig, ohne daß diese Leute selbst wissen, was sie damit meinen. Allen excentrischen Männern, d. h. solchen, die aus dem eng gezogenen Kreise des gewöhnlichen Treibens hinausspringen, denen die abgeschlossene Wissenschaft nicht genügt, die Stoff und Nahrung höherer Weisheit nicht in Büchern, sondern die Propheten selbst aufsuchen in fernen Landen, geht es aber so und auch mir. Erfahren Sie, bester Herr Baron, . . . aber Sie schlafen!" — „Nein, nein," wimmerte der Baron unter dem Kissen hervor, „ich kann mich nur noch nicht ganz von dem unglückseligen Sturz erholen. Erzählt nur, Schnüspelpoldchen!" —

„Erfahren Sie also," fuhr Schnüspelpold fort, „daß ich, nachdem ich Kanzleiassistent geworden, mich mit Macht hingezogen fühlte zu der Wissenschaft aller Wissenschaften, die nur ein flacher, abgestumpfter Zeitgeist verwerfen, nur ein unwissender Thor für dummes, abgeschmacktes Zeug erklären kann. Ich meine die göttliche Kabbala. — Ihnen mehr von dieser Wissenschaft und von der Art zu sagen, wie es mir gelang, einzudringen in ihre Tiefen, das verlohnt nicht der Mühe, da Sie den Teufel was davon verstehen und vor schnöder, unweiser Langeweile bald fest einschlafen würden. Es genügt, zu sagen, daß ein Kabbalist unmöglich auf die Dauer mit Muth und Liebe Kanzleiassistent bleiben kann. Es war die heilige, göttliche Kabbala, die mich forttrieb aus der Kanzlei, forttrieb aus dem lieben Brandenburg in ferne Länder, wo ich die Propheten fand, die mich annahmen als wißbegierigen, gelehrigen Schüler. — Man muß die Asche der Väter ehren. Mein Vater, der Knopfmacher Schnüspel-

pold, war ein ziemlicher Kabbalist, und die Frucht vieljähriger Bemühungen ein Talisman, den ich aus meines Vaters Erbschaft mitnahm auf meine Reise und der mir gute Dienste geleistet hat. Es besteht dieser Talisman in einem zierlich gearbeiteten Hosenknopf, den man auf der Herzgrube tragen muß, und . . . doch Sie hören mich nicht, Baron?" — „Allerdings," sprach der Baron noch immer in den Kissen; „aber Ihr erzählt entsetzlich weitläufig, Schnüspelpold, und noch habt Ihr gar nichts vorgebracht, was mich trösten könnte." —

„Das wird schon kommen," versicherte Schnüspelpold und fuhr dann weiter fort:

„Ich durchreiste die Türkei, Griechenland, Arabien, Aegypten und andere Länder, wo sich dem Kundigen die Schachten tiefer Weisheit öffnen, und kehrte endlich, nachdem ich dreihundertunddreiunddreißig Jahre*) auf der Reise zugebracht, nach Patras zurück. Es begab sich, daß ich in der Gegend von Patras bei einem Hause vorüberging, welches, wie ich wußte, von einem aus fürstlichem Stamme entsprossenen Griechen bewohnt wurde. Man rief mir nach: ‚Gregorios Seleskeh, trete herein! Du kommst zur rechten Stunde.' Ich drehte mich um und erblickte in der Thür eine alte Frau, deren Gesicht und Gestalt Sie, wertheste Herr Baron und andere künstlerische Leute, an die Sibyllen des Alterthums erinnert hätte. Es war Aponomeria, die weise Frau, mit der ich sonst in Patras Umgang gepflogen, und die meine Kenntnisse ungemein bereichert hatte. Wohl wußte ich, daß Aponomeria Hebammendienste verrichten sollte, was eigentlich ihr Beruf war in Patras. Ich trat hinein; die Fürstin lag in Kindesnöthen, und bald war ein liebliches Wunder von Mägdlein geboren. ‚Gregorios Seleskeh,' sprach Aponomeria feierlich, ‚betrachte dieses Kind aufmerksam und berichte, was Du erschaut!' Ich that das; ich fixirte meinen ganzen Sinn, all meine Gedanken auf das kleine Wesen. Da entzündete sich über dem Haupte des Kindes ein blendender Strahlenschimmer; in diesem Schimmer wurde aber ein blutiges Schwert und

*) Tage? — A. d. H.

dann eine mit Lorbeern und Palmen umwundene Krone sichtbar. Ich verkündete das. Da rief Aponomeria begeistert: ‚Heil, Heil der edlen Fürstentochter!‘

„Die Fürstin lag wie im Schlummer; doch bald leuchteten ihre Augen auf. Sie erhob sich frisch und munter, alle Jugendblüthe im holden Antlitz, aus dem Bette, kniete nieder vor dem Bildniß des heiligen Johannes, das über einem kleinen Altar im Zimmer angebracht war, und betete, den verklärten Blick emporgerichtet. ‚Ja,‘ sprach sie dann, im Innersten bewegt, ‚ja, meine Träume werden wahr: Theodoros Kapitanaki, das blutige Schwert, es gehört Dir; aber die Palmen- und Lorbeerkrone empfängst Du aus der Hand dieser Jungfrau. Gregorios Seleskeh, Aponomeria! Meinen Gemahl ... — all Ihr Heiligen, vielleicht ist er schon nicht mehr! — Mich wird bald ein früher Tod hinraffen. Dann sollt Ihr die treuen Eltern dieses Kindes sein. Gregorios Seleskeh, ich kenne Deine Weisheit, die Mittel, die Dir zu Gebote stehen. Du wirst ihn auffinden, Den, der das blutige Schwert trägt; ihm wirst Du die Fürstentochter in die Arme führen, wenn die Morgenröthe aufsteigt, wenn die ersten Strahlen glühend aufflimmern und, von ihnen zum Leben entzündet, das gebeugte Volk sich aufrichtet!‘

„Als ich nach zwölf Jahren wieder nach Patras kam, waren Beide gestorben, der Fürst und seine Gemahlin. Bei Aponomeria fand ich die Tochter, die nunmehr unser Kind geworden. Wir gingen nach Cypern und fanden Den, den wir suchten, den wir suchen mußten, um den reichen Schatz, das Besitzthum der jungen Fürstin, in Empfang zu nehmen, in dem verfallenen Schloß zu Baffa, ehemals Paphos. Hier fiel es mir ein, das Horoskop der jungen Fürstin zu stellen. Ich brachte heraus, daß ihr hohes Glück, ein Thron bestimmt sei durch die Verbindung mit einem Fürsten; aber zu gleicher Zeit gewahrte ich die Zeichen blutigen Mordes, grauenvoller Unthaten, entsetzlicher Todeskämpfe, mich selbst darein verflochten und in dem Augenblick des höchsten Glanzes der Fürstin arm, verlassen, elend, aller meiner Wissenschaft, meiner kabbalistischen Kraft beraubt. Doch schien es, als wenn

der Kabbala es vergönnt sein könne, selbst die Macht der Gestirne zu besiegen, und zwar durch die künstliche Entzweiung der in einander wirkenden Principe und Einschaffung eines dritten zur Lösung des Knotens. Dies Letzte war nun meine Sache, wenn ich das Unglück, das mir drohte, in dem Schicksal meiner Pflegetochter von mir abwenden und ruhig und glücklich bleiben wollte bis an mein Lebensende.

„Ich forschte und forschte, wie das dritte Princip zu erzeugen. Ich bereitete einen Theraphim.*) Sie wissen, Herr Baron, daß die Kabbalisten damit ein künstliches Bildniß bezeichnen, das, indem es geheime Kräfte der Geisterwelt weckt, durch scheinbares Leben täuscht. Es war ein hübscher Jüngling, den ich aus Thon gebildet und dem ich den Namen Theodor gegeben. Die junge Fürstin freute sich über sein artiges Wesen und seinen Verstand; sowie sie ihn aber berührte, zerfiel er in Staub, und ich gewahrte zum ersten Mal, daß dem Fürstenkinde gewisse magische Kräfte inwohnen müssten, die meinem kabbalistischen Scharfblick entgangen. Mit einem Theraphim war daher nichts auszurichten, und es blieb nichts übrig, als einen Menschen zu finden, der durch magische Operationen geschickt gemacht werden könnte, jene Entzweiung zu bewirken und in die Stelle des unheilbringenden Theodoros Kapitanaki zu treten. Mein Freund, der Prophet Sifur, half mir aus der Verlegenheit. Er sagte mir, daß sechs Jahre vor der Geburt der Fürstentochter eine Baronesse von S. im Mecklenburg-Strelitzischen, welche die Tochter einer griechischen Fürstin aus Cypern sei, einen Sohn geboren . . ."

„Was?" rief der Baron, indem er aus dem Kissen herausfuhr und den Kanzleiassistenten anblickte mit blitzenden Augen, „was — wie? — Schnüspelpoldchen, Sie sprechen ja von meiner Mutter! — So sollte es doch wahr sein?"

---

*) Vgl. 1. Buch Mosis, Kap. 31, V. 10—19: Rahel stahl ihres Vaters Theraphim (nach Luther: Götzen; denn Theraphim ist Mehrheit; die Einheit wäre Theraph), — eine Art Hausgötter, wie die römischen Penaten, auch als Orakel gebraucht. Nach 1. Samuelis, Kap. 19, V. 13, 16 hatten diese Bilder Größe und Gestalt der Menschen. In den Büchern der Rabbinen findet sich Vieles über die Bereitungsart solcher Figuren. — A. d. H.

„Sehen Sie wol," sprach Schnüspelpold, indem er arglistig schmunzelte, „sehen Sie wol, werthgeschätzteſter Herr Baron? Nun kommt das Interessante, nämlich Ihre eigene werthe Person." Dann fuhr er fort: „Also der Prophet Sifur entdeckte mir die Existenz eines achtzehnjährigen, sehr hübschen und angenehmen mecklenburgischen Barons, der wenigstens von mütterlicher Seite aus griechischem fürstlichen Stamm entsprossen, bei dessen Geburt alle Gebräuche nach griechischer Art beobachtet worden und der in der Taufe den Namen Theodor erhalten. Dieser Baron, versicherte der Prophet, würde ungemein geschickt zu dem wirklich lebendigen Theraphim taugen, mittels dessen das Horoskop zu vernichten und der Fürst Theodoros Kapitanaki sammt seinem blutigen Schwert in ewige Vergessenheit zu begraben wäre. Der Prophet schnitzte hierauf ein kleines Männlein aus Korkholz, strich es mit Farben an, kleidete es auf eine Weise, die mir sehr possierlich vorkam, und versicherte, daß dies Männchen eben der Baron Theodor von S. sei, wiewol in verjüngtem Maßstabe. Ich muß denn auch gestehen, daß, als ich Sie, mein werthgeschätzter Herr Baron, zum ersten Male zu sehen das Glück hatte, mir gleich das Korkmännchen vor Augen stand; es giebt nichts Täuschenderes. Derselbe holde, schwärmerische Blick, der Ihre Augen beseelt . . ."

„Finden Sie auch die Schwärmerei in meinem Blick, die den tiefen Genius verkündet?" So unterbrach der Baron den Kanzleiassistenten, indem er die Augen gräßlich verdrehte.

„Allerdings," sprach Schnüspelpold weiter, „allerdings! Ferner dieselbe Narrheit im ganzen Wesen und Betragen . . ."

„Sind Sie des Teufels?" schrie der Baron erzürnt.

„Bitte sehr," fuhr Schnüspelpold fort, „bitte sehr. Ich meine blos jenes närrische Wesen, wodurch sich eminente Genies, excentrische Köpfe von gewöhnlichen vernünftigen Menschen unterscheiden. Es klebt mir zu meiner Freude auch etwas von jenem Wesen an, und ich würde noch heftiger ausschreiten, wenn mich nicht mein Haarzopf daran hinderte. — Wir Beide, der Prophet und ich, mußten herzlich über das kleine Püppchen lachen; denn es kam uns Beiden ungemein

albern vor. Indessen wurde ich sehr bald von der Richtigkeit der kabbalistischen und astrologischen Beobachtungen, die der weise Sifur angestellt hatte, auf das Innigste überzeugt. Nicht in Staub zerfiel das Püppchen, als die Fürstin es berührte, sondern sprang freudig auf ihrem Schooße umher. Sie gewann es sehr lieb und nannte es ihren schönen Theodoros. Aponomeria hegte dagegen den tiefsten Abscheu gegen das kleine Ding, war meinem ganzen Thun und Treiben in jeder Rücksicht entgegen und widersetzte sich der Reise nach Deutschland, die ich vier Jahre darauf mit ihr und der Fürstin unternehmen wollte in der geheimen Absicht, Sie, werthgeschätzteste Herr Baron, aufzusuchen und zu meinem und Ihrem Besten, koste es, was es wolle, Ihre Verbindung mit der Fürstin zu Stande zu bringen. Aponomeria warf tückischerweise das Korkpüppchen, also in gewisser Art Sie selbst, mein Herr Baron, ins Feuer. Durch diese Unvorsichtigkeit gerieth sie aber ganz in meine Macht; ich wußte sie mir vom Halse zu schaffen.

„Mit meiner Fürstin und dem reichen Schatz, der ihr Eigenthum und auch in gewisser Art das meinige ist, verließ ich Cypern und ging nach Patras, wo ich von dem preußischen Consul, Herrn Andreas Kondoguri, mit Freundschaft und Güte aufgenommen wurde. O, hätte ich nimmermehr diesen Ort berührt! Hier war es, wo die Fürstin mit der Kraft eines Talismans bekannt wurde, der, ein uraltes Erbstück der Familie, sich in ihrem Besitz befindet. Ein altes Weib sah ich von ihr gehen ... Nun genug, die Fürstin benutzte den Talisman so gut, daß ich, konnte meine kabbalistische Gewalt über sie auch nicht gebrochen werden, doch ebenso sehr ihr Sklave wurde, als ich ihr Herr bin. Durch das Horoskop, durch meine kabbalistischen Operationen und durch die Kraft des Talismans ist eine solche wunderbare Verkettung magischer Gewalten entstanden, daß ich untergehen muß oder die Fürstin, je nachdem das Horoskop siegt oder meine Kabbala.

„Ich kam hieher, — ich fand Sie. Begreiflich wird es Ihnen sein, wie behutsam ich die Operationen beginnen mußte,

welche die Fürstin in Ihre Arme führen sollten. Ich spielte Ihnen die Brieftasche in die Hände, die Sie zufällig gefunden zu haben glaubten. Wir waren Ihnen oft nahe; Sie gewahrten uns nicht. — Ich ließ die Anzeige in die Zeitungen einrücken; Sie merkten nicht darauf. Wären Sie nur nach Patras gekommen, Alles wäre gut gegangen. Aber — werden Sie nicht grimmig, werthgeschätztester Herr Baron! — Ihr sonderbares Benehmen, Ihre fabelhaften, ich möchte beinahe sagen, albernen Streiche waren schuld daran, daß meine wohlberechnetsten Bemühungen vereitelt werden mußten. Schon gleich, als wir Sie im Wirthshause in der Nacht trafen, — Ihr Zustand, — der schnarchende Italiener . . . Leicht wurde es der Fürstin, wieder in den Besitz der Brieftasche und des darin enthaltenen magischen Spielzeuges zu kommen, das Ihnen gar nützlich hätte werden können, und so den Zauberknoten zu lösen, den ich geschürzt. In dem Moment . . ."

„Schweigen Sie," unterbrach der Baron den Kanzleiassistenten mit kläglicher Stimme, „schweigen Sie, theurer Freund, von jener unglückseligen Nacht! Ich war ermüdet von der Reise nach Patras, und da . . ."

„Ich weiß Alles," sprach der Kanzleiassistent. „Also in dem Moment hielt Sie die Fürstin für das Trugbild, das sie den Hasenfuß aus dem Thiergarten zu nennen pflegte. Doch es ist noch nicht Alles verloren, und ich habe Sie deshalb in meine Geheimnisse eingeweiht, damit Sie sich leidend verhalten und mich ohne Widerstreben schalten lassen sollen. — Noch habe ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß sich auf der Reise hieher der Papagei zu uns fand, mit dem Sie sich letzthin bei mir unterredet haben. Ich weiß, daß dieser Vogel auch mir feindlich entgegenwirkt. Hüten Sie sich vor ihm! Es ist, ich ahne es, die alte Aponomeria. — Jetzt ist ein günstiger Moment eingetreten. Die Bartholomäusnacht hat auf Sie, verehrtester Herr Baron, eine ganz besondere geheimnißvolle Beziehung. Wir wollen sogleich die Operation beginnen, die zum Ziele führen kann."

Damit löschte Schnüspelpold sämmtliche Kerzen aus, die

er angezündet, zog einen kleinen leuchtenden Metallspiegel hervor und flüsterte dem Baron zu, er möge mit Unterdrückung aller übrigen Gedanken und Vorstellungen den liebenden Sinn ganz auf die griechische Fürstin fixiren und fest in den Spiegel hineinblicken. Der Baron that es, und — o Himmel! — die Gestalt der Griechin trat hervor aus dem Spiegel, im Himmelsglanz überirdischer Schönheit. Sie breitete die bis an die Schultern bloßen, blendenden Lilienarme aus, als wolle sie den Geliebten umfangen. Näher und näher schwebte sie; — der Baron fühlte den süßen Hauch ihres Athems auf seinen Wangen. — „O Entzücken, o Seligkeit!" rief der Baron ganz außer sich; „ja, holdes angebetetes Wesen, ja, ich bin Dein Fürst Theodoros und kein schnödes Trugbild aus Korkholz. Komm in meine Arme, süße Braut! Ich lasse Dich nimmer." Damit wollte der Baron die Gestalt erfassen. Im Augenblick verschwand aber Alles in dicke Finsterniß, und Schnüspelpold rief zornig: „Knoblauch in Deine Augen, Du verdammter Hasenfuß! Deine Vorschnelligkeit hat schon wieder Alles verdorben."

Auch diesem Blättlein ist aus den Notizen des Achatius von F. nichts weiter hinzuzufügen.

Viertes Blättlein.

Dieses Blatt ist augenscheinlich nichts Anderes als ein Billet, das der Baron Theodor von S. an den Kanzleiassistenten Schnüspelpold geschrieben. Man bemerkt noch sehr deutlich die Kniffe und die Stelle, wo das Siegel gesessen. Es lautet, wie folgt:

„Mein hochverehrtester Herr Kanzleiassistent!

Gern will ich Ihnen die begangenen Fehler eingestehen und sie herzinniglich bereuen. Aber bedenken Sie, theurer Schnüspelpold, daß ein Jüngling, der so wie ich von feuriger, schwärmerischer Natur ist und dabei vom ganzen süßen Wahnsinn der glühendsten Liebe befangen, wol nicht im Stande sein kann, mit Besonnenheit zu handeln, zumal wenn Zauberei im Spiele, die ihn garstig neckt. Und bin ich denn nicht

hart genug bestraft worden dafür, daß ich aus Unvorsichtigkeit, aus Unkunde fehlte? Seit dem verhängnißvollen Fall vom Pferde bin ich auch aus der Mode gefallen. Weiß der Himmel, auf welche Art das fatale Ereigniß in ganz Berlin bekannt wurde! Ueberall, wo ich mich blicken lasse, erkundigt man sich mit verhöhnender Theilnahme, ob mein böser Sturz keine üblen Folgen gehabt, und hält sich kaum zurück, mir ins Gesicht zu lachen. Es giebt kein größeres Unglück, als lächerlich zu werden; der Lächerlichkeit folgt allemal, wenn die Lacher ermüdet, völlige Bedeutungslosigkeit. Dies ist leider mein Fall. In den brillantesten Zirkeln, wenn ich zu erscheinen gedenke als siegender Held des Tages, achtet Niemand meiner, will Niemand mehr mein Geheimniß erfahren, und selbst die bornirtesten Fräuleins erheben sich über mich und rümpfen die Nase eben in dem Augenblick, wenn ich ganz göttlich bin. — Ich weiß, daß mich ein neuer, imposant kühner Schnitt eines Fracks retten könnte, habe schon nach London und Paris geschrieben und werde das Kleid wählen, welches mir am Tollsten, am Bizarrsten scheint; aber kann mir das ein Glück auf die Dauer verschaffen? — Nein, sie muß ich gewinnen, die all mein Leben ist und meine Hoffnung. O Gott, was fragt ein Herz voll Liebe nach neumodischen Fracks und dergleichen! Ja, es giebt Höheres in der Natur als die Thees der eleganten Welt. — Sie ist reich, schön, von fremder hoher Abkunft. — Schnüspelpold, ich beschwöre Sie, bieten Sie Ihre ganze Wissenschaft, all Ihre geheimnißvollen Künste auf, machen Sie gut, was ich verdarb, stellen Sie den — o, ich möchte meine Kühnheit, meine Ausgelassenheit verwünschen! — ja, stellen Sie den Zauber wieder her, den ich verdarb! Ich gebe mich ganz in Ihre Macht; ich thue Alles, was Sie gebieten. — Bedenken Sie, daß von meiner Verbindung mit der Fürstin auch Ihr Wohl und Weh abhängt! Schnüspelpold, theurer Schnüspelpold, operiren Sie sehr! — Antwort, um tröstende Antwort fleht mit heißem Verlangen

Ihr innigst ergebenster

Theodor Baron von S."

Auf der Rückseite des Blatts steht Schnüspelpold's Antwort:

„Hochgeborner Herr Baron!

Die Sterne sind Ihnen günstig. Unerachtet Ihrer ungeheuern Unvorsichtigkeit, die uns Beide hätte verderben können, ist die kabbalistische Operation dennoch keineswegs ganz mißlungen, wiewol es jetzt noch mehr Zeit und Mühe kostet, den Zauber zu vollbringen, als es sonst der Fall gewesen sein würde. Der Papagei war noch in magischem, regungslosem Schlaf erstarrt. Meine Mündel befand sich ebenfalls noch in dem Zustande, der mein Werk war. Sie klagte mir jedoch, daß, bald nachdem sie ihr Idol, den Fürsten Theodor Kapitanaki, im höchsten Entzücken der Liebe zu umarmen vermeint, der korkene Hasenfuß täppisch dazwischengefahren sei, und bat mich, ihn wo möglich bei Gelegenheit niederzustoßen, wenn sie es nicht lieber selbst thun oder ihm wenigstens mit dem magischen Messer die Pulsader aufschneiden solle, damit die Leute, die er so lange arglistig getäuscht, endlich zu der Ueberzeugung kämen, daß nur weißes, kaltes Blut in ihm fließe.

„Dessen unerachtet, mein hochverehrtester Herr Baron, können Sie sich so gut als verlobt ansehen mit der Fürstin. Nur müssen Sie jetzt auf das Sorglichste Ihr Betragen darnach einrichten, daß Sie nicht wieder aufs Neue Alles verderben; denn sonst ist der Zauber unwiederbringlich zerstört. Fürs Erste: laufen Sie nicht hundertmal des Tages bei meinen Fenstern vorüber! Außerdem, daß es sich schon an und für sich selbst sehr albern ausnimmt, wird auch dadurch die Fürstin immer mehr in ihrer vorgefaßten Meinung bestärkt, daß Sie blos ein korkener — aus dem Thiergarten sind. Es kommt überhaupt darauf an, daß Sie die Fürstin jetzt niemals anders erblicken als in einem gewissen träumerischen Zustande, in den Sie, trügt mich nicht meine Wissenschaft, in jeder Nacht zur Mitternachtsstunde fallen werden. Dazu gehört aber, daß Sie jeden Abend auf den Punkt zehn Uhr sich ins Bette legen und überhaupt ein stilles, nüchternes, abgeschiedenes Leben führen. Früh morgens um fünf oder spätestens sechs Uhr stehen Sie auf und machen, erlaubt es

das Wetter, einen Spaziergang nach dem Thiergarten. Sie thun gut, wenn Sie bis zur Statue des Apollo wandern. Dort dürfen Sie sich ohne Schaden etwas toll geberden und verliebte wahnsinnige Verse, sogar Ihre eigenen, laut declamiren, insofern sie sich auf Ihre Liebe zur Fürstin beziehen. Zurückgekehrt — Sie haben durchaus noch nichts genossen! — erlaube ich Ihnen eine Tasse Kaffee zu trinken, jedoch ohne Zucker und ohne Rum. Um zehn Uhr dürfen Sie ein Schnittchen westphälischen Schinken oder ein paar Scheiben Salami, nebst einem Glase Josty'schen Biers zu sich nehmen. Punkt ein Uhr setzen Sie sich allein in Ihrem Zimmer zu Tische und essen einen Teller Kräutersuppe, dann etwas gekochtes Rindfleisch mit einer mittelmäßigen sauern Gurke, und gelüstet's Ihnen durchaus nach Braten, so wechseln Sie geschickt mit gebratenen Tauben und Brathechten, wozu Sie jedoch beileibe nicht etwa stark gewürzten Salat, sondern höchstens etwas Pflaumenmus genießen dürfen. Dazu trinken Sie eine halbe Flasche des dünnen weißen Weines, welcher schon an und für sich die gehörige Beimischung von Wasser hat. Sie bekommen den in allen Weinhäusern des Orts. Was Ihre Beschäftigung betrifft, so vermeiden Sie Alles, was Sie erhitzen könnte! Lesen Sie Lafontaine'sche Romane, Iffland'sche Komödien, Verse dichterischer Frauen, wie sie in allen neuen Taschenbüchern und Romanen stehen, oder, was am Besten ist, machen Sie selbst Verse! Denn die psychische Qual, die Sie dabei empfinden, ohne jemals in Begeisterung zu gerathen, hilft erstaunlich zum Zweck. Am Mehrsten warne ich Sie vor zwei Dingen: Trinken Sie unter keiner Bedingung auch nur ein einziges Glas Champagner und machen Sie keinem Frauenzimmer den Hof! Jeder verliebte Blick, jedes süße Wort oder gar ein Handkuß ist eine schnöde Untreue, die zur Stelle auf eine Ihnen sehr unangenehme Art gerügt werden wird, um wo möglich Sie im Geleise zu erhalten. Meiden Sie vorzüglich das Simson'sche Haus! Amalia Simson, die Ihnen schon weismachen wollte, ich sei ein Jude aus Smyrna, und die Fürstin sei meine wahnsinnige Tochter, sucht Sie in ihre Netze zu ziehen. Sie wissen vielleicht nicht,

daß Nathanael Simson selbst das ist, wofür mich die saubere Tochter ausgab, nämlich ein Jude, unerachtet er Schinken frißt und Schlackwurst. Er ist auch im Complott mit der Tochter. Macht er es aber zu arg, so soll ihm der Dämon, während er ißt, zurufen: „Gift in Deine Speise, verruchter Mauschel!“ und er ist verloren. — Vermeiden Sie auch das Reiten! Sie haben schon zweimal Unglück gehabt mit Pferden. Befolgen Sie, mein hochverehrtester Herr Baron, alle diese Vorschriften genau, so werden Sie sehr bald von mir Weiteres vernehmen.

„Mit der vorzüglichsten ꝛc. ꝛc.“

Aus den Notizen des Barons Achatius von F. sind hier folgende kurze Bemerkungen mitzutheilen:

„Nein, es ist durchaus nicht zu ergründen, was in diesen jungen Menschen, in Deinen Neffen Theodor, gefahren sein muß. Er ist blaß wie der Tod, verstört in seinem ganzen Wesen, kurz, ein ganz Anderer geworden, als er sonst war. — Um zehn Uhr morgens besuchte ich ihn, fürchtend, er werde noch in den Federn liegen. Statt dessen fand ich ihn, wie er eben frühstückte. Und rathe, worin sein Frühstück bestand? — Nein, das zu rathen, ist unmöglich! — Auf einem Teller lagen ein paar dünne Scheibchen Salamiwurst, und daneben stand ein mäßiges Glas, worin — Braunbier perlte. — Erinnere Dich des Abscheues, den sonst Theodor gegen Knoblauch hegte! — Ist jemals ein Tropfen Bier über seine Lippen geglitten? — Ich bezeigte ihm meine Verwunderung über das herrliche, üppige Frühstück, das einzunehmen er im Begriffe stehe. Da schwatzte er viel verwirrtes Zeug durcheinander von nothwendiger strenger Diät, von Kaffee ohne Zucker und Rum, von Kräutersuppen, von sauern Gurken, Brathechten mit Pflaumenmus und wässerigem Wein. Die Brathechte mit Pflaumenmus trieben ihm Thränen in die Augen. — Er schien meinen Besuch gar nicht gern zu sehen; deshalb verließ ich ihn bald.“

*

„Krank ist Dein Neffe nicht, krank nicht im Mindesten, aber von seltsamen Einbildungen befangen. Unerachtet er nun nicht die mindesten Spuren geistiger Zerrüttung zeigt, so meint der Doktor H. dennoch, daß er an einer Mania occulta*) leiden könne, die eben das Eigenthümliche hat, daß sie auf keine Weise, weder in physischer noch psychischer Hinsicht verspürt werden kann, und so einem Feinde gleicht, der gar nicht anzugreifen ist, weil er sich nirgends zeigt. Es wäre schade um Deinen Neffen!“ —

*

„Was ist denn das? Soll ich denn abergläubischerweise an Hexenkünste glauben? — Du weißt, ich bin von je her gesunden festen Gemüths und nichts weniger als zur Schwärmerei geneigt gewesen; doch was man mit eigenen Ohren hört, mit eigenen Augen sieht, das kann man sich doch mit dem besten Willen nicht abstreiten. Mit der größten Mühe hatte ich Deinen Neffen überredet, mit mir zum Souper bei der Frau von G. zu gehen. Das bildhübsche Fräulein von T. war dort, im vollen Glanze des beau jour, geputzt wie ein Engel. Sie redete, freundlich und anmuthig wie sie ist, den düstern, in sich gekehrten Vetter an, und ich gewahrte, mit welcher Gewalt Theodor sich zwang, nicht den Blick ruhen zu lassen auf der schönen Gestalt. ‚Sollt' er eine tyrannische Geliebte haben, die ihn despotisirt?‘ dachte ich. Zehn Uhr war es gerade, als man sich zu Tische zu setzen im Begriff stand. Theodor wollte durchaus fort; doch indem ich mich mit ihm herumzankte, trat das Fräulein von T. heran. ‚Wie, Vetter, Sie werden mich doch zu Tische führen?‘ so sprach sie mit naiver Lustigkeit und hing sich ohne weitere Umstände in seinen Arm. Ich saß dem Paare gegenüber und bemerkte zu meiner Freude, wie Theodor bei der schönen Nachbarin immer mehr und mehr aufthaute. Er trank rasch hintereinander einige Gläser Champagner, und immer feuriger wurden seine Blicke; immer mehr verschwand die Todesbleiche von seinen Wangen. Man hob die Tafel auf; da faßte

*) An verstecktem Wahnsinn. — A. d. H.

Theodor die Hand der reizenden Cousine und drückte sie zärtlich an seine Lippen. Doch in dem Augenblick gab es einen Klatsch, daß der ganze Saal widerhallte, und Theodor fuhr, entsetzt zurückprallend, nach seiner Backe, die kirschroth war und aufgeschwollen schien. Dann rannte er wie unsinnig zum Saale hinaus. Alle waren sehr erschrocken, vorzüglich die schöne Cousine, mehr aber über Theodor's Entsetzen und plötzliche Flucht als über die Ohrfeige, die er von unsichtbarer Hand erhalten. Auf diesen tollen Geisterspuk schienen nur Wenige was zu geben, unerachtet ich mich von einem fatalen fieberhaften Frösteln durchbebt fühlte."

*

„Theodor hat sich eingeschlossen. Er will durchaus Niemanden sprechen. Der Arzt besucht ihn."

*

„Sollte man es glauben, was eine alternde Kokette vermag? — Amalia Simson, eine Person, die mir im Grunde der Seele zuwider ist, hat Schloß und Riegel durchdrungen. Sie ist in Begleitung einer Freundin bei Theodor gewesen und hat ihn überredet, nach dem Thiergarten zu fahren. Er hat zu Mittag gegessen bei dem Banquier und soll bei vorzüglicher Laune gewesen sein, auch Gedichte vorgelesen haben, wodurch alle Gäste verscheucht worden sind, so daß er zuletzt mit der reizenden Amalia allein geblieben ist."

*

„Es ist zu arg, es ist zu arg! Mir geht's im Kopf herum wie in einer Mühle; ich stehe nicht mehr fest auf den Füßen; mich treibt ein toller Schwindel. — Gestern werd' ich eingeladen von dem Banquier Nathanael Simson zum Souper. Ich gehe hin, weil ich Theodor dort vermuthe. Er ist wirklich da, eleganter, das heißt närrischer, fabelhafter gekleidet als jemals und geberdet sich als Amaliens entschiedener Liebhaber. Amalie hat die verblühten Reize tüchtig aufgefrischt; sie sieht bei dem Lichterglanz ordentlich hübsch und

jung aus, so daß ich sie deshalb hätte zum Fenster hinauswerfen mögen. Theodor drückt, küßt ihr die Hände; Amalia wirft siegreiche Blicke umher. Nach der Tafel wissen Beide geschickt sich in ein Kabinet zu entfernen. Ich verfolge sie, schaue durch die halb geöffnete Thüre, — da schließt der Schlingel das fatale Judenkind feurig in seine Arme. Da geht es aber auch Klatsch — Klatsch — Klatsch, und es regnet Ohrfeigen, von unsichtbarer Hand zugetheilt. Theodor taumelt halb sinnlos durch den Saal; Klatsch — Klatsch geht es immer fort, und als er schon ohne Hut auf die Straße entflieht, hört man es noch nachhallen Klatsch — Klatsch — Klatsch! — Amalia Simson liegt in Ohnmacht; die Spur des tiefen Entsetzens liegt auf den leichenblassen Gesichtern der Gäste. — Keiner vermag eine Silbe laut werden zu lassen über das, was geschehen. Man geht in tiefem Schweigen verstört auseinander."

*

„Theodor wollte mich nicht sprechen; er schickte mir einen kleinen Zettel heraus. Hier ist er:

‚Sie sehen mich umgarnt von bösen, unheimlichen Mächten. Ich bin der Verzweiflung nahe. Ich muß mich losreißen; ich muß fort. Ich will zurück nach Mecklenburg. Verlassen Sie mich nicht! Nicht wahr, wir reisen zusammen? — wenn's Ihnen recht ist, in drei Tagen.'

„Ich werde die nöthigen Anstalten zur Reise machen und Dir, will's der Himmel, Deinen Neffen, allem tollen Spuk entrückt, frisch und gesund in die Arme zurückführen."

*

Es kann schicklich hier noch ein kleines Blättchen aus der Brieftasche eingefügt werden. Wahrscheinlich ist es die Abschrift eines Billets, Schnüspelpold an den Baron schrieb.

„So befolgen Sie, Hochgeborner, die Vorschriften, die ich Ihnen gab, um die Hand der Fürstin zu erringen? — Hätte ich glauben können, daß Sie so leichtsinnig wären,

wie Sie es wirklich sind, nimmermehr hätte ich auf Sie nur im Geringsten gerechnet. Offenbar hat sich der Prophet Sifur verguckt. — Doch auch ein Wort des Trostes! Da eigentlich nur die bösen Ränke des alten Juden und seiner Tochter an Ihrem Hauptvergehen schuld sind und Sie nicht aus eigener, freier Willensbestimmung handelten, so hält der Zauber noch fest, und es kann Alles ins Geleise gebracht werden, wenn Sie von nun an genau die Ihnen gegebenen Vorschriften befolgen und vorzüglich das Simson'sche Haus gänzlich meiden. Nehmen Sie sich in Acht vor dem Banquier! Er treibt gewisse Künste, die zwar nur talmudisch genannt zu werden verdienen, eine ehrliche Christenseele aber doch ins Verderben stürzen können. Mit der vorzüglichsten Hochachtung habe ich die Ehre ꝛc.

„(Astarot sogleich zur Bestellung übergeben.)"

Fünftes Blättlein.

Dieses Blättlein ist von der Hand der Fürstin.

„Was ist es mit dem seltsamen Zustande, der mich seit einigen Tagen ergriffen? Was begab sich in jener Nacht, als ich, plötzlich meinem Selbst entrückt, mir nur ein namenloser Schmerz schien, den ich doch wieder wie heiße Inbrunst der Liebe empfand? Alle meine Gedanken fliegen ihm zu, der meine Sehnsucht ist, mein einziges Hoffen, und doch — welche Gewalt hält mich fest, welche unsichtbaren Arme umschlingen mich wie im Entzücken des glühendsten Verlangens? Und nicht loswinden kann ich mich, und es ist, als ob ich nur leben könnte in dieser Gewalt, die mein Inneres verzehrt wie aufgelodertes Feuer; aber diese Flammen sind Gefühle, Wünsche, die ich nicht zu nennen vermag. — Apokatastos ist traurig, läßt die Fittige hängen und blickt mich oft an mit Augen, in denen sich tiefes Mitleiden, tiefer Gram abspiegelt. Der Magus ist dagegen besonders munter, ja zuweilen keck und übermüthig, und kaum vermag ich in meiner Trostlosigkeit ihn in seine Schranken zurückzuweisen. — Nein, dieses

arme Herz, es bricht, wenn dieser entsetzliche Zustand nicht bald endet. — Und hier in diesen Mauern, fern von der süßen Heimath . . .

„Ich weinte, ich klagte laut. Maria vergoß mit mir Thränen, ohne daß sie meine Qual verstand; da schüttelte Apokataſtos die Flügel, wie er es lange nicht gethan, und sprach: ‚Bald, — bald! — Geduld, — der Kampf beginnt.‘ Das Sprechen schien ihm sehr schwer zu werden. Er flatterte heran an den Schrank, in welchem, wie ich weiß, mein Magus eine hermetisch verschlossene Kapsel aufbewahrt, die sein wunderbarstes Geheimniß enthält. An das Schloß dieses Schrankes schlug Apokataſtos so stark mit dem Schnabel, daß es inwendig zu dröhnen, zu klirren und klingen begann. Der Magus trat herein und schien, als er das Beginnen des Papageis gewahrte, heftig zu erschrecken. Apokataſtos erhob ein solches durchdringendes, entsetzliches Geschrei, wie ich es noch niemals von ihm gehört habe, rauschte mit den Flügeln und flog endlich dem Magus geradezu ins Gesicht. Der Magus rettete sich wie gewöhnlich ins Bette und zog die Decke über. Apokataſtos sprach: ‚Noch nicht Zeit, — aber bald Theodoros.‘ — Nein, ich bin nicht ganz verlassen; Apokataſtos ist es, der mich beschützt. Maria, das arme Kind, war heftig erschrocken und meinte, das wären ja Alles unheimliche Dinge, und ihr graute. Ich erinnerte sie an die Johannisnacht; da wurde sie wieder freundlich und blieb auf mein Flehen bis spät in die Nacht hinein. Auch ich erheiterte mich; wir spielten, wir sangen, wir scherzten, wir lachten. Selbst das Spielzeug aus der Brieftasche, Band und Blume, mußte uns zu manchem Ergetzen dienen. Ach, nur zu kurz dauerte die Freude. Mein Magus streckte sein Haupt empor, und indem ich über sein possierliches Ansehen — er hatte wieder die Spitzenhaube aufgesetzt, — in ein lautes Gelächter ausbrechen wollte, verfiel ich, da der Magus mich mit seinen fürchterlichen Augen anstarrte, wiederum in jenen heillosen Zustand, und es war mir, als wenn ich irgend Jemanden ohrfeigte. Sehr deutlich gewahrte ich, daß ich wirklich mit der rechten Hand unaufhörlich in die Luft hineinschlug, und vernahm ebenso deutlich das

Klatschen der Ohrfeigen. Ha, und gewiß ist die Arglist und Bosheit meines Magus an Allem schuld.

„‚Der Talisman wird wirken,‘ ruft in diesem Augenblick Apokatastos. Freudiges Hoffen leuchtet in mir auf. — O Theodoros!“

*

Aus mehreren Notizen des Barons Achatius von F. wird Folgendes im Zusammenhange beigebracht:

Ist was Tolles geschehen, so folgt allemal das noch Tollere. Theodor hatte sich von seinem Schmerz, seiner Verzweiflung so ziemlich erholt, und der joviale Rittmeister von B. vermochte so viel über ihn, daß er nicht allein, unerachtet er nach Mecklenburg reisen wollen, in Berlin blieb, sondern auch von seiner strengen Diät merklich nachließ. In die Stelle der Salami trat ein tüchtiger italienischer Salat und ein wohlbereitetes Beefsteak, in die Stelle des Josty'schen Biers ein gutes Glas Portwein oder Madeira. Da der Appetit sich darauf um ein Uhr noch nicht eingestellt, so wurde zwei Stündchen später in der Jagor'schen Restauration nicht eben gar zu mäßig gegessen und ebenso getrunken. Das Einzige, was der Rittmeister billigte, waren die frühen Spaziergänge nach dem Thiergarten, die er indessen in Spazierritte verwandelt wünschte.

Des Barons seltsamer Zustand schien ihm nämlich von einer tiefen Hypochondrie herzurühren, und das Reiten hielt der Rittmeister für das beste Mittel dagegen, so wie überhaupt für ein Universalmittel gegen Beschwerden der verschiedensten Art. Zum Reiten wollte sich der Baron, des zwiefachen Unglücks, das er seit kurzer Zeit erlebt, und Schnüspelpold's Warnung eingedenk, durchaus nicht entschließen. Von dem Baron konnte man aber wol mit Recht behaupten, daß der Himmel ihm eben nicht den festesten Charakter verliehen, und daß er, ein schwaches Rohr, dem andringenden Sturme sich beugen mußte, um nicht zu zerbrechen. So geschah es denn auch, daß er, als er einmal in der Jagor'schen Restauration mit dem Rittmeister von B. gegessen und dieser nun ein Paar gesattelte Pferde vorführen

lassen, sich überreden ließ, das eine zu besteigen und mit dem Rittmeister nach Charlottenburg zu reiten. Ohne den mindesten Unfall ging Alles glücklich vonstatten. Der Rittmeister konnte nicht aufhören, den Baron als den zierlichsten, geschicktesten Reiter zu rühmen, und dieser freute sich ganz ungemein, daß man auch nun diesem Vorzug, den ihm Natur und Kunst gegeben, Gerechtigkeit widerfahren lasse.

Die Freunde tranken ganz gemüthlich bei der Madame Pauli wohlbereiteten Kaffee und schwangen sich dann getrost wieder auf die Pferde. Wol natürlich war es, daß der Rittmeister sich mühte, die eigentliche Ursache von Theodor's seltsamem Betragen, von seiner durchaus veränderten Lebensweise zu erfahren, und ebenso natürlich, daß Theodor ihm darüber nichts Rechtes sagen konnte und durfte. Nur darüber ließ der Baron sich aus, daß an einem großen Ungemach, an einer Qual, die er leiden müsse, — er meinte wol die ihm von unsichtbarer Hand zugetheilten Ohrfeigen, — Niemand Anderes schuld sei als der alte Nathanael Simson und seine eroberungssüchtige Tochter. Der Rittmeister, dem Beide, Vater und Tochter, längst ganz unausstehlich waren, begann wacker auf den alten Juden zu schimpfen, ohne zu wissen, was er denn dem Baron Arges angethan, und auch der Baron erhitzte sich immer mehr, so daß er zuletzt dem Banquier Alles, was er erlitten, in die Schuhe schob und fürchterliche Rache beschloß.

So ganz Grimm und Zorn, kam der Baron in die Nähe des Simson'schen Landhauses. Die Freunde hatten nämlich den Weg über des Hofjägers Besitzung eingeschlagen und ritten die Straße neben den Landhäusern hinab. Da erblickte der Baron im offenen Vestibule des Landhauses eine Tafel, an der Nathanael Simson mit seiner Tochter und mehreren Gästen beim Dessert eines reichen Mittagsmahles saß. Schon war die Dämmerung stark eingebrochen, und es wurden eben Lichter gebracht. Da kam dem Baron ein großer Gedanke. „Thue mir den Gefallen," sprach er leise zum Rittmeister, „und reite einmal langsam vorwärts! Ich will hier mit einem Mal allen bösen Streichen des arglistigen Juden und seiner aberwitzigen Tochter ein Ende machen." — „Nur

kein dummes Zeug, lieber Bruder, das Dich wieder blamirt vor den Leuten!" warnte der Rittmeister und ritt, wie Theodor gewünscht, langsam die Straße hinab. Nun näherte sich der Baron leise, ganz leise dem Gitter. Ein überhängender Baum versteckte ihn, daß ihn Niemand aus dem Hause gewahren konnte. Hinein rief er mit einer Stimme, der er so viel tief Dröhnendes, schauerlich Gespenstiges gab, als nur in seinen Kräften stand: „Nathanael Simson, Nathanael Simson, frißest Du mit Deiner Familie? Gift in Deine Speise, verruchter Mauschel! Es ist Dein böser Dämon, der Dich ruft!"

Diese Worte gesprochen, wollte der Baron schnell hineinspringen ins Gebüsch und so wahrhaft geisterartig verschwunden sein. Doch der Himmel hatte einen andern Ausgang des Abenteuers beschlossen. Plötzlich stätisch geworden, bockte und bäumte sich das Pferd, und alles Mühen des Barons, es aus der Stelle zu bringen, blieb ganz vergebens. Nathanael Simson hatte vor jähem Schreck Messer und Gabel fallen lassen; die ganze Gesellschaft schien erstarrt: der das Glas an den Mund gebracht, hielt es fest, ohne zu trinken; der ein Stück Kuchen in der Kehle hatte, vergaß das Schlucken. Als nun aber das Trappeln und Schnaufen und Wiehern des Pferdes vernommen wurde, sprang Alles auf vom Tische und rannte schnell ans Gitter. „Ei, ei, sind Sie es, Herr Baron?" — „Ei, schönen guten Abend, lieber Herr Baron!" — „Wollen Sie nicht lieber absteigen, vortrefflichster Dämon!" So schrie Alles durcheinander, und das unmäßigste Gelächter erschallte, das jemals gehört worden, während der Baron, ganz Wuth und Verzweiflung, sich vergebens abquälte, um sich zu retten aus dieser Traufe von Verhöhnung und tödtendem Spott. Der Rittmeister, der den Lärm vernahm und sogleich ein neues Malheur seines Freundes vermuthete, kam zurück. Sowie das Pferd des Barons ihn ansichtig wurde, war es, als sei plötzlich der Zauber gelöst, von dem es festgebannt; denn sogleich flog es mit dem Baron dem Leipziger Thore zu, und zwar in keineswegs wildem, sondern ganz anständigem Galopp. Der Rittmeister verließ den Freund nicht, sondern galoppirte ihm treulich zur Seite.

„O, daß ich nie geboren wäre! O, daß ich nimmer diesen Tag erlebt hätte!“ rief der Baron tragisch, als Beide, er und der Rittmeister, abgestiegen waren vor seiner Wohnung. „Der Teufel,“ sprach er dann, indem er sich mit geballter Faust vor die Stirne schlug, „der Teufel hole das Reiten und alle Pferde dazu! Die ärgste Schmach, die hab' ich heute davon erlebt!“ — „Siehst Du,“ sprach der Rittmeister sehr ruhig und gelassen, „siehst Du nun wol, lieber Bruder? Da schiebst Du wieder etwas aufs Reiten und auf das edle Geschlecht der Pferde, was ganz allein Deine Schuld ist. Fragtest Du mich erst, ob mein Gaul sich auf dämonische Beschwörungen verstehe, ich hätte Nein geantwortet, und der ganze Spaß wäre unterblieben.“ — Schrecklicher Argwohn kam in des Barons Seele auch gegen Schnüspelpold; denn zu seinem Entsetzen hatte er ihn unter Simson's Gästen bemerkt.

*

„Herr Baron!

Der gestrige Auftritt vor meinem Gartenhause war blos abscheulich und lächerlich dazu. Niemand kann sich fühlen beleidigt, und nur Sie hat getroffen ein Unglück und ein Spott. Doch müssen wir Beide, ich und meine Tochter, Sie bitten, künftig zu vermeiden unser Haus. Sehr bald ziehe ich nach die Stadt, und wenn Sie, wertheste Herr Baron, vielleicht wieder Geschäfte machen wollen in guten Papieren, bitte ich nicht vorbeizugehen mein Comtoir. Ich empfehle mir Sie ganz ergebenst ꝛc.

Berlin, den ... ...

Nathanael Simson,
für mir und meiner Tochter Amalia Simson.“

Sechstes Blättlein.

Auch hier sind drei Blättchen geschickt in eines zusammenzuziehen, da sie in gewisser Art den Schluß der Abenteuer bilden, die sich mit dem Baron Theodor von S. und der schönen Griechin begaben. Auf dem ersten stehen wiederum Worte, die von dem Kanzleiassistenten Schnüspelpold an den Baron gerichtet sind. Nämlich:

„Hochgeborner Herr Baron!

Endlich, den dunkeln Mächten Dank, kann ich Sie gänzlich aus Ihrer Trostlosigkeit reißen und Ihnen zum Voraus das Gelingen eines Zaubers verkünden, der Ihr Glück befestigt und das meinige. Schon habe ich es gesagt: die Sterne sind Ihnen günstig; was Andern zum höchsten Nachtheil gereichen würde, bringt Sie ans Ziel. Gerade der tolle Auftritt vor Simson's Gartenhause, von dem ich Zeuge war, Zeuge sein mußte, hat alle Schlingen zerrissen, in die Sie der arglistige Alte verstricken wollte. Dazu kommt aber, daß Sie in den letzten vierzehn Tagen meine Vorschriften strenge befolgt haben, gar nicht ausgegangen und noch viel weniger nach Mecklenburg gereiset sind. Zwar mag Ersteres daher rühren, daß nach dem letzten Auftritt Sie überall, wo Sie sich blicken ließen, ein Wenig gefoppt und ausgelacht wurden; Letzteres aber, weil Sie noch Wechsel erwarten. Doch das gilt gleichviel. — In der künftigen Aequinoctialnacht*), das heißt in der Nacht von heute zu morgen, wird der Zauber vollendet, der die Fürstin auf ewig an Sie fesselt, so daß sie nimmer von Ihnen lassen kann. Auf den Schlag 12 Uhr finden Sie sich in griechischer Kleidung im Thiergarten bei der Statue des Apollo ein, und es wird ein Bund gefeiert werden, den wenige Tage darauf die festlichen Gebräuche der griechischen Kirche heiligen sollen. Es ist nöthig, daß Sie sich bei der Ceremonie im Thiergarten ganz leidend verhalten und blos meinen Winken folgen. Also diese Nacht — Punkt 12 Uhr, — in griechischer Kleidung sehe ich Sie wieder. Mit der vorzüglichsten ꝛc.

„(Astarot zur Bestellung gegeben)."

*

Das zweite Blatt ist von einer sehr feinen, doch leserlichen Hand geschrieben, die sonst in allen Blättern nicht vorkommt, und enthält folgende zusammenhängende Erzählung.

Auf derselben Bank im Thiergarten, unfern der Statue

*) Nacht vom 23. zum 24. September. — A. d. H.

des Apollo, wo er die verhängnißvolle Brieftasche gefunden, saß der Baron Theodor von S., in einen Mantel gehüllt, den griechischen Turban auf dem Kopfe. Von der Stadt her tönten die Glocken herüber; die Mitternachtsstunde schlug. Ein rauher Herbstwind strich durch Baum und Gebüsch; die Nachtvögel schwangen sich kreischend durch die sausenden Lüfte; immer schwärzer wurde die Finsterniß, und wenn die Mondessichel auf Augenblicke die Wolken durchschnitt und ihre Strahlen hinabwarf in den Wald, da war es, als hüpften in den Gängen seltsame Spukgestalten auf und ab und trieben ihr unheimlich Wesen mit tollem Spiel und flüsterndem Geistergespräch. Den Baron wandelte in der tiefen Einsamkeit der Nacht ein Grauen an. „So beginnt", sprach er, „das Fest der Liebe, das Dir versprochen? O, all Ihr Mächte des Himmels, hätte ich nur meine Jagdflasche mit Jamaika-Rum gefüllt und, dem griechischen Costüm unbeschadet, um meinen Hals gehängt wie ein freiwilliger Jäger, ich nähme einen Schluck und . . ." Da zogen plötzlich unsichtbare Hände dem Baron den Mantel von den Schultern herab. Entsetzt sprang er auf und wollte fliehen; doch ein herrlicher melodischer Laut ging durch den Wald, ein fernes Echo antwortete, der Nachtwind säuselte milder, siegend brach der Mond durch die Wolken, und in seinem Schimmer gewahrte der Baron eine hohe, herrliche, in Schleier gehüllte Gestalt. „Theodoros," hauchte sie leise, indem sie den Schleier zurückschlug. O Entzücken des Himmels! Der Baron erkannte die Fürstin in der reichsten griechischen Tracht, ein funkelndes Diadem in dem schwarzen aufgeneſtelten Haar. — „Theodoros," sprach die Fürstin mit dem Ton der innigsten Liebe, „Theodoros, mein Theodoros, ja, ich habe Dich gefunden; ich bin Dein. Empfange diesen Ring!" — In dem Augenblicke war es, als halle ein Donnerschlag durch den Wald, und eine hohe, majestätische Frau mit ernstem, gebietendem Antlitz stand plötzlich zwischen dem Baron und der Fürstin. „Aponomeria!" schrie die Fürstin auf wie in dem Schreck des freudigsten Erwachens aus finsterem Traum und warf sich an die Brust der Alten, die mit furchtbarem Blick den Baron durchbohrte. Den

einen Arm um die Fürstin geschlungen, den andern hoch in die Lüfte emporgestreckt, sprach die Alte nun mit feierlichem, das Innerste durchdringenden Ton: „Vernichtet ist der höllische Zauber des schwarzen Dämons; er liegt in schmachvollen Banden. Du bist frei, hohe Fürstin, o Du mein süßes Himmelskind! — Schau auf, schaue Deinen Theodoros!“ — Ein blendender Glanz ging auf. In ihm stand eine hohe Heldengestalt auf muthigem Streitroß, in den Händen ein flatterndes Panier, auf dessen einer Seite ein rothes mit Strahlen umgebenes Kreuz, auf der andern ein aus der Asche steigender Phönix abgebildet. — —

Die Erzählung bricht hier ab, ohne etwas Weiteres von dem Baron Theodor von S. und dem Kanzleiassistenten Schnüspelpold zu erwähnen. Auf dem dritten und letzten Blättchen stehen nur wenige Worte von der Hand der Fürstin.

„O all Ihr Heiligen, all Ihr ewigen Mächte des Himmels! An den Rand des Abgrunds hatte mich der boshafte Magus verlockt; schwindelnd wollte ich hinabstürzen; da brach der Zauber durch Dich, o Aponomeria, meine zweite Mutter! — Ha, ich bin frei, frei; zerrissen sind alle Bande. Er ist mein Sklave, den ich zertreten könnte, empfänd' ich nicht Mitleid mit seinem Elend. Großmüthig will ich ihm sein magisches Spielzeug lassen. — Theodoros, ich habe Dich geschaut in dem Spiegel, aus dem mir die herrlichste Zukunft entgegenstrahlte. — Ja, ich, ich winde die Palmen und Lorbeern, die Deine Krone schmücken sollen. — O, halt Dich, mein Herz! Springe nicht vor namenlosem Entzücken, Du starke Brust! — Nein, gern will ich harren in diesen Mauern, bis der Augenblick gekommen, bis Theodoros mich ruft. Aponomeria ist ja bei mir und der Magus bezwungen!“ —

Dicht an den Rand dieses Blättleins hat Schnüspelpold geschrieben:

„Ich ergebe mich in mein Schicksal, das durch die Huld der Fürstin noch leidlich genug ist. Hat sie mir doch meinen Haarzopf gelassen und manches andere hübsche Spielzeug

dazu. Gott weiß aber, wie es mir künftig in Griechenland ergehen wird. — Ich büße die Schuld meiner Thorheit; denn unerachtet aller meiner kabbalistischen Wissenschaft sah ich doch nicht ein, daß ein phantastischer Elegant zum Höheren ebenso wenig zu brauchen ist wie ein Korkstöpsel, und daß der Theraphim des Propheten Sifur eigentlich ein viel gescheiteres Männlein war als der Herr Baron Theodor von S. und also auch viel eher als Dieser der Fürstin für ihren geliebten Theodoros Kapitanaki gelten konnte."

*

Es können noch einige Notizen des Barons Achatius von F. folgen.

„Die Geschichte hat großes Aufsehen in Berlin gemacht. — Ganz durchnäßt, von Kälte erstarrt, kam gleich nach Mitternacht Dein Neffe zu Kempfers — Du weißt, daß so ein Lustort im Thiergarten benannt wird, — in seltsamer türkischer oder, wie man meinen will, neugriechischer Tracht und bat, daß man ihm Thee mit Rum oder Punsch bereiten möge, wenn er nicht sterben solle. Das geschah. Bald aber fing er an, verwirrte Reden zu führen, so daß Kempfer den Baron, den er zum Glück kannte, da er oftmals draußen gegessen, für heftig erkrankt halten mußte und ihn zu Wagen nach der Stadt in seine Wohnung schaffen ließ. Die ganze Stadt glaubt, er sei wahnsinnig geworden, und will schon in manchem Streich, den er vorher auslaufen lassen, die Spur dieses Wahnsinns finden. Nach der Versicherung der Aerzte leidet er aber blos an einem sehr heftigen Fieber. Freilich sind seine Phantasien von der wunderlichsten Art. Er spricht von kabbalistischen Kanzleiassistenten, die ihn verhext haben, von griechischen Prinzessinnen, magischen Brieftaschen, sibyllischen Papageien durcheinander. Vorzüglich kommt er aber nicht von der Idee ab, daß er mit einer Empuse vermählt gewesen und ihr untreu geworden, weshalb sie ihm nun aus Rache das Blut aussauge, so daß ihn nichts retten könne und er bald sterben müsse."

*

„Laß, mein Freund, nur alle Besorgnisse fahren! Dein Neffe ist in der vollsten Besserung. Immer mehr verlieren sich die schwarzen Gedanken, und er nimmt schon an Allem Antheil, was das Leben Schönes und Herrliches für ihn hat. So freute er sich gestern ganz erstaunlich über die Form eines neumodischen Hutes, den der Graf von E. trug, welcher ihn besuchte, so daß er im Bette selbst den Hut aufsetzte und sich den Spiegel bringen ließ. Er ißt auch schon Hammelcotelettes und macht Verse. Spätestens in vier Wochen bringe ich Dir Deinen Neffen nach Mecklenburg. In Berlin darf er nicht bleiben; denn wie gesagt, seine Geschichten haben zu großes Aufsehen gemacht, und er würde, sowie er sich nur zeigte, aufs Neue das Gespräch des Tages werden ꝛc."

*

„Also nach zweijähriger Abwesenheit ist Dein Neffe glücklich zurückgekehrt? — Ob er wol wirklich in Griechenland gewesen ist? — Ich glaube es nicht; denn daß er so geheimnißvoll thut mit seiner Reise, daß er bei jeder Gelegenheit sagt: „Ja, wenn man nicht in Morea — in Cypern u. s. w. war!" — das ist mir gerade ein Beweis dagegen. — Leid thut es mir, daß Dein Neffe, war er wirklich in Griechenland, nicht Antikyra*) besucht hat und ein ebenso närrischer Phantast geblieben ist, wie er es sonst war. — Apropos! Ich schicke Dir den Berliner Taschenkalender von 1821, in welchem unter dem Titel „Die Irrungen, Fragment aus dem Leben eines Phantasten" ein Theil der Abenteuer Deines Neffen abgedruckt steht. Das Gedruckte macht auf Theodor einen erstaunlichen Eindruck; vielleicht erschaut er seine kuriose Gestalt im Spiegel und schämt und bessert sich. Gut wär's, wenn auch die neuen Abenteuer bis zum Zeitpunkt, da er Berlin verließ, abgedruckt werden könnten ꝛc."

*) S. oben S. 71 f. Anm. — A. d. H.

Nachtrag.

Es wird dem geneigten Leser nicht unangenehm sein, nachträglich zu erfahren, daß der Bote, den Hff. mit dem Billet an den Herrn Kanzleiassistenten Schnüspelpold geschickt hatte, dieses Billet uneröffnet zurückbrachte und berichtete, daß nach der Aussage des Hauswirths dort der bezeichnete Mann nicht wohne und auch niemals gewohnt habe. Gewiß ist es also, daß die Fürstin ihrem Magus die Aushändigung des Vermächtnisses an Hff. aufgetragen hatte, daß er die ihm auferlegte Pflicht erfüllen mußte, und daß er, von seiner Arglist und Tücke nicht ablassend, erst einen sehr groben Brief schrieb und dann den guten Hff. durch ein abscheuliches Gaukelspiel auf schnöde Weise mystifizirte.

Daß jener Zeitpunkt, den die Vision im Thiergarten der Fürstin andeutete, gekommen, daß wirklich die Fahne mit dem rothen Kreuz und dem Phönix flattert, und daß die Fürstin infolge dessen zurückgekehrt ist in ihr Vaterland, das Alles ergiebt sich aus den an Hff. gerichteten Versen. Besagte Verse sind dem Hff. deshalb besonders ein liebes und werthes Andenken von einer unvergleichlichen Person, weil er darin mittels allerlei poetischen Redensarten als ein Magus behandelt wird, und noch dazu als ein guter, welcher mit schnöden Teufelskünsten nichts zu thun haben mag. Solches ist ihm noch gar nicht geschehen.

Wunderbar endlich mag es auch sein, daß das, was im vorigen Jahr (1820) aus der Luft gegriffene, leere Fabel schien, Andeutung ins Blaue hinein, in diesem Jahr (1821) in den Ereignissen des Tages eine Basis gefunden.

Wer weiß, welch ein Theodoros in diesem Augenblick die Kreuz- und Phönixfahne schwingt!

Sehr schade ist es, daß in den Fragmenten durchaus nirgends der Name der jungen griechischen Fürstin vorkommt; deshalb hat ihn auch Hff. niemals erfahren, und blos dadurch ist er abgehalten worden, sich im Fremdenbureau nach der vornehmen griechischen Dame zu erkundigen, die zu Ende Mai Berlin verlassen.

So viel ist gewiß, daß die Dame nicht die Madame Bublina sein kann, welche Napoli di Romania*) belagert hat; denn die Braut des Fürsten Theodoros ist von Vaterlandsliebe entbrannt, aber keine Heroine, wie es sich aus ihren Versen hinlänglich ergiebt.

Sollte Jemand von den geneigten Lesern Näheres von der unbekannten Fürstin und dem wunderlichen Kanzleiassistenten Schnüspelpold erfahren, so bittet Hff. demüthiglich, es ihm durch die Güte Einer Hochlöblichen Kalenderdeputation freundlichst mittheilen zu wollen.

Geschrieben im Junius 1821.

---

*) Heute Nauplia oder Anapoli, befestigte Hafenstadt in Argolis, auf der Ostküste von Morea. — Im October 1821 wurde die Festung durch die Heldin Bobolina, aus einer reichen albanesischen Familie, Wittwe eines 1812 von den Türken hingerichteten Officiers im Corps der Armatolis, mit 3 auf eigene Kosten ausgerüsteten Schiffen gesperrt und auf der Landseite durch Demetrios Ypsilanti belagert, aber durch englische Schiffe befreit. Im November 1822 ward Nauplia von den Griechen erobert. Frau Bobolina, auch bei der Belagerung von Tripolizza thätig, wurde 1825 meuchlerisch erschossen. — A. d. H.

Der Elementargeist.

1822.

Gerade am zwanzigsten November des Jahres 1815 befand sich Albert von B., Obristlieutenant in preußischen Diensten, auf dem Wege von Lüttich nach Aachen. Das Hauptquartier des Armeecorps, dem er beigegeben war, sollte auf dem Rückmarsch aus Frankreich an demselben Tage in Lüttich eintreffen und dort zwei oder drei Tage rasten. Albert war schon abends vorher angekommen; am andern Morgen fühlte er sich aber von einer sonderbaren Unruhe ergriffen, und er mochte es sich selbst nicht gestehen, daß nur dunkle Träume, die ihn die ganze Nacht hindurch nicht verlassen und ihm ein sehr frohes Ereigniß verkündet hatten, das seiner in Aachen warte, den raschen Entschluß erzeugten, auf der Stelle dorthin aufzubrechen. Indem er sich noch selbst über sein Beginnen höchlich verwunderte, saß er schon auf dem schnellen Pferde, von dem getragen er die Stadt noch vor einbrechender Nacht zu erreichen hoffte.

Ein rauher, schneidender Herbstwind brauste über die kahlen Felder hin und weckte die Stimmen des fernen entlaubten Gehölzes, die hineinächzten in sein dumpfes Geheul. Raubvögel stiegen kreischend auf und zogen in Schaaren den dicken Wolken nach, die immer mehr zusammentrieben, bis der letzte Sonnenblick dahinschwand und ein mattes, düsteres Grau den ganzen Himmel überzog. Albert wickelte sich fester in seinen Mantel ein, und indem er auf der breiten Straße so vor sich hintrabte, entfaltete sich seinem inneren Sinn das Bild der letzten verhängnißvollen Zeit. Er gedachte, wie er vor wenigen Monden denselben Weg gemacht in umgekehrter Richtung zur schönsten Jahreszeit. In üppiger Blüthe stand

damals Feld und Flur; buntgewirkten Teppichen glichen die duftenden Wiesen, und im lieblichen Schein der goldenen Sonnenstrahlen glänzten die Büsche, in denen die Vögel fröhlich zwitscherten und sangen. Festlich geschmückt hatte sich die Erde wie eine sehnsüchtige Braut, um die dem Tode geweihten Opfer, die im blutigen Kampf gefallenen Helden zu empfangen in ihrem dunkeln Brautgemach.

Albert war bei dem Armeecorps, dem er zugewiesen, angekommen, als schon die Kanonen an der Sambre donnerten, doch zeitig genug, um noch Theil zu nehmen an den blutigen Gefechten bei Charleroi, Gilly, Gosselins. Der Zufall wollte, daß Albert gerade da immer zugegen war, wo sich Entscheidendes begab. So befand er sich bei der letzten Erstürmung des Dorfes Planchenoit, welche den Sieg in der denkwürdigsten aller Schlachten (bei Belle Alliance) vollends herbeiführte. Ebenso kämpfte er den letzten Kampf des Feldzuges mit, als die letzte Anstrengung der Wuth, der grimmen Verzweiflung des Feindes sich an dem unerschütterlichen Kampfesmuthe der Heldenschaar brach, die, in dem Dorfe Issy festgefußt, den Feind, der unter dem furchtbarsten Kartätschenfeuer stürmend Tod und Verderben in die Reihen zu schleudern gedachte, zurücktrieb, so daß Scharfschützen ihn bis unfern der Barrièren von Paris verfolgten. In der Nacht darauf — vom 3. bis 4. Julius — wurde bekanntlich die die Uebergabe der Hauptstadt betreffende Militärconvention zu St. Cloud abgeschlossen.

Dies Gefecht bei Issy ging nun besonders hell auf vor Albert's Seele. Er besann sich auf Dinge, die er, wie es ihn bedünken mußte, während des Kampfes nicht bemerkt hatte, ja nicht bemerkt haben konnte. So trat ihm nun manches Gesicht einzelner Officiere, einzelner Bursche in den lebendigsten Zügen vor Augen, und tief traf sein Gemüth der unnennbare Ausdruck nicht stolzer oder gefühlloser Todesverachtung, sondern wahrhaft göttlicher Begeisterung, der aus manchem Auge strahlte. So hörte er Worte, bald zum Kampf ermuthigend, bald mit dem letzten Todesseufzer ausgestoßen, die der Nachwelt hätten aufbewahrt werden müssen wie die begeisternden Sprüche der Helden aus der antiken Heroenzeit.

Geht es mir, dachte Albert, nicht beinahe so wie Dem, der beim Erwachen zwar seines Traumes gedenkt, sich aber erst mehrere Tage darauf aller einzelnen Züge desselben erinnert? Ja, ein Traum, nur ein Traum, sollte man meinen, könne, mit mächtigen Schwingen Zeit und Raum überfliegend, das Gigantische, Ungeheure, Unerhörte geschehen lassen, was sich begab während der verhängnißvollen achtzehn Tage dieses die kühnsten Gedanken, die gewagtesten Combinationen des speculirenden Geistes verspottenden Feldzuges. Nein, der menschliche Geist erkennt seine eigene Größe nicht; die That überflügelt den Gedanken. Denn nicht die rohe physische Gewalt, nein, der Geist schafft Thaten, wie sie geschehen sind, und es ist die psychische Kraft jedes einzelnen wahrhaft Begeisterten, welche der Weisheit, dem Genius des Feldherrn zuwächst und das Ungeheure, nicht Geahnte vollbringen hilft.

In diesen Betrachtungen wurde Albert durch seinen Reitknecht gestört, der ungefähr zwanzig Schritte hinter ihm zurückgeblieben, und den er überlaut rufen hörte: „Ei der Tausend, Paul Talkebarth! Wie kommst Du daher des Weges?"

Albert wandte sein Pferd und gewahrte, wie der Reiter, der, von ihm nicht sonderlich beachtet, so eben vorbeigetrabt war, bei seinem Reitknecht still hielt und die Backen der ansehnlichen Fuchsmütze, womit sein Haupt bedeckt war, auseinanderschlug, so daß alsbald das ganze wohlbekannte, im schönsten Zinnober gleißende Antlitz Paul Talkebarth's, des alten Reitknechts des Obristen Victor von S., zum Vorschein kam.

Nun wußte Albert auf einmal, was ihn so unwiderstehlich von Lüttich fortgetrieben nach Aachen, und er konnte es nur gar nicht begreifen, wie der Gedanke an Victor, an seinen innigst geliebten Freund, den er wol in Aachen vermuthen mußte, nur dunkel in seiner Seele gelegen und zu keinem klaren Bewußtsein gekommen war.

Auch Albert rief jetzt: „Sieh da, Paul Talkebarth! Wo kommst Du her? Wo ist Dein Herr?"

Paul Talkebarth courbettirte aber sehr zierlich heran und

sprach, die flache Hand vor der viel zu großen Cocarde der Fuchsmütze, militärisch grüßend: „Alle Donnerwetter! — Paul Talkebarth, ja, das bin ich, mein gnädigster Herr Obristlieutenant. Böses Wetter hier zu Lande, Zermannör (sur mon honneur)! Aber das macht die Kreuzwurzel. Die alte Lise pflegte das immer zu sagen. Ich weiß nicht, ob Sie die Lise Pfefferkorn kennen, Herr Obristlieutenant; sie wohnt in Genthin.*) Wenn man aber in Paris gewesen ist und den Muffel**) im Schartinpland (jardin des plantes) gesehen hat ... Nun, was man weit sucht, findet man nah, und ich halte hier vor dem gnädigen Herrn Obristlieutenant, den ich suchen sollte in Lüttich. Meinem Herrn hat's der Spirus familus (spiritus familiaris) gestern Abend ins Ohr geraunt, daß der gnädige Herr Obristlieutenant in Lüttich angekommen. Zackernamthö (sacré nom de Dieu), das war eine Freude! Nun, es mag sein, wie es will; aber getraut habe ich dem Falben niemals. Ein schönes Thier, Zermannör, aber pur kindisches Wesen, und die Frau Baronesse that ihr Möglichstes, das ist wahr. Liebe Leute hier zu Lande; aber der Wein taugt nichts, und wenn man in Paris gewesen ist ... Nun, der Herr Obrist hätte ebenso gut einziehen können wie Einer durch den Argen Trumpf (arc de triomphe), und ich hätte dem Schimmel die neue Schabrake aufgelegt. Zacker, der hätte die Ohren gespitzt! Aber die alte Lise — es war meine Muhme in Genthin — ja, die pflegte immer zu sagen ... Ich weiß nicht, Herr Obristlieutenant, ob Sie ..."

„Daß die Zunge Dir erlahme!" unterbrach Albert den heillosen Schwätzer, „Dein Herr ist in Aachen? — So laß uns schnell vorwärts! Wir haben noch über fünf Stunden Weges."

„Halt," schrie Paul Talkebarth aus Leibeskräften, „halt, halt, gnädigster Herr Obristlieutenant! Das Wetter ist schlecht hier zu Lande; aber, Futter (foudre), wer solche Augen hat wie wir, die blitzen im Nebel ..."

*) Preußische Kreisstadt im Regierungsbezirk Magdeburg, — nicht sehr entfernt von Potsdam. —

**) Muffelthier (mouflon), wildes Schaf. — A. d. H.

„Paul," rief Albert, „mache mich nicht ungeduldig! Wo ist Dein Herr? Nicht in Aachen?"

Paul Talkebarth lächelte dermaßen freudig, daß sein ganzes Antlitz zusammenfuhr in tausend Falten wie ein nasser Handschuh, streckte dann den Arm weit aus, zeigte nach den Gebäuden hin, die hinter einem Gehölz auf einer sanft emporsteigenden Anhöhe sichtbar wurden, und sprach: „Dort in jenem Schloß . . ." Ohne abzuwarten, was Paul Talkebarth noch Weiteres zu schwatzen geneigt, bog Albert ein in den Weg, der seitwärts von der Heerstraße ab nach dem Gehölz führte, und eilte fort im schärfsten Trab.

Nach dem Wenigen, was er gesprochen, muß der ehrliche Paul Talkebarth dem geneigten Leser als ein etwas wunderlicher Kauz erscheinen. Es ist nur zu sagen, daß er, Erbstück des Vaters, dem Obristen Victor von S., nachdem er Generalintendant und maître des plaisirs aller Spiele und tollen Streiche seiner Kinderjahre und des ersten Jünglingsalters gewesen, von dem Augenblick an gedient hatte, als dieser zum ersten Mal den Officierdegen umgeschnallt. Ein alter, sehr absonderlicher Magister, der Hofmeister des Hauses zwei Generationen hindurch, vollendete durch Alles, was er dem ehrlichen Paul Talkebarth an Unterricht und Erziehung zufließen ließ, die glücklichen Anlagen zu außerordentlicher Confusion und seltener Eulenspiegelei, womit diesen die Natur gar nicht karg ausgestattet. Dabei war Letzterer die treueste Seele, die es auf der Welt geben kann. Bereit, für seinen Herrn jeden Augenblick in den Tod zu gehen, konnte weder hohes Alter noch sonst irgend eine Betrachtung den guten Paul abhalten, mit seinem Herrn im Jahr 1813 ins Feld zu ziehen. Seine eisenfeste Natur ließ ihn alles Ungemach überstehen; aber weniger stark als sein körperliches, bewies sich sein geistiges Naturell, das einen merklichen Stoß oder wenigstens einen besonderen Schwung erhielt während seines Aufenthaltes in Frankreich, vorzüglich in Paris. Paul Talkebarth fühlte nämlich nun erst, daß Herr Magister Sprengepilkus vollkommen Recht gehabt, als er ihn ein großes Licht genannt, das einst noch gar hell leuchten werde. Dies Leuchten bemerkte

Paul Talkebarth an der Gefügigkeit, mit der er in die Sitten eines fremden Volks eingegangen war und dessen Sprache erlernt hatte. Damit brüstete er sich nicht wenig und schrieb es nur seiner herrlichen Geistesfähigkeit zu, daß er oft, was Quartier und Nahrung betrifft, das erlangte, was zu erlangen unmöglich schien. Paul Talkebarth's herrliche französische Redensarten — einige angenehme Flüche hat der geneigte Leser bereits kennen gelernt, — gingen wo nicht durch die ganze Armee, doch wenigstens durch das Corps, bei dem sein Herr stand. Jeder Reiter, der auf einem Dorfe ins Quartier kam, rief dem Bauer mit Paul Talkebarth's Worten entgegen: „Pisang, de Lavendel pur die Schewals (paysan, de l'avoine pour les chevaux)!"

Wie es excentrischen Naturen überhaupt eigen, so mochte Paul Talkebarth nicht gern, daß irgend etwas auf die gewöhnliche, einfache Weise geschehe. Er liebte vorzüglich Ueberraschungen und suchte diese seinem Herrn auf alle nur mögliche Weise zu bereiten, der denn auch wirklich sehr oft überrascht wurde, wiewol auf ganz andere Art, als es der ehrliche Talkebarth gewollt, dessen glücklichste Pläne meistentheils in der Ausführung scheiterten. So bat er auch jetzt den Obristlieutenant von B., als dieser geradezu auf das Hauptportal des Landhauses losritt, flehentlichst, doch einen Umweg zu machen und von hinten in den Hof hineinzureiten, damit sein Herr ihn nicht eher gewahr werde, als bis er in die Stube getreten. Albert mußte es sich gefallen lassen, über eine morastige Wiese zu reiten und vom emporspritzenden Schlamm gar übel zugerichtet zu werden; dann ging es über die gebrechliche Brücke eines Grabens. Paul Talkebarth wollte, seine Reiterkünste zeigend, geschickt hinübersetzen, fiel aber mit dem Pferde bis an den Bauch hinein und wurde mit Mühe von Albert's Reitknecht wieder auf festen Boden gerettet. Nun gab er aber voll fröhlichen Muthes laut jauchzend dem Pferde die Sporen und sprengte mit wildem Hussah hinein in den Hof des Landhauses. Da aber gerade alle Gänse, Enten, Puter, Hähne und Hühner der Wirthschaft versammelt waren, um zur Ruhe gebracht zu werden, da ferner

von der einen Seite eine Heerde Schafe, von der andern eine Heerde jener Thiere, in die unser Herr einst den Teufel bannte, hereingetrieben wurde, so kann man denken, daß Paul Talkebarth, der, des Pferdes nicht recht mächtig, willkürlos in großen Kreisen auf dem Hofe umhergaloppirte, nicht geringe Verwüstungen in dem Hausstande anrichtete. Unter dem gräßlichen Lärm des quiekenden, schnatternden, blökenden, grunzenden Viehes, der bellenden Hofhunde, der keifenden Mägde hielt Albert seinen glorreichen Einzug, indem er den ehrlichen Paul Talkebarth mit sammt seinem Ueberraschungsproject zu allen Teufeln wünschte.

Schnell schwang sich Albert vom Pferde und trat hinein in das Haus, das, ohne allen Anspruch auf Schönheit und Eleganz, doch ganz wirthlich sich ausnahm und bequem und geräumig genug schien. Auf der Treppe trat ihm ein nicht zu großer, wohlgenährter Mann mit braunrothem Gesicht in einem kurzen grauen Jagdrock entgegen, der mit süßsaurem Lächeln fragte: „Einquartiert?“ An dem Tone, mit dem der Mann dies Wort aussprach, erkannte Albert sogleich, daß er den Herrn des Hauses, mithin, wie er es von Paul Talkebarth wußte, den Baron von E. vor sich habe. Er versicherte, daß er keineswegs einquartiert, daß es vielmehr nur seine Absicht sei, seinen innigsten Freund, den Obristen Victor von S., der sich hier befinden solle, zu besuchen, und daß er die Gastfreundschaft des Herrn Barons nur für diesen Abend und die Nacht in Anspruch nehme, da er des andern Morgens in aller Frühe wieder aufzubrechen gedenke.

Des Barons Gesicht heiterte sich merklich auf, und der volle Sonnenschein, der gewöhnlich auf diesem gutmüthigen, aber etwas zu breiten Antlitz zu liegen schien, kehrte ganz wieder, als Albert, die Treppe mit dem Baron hinaufsteigend, fallen ließ, daß wahrscheinlich gar keine Truppenabtheilung des Armeecorps, welches gerade auf dem Marsche befindlich, diese Gegend berühren werde.

Der Baron öffnete eine Thür. Albert trat in einen freundlichen Saal und erblickte Victor, der den Rücken ihm zugewendet saß. Victor drehte sich auf das Geräusch um,

sprang auf und fiel mit einem lauten Ausruf der Freude dem Obristlieutenant in die Arme. „Nicht wahr, Albert, Du gedachtest meiner in der vorigen Nacht? Ich wußte es, mein innerer Sinn sagte es mir, daß Du Dich in Lüttich befändest, in denselben Augenblick, als Du hineingeritten. Alle meine Gedanken fixirte ich auf Dich; meine geistigen Arme umfaßten Dich; Du konntest mir nicht entrinnen."

Albert gestand, daß ihn wirklich, wie es der geneigte Leser bereits weiß, dunkle Träume, die nur zu keiner deutlichen Gestaltung kommen konnten, von Lüttich fortgetrieben.

„Ja," rief Victor ganz begeistert, „ja, es ist kein Wahn, keine leere Einbildung; sie ist uns gegeben, die göttliche Kraft, die, über Zeit und Raum gebietend, das Uebersinnliche kundthut in der Sinnenwelt."

Albert wußte nicht recht, was Victor meinte, wie ihm überhaupt das Betragen des Freundes, das ganz außer seiner gewöhnlichen Weise lag, auf einen gespannten, überreizten Zustand zu deuten schien. Indessen war die Frau, die neben Victor vor dem Kamin gesessen, aufgestanden und hatte sich den Freunden genähert. Albert verbeugte sich gegen sie, indem er Victor mit fragendem Blick anschaute. „Die Frau Baronesse Aurora von E.," sprach Dieser, „meine liebe, gastfreundliche Wirthin, meine treue, sorgsame Pflegerin in Krankheit und Ungemach."

Albert überzeugte sich, indem er die Baronesse anschaute, daß die kleine rundliche Frau noch nicht das vierzigste Jahr erreicht haben könne, daß sie sonst wol sehr fein gebaut gewesen sein müsse, daß aber die nährende Landkost und viel Sonnenschein dazu die Formen des Körpers ein Wenig zu sehr über die Schönheitslinie hinausgetrieben, welches sogar dem niedlichen, noch frisch genug blühenden Antlitz Eintrag thue, dessen dunkelblaue Augen sonst wol Manchem gefährlich genug ins Herz gestrahlt haben mochten.

Den Anzug der gnädigen Frau fand Albert beinahe zu wirthlich, indem das Zeug des Kleides, blendend weiß, zwar die Vortrefflichkeit des Waschhauses und der Bleiche, zugleich aber auch die niedrige Stufe der Industrie bewies, auf der

die eigene Spinnstube und Weberei noch stehen mußten. Ein grell buntes baumwollenes Tuch, nachlässig um den Nacken geschlagen, so daß der weiße Hals sichtbar genug, erhöhte eben nicht den Glanz des Anzuges. Was aber sehr verwunderlich sich ausnahm, war, daß die Baronesse an den kleinen Füßchen die zierlichsten seidenen Schuhe, auf dem Kopfe aber ein allerliebstes Spitzenhäubchen nach dem neuesten Pariser Zuschnitt trug. Erinnerte dieses Häubchen nun zwar den Obristlieutenant an eine niedliche Grisette, die ihm einst der Zufall in Paris zugeführt, so glitten ihm doch eben deshalb eine Menge ungemein artiger Redensarten über die Lippen, in denen er seine plötzliche Erscheinung entschuldigte.

Die Baronesse unterließ nicht, diese Artigkeiten gehörig zu erwidern. Unaufhaltsam floß, nachdem sie den Mund geöffnet, der Strom ihrer Rede, bis sie endlich darauf kam, daß man einen so lieben Gast, den Freund des dem Hause so theuern Obristen, gar nicht sorglich genug bewirthen könne. Auf die hastig gezogene Klingel und den gellenden Ruf: „Marianne! Marianne!“ erschien ein altes grämliches Weib, dem großen Schlüsselbunde nach zu urtheilen, der ihr am Gürtel hing, die Haushälterin. Mit dieser und dem Herrn Gemahl wurde nun überlegt, was Schönes und Schmackhaftes bereitet werden könne; es fand sich aber, daß alles Leckere, z. B. Wildpret und dergleichen, entweder schon verzehrt oder erst morgen anzuschaffen möglich sei. Mühsam seinen Unmuth unterdrückend, versicherte Albert, daß man ihn nöthigen werde, augenblicklich in der Nacht wieder aufzubrechen, wenn man seinethalben nur im Mindesten die Ordnung des Hauses störe. Ein Wenig kalte Küche, ein Butterbrod genüge ihm zum Nachtessen. Es sei unmöglich, erwiderte die Baronesse, daß der Oberstlieutenant sich nach dem scharfen Ritt in dem rauhen, unfreundlichen Wetter behelfen solle, ohne irgend etwas Warmes zu genießen, und nach langen Berathungen mit Mariannen wurde die Bereitung eines Glühweins als ausführbar anerkannt und beschlossen.

Marianne entwich klirrend und klappernd durch die Thüre; doch in dem Augenblick, als man Platz nehmen

wollte, wurde die Baronesse hinausgerufen von einer bestürzten Hausmagd. Albert vernahm, daß vor der Thüre der Baronesse vollständiger Bericht erstattet wurde von der entsetzlichen Verheerung, die Paul Talkebarth angerichtet hatte; dann folgte die nicht unansehnliche Liste sämmtlicher Todten, Verwundeten und Vermißten. Der Baron lief der Baronesse hinterher, und während draußen die Baronesse schalt und schmähte, der Baron den ehrlichen Paul Talkebarth dorthin wünschte, wo der Pfeffer wächst, und die Dienerschaft in ein allgemeines Lamento ausbrach, erzählte Albert kürzlich seinem Freunde, was sich mit Paul Talkebarth auf dem Hofe begeben. „Solche Streiche," rief Victor ganz unmuthig, „solche Streiche macht nun der alte Eulenspiegel, und dabei meint es der Schlingel so aus Herzensgrunde gut, daß man ihm nie etwas anhaben kann."

In dem Augenblick wurde es draußen ruhiger. Die Großmagd hatte die glückselige Nachricht gebracht, daß Hans Gucklick blos sehr erschrocken gewesen, daß er aber sonst ganz ohne allen Schaden davongekommen, und gegenwärtig mit Appetit fresse.

Der Baron kehrte zurück mit heiterer Miene, wiederholte zufrieden, daß Hans Gucklick verschont worden von dem wilden, Menschenleben nicht achtenden Paul Talkebarth, und nahm Gelegenheit, sich sehr weitläuftig über den landwirthschaftlichen Nutzen der Hühnerzucht zu verbreiten. Hans Gucklick, der blos sehr erschrocken und weiter nicht beschädigt, war nämlich der alte allgemein geschätzte Haushahn, schon seit Jahren der Stolz und Schmuck des ganzen Hühnerhofes.

Auch die Baronesse trat wieder herein, jedoch nur, um sich mit einem großen Schlüsselbunde zu bewaffnen, den sie aus einem Wandschranke nahm. Schnell eilte sie wieder von dannen, und nun hörte Albert, wie Beide, Hausfrau und Haushälterin, treppauf, treppab klapperten und klirrten; dabei erschallten die gellenden Stimmen gerufener Mägde, und aus der Küche herauf erklang die angenehme Musik von Mörser und Reibeisen. „Gott im Himmel," dachte Albert, „wäre der General eingezogen mit dem ganzen Hauptquartier,

mehr Lärm könnt' es nicht geben, als meine unglückliche Tasse Glühwein zu verursachen scheint."

Der Baron, der von der Hühnerzucht übergegangen zur Jagd, war mit der verwickelten Erzählung von einem sehr schönen Hirsch, der sich blicken lassen und den er nicht geschossen, noch nicht völlig zu Ende, als die Baronesse wieder in den Saal trat, hinter ihr aber Niemand anders als Paul Talkebarth, der in zierlichem Porzellangeschirr den Glühwein herbeitrug. „Nur Alles hiehergestellt, mein guter Paul!" sprach die Baronesse sehr freundlich, welches Paul Talkebarth mit einem unbeschreiblich süßen: „A fu zerpir (à vous servir), Madame!" erwiderte. Die Manen der auf dem Hofe Erschlagenen schienen versöhnt und Alles verziehen.

Man setzte sich nun erst wieder ruhig zu einander. Die Baronesse begann, nachdem sie das Getränk den Freunden kredenzt, an einem ungeheuern wollenen Strumpf zu stricken, und der Baron nahm Gelegenheit, sich weitläuftig über die Art des Gestricks, das bestimmt sei, auf der Jagd getragen zu werden, auszulassen. Während dessen ergriff er die Kanne, um sich auch eine Tasse Glühwein einzuschenken. „Ernst!" rief ihm die Baronesse mit strafendem Tone zu; augenblicklich stand er von seinem Vorhaben ab und schlich an den Wandschrank, wo er ganz im Stillen ein Schnäpschen genoß.

Albert nutzte diesen Augenblick, um endlich den langweiligen Gesprächen des Barons ein Ziel zu setzen, indem er angelegentlich nach seines Freundes Thun und Treiben forschte. Victor meinte dagegen, daß es noch Zeit genug geben werde, mit zwei Worten zu sagen, was sich während der Zeit, als sie getrennt, mit ihm begeben, daß er es aber gar nicht erwarten könne, aus Albert's Munde alles Denkwürdige von den gewaltigen Ereignissen der letzten verhängnißvollen Zeit zu vernehmen. Die Baronesse versicherte lächelnd, daß sich nichts hübscher anhören lasse, als Geschichten von Krieg, Mord und Todtschlag. Auch der Baron, der sich wieder zur Gesellschaft gesetzt, meinte, daß er gar zu gern von Schlachten erzählen höre, wo es recht blutig hergegangen, da ihn dies immer an seine Jagdpartien erinnere. Er stand im Begriff, wieder einzubiegen in die

Geschichte von dem nicht geschossenen Hirsch. Doch Albert unterbrach ihn, indem er, vor innerem Unmuth laut auflachend, versicherte, daß zwar auf der Jagd auch scharf geschossen werde, übrigens aber die Einrichtung nicht übel sei, daß die Hirsche, Rehe, Hasen u. s. w., deren Blut es koste, nicht wieder schössen.

Albert fühlte sich von dem Getränk, das er genossen und das er von edlem Wein ganz vortrefflich bereitet gefunden, durch und durch erwärmt, und dies körperliche Wohlbehagen wirkte wohlthätig auf sein geistiges und schlug den Mißmuth völlig nieder, der ihn in der unheimischen Umgebung ergriffen. Vor Victor's Augen entfaltete er nun das ganze schauerlich erhabene Gemälde jener furchtbaren Schlacht, die auf einmal alle Hoffnungen des geträumten Weltherrschers vernichtete. Mit der glühendsten Begeisterung schilderte Albert den unbezwingbaren Löwenmuth jener Bataillone, die zuletzt das Dorf Planchenoit erstürmten, und schloß endlich mit den Worten: „O Victor, Victor, wärst Du dabei gewesen, hättest Du mit mir gefochten!"

Victor war dicht an den Stuhl der Baronesse gerückt, hatte den ansehnlichen Knäuel Wolle, als er von dem Schooß der Baronesse herabgekugelt, ergriffen und spielte damit in den Händen, so daß die emsige Strickerin genöthigt war, den Faden zwischen Victor's Fingern durchzuziehen und es nicht wohl vermeiden konnte, öfters mit den überlangen Stricknadeln seinen Arm zu treffen.

Bei jenen, mit erhöhter Stimme ausgesprochenen Worten Albert's schien Victor plötzlich wie aus einem Traum zu erwachen. Er blickte seinen Freund an mit seltsamem Lächeln und sprach halbleise: „Ja, mein theurer Albert, es ist nur zu wahr, was Du sagst. Der Mensch fängt sich oft selbst ganz früh in Schlingen, deren gordischen Knoten erst der Tod gewaltsam zerreißt. Was aber die Teufelsbeschwörungen überhaupt betrifft, so ist das kecke Rufen des eigenen furchtbaren Geistes wol die bedrohlichste, die es geben mag. — Doch hier schläft schon Alles."

Victor's unverständliche, geheimnißvolle Worte bewiesen

hinlänglich, daß er nicht eine Silbe von dem vernommen, was Albert gesprochen, sondern sich vielmehr während der ganzen Zeit Träumen überlassen, die noch dazu von gar seltsamer Natur sein mußten.

Man kann denken, daß Albert vor Befremden verstummte. Nun bemerkte er auch, um sich blickend, erst, daß dem Hausherrn, der mit vor dem Bauch gefalteten Händen in die Lehne des Sessels zurückgesunken, das müde Haupt auf der Brust lag, und daß die Baronesse mit fest geschlossenen Augen nur wie ein aufgezogenes Uhrwerk mechanisch fortstrickte.

Albert sprang schnell und mit Geräusch auf; doch in demselben Augenblick erhob sich auch die Baronesse und näherte sich ihm mit einem Anstande, der so frei, edel und anmuthig zugleich war, daß Albert nichts mehr von der kleinen, wohlgenährten, beinahe drolligen Figur sah, sondern die Baronesse in ein anderes Wesen verwandelt glaubte. „Verzeihen Sie," sprach sie dann mit süßem Wohllaut, indem sie Albert's Hand faßte, „verzeihen Sie es, Herr Obristlieutenant, der vom Anbruch des Tages an beschäftigten Hausfrau, wenn sie am Abend der Ermüdung nicht zu widerstehen vermag, und wird auch zu ihr auf das Herrlichste von den herrlichsten Dingen gesprochen. Dasselbe mögen Sie dem rüstigen Jäger verzeihen! Es ist unmöglich, daß Sie sich nicht darnach sehnen sollten, mit Ihrem Freunde allein zu sein und sich recht aus dem Herzen auszusprechen, und da ist jeder Zeuge lästig. Gewiß wird es Ihnen gemüthlich scheinen, mit Ihrem Freunde allein das Nachtessen einzunehmen, das ich in seinen Zimmern habe bereiten lassen."

Gelegener konnte Albert kein Vorschlag sein. Auf der Stelle beurlaubte er sich in den höflichsten Ausdrücken bei der freundlichen Wirthin, der er jetzt den Schlüsselbund, den Jammer über den erschrockenen Hans Gucklick wie den Strickstrumpf nebst dem Einnicken von Herzen verzieh.

„Lieber Ernst!" rief die Baronesse, als die Freunde sich bei dem Baron empfehlen wollten; da dieser aber statt aller Antwort sehr vernehmlich rief: „Huß, Huß, Tyras, Waldmann! Allons!" und das Haupt auf die andere Seite hängen

ließ, so mochte man ihn in seinen süßen Träumen nicht weiter stören.

„Sage," rief Albert, als er sich mit Victor allein befand, „sage, was ist mit Dir vorgegangen? — Doch erst laß uns essen; denn mich hungert, und in der That, es scheint hier mehr vorhanden als das bescheiden gewünschte Butterbrod."

Der Oberstlieutenant hatte Recht; denn er fand einen gar zierlich gedeckten, mit den leckersten kalten Speisen besetzten Tisch, dessen vorzüglichste Zierde ein Bayonner Schinken und eine Pastete von rothen Rebhühnern schien. Paul Talkebarth meinte, als Albert sein Wohlbehagen äußerte, schalkisch lächelnd, daß, wenn er nicht gewesen wäre und der Jungfer Marianne Alles gesteckt hätte, was der Herr Obristlieutenant gern genieße, als Suppenfink (superfin) . . . Aber noch könne er es der Muhme Lise nicht vergessen, daß sie an seinem Hochzeitstage den Reisbrei verbrannt, und er sei nun Wittwer seit dreißig Jahren, und man könne nicht wissen . . . denn Ehen würden im Himmel geschlossen, und Jungfer Marianne . . . Doch die gnädige Frau Baronesse habe ihm das Beste selbst zugestellt, nämlich einen ganzen Korb mit Sellerie für die Herren. Albert wußte nicht recht, wozu ihm die unbillige Menge Gemüse aufgetischt werden sollte, war dann aber sehr zufrieden, als Paul Talkebarth den Korb, der nichts Anderes enthielt als sechs Flaschen des schönsten Vin de Sillery, herbeitrug.

Während Albert es sich nun recht wohl schmecken ließ, erzählte Victor, wie er auf das Gut des Barons von E. gekommen.

Die der stärksten Natur öfters unverwindlichen Strapazen des ersten Feldzugs (1813) hatten Victor's Gesundheit zerrüttet. Die Bäder in Aachen sollten ihn herstellen, und er befand sich gerade dort, als Bonaparte's Flucht von Elba die Losung gab zum neuen blutigen Kampf. Als man sich zum Feldzuge rüstete, erhielt Victor von der Residenz aus die Weisung, sich, sollte es sein Gesundheitszustand erlauben, zu der Armee an den Niederrhein zu begeben. Das waltende Schicksal erlaubte ihm aber statt dessen nur einen Ritt von vier bis fünf Stunden. Gerade vor dem Thor des Land-

hauses, in welchem sich jetzt die Freunde befanden, wurde Victor's Pferd, sonst das sicherste, furchtloseste Thier von der Welt, geprüft in dem wildesten Getöse der Schlacht, plötzlich scheu, bäumte sich, und Victor stürzte herab, wie er selbst sagte, gleich einem Schulknaben, der zum ersten Mal ein Roß bestiegen. Besinnungslos lag er da, indem das Blut einer bedeutenden Kopfwunde entströmte, die er sich an einem scharfen Stein geschlagen. Man brachte ihn in das Haus, und hier mußte er, da jeder Transport gefährlich schien, seine Genesung abwarten, die noch jetzt nicht ganz vollendet schien, da ihn, unerachtet die Wunde längst geheilt war, noch Fieberanfälle ermatteten. Victor ergoß sich in den wärmsten Lobeserhebungen rücksichts der sorglichsten Wartung und Pflege, welche ihm die Baronesse angedeihen lassen.

„Nun," rief Albert, laut auflachend, „nun, in der That, darauf war ich nicht gefaßt. Wunder denk' ich, was Du mir Außerordentliches erzählen wirst, und am Ende läuft es auf eine — nimm mir's nicht übel! — etwas einfältige Geschichte hinaus, wie sie in hundert abgedroschenen Romanen zu finden, so daß sie kein Mensch mehr selbst mit Anstand erleben kann: Der wunde Ritter wird ins Schloß getragen, die Herrin des Hauses pflegt ihn, und — der Ritter wird zum zärtlichen Amoroso. Denn, Victor, daß Du Deinem bisherigen Geschmack, ja Deiner ganzen Lebensweise zum Trotz, Dich plötzlich in eine ältliche dicke Frau verliebt hast, die so häuslich und wirthschaftlich ist, daß man darüber des Teufels werden möchte, daß Du noch dazu den sehnsüchtigen, schmachtenden Jüngling spielst, der, wie es irgendwo heißt, ‚seufzet wie ein Ofen und Lieder macht auf seiner Liebe Brauen,' — nun, das Alles will ich am Ende auch noch für Krankheit halten. Das Einzige, was Dich einigermaßen entschuldigen und Dich poetisch darstellen könnte, wäre der spanische Infant im ‚Arzt seiner Ehre',*) der, gleiches Schicksal mit Dir theilend, an dem Thore des Landhauses der Donna Menzia auf die Nase fiel und am Ende die Geliebte fand, die ihm unbewußt . . ."

*) Schauspiel von Calderon. Vgl. oben Bd. 14, S. 312, Anm. — A. d. H.

„Halt," rief Victor, „halt! Glaubst Du denn nicht, daß ich es vollkommen einsehe, begreife, wenn ich Dir als ein ganz alberner Geck vorkommen muß? Doch es ist hier noch etwas Anderes, Geheimnißvolleres im Spiel. — Nun, laß uns trinken!"

Der Wein und Albert's lebendiges Gespräch hatte Victor wohlthätig angeregt; er schien erwacht aus düsterer Träumerei. Als nun aber endlich Albert, das volle Glas erhebend, sprach: „Nun, Victor, theurer Infant, Donna Menzia soll leben und aussehen wie unsere kleine dicke Hausfrau!" — da rief Victor lachend: „Nein, ich kann es doch nicht ertragen, daß Du mich für einen Gecken halten mußt! Ich fühle mich im Innersten heiter und aufgelegt, Dir Alles zu sagen, Alles zu beichten. Du mußt es Dir aber gefallen lassen, von einer ganz eigenen Periode meines Lebens, die in meine Jünglingsjahre fällt, zu hören, und es ist möglich, daß die halbe Nacht darüber vergeht." —

„Erzähle!" erwiderte Albert; „denn ich gewahre, daß noch hinlänglich Wein vorhanden, um die etwa sinkenden Lebensgeister aufzufrischen. Wär' es nur nicht so entsetzlich kalt im Saal und ein Verbrechen, jetzt noch Jemanden von den Hausleuten aufzustören!" —

„Sollte," sprach Victor, „sollte Paul Talkebarth nicht dafür gesorgt haben?" — Wirklich versicherte Dieser in seiner bekannten französischen Mundart höflich fluchend, daß er das vortrefflichste Holz selbst klein zugeschnitten und bewahrt habe zum köstlichsten Kaminfeuer, welches er sogleich anfachen werde.

„Es ist nur gut," sagte Victor, „daß es mir hier nicht so gehen kann, wie einst bei einem Droguerihändler in Meaux,*) wo der ehrliche Paul Talkebarth mir ein Kaminfeuer angemacht, das wenigstens zwölfhundert Franken kostete. Der Gute hatte Sandel- und Brasilienholz ergriffen, zerhackt und in den Kamin gesteckt, so daß ich mir beinahe vorkam wie Andolosia, des bekannten Herrn Fortunatus'**) berühmter Sohn,

*) Spr. Mo, französische Stadt an der Marne. —

**) Im Volksmärchen von „Fortunatus mit seinem Glückssäckel und Wünschhütlein", 2. Thl. — A. d. H.

dessen Koch das Feuer von Spezereien anschüren mußte, als der König verboten, ihm Holz zu verkaufen."

„Du weißt, mein theurer Freund Albert," fuhr Victor fort, als das Feuer lustig knisterte und flammte und Paul Talkebarth sich aus dem Zimmer entfernt hatte, „daß ich meine militärische Laufbahn bei der Garde in Potsdam begann, sonst aber von meiner Jünglingszeit wol wenig mehr als das, da es nie besondere Gelegenheit gab, davon zu reden, mehr aber noch, weil das Bild jener Jahre nur in halb verwischten Zügen vor meiner Seele stand und erst hier wieder in hellen Farben aufleuchtete. Meine erste Erziehung in meines Vaters Hause kann ich nicht eben schlecht nennen. Ich hatte eigentlich gar keine; man überließ mich meinen Neigungen, und gerade diese schienen nichts weniger darzuthun als meinen Beruf zu den Waffen. Offenbar fühlte ich mich zu wissenschaftlicher Bildung hingezogen, die mir der alte Magister, der mein Hofmeister sein sollte und der froh war, wenn man ihn nur in Ruhe ließ, nicht geben konnte. Erst in Potsdam gewann ich mit Leichtigkeit Kenntniß neuerer Sprachen, so wie ich die dem Officier nöthigen Studien mit Eifer trieb und Erfolg. Außerdem las ich mit einer Art von Wuth Alles, was mir in die Hände kam, ohne Auswahl, ohne Rücksicht auf Nützlichkeit; indessen erhielt ich doch, da mein Gedächtniß vortrefflich, eine Menge historischer Kenntnisse, selbst wußte ich nicht wie.

„Man hat mir später die Ehre angethan, zu behaupten, es säße ein poetischer Geist in mir, den ich nur selbst nicht recht anerkennen wolle; gewiß ist es aber, daß mich die Meisterwerke der großen Dichter jener Periode in einen Zustand der Begeisterung versetzten, von dem ich keine Ahnung gehabt. Ich erschien mir selbst als ein anderes Wesen, das nur erst sich entwickelt zum regen Leben. Ich will nur ‚Werther's Leiden,' vorzüglich aber Schiller's ‚Räuber' nennen. Einen ganz andern Schwung aber gab meiner Phantasie ein Buch, das gerade deshalb, weil es nicht vollendet ist, dem Geiste einen Stoß giebt, so daß er rastlos fortarbeiten muß in ewigen Pendelschwingungen. Ich meine Schiller's ‚Geisterseher'. Mag

es sein, daß der Hang zum Mystischen, zum Wunderbaren, der überhaupt tief in der menschlichen Natur begründet ist, stärker bei mir vorwaltete; — genug, als ich jenes Buch gelesen, das die Beschwörungsformeln der mächtigsten schwarzen Kunst selbst zu enthalten scheint, hatte sich mir ein magisches Reich voll überirdischer — oder besser unterirdischer — Wunder erschlossen, in welchem ich wandelte und mich verirrte wie ein Träumer. Einmal in diese Stimmung gerathen, verschlang ich mit Begierde Alles, was nur zu jener Stimmung sich hinneigte, und selbst Werke von weit geringerem Gehalt verfehlten keineswegs ihre Wirkung. So machte auch ‚Der Genius' von Große*) auf mich einen tiefen Eindruck, und ich darf mich auch jetzt dessen keineswegs schämen, da wenigstens der erste Theil, der Lebendigkeit der Darstellung und auch wol der geschickten Behandlung des Stoffes halber, die ganze literarische Welt in Bewegung setzte. Manchen Arrest mußte ich dulden, wenn ich auf der Wache, in solch ein Buch oder auch nur in meine mystischen Träume vertieft, das Herausrufen überhört hatte und erst vom Unterofficier geholt werden mußte.

„Gerade in dieser Zeit brachte mich der Zufall einem sehr seltsamen Manne näher. Es begab sich nämlich, daß ich an einem schönen Sommerabend, als die Sonne schon gesunken und die Dämmerung eingebrochen war, in der Gegend eines Lustortes vor Potsdam einsam, wie es meine Gewohnheit war, lustwandelte. Da schien es mir, als vernähme ich aus dem Dickicht eines kleinen Wäldchens, das seitwärts ab vom Wege lag, dumpfe Klagetöne und dazwischen in einer mir unbekannten Sprache heftig ausgestoßene Reden. Ich glaubte Jemanden hilfsbedürftig, eilte hin nach der Stelle, von woher die Laute zu kommen schienen, und gewahrte bald in dem Schimmer des Abendroths eine große breitschulterige Figur, die in einen gemeinen Soldatenmantel gehüllt auf dem Boden

*) Der Genius. Aus den Papieren des Marquis von G. 4 Theile. Halle 1790—94. Verfasser dieses Romans war Karl Große, geb. 1761 in Magdeburg, Hof- und Forstrath bei dem Grafen Stolberg in Wernigerode, — reiste später nach Spanien, wo er verschollen ist. — A. d. H.

ausgestreckt lag. Ganz nahe hinzugetreten, erkannte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen den Major O'Malley von den Grenadieren. — ‚Mein Gott,' rief ich aus, ‚sind Sie es, Herr Major, — in diesem Zustande? — Sind Sie krank? Kann ich helfen?' Der Major betrachtete mich mit starrem, wildem Blick und sprach dann mit barschem Tone: ‚Welcher Teufel führt Euch her, Lieutenant? Was kümmert es Euch, ob ich hier liege oder nicht? Schert Euch nach der Stadt!' — Die Leichenblässe, die auf O'Malley's Gesicht lag, die ganze Art, wie ich ihn fand, ließ mich indessen Unheimliches ahnen, und ich erklärte, daß ich ihn durchaus nicht verlassen, sondern nur mit ihm zusammen nach der Stadt zurückkehren werde. ‚So?' sprach der Major ganz gelassen und kalt, nachdem er einige Augenblicke geschwiegen, und versuchte, sich aufzuraffen, worin ich ihm, da es ihm schwer zu werden schien, beistand. Ich bemerkte nun, daß er, wie er es oft that, wenn er noch des Abends sich hinaus ins Freie machte, blos über das Hemde, ohne weiter angekleidet zu sein, einen gemeinen sogenannten Commißmantel geworfen, dazu aber Stiefeln angezogen und den Officiershut mit breiter goldener Tresse auf das kahle Haupt gedrückt hatte. Eine Pistole, die auf der Erde neben ihm gelegen, ergriff er schnell und steckte sie, um sie meinen Blicken zu entziehen, in die Tasche des Mantels.

„Auf dem ganzen Wege nach der Stadt sprach er keine Silbe mit mir, sondern stieß nur dann und wann abgebrochene Reden aus in seiner Muttersprache, — er war Irländer von Geburt, — die ich nicht verstand. Vor seinem Quartier angekommen, drückte er mir die Hand und sprach mit einem Ton, der in der That etwas Unbeschreibliches, nie Gehörtes hatte, so daß er noch in meiner Seele widerklingt: ‚Gute Nacht, Lieutenant! Der Himmel beschütze Euch und gebe Euch gute Träume!'

„Dieser Major O'Malley war wol einer der allerwunderlichsten Menschen, die es geben kann, und rechne ich vielleicht ein paar etwas excentrische Engländer ab, die mir vorgekommen, so wüßte ich keinen Officier in der ganzen großen Armee, der in der äußern Erscheinung mit O'Malley zu ver-

gleichen. Ist es wahr, was viele Reisende behaupten, daß die Natur sich eben nirgends solch ganz besonderer Prägstöcke bedient wie in Irland, weshalb denn jede Familie die artigsten Cabinetsstückchen aufzuweisen hat, so konnte der Major O'Malley billigerweise für einen Prototypus*) seiner ganzen Nation gelten. Denke Dir einen baumstarken Mann von sechs Fuß Höhe, dessen Bau man gerade nicht ungeschickt nennen kann; aber kein Glied paßt zum andern, und die ganze Figur scheint zusammengewürfelt wie in jenem Spiel, in welchem Figuren aus einzelnen Theilen, deren Nummer die Würfel bestimmen, zusammengefügt werden. Die Adlernase, die fein geschlitzten Lippen würden das Antlitz zum Edlen erheben; aber sind die hervorstehenden Glasaugen beinahe widrig, so tragen die hohen, schwarzen, buschigen Augenbrauen den Charakter der komischen Maske. Sehr seltsam hatte des Majors Antlitz etwas Weinerliches, wenn er lachte, wiewol das selten geschah; dagegen war es, als ob er lache, wenn ihn die Wuth des wildesten Zorns übermannte; aber dieses Lachen hatte so etwas Grauenhaftes, daß die ältesten, im Gemüth handfestesten Bursche sich davor entsetzten. Ebenso selten, als O'Malley lachte, ebenso selten ließ er sich aber auch hinreißen vom Zorn.

„Ganz unmöglich schien es, daß dem Major jemals hätte eine Uniform passen sollen. Die Kunst des geschicktesten Regimentsschneiders scheiterte an des Majors unförmlicher Gestalt; der nach dem genauesten Maß zugeschnittene Rock schlug schnöde Falten, hing ihm am Leibe, als sei er aufgehängt zum Ausbürsten, während der Degen an den Beinen schlotterte und der Hut in so seltsamer Richtung auf dem Kopfe saß, daß man schon auf hundert Schritte den militärischen Schismatiker erkannte. Was aber bei der pedantischen Formkrämerei jener Zeit ganz unerhört scheinen mußte: O'Malley trug — keinen Zopf. Freilich möchte auch dieser an den wenigen grauen Löckchen, die sich am Hinterhaupte kräuselten, schwer gehaftet haben, da sonst der Kopf völlig haarlos war. Ritt der Major, so glaubte man, er müsse jeden Augenblick vom

*) Ein Musterbild. — A. d. H.

Pferde fallen, focht er, jeden Augenblick vom Gegner getroffen werden, und doch war er der beste Reiter, Fechter, überhaupt der geübteste, gewandteste Gymnastiker, den es nur geben konnte.

„So viel, um Dir das Bild eines Mannes zu geben, dessen ganzes Treiben geheimnißvoll zu nennen, da er bald bedeutende Summen wegwarf, bald hilfsbedürftig erschien und jeder Controle seiner Obern, jedem Dienstzwange entzogen, durchaus that, was er wollte. Eben das, was er wollte, war aber meistentheils so excentrisch oder vielmehr so spleenisch toll, daß man um seinen Verstand besorgt werden konnte. Man sprach davon, daß der Major zu einer gewissen Zeit, in welcher Potsdam mit seinen Umgebungen der Schauplatz seltsamer, in die Geschichte des Tages eingreifender Mystificationen war, eine wichtige Rolle gespielt habe und noch in Verbindungen stehe, die das Unbegreifliche seiner Stellung erzeugten. Ein sehr verrufenes Buch, das damals — irr' ich nicht, unter dem Titel ‚Excorporationen'*) — erschien, und in welchem man das Bild eines Mannes fand, das dem Major ähnlich, nährte jenen Glauben; und auch ich, von dem mystischen Inhalt jenes Buches angeregt, fühlte mich desto mehr geneigt, O'Malley für eine Art Armenier**) zu halten, je länger und näher ich sein wunderliches, wohl könnt' ich sagen, spukhaftes Treiben beobachtete. Dazu gab er mir nämlich selbst Gelegenheit, indem er seit jenem Abende, als ich ihn krank oder auf andere Weise erschüttert im Walde antraf, eine ganz besondere Zuneigung zu mir gewonnen hatte, so daß es ihm Bedürfniß schien, mich täglich zu sehen. Dir die ganz absonderliche Art dieses Umganges zu beschreiben, Dir Manches zu erzählen, was das Urtheil der Bursche, welche keck behaupteten, der Major sei ein Doppelgänger und stehe überhaupt mit dem Teufel im Bunde, vollkommen zu recht-

*) Eine Monatschrift von Joh. Friedr. Ernst Albrecht. 2 Jahrgänge zu 22 Stücken (3 Bde), Dresden 1791 und 1792. Dazu: Neue Excorporationen, 1793, 5 Stücke, Prag. — Der Verfasser, geb. 1752 zu Stade, war Arzt in Reval, lebte dann in Erfurt, Leipzig und Dresden, ward Buchhändler in Prag, endlich Theaterdirector in Altona, wo er 1816 starb. —

**) In Schiller's „Geisterseher". — A. d. H.

fertigen schien, Alles dessen bedarf es nicht, da Du bald den unheimlichen Geist, der bestimmt war, auf verstörende Weise einzugreifen in mein Leben, hinlänglich kennen lernen wirst.

„Ich hatte die Schloßwache, und dort besuchte mich mein Vetter, der Hauptmann von T., der mit noch einem jungen Officier aus Berlin nach Potsdam gekommen. Im traulichen Gespräch saßen wir Drei beim Glase Wein, als, beinahe war es schon Mitternacht, der Major O'Malley eintrat. — ‚Ich glaubte Euch allein, Lieutenant,' sprach er, indem er meine Gäste verdrießlich anblickte, und wollte sich wieder entfernen. Der Hauptmann erinnerte ihn daran, daß sie ja alte Bekannte wären, und auf mein Bitten ließ O'Malley es sich gefallen, bei uns zu bleiben.

„‚Euer Wein, Lieutenant,' rief O'Malley, als er ein Glas nach seiner Weise schnell hinuntergestürzt, ‚ist der schnödeste Krätzer, der je eines ehrlichen Kerls Gedärme zerrissen. Laßt sehen, ob dieser hier von einer bessern Sorte!'

„Damit holte er aus der Tasche des Commißmantels, den er über das Hemde gezogen, eine Flasche und schenkte ein. Wir fanden den Wein vortrefflich und hielten ihn für einen vorzüglich feurigen Ungar.

„Selbst weiß ich nicht, wie sich das Gespräch auf magische Operationen und zuletzt auf jenes verrufene Buch wandte, dessen ich zuvor gedachte. Dem Hauptmann war, vorzüglich wenn er Wein getrunken, ein gewisser spöttelnder Ton eigen, den nicht Jeder gut vertragen mag. In diesem Tone begann er von militärischen Geisterbannern und Hexenmeistern zu sprechen, die zu ihrer Zeit ganz allerliebste Dinge zu Stande gebracht, wofür man ihrer Macht noch jetzt huldigen und Opfer bringen müsse. ‚Wen meint Ihr, Hauptmann?' rief O'Malley mit dröhnender Stimme. ‚Meint Ihr etwa mich, so wollen wir das Geisterbannen beiseite stellen; daß ich mich aber auf das Entgeistern verstehe, könnt' ich Euch beweisen, und dazu bedarf ich statt eines sonstigen Talismans nur meines Degens oder eines guten Pistolenlaufes.'

„Zu nichts weniger war der Hauptmann aufgelegt, als mit O'Malley Händel anzufangen; er versicherte daher, artig

einlenkend, daß er zwar allerdings den Major gemeint, indessen nur Scherz im Sinne gehabt, der vielleicht unzeitig gewesen. Im Ernst wolle er aber jetzt den Major fragen, ob er nicht gut thun würde, das alberne Gerücht, daß er wirklich über unheimliche Mächte gebiete, zu widerlegen und so auch seinerseits dem dummen Aberglauben zu steuern, der nicht mehr in das aufgeklärte Zeitalter passe.

„Der Major lehnte sich über den ganzen Tisch, stützte den Kopf auf beide Fäuste, so daß seine Nase kaum eine Spanne weit von des Hauptmanns Antlitz entfernt war, und sprach dann, ihn mit seinen hervorglotzenden Augen starr anblickend, sehr gelassen: ‚Hat Euch, mein Gönner, der Herr auch nicht etwa mit einem sehr durchdringenden Geist erleuchtet, so werdet Ihr, hoff' ich, doch einzusehen vermögen, daß es die thörichtste, einbilderischste, ja, ich möchte sagen, verruchteste Anmaßung wäre, wenn wir glauben wollten, mit unserem geistigen Princip sei Alles abgeschlossen, und es gebe keine geistigen Naturen, die, anders begabt als wir, oft nur sich selbst aus jener Natur allein die momentane Form bildend, sich uns offenbaren in Raum und Zeit, ja die, nach irgend einer Wechselwirkung strebend, hineinflüchten könnten in das Thongebäcke, was wir Körper nennen. Ich will es Euch nicht zum Vorwurf machen, Hauptmann, daß Ihr in allen Dingen, die man weder bei der Revue noch auf der Parade lernt, sehr unwissend seid und nichts gelesen habt. Hättet Ihr aber nur etwas Weniges in tüchtige Bücher geguckt, kenntet Ihr den Cardanus, den Justinus Martyr, den Lactanz, den Cyprian, den Clemens von Alexandrien, den Macrobius, den Trismegistus, den Nollius, den Dorneus, den Theophrastus, den Fludd, den Wilhelm Postel, den Mirandola, ja nur die kabbalistischen Juden Joseph und Philo, Euch wäre vielleicht eine Ahnung aufgegangen von Dingen, die jetzt Euren Horizont übersteigen, und von denen Ihr daher auch gar nicht reden solltet.'

„Damit sprang O'Malley auf und ging mit starken, gewaltigen Schritten auf und ab, so daß die Fenster und die Gläser zitterten.

„Unerachtet er des Majors Gelehrsamkeit hoch in Ehren halte, versicherte der Hauptmann etwas betreten, unerachtet er gar nicht in Abrede stellen wolle, daß es höhere geistige Naturen gebe und geben müsse, so sei er doch fest überzeugt, daß irgend eine Verbindung mit einer unbekannten Geisterwelt durchaus gegen die Bedingung der menschlichen Natur, mithin unmöglich sei und Alles, was als Beweis des Gegentheils gelten solle, auf Selbsttäuschung oder Betrug beruhe.

„O'Malley blieb, als der Hauptmann schon einige Secunden geschwiegen, plötzlich stehen und begann: ‚Hauptmann oder (sich zu mir wendend) Ihr, Lieutenant, thut mir den Gefallen und setzt Euch hin und schreibt ein Heldengedicht, ebenso herrlich, so übermenschlich groß wie die Ilias!'

„Wir erwiderten Beide, daß uns das wol nicht gelingen werde, da Keinem der Homerische Geist inwohne. ‚Ha, ha!' rief der Major. ‚Seht Ihr wol, Hauptmann! Weil Euer Geist unfähig ist, Göttliches zu empfangen und zu gebären, ja, weil Eure Natur nicht einmal von der Beschaffenheit sein mag, sich auch nur zur Erkenntniß zu entzünden, deshalb müßtet Ihr eigentlich leugnen, daß aus irgend einem Menschen sich dergleichen gestalten könne. Ich sage Euch, jener Umgang mit höheren geistigen Naturen ist bedingt durch einen besonderen psychischen Organismus, und wie die dichterische Schöpfungskraft, so ist auch jener Organismus eine Gabe, mit der die Gunst des Weltgeistes seine Lieblinge ausstattet.'

„Ich las in des Hauptmanns Gesicht, daß er im Begriff stand, irgend etwas Spöttisches dem Major zu entgegnen. Um es nicht dazu kommen zu lassen, nahm ich das Wort und machte dem Major bemerklich, daß, so viel ich wüßte, doch die Kabbalisten gewisse Formen und Regeln aufstellten, um zu jenem Umgange mit unbekannten geistigen Wesen zu gelangen. Noch ehe der Major aber antworten konnte, sprang der Hauptmann, vom Wein erhitzt, auf und sprach im bittern Ton: ‚Nun, was hilft hier alles Schwatzen? Ihr gebt Euch für eine höhere Natur aus, Major; Ihr wollt uns glauben machen, daß Ihr, aus besserm Stoffe geschaffen als Unsereins, den Geistern gebietet. Erlaubt, daß ich Euch so lange für

einen bethörten Schwärmer halte, bis Ihr uns Eure psychische Kraft zu Tage gelegt!'

„Der Major lachte wild auf und sprach dann: ‚Ihr haltet mich für einen gemeinen Geisterbanner, für einen kläglichen Taschenspieler, Hauptmann? Das steht Euerm kurzsichtigen Sinne wohl an. Doch — es soll Euch vergönnt sein, einen Blick in ein dunkles Reich zu thun, das Ihr nicht ahnet und das Euch verderblich erfassen kann. Ich warne Euch indessen vorher und gebe Euch zu bedenken, daß Euer Gemüth nicht stark genug sein könnte, Manches zu ertragen, das mir ein ergetzliches Spiel dünkt.'

„Der Hauptmann versicherte, daß er bereit sei, es mit allen Geistern und Teufeln aufzunehmen, die O'Malley zu beschwören im Stande wäre, und nun mußten wir dem Major auf unser Ehrenwort versprechen, uns in der Nacht des Herbstäquinoctiums, und zwar Schlag zehn Uhr, in dem dicht vor dem *** er Thore gelegenen Wirthshause einzufinden, wo wir das Weitere erfahren würden.

„Es war indessen heller Tag geworden; die Sonne schien durch die Fenster. Da stellte sich der Major mitten ins Zimmer und rief mit donnernder Stimme: ‚Incubus, Incubus! Nehmahmihah Sedim!' — warf den Mantel ab, den er bis jetzt nicht abgelegt, und stand da in voller Uniform.

„In demselben Augenblick mußte ich hinaus, da die Wache ins Gewehr trat. Als ich zurückkam, waren Beide, der Major und der Hauptmann, verschwunden.

„‚Ich blieb nur zurück,' sprach der junge Officier, ein liebenswürdiger, frommer Jüngling, den ich allein fand, ‚um Sie vor diesem Major, diesem entsetzlichen Menschen zu warnen. Fern von mir sollen seine fürchterlichen Geheimnisse bleiben, und mich gereut es, daß ich mein Wort gab, bei einem Act zu sein, der vielleicht uns Allen, gewiß aber dem Hauptmann verderblich sein kann. Sie werden mir zutrauen, daß ich nicht geneigt bin, jetzt mehr daran zu glauben, was die alte Wärterin dem Kinde vorerzählte; aber — haben Sie wol bemerkt, daß der Major nach und nach acht Flaschen aus der Tasche zog, die kaum groß genug schien, eine einzige

zu fassen? — daß er zuletzt, unerachtet er unter dem Mantel nur das Hemde trug, plötzlich von unsichtbaren Händen angekleidet da stand?' — Es war dem so, wie der Lieutenant sagte, und ich muß gestehen, daß eiskalte Schauer mich durchbebten. —

„An dem bestimmten Tage fand sich der Hauptmann mit meinem jungen Freunde bei mir ein, und auf den Schlag zehn Uhr nachts waren wir, wie wir es dem Major zugesagt, in dem Wirthshause. Der Lieutenant war still und in sich gekehrt, desto lauter und lustiger aber der Hauptmann.

„‚In der That', rief dieser, als es schon halb elf Uhr geworden und O'Malley sich nicht blicken ließ, ‚in der That, ich glaube, der Herr Geisterbanner läßt uns im Stich mit sammt seinen Geistern und Teufeln!' — ‚Das thut er nicht,' sprach es dicht hinter dem Hauptmann, und O'Malley stand unter uns, ohne daß Jemand bemerkt, wie er hereingekommen. Dem Hauptmann erstarb die Lache, die er aufschlagen wollen.

„Der Major, wie gewöhnlich in seinen Soldatenmantel gekleidet, meinte, daß es, ehe er uns an den Ort führe, wo er gedenke, sein Versprechen zu erfüllen, noch Zeit sei, ein paar Gläser Punsch zu trinken; es würde uns gut thun, da die Nacht rauh und kalt sei und wir einen ziemlichen Weg zu machen hätten. Wir setzten uns an einen Tisch, auf den der Major einige zusammengebundene Fackeln und ein Buch legte.

„‚Hoho', rief der Hauptmann, ‚das ist wol Euer Beschwörungsbuch, Major?' — ‚Allerdings,' erwiderte O'Malley trocken.

„Der Hauptmann ergriff das Buch, schlug es auf und lachte in demselben Augenblick so unmäßig, daß wir nicht wußten, was ihn denn so ganz toll lächerlich bedünken könne.

„‚Nein', sprach dann der Hauptmann, sich mit Mühe erholend, ‚nein, das ist zu arg. Major, was zum Teufel, wollt Ihr denn Euern Scherz mit uns treiben, oder habt Ihr Euch vergriffen? Freunde, Kameraden, schaut doch nur her!'

„Du kannst Dir, Freund Albert, unser tiefes Erstaunen denken, als wir gewahrten, daß das Buch, das uns der Haupt-

mann vor die Augen hielt, kein anderes war als — Peplier's französische Grammaire!*) O'Malley nahm dem Hauptmann das Buch aus der Hand, steckte es in die Manteltasche und sprach dann sehr ruhig, wie er denn überhaupt in seinem ganzen Wesen ruhiger und milder erschien als sonst jemals: ‚Sehr gleichgiltig kann es Euch sein, Hauptmann, welcher Mittel ich mich bedienen will, um mein Versprechen zu erfüllen, welches in nichts Anderem besteht, als Euch sinnlich meine Gemeinschaft mit der Geisterwelt darzuthun, die uns umgiebt, ja, in der unser höheres Sein bedingt ist. Glaubt Ihr denn, daß meine Kraft solcher armseliger Krücken bedarf, als da sind: besondere mystische Formeln, Wahl einer besondern Zeit, eines abgelegenen schauerlichen Ortes, deren sich armselige kabbalistische Schüler in nutzlosen Experimenten zu bedienen pflegen? Auf offenem Markt, zu jeder Stunde könnt' ich Euch beweisen, was ich vermag; und daß ich damals, als Ihr mich verwegen genug in die Schranken fordertet, eine besondere Zeit und, wie Ihr gleich sehen werdet, einen Ort wählte, der Euch vielleicht schauerlich bedünken möchte, war nur eine Artigkeit, die ich Eurethalben Dem erzeigen wollte, der in gewisser Art diesmal Euer Gast sein soll. Gäste empfängt man gern im Putzzimmer zur gelegensten Stunde.'

„Es schlug elf Uhr; der Major nahm die Fackeln und gebot uns, zu folgen.

„Er schritt so schnell, daß wir Mühe hatten, ihm nachzukommen, voran auf dem großen Wege fort und bog, als wir das Zollhäuschen erreicht, rechts ein in den Fußsteig, der durch den dort gelegenen dichten Tannenwald führt. Nachdem wir beinahe eine Stunde gelaufen, stand der Major still und mahnte uns, dicht hinter ihm zu bleiben, da wir uns sonst leicht im Dickicht des Waldes, in das wir nun hinein müßten, verlieren könnten. Nun ging es querdurch im dichsten Gestrüppe, so daß bald Dieser, bald Jener mit der Uniform oder

*) Nouvelle grammaire et parfaite règle française. Neue und vollständige Grammatik, mit sehr nützlichen Regeln vermehrt ꝛc. Zuerst Wien 1782, dann Berlin 1785, endlich Leipzig 1799. — A. d. H.

mit dem Degen hängen blieb und sich mit Mühe losmachen mußte, bis wir endlich einen freien Platz erreichten. Mondesstrahlen brachen durch das finstere Gewölk, und ich gewahrte die Ruinen eines ansehnlichen Gebäudes, in welche der Major hineinschritt. Es wurde finsterer und finsterer; der Major rief uns zu, still zu stehen, weil er Jeden einzeln hinabführen wolle. Mit dem Hauptmann machte er den Anfang; dann traf mich die Reihe. Der Major hatte mich umfaßt und trug mich mehr, als daß ich ging, hinunter in die Tiefe. ‚Bleibt hier ruhig stehen,‘ flüsterte O'Malley mir zu, ‚bis ich den Lieutenant gebracht! Dann beginnt mein Werk.‘

„Ich vernahm in der undurchdringlichen Finsterniß die Athemzüge eines dicht neben mir Stehenden. ‚Bist Du es, Hauptmann?‘ rief ich. — ‚Allerdings‘, erwiderte der Hauptmann; ‚gieb Acht, Vetter, es läuft Alles auf dumme Taschenspielerei hinaus. Aber es ist ein ganz verdammter Ort, wo uns der Major hingeführt, und ich wollte, ich säße wieder beim Punschnapf; denn mir beben alle Glieder vor Frost und, wenn Du willst, auch vor einer gewissen kindischen Bangigkeit.‘

„Mir ging's nicht besser als dem Hauptmann. Der rauhe Herbstwind pfiff und heulte durch die Mauern, und ein seltsames Flüstern und Aechzen antwortete ihm aus der Tiefe. Aufgescheuchtes Nachtgeflügel rauschte und flatterte um uns her, während ein leises Winseln dicht über den Boden wegzuschleichen schien. Wahrlich, wir Beide, der Hauptmann und ich, konnten von den Schauern unseres Aufenthalts wohl dasselbe sagen, was Cervantes vom Don Quixote sagt, als er die verhängnißvolle Nacht vor dem Abenteuer mit den Walkmühlen übersteht: ‚Ein minder Beherzter hätte alle Fassung verloren.‘ — An dem Wellengeplätscher eines nahen Wassers und an dem Heulen der Hunde gewahrten wir übrigens, daß wir uns nicht ferne von der Lederfabrik befinden mußten, die bei Potsdam dicht an dem Strom gelegen ist.

Endlich vernahmen wir dumpfe Tritte, die sich immer mehr näherten, bis dicht bei uns der Major laut rief: ‚Nun sind wir beisammen, und es kann vollbracht werden, was be-

gonnen!' — Mittels eines chemischen Feuerzeuges zündete er die Fackeln an, die er mitgebracht, und steckte sie in den Boden. Es waren sieben an der Zahl. Wir befanden uns in einem verfallenen Kellergewölbe. O'Malley stellte uns in einen Halbkreis, warf Mantel und Hemde ab, so daß er bis an den Gürtel nackt da stand, schlug das Buch auf und begann mit einer Stimme, die mehr dem dumpfen Brüllen eines fernen Raubthieres als dem Ton eines Menschen glich, zu lesen: ‚Monsieur, prêtez moi un peu, s'il vous plaît, votre canif! — Oui, Monsieur, d'abord — le voilà! — Je vous le rendrai.' —

„Nein," unterbrach Albert hier den Freund, „nein, das ist zu arg! Das Gespräch vom Schreiben aus Peplier's Grammaire als Beschwörungsformel! Und Ihr lachtet nicht laut auf, und das ganze Spiel hatte nicht auf einmal ein Ende?" —

„Ich komme nun", fuhr Victor fort, „zu einem Moment, von dem ich in der That nicht weiß, ob es mir gelingen wird, ihn Dir darzustellen. Mag Deine Phantasie meine Worte beleben! — Immer entsetzlicher wurde die Stimme des Majors, während der Sturm stärker brauste und der flackernde Schein der Fackeln die Wände mit seltsamen, im Fluge wechselnden Gebilden belebte. Ich fühlte, wie kalter Schweiß auf meiner Stirn tropfte; mit Gewalt errang ich Fassung. — Da pfiff ein schneidender Ton durch das Gewölbe, und dicht vor meinen Augen stand ein Etwas . . ." —

„Wie?" rief Albert, „ein Etwas? Was meinst Du, Victor? — Eine entsetzliche Gestalt?" —

„Es scheint heilloser Unsinn," sprach Victor weiter, „wenn ich von einer gestaltlosen Gestalt sprechen wollte, und doch kann ich kein anderes Wort finden, um das gräßliche Etwas zu bezeichnen, das ich gewahrte. Genug, in demselben Moment stieß das Grausen der Hölle seine spitzen Eisdolche mir in die Brust, und ich verlor die Besinnung. — Am hellen Mittag fand ich mich wieder, entkleidet auf meinem Lager ausgestreckt. Alle Schauer der Nacht waren verschwunden; ich fühlte mich völlig wohl und leicht. Mein junger Freund schlief in dem

Lehnstuhl. Sowie ich mich nur regte, erwachte der Lieutenant und bezeigte die lebhafteste Freude, als er mich ganz gesund fand. Von ihm erfuhr ich, daß er, sowie der Major sein düsteres Werk begonnen, die Augen zugedrückt und sich bemüht habe, dem Gespräch aus Peplier's Grammaire fest zu folgen und durchaus sich an nichts weiter zu kehren. Dessen ungeachtet hatte ihn eine furchtbare, nie gekannte Angst erfaßt, er indessen die Besinnung nicht verloren. Dem gräßlichen Pfeifen — so erzählte der Lieutenant — folgte ein wildes, wüstes Gelächter. Nun schlug der Lieutenant unwillkürlich die Augen auf und gewahrte den Major, der den Mantel wieder umgeworfen hatte und im Begriff stand, den Hauptmann, der entseelt am Boden lag, auf die Schultern zu laden.

„Nehmt Euch Eures Freundes an!‘ rief O'Malley dem Lieutenant zu, gab ihm eine Fackel und stieg mit dem Hauptmann hinauf. Jetzt redete der Lieutenant mich, der ich regungslos da stand, an, indeß vergeblich. Ich schien vom Starrkrampfe ergriffen, und nur mit der äußersten Anstrengung brachte mich der Lieutenant hinauf ins Freie. Plötzlich kehrte nun der Major zurück, packte mich auf die Schultern und trug mich fort wie erst den Hauptmann. Tiefes Entsetzen faßte aber den Lieutenant, als er, aus dem Walde herausgekommen, auf dem breiten Wege einen zweiten O'Malley gewahrte, der den Hauptmann trug. Still für sich betend, besiegte er aber jenes Entsetzen und folgte mir, fest entschlossen, mich, möge sich begeben, was da wolle, nicht zu verlassen, bis vor mein Quartier, wo O'Malley mich absetzte und sich davonmachte, ohne ein Wort zu reden. Mit Hilfe meines Bedienten — das war damals schon mein ehrlicher Eulenspiegel Paul Talkebarth, — brachte mich nun der Lieutenant auf mein Zimmer und ins Bette. Mein junger Freund schloß seine Erzählung damit, daß er mich auf das Rührendste beschwor, jede Gemeinschaft mit dem furchtbaren O'Malley zu vermeiden.

„Den Hauptmann hatte der herbeigerufene Arzt in jenem Wirthshause vor dem Thore, wo wir uns versammelt, sprachlos, vom Schlage getroffen gefunden. Er genas zwar, blieb

aber untauglich für den Dienst und mußte seinen Abschied nehmen.

„Der Major war verschwunden; die Officiere sagten, er sei auf Urlaub. Mir war es lieb, daß ich ihn nicht wiedersah, da mit dem Entsetzen, das sein finsteres Treiben mir verursacht, eine tiefe Erbitterung in meine Seele gekommen war. Meines Verwandten Unglück war O'Malley's Werk, und blutige Rache zu nehmen, schien eigentlich meine Pflicht. —

„Geraume Zeit war vergangen, das Bild jener verhängnißvollen Nacht verblaßt. Die Beschäftigungen, die der Dienst erfordert, unterdrückten meinen Hang zu mystischer Schwärmerei. Da fiel mir ein Buch in die Hände, dessen Wirkung auf mein ganzes Wesen mir selbst ganz unerklärlich dünkte. Ich meine jene wunderbare Erzählung Cazotte's,*) die in einer deutschen Uebersetzung „Teufel Amor" benannt ist. — Die mir natürliche Blödigkeit, ja ein gewisses kindisches, scheues Wesen in der Gesellschaft hatte mich entfernt gehalten von dem Frauenzimmer, so wie die besondere Richtung meines Geistes jedem Aufwallen roher Begierde widerstand. Ich kann mit Recht behaupten, daß ich ganz unschuldig war, da weder mein Verstand noch meine Phantasie sich bis jetzt mit dem Verhältniß des Mannes zum Weibe beschäftigt hatte. Jetzt erst wurde das Mysterium einer Sinnlichkeit in mir wach, die ich nicht geahnet. Meine Pulse schlugen; ein verzehrendes Feuer durchströmte Nerven und Adern bei jenen Scenen der gefährlichsten, ja grauenvollsten Liebe, die der Dichter mit glühenden Lebensfarben darstellte. Ich sah, ich hörte, ich empfand nichts als die reizende Biondetta; ich unterlag der wollüstigen Qual wie Alvarez." —

„Halt!" unterbrach Albert hier den Freund. „Nicht ganz lebhaft erinnere ich mich des ‚Diable amoureux' von Cazotte; aber so viel ich weiß, dreht sich die Geschichte darum, daß ein junger Officier in der Garde des Königs von Neapel von

*) Jaques C., geb. in Dijon 1720, Jesuit, 1792 guillotinirt. Sein Roman „Diable amoureux" erschien in Paris 1772, deutsch von Georg Schatz, Leipzig 1789, und von Fr. Ludw. Wilh. Meyer, Berlin 1792. — A. d. H.

einem mystischen Kameraden verführt wird, in den Ruinen von Portici den Teufel heraufzubeschwören. Als er die Bannformel gesprochen, streckt ein scheußlicher Kameelskopf mit langem Halse aus einem Fenster sich ihm entgegen und ruft mit gräßlicher Stimme: ‚Che vuoi?'*) — Alvarez, so ist ja der junge Gardeofficier geheißen, befiehlt dem Gespenst, in der Gestalt eines Wachtelhündchens und dann eines Pagen zu erscheinen. Es geschieht; bald aber wird aus diesem Pagen das reizendste und zugleich verliebteste Mädchen, das den Beschwörer ganz und gar bestrickt. Doch wie Cazotte's gar hübsches Märlein endigt, das ist mir entfallen." —

„Das," fuhr Victor fort, „thut vor der Hand gar nichts zur Sache; Du wirst wol daran erinnert werden bei dem Schlusse meiner Geschichte. Halt es meinem Hange zum Wunderbaren, wol aber auch dem Geheimnißvollen zu Gute, das ich erfahren, wenn Cazotte's Märchen mir bald ein Zauberspiegel dünkte, in welchem ich mein eigenes Schicksal erblickte. War nicht O'Malley für mich jener mystische Niederländer, jener Soberano, der den Alvarez mit seinen Künsten verlockte?

„Die Sehnsucht, die in meiner Brust glühte, das furchtbare Abenteuer des Alvarez zu bestehen, erfüllte mich mit Grausen; aber selbst die Schauer dieses Grausens ließen mich erbeben vor unbeschreiblicher Wollust, die ich nie gekannt. Oft regte es sich in meinem Innern wie eine Hoffnung, daß O'Malley wiederkehren und die Geburt der Hölle, der mein ganzes Ich hingegeben, in meine Arme liefern würde, und nicht tödten konnte ich die sündhafte Hoffnung und den tiefen Abscheu, der dann wieder wie ein Dolch meine Brust durchfuhr.

„Die seltsame Stimmung, die mein aufgeregter Zustand erzeugte, blieb Allen ein Räthsel; man hielt mich für gemüthskrank; man wollte mich aufheitern, zerstreuen. Unter dem Vorwand eines Dienstgeschäftes schickte man mich nach der Residenz, wo die glänzendsten Zirkel mir offen standen. War ich aber jemals scheu und blöde gewesen, so verursachte mir

*) Was willst Du? — A. d. H.

jetzt Gesellschaft, vorzüglich aber jede Annäherung von Frauenzimmern einen entschiedenen Widerwillen, da die reizendste mir nur Biondetta's Bild, das ich im Innern trug, zu verhöhnen schien.

„Als ich nach Potsdam zurückgekommen war, floh ich alle Gemeinschaft meiner Kameraden, und mein liebster Aufenthalt war jener Wald, der Schauplatz der grauenvollen Begebenheiten, die meinem armen Vetter beinahe das Leben gekostet. Dicht bei den Ruinen stand ich und war, von einer dunkeln Begierde getrieben, im Begriff, mich durch das dicke Gestrüpp hineinzuarbeiten, als ich plötzlich O'Malley erblickte, der langsam herausschritt und mich gar nicht zu gewahren schien. Der lang verhaltene Zorn wallte auf; ich stürzte los auf den Major und erklärte ihm mit kurzen Worten, daß er sich meines Vetters halber mit mir schlagen müsse. ‚Das kann sogleich geschehen,' sprach der Major kalt und ernst, warf den Mantel ab, zog den Degen und schlug mir den meinigen beim ersten Gange mit unwiderstehlicher Gewandtheit und Stärke aus der Hand. ‚Wir schießen uns,' schrie ich in wilder Wuth und wollte meinen Degen aufraffen; da hielt mich O'Malley fest und sprach mit mildem, ruhigem Ton, wie ich ihn beinahe noch niemals reden gehört: ‚Sei kein Thor, mein Sohn! Du siehst, daß ich Dir im Kampfe überlegen bin; eher könntest Du die Luft verwunden als mich, und niemals werd' ich es über mich gewinnen, Dir feindlich gegenüberzustehen, da ich Dir mein Leben verdanke und wol noch etwas mehr.' Der Major faßte mich jetzt unter den Arm, und indem er mich mit sanfter Gewalt fortzog, bewies er mir, daß an des Hauptmanns Unfall Niemand Anderes schuld sei als er, der Hauptmann selbst, da er sich alles Warnens unerachtet Dinge zugetraut, denen er nicht gewachsen, und ihn, den Major, zu dem, was er gethan, genöthigt durch unzeitigen, verhöhnenden Spott.

„Selbst weiß ich nicht, was für eine seltsame Zauberkraft in O'Malley's Worten, in seinem ganzen Benehmen lag; es gelang ihm nicht allein, mich zu beruhigen, sondern mich auch so anzuregen, daß ich ihm willkürlos das Geheimniß meines

innern Zustandes, des zerrüttenden Kampfes meiner Seele aufschloß. ‚Die besondere Constellation,‘ sprach O'Malley, als er Alles erfahren, ‚die über Dich, mein guter Sohn, waltet, hat es nun einmal gefügt, daß ein albernes Buch Dich auf Dein eigentliches inneres Wesen aufmerksam machen sollte. Albern nenne ich jenes Buch, weil darin von einem Popanz die Rede ist, der sich widerlich zeigt und charakterlos. Das, was Du der Wirkung jener lüsternen Bilder des Dichters zuschreibst, ist nichts als der Drang zur Vereinigung mit einem geistigen Wesen aus einer andern Region, die durch Deinen glücklich gemischten Organismus bedingt ist. Hättest Du mir größeres Vertrauen bewiesen, Du ständest längst auf einer höheren Stufe; doch nehme ich Dich noch jetzt zu meinem Schüler an.‘ —

„O'Malley fing nun an, mich mit der Natur der Elementargeister bekannt zu machen. Ich verstand wenig von dem, was er sprach; indessen lief Alles so ziemlich auf die Lehre von Sylphen, Undinen, Salamandern und Gnomen hinaus, wie Du sie in den ‚Unterredungen des Comte de Gabalis‘*) finden kannst. Er schloß damit, daß er mir eine besondere Lebensweise vorschrieb, und meinte, daß ich wol in Jahresfrist zu meiner Biondetta gelangen könne, die mir gewiß nicht die Schmach anthun werde, sich in meinen Armen zum leidigen Satan umzugestalten. Mit derselben Hitze wie Alvarez versetzte ich, daß ich in so langer Zeit sterben würde vor Sehnsucht und Ungeduld und Alles wagen wolle, früher mein Ziel zu erreichen. Der Major schwieg einige Augenblicke, nachdenklich vor sich hinstarrend; dann erwiderte er: ‚Es ist gewiß, daß ein Elementargeist um Eure Gunst buhlt; das kann Euch fähig machen, in kurzer Zeit das zu erlangen, wonach Andere jahrelang streben. Ich will Euer Horoskop stellen; vielleicht giebt sich Eure Buhle mir zu erkennen. In neun Tagen sollt Ihr mehr erfahren.‘

*) „Le comte de Gabalis ou Entretiens sur les sciences secrètes“, Paris 1670. — ein Buch des Abbé de Montfaucon de Villars, der zu Toulouse 1635 geboren, 1673 in Lyon ermordet wurde. — A. d. H.

„Ich zählte die Stunden. Bald fühlte ich mich von geheimnißvoll seliger Hoffnung durchdrungen, bald war es mir, als habe ich mich in gefährliche Dinge eingelassen. Endlich am späten Abend des neunten Tages trat der Major in mein Gemach und forderte mich auf, ihm zu folgen. ‚Es geht nach den Ruinen?‘ fragte ich. — ‚Mit nichten,‘ erwiderte O'Malley lächelnd. ‚Zu dem Werk, das wir vorhaben, bedarf es weder eines abgelegenen schauerlichen Orts noch einer fürchterlichen Beschwörung aus Peplier's Grammaire. Ueberdem darf auch mein Incubus*) keinen Theil haben an dem heutigen Experiment, das Ihr eigentlich unternehmt, nicht ich.‘ Der Major führte mich in sein Quartier und erklärte, daß es darauf ankomme, mir das Etwas zu verschaffen, mittels dessen mein Ich dem Elementargeist erschlossen werde und dieser die Macht erhalte, sich mir in der sichtbaren Welt kundzuthun und mit mir Umgang zu pflegen. Es sei das etwas, was die jüdischen Kabbalisten Theraphim**) nannten.

„Nun schob O'Malley einen Bücherschrank zur Seite, öffnete die dahinter verborgene Thür, und wir traten in ein kleines gewölbtes Cabinet, in welchem ich außer allerlei seltsamem unbekannten Geräth einen vollständigen Apparat zu chemischen oder, wie ich beinahe glauben möchte, zu alchymistischen Experimenten gewahrte. Auf einem kleinen Herde schlugen aus den glühenden Kohlen bläuliche Flämmchen. Vor diesem Herde mußte ich mich dem Major gegenüber hinsetzen und meine Brust entblößen. Kaum hatte ich dies gethan, als der Major schnell, ehe ich mir's versah, mich mit einer Lanzette unter der linken Brust ritzte und die wenigen Tropfen Bluts, die der leichten, kaum fühlbaren Wunde entquollen, in einer kleinen Phiole auffing. Dann nahm er eine spiegelartig hell polirte Metallplatte, goß eine andere Phiole, die eine rothähnliche Feuchtigkeit enthielt, dann aber die mit meinem Blut gefüllte Phiole darauf aus und brachte mittels einer Zange

*) Incubus (eigentlich Incubo) und Incuba, — Geister (Teufel), die innigen Umgang mit Menschen pflegen. —

**) Siehe oben S. 134. — A. d. H.

die Platte dicht über das Kohlenfeuer. Mich wandelte ein tiefes Grausen an, als ich zu gewahren glaubte, daß aus den Kohlen sich eine lange, spitze, glühende Zunge emporschlängelte und begierig das Blut von dem Metallspiegel wegleckte. Der Major befahl mir nun, mit fest fixirtem Sinn in das Feuer zu schauen. Ich that es, und bald wurd' es mir zu Muthe, als säh' ich wie im Traum verworrene Gestalten aus dem Metall, das der Major noch immer über den Kohlen festhielt, durcheinanderblitzen. Doch plötzlich fühlte ich in der Brust, da, wo der Major meine Haut durchritzt, einen solchen stechenden gewaltigen Schmerz, daß ich unwillkürlich laut aufschrie. ‚Gewonnen, gewonnen!' rief in demselben Augenblick O'Malley, erhob sich von seinem Sitz und stellte ein kleines, etwa zwei Zoll hohes Püppchen, zu dem sich der Metallspiegel geformt zu haben schien, vor mich hin auf den Herd. ‚Das,' sprach der Major, ‚ist Euer Theraphim! Die Gunst des Elementargeistes gegen Euch scheint ungewöhnlich zu sein; Ihr dürfet nun das Aeußerste wagen.' Auf des Majors Geheiß nahm ich das Püppchen, dem, ungeachtet es zu glühen schien, nur eine wohlthuende elektrische Wärme entströmte, drückte es an die Wunde und stellte mich vor einen runden Spiegel, von dem der Major die verhüllende Decke herabgezogen. ‚Spannt Euer Inneres,' sprach der Major mir nun leise ins Ohr, ‚nun zum inbrünstigsten Verlangen, welches Euch, da der Theraphim wirkt, nicht schwer werden kann, und sprecht mit dem süßesten Ton, dessen Ihr mächtig, das Wort . . . '

„In der That, ich habe das seltsam klingende Wort, das mir O'Malley vorsprach, vergessen. Kaum aber war die Hälfte der Silben über die Lippen, als ein häßliches, toll verzerrtes Gesicht aus dem Spiegel mich hämisch anlachte. — ‚Alle Teufel der Hölle, wo kommst Du her, verfluchter Hund?' so schrie O'Malley hinter mir. Ich wandte mich um und erblickte meinen Paul Talkebarth, der in der Thüre stand, und dessen schönes Antlitz sich in dem magischen Spiegel reflectirt hatte. Der Major fuhr wüthend los auf den ehrlichen Paul; doch ehe ich mich dazwischenwerfen konnte, blieb

O'Malley dicht vor ihm regungslos stehen, und Paul nützte den Augenblick, sich weitläufig zu entschuldigen, wie er mich gesucht, wie er die Thür offen gefunden, wie er hereingetreten u. s. w. — ‚Hebe Dich weg, Schlingel!' sprach endlich O'Malley gelassen, und da ich hinzufügte: ‚Geh nur, guter Paul! Gleich komme ich nach Hause,' so machte sich der Eulenspiegel ganz erschrocken und verblüfft vondannen.

„Ich hatte das Püppchen fest in der Hand behalten, und O'Malley versicherte, wie nur dieser Umstand es bewirkt, daß nicht alle Mühe umsonst geblieben. Talkebarth's unzeitiges Dazwischentreten habe indessen die Vollendung des Werks auf lange Zeit verschoben. Er rieth mir, den treuen Diener fortzujagen. Das konnte ich nicht übers Herz bringen. Uebrigens belehrte mich der Major, daß der Elementargeist, der mir seine Gunst geschenkt, nichts Geringeres sei als ein Salamander, wie er es schon vermuthet, als er mein Horoskop gestellt, da Mars im ersten Hause gestanden.

„Ich komme wiederum zu Momenten, die Du, da sie keines Ausdrucks fähig, nur ahnen kannst. Vergessen war ‚Teufel Amor,' war Biondetta; ich dachte nur — an meinen Theraphim. Stundenlang konnte ich das Püppchen, vor mir auf den Tisch gestellt, anschauen, und die Liebesgluth, die in meinen Adern strömte, schien dann, gleich dem himmlischen Feuer des Prometheus, das Bildlein zu beleben, und in lüsterner Begier wuchs es empor. Doch ebenso schnell zerrann die Gestaltung, als ich sie dachte, und zu der unnennbaren Qual, die mein Herz durchschnitt, gesellte sich ein seltsamer Zorn, der mich antrieb, das Püpplein, ein lächerliches, armseliges Spielwerk, von mir zu werfen. Aber indem ich es faßte, fuhr es durch alle meine Glieder wie ein elektrischer Schlag, und es war mir, als müßte mich die Trennung von dem Talisman der Liebe selbst vernichten. Gestehen will ich offen, daß meine Sehnsucht, unerachtet sie einem Elementargeiste galt, sich vorzüglich in allerlei zweideutigen Träumen auf Gegenstände der Sinnenwelt, die mich umgab, richtete, so daß meine erregte Phantasie bald dieses, bald jenes Frauenzimmer dem spröden Salamander unterschob, der sich meiner

Umarmung entzog. Ich erkannte zwar mein Unrecht und beschwor mein kleines Geheimniß, mir die begangene Untreue zu verzeihen; allein an der abnehmenden Kraft jener seltsamen Krise, die sonst meine tiefste Seele in glühender Liebe bewegte, ja, an einer gewissen unbehaglichen Leere fühlte ich es wohl, daß ich mich immer mehr von meinem Ziel entfernte, statt mich ihm zu nähern. Und doch spotteten die Triebe des in voller Kraft blühenden Jünglings meines Geheimnisses, meines Widerstrebens. Ich erbebte bei der leisesten Berührung irgend eines reizenden Weibes, indem ich mich zugleich in glühender Scham erröthen fühlte.

„Der Zufall führte mich aufs Neue nach der Residenz. Ich sah die Gräfin von L., das anmuthigste, reizendste und zugleich eroberungsüchtigste Weib, das damals in den ersten Zirkeln Berlin's prangte. Sie warf ihre Blicke auf mich, und die Stimmung, in der ich mich damals befand, mußte es ihr sehr leicht machen, mich ganz und gar in ihre Netze zu verlocken; ja, sie brachte mich endlich dahin, ihr mein Inneres ohne allen Rückhalt zu erschließen, ihr mein Geheimniß zu entdecken, ja, ihr das geheimnißvolle Bildlein, das ich auf der Brust trug, zu zeigen." —

„„Und sie lachte Dich nicht wacker aus?"" unterbrach Albert den Freund, „„sie schalt Dich nicht einen bethörten Jüngling?""

„Nichts von Allem dem," fuhr Victor fort; „sie hörte mich mit einem Ernst an, der ihr sonst gar nicht eigen, und als ich geendet, beschwor sie mich, Thränen in den Augen, den Teufelskünsten des berüchtigten O'Malley zu entsagen. Meine beiden Hände fassend, mich mit dem Ausdruck der süßesten Liebe anblickend, sprach sie von dem dunkeln Treiben der kabbalistischen Adepten so gelehrt, so gründlich, daß ich mich nicht wenig darüber verwunderte. Bis zum höchsten Grad stieg aber mein Erstaunen, als sie den Major den ruchlosesten, abscheulichsten Verräther schalt, da ich ihm das Leben gerettet und er mich dafür durch seine schwarze Kunst ins Verderben locken wolle. Zerfallen mit dem Leben, in Gefahr, zu Boden gedrückt zu werden von tiefer Schmach, sei nämlich O'Malley im Begriff gewesen, sich zu erschießen, als ich da-

zwischengetreten und den Selbstmord gehindert, der ihm dann leid geworden, da das Unheil von ihm abgewandt. Habe mich, so schloß die Gräfin, der Major gestürzt in psychische Krankheit, so wolle sie mich daraus erretten, und der erste Schritt dazu sei, daß ich das Bildlein in ihre Hände liefere. Ich that das gern und willig, weil ich mich dadurch auf die schönste Art von einer unnützen Qual zu befreien glaubte. —

„Die Gräfin müßte das nicht gewesen sein, was sie wirklich war, hätte sie nicht den Liebhaber lange Zeit schmachten lassen, ohne den brennenden Durst der Liebe zu stillen. So war es mir auch gegangen. Endlich sollte ich glücklich sein. Um Mitternacht harrte eine vertraute Dienerin meiner an einer Hinterpforte des Palastes und führte mich durch entlegene Gänge in ein Gemach, das der Gott der Liebe selbst ausgeschmückt zu haben schien. Hier sollte ich die Gräfin erwarten. Halb betäubt von dem süßen Dufte des feinen Räucherwerks, der im Zimmer wallte, bebend vor Liebe und Verlangen, stand ich in des Zimmers Mitte; da traf, durchfuhr wie ein Blitzstrahl mein innerstes Wesen ein Blick . . ."

„„Wie?"" rief Albert, „„ein Blick und keine Augen dazu, und Du sahst nichts? Wol wieder eine gestaltlose Gestalt!"" —

„Magst Du das unbegreiflich finden," sprach Victor weiter, „genug, — keine Gestalt, nichts gewahrte ich, und doch fühlte ich den Blick tief in meiner Brust, und ein jäher Schmerz zuckte an der Stelle, die O'Malley verwundet. In demselben Augenblick gewahrte ich auf dem Simse des Kamins mein Bildlein, faßte es schnell, stürzte hinaus, gebot mit drohender Geberde der erschrockenen Dienerin, mich hinabzuführen, rannte nach Hause, weckte meinen Paul und ließ packen. Der früheste Morgen traf mich schon auf dem Rückwege nach Potsdam. —

„Mehrere Monate hatte ich in der Residenz zugebracht; die Kameraden freuten sich meines unverhofften Wiedersehens und hielten mich den ganzen Tag über fest, so daß ich erst am späten Abend heimkehrte in mein Quartier. Ich stellte mein liebes wiedergewonnenes Bildlein auf den Tisch und

warf mich, da ich der Ermüdung nicht länger zu widerstehen vermochte, angekleidet auf mein Lager. Bald kam mir aber das träumerische Gefühl, als umflösse mich ein strahlender Glanz. — Ich erwachte, ich schlug die Augen auf: wirklich glänzte das Gemach in magischem Schimmer. Aber — o Herr des Himmels! — an demselben Tische, auf den ich das Püppchen gestellt, gewahrte ich ein weibliches Wesen, die, den Kopf in die Hand gestützt, zu schlummern schien. Ich kann Dir nur sagen, daß ich nie eine zartere, anmuthigere Gestalt, nie ein lieblicheres Antlitz träumte. Dich den wunderbaren, geheimnißvollen Zauber, der dem holden Bilde entstrahlte, in Worten auch nur ahnen zu lassen, das vermag ich nicht. Sie trug ein seidenes feuerfarbenes Gewand, das, knapp an Brust und Leib anschließend, nur bis an die Knöchel reichte, so daß die zierlichen Füßchen sichtbar wurden. Die schönsten, bis an die Schultern entblößten Arme, in Farbe und Form wie hingehaucht von Tizian, schmückten goldene Spangen; in dem braunen, ins Röthliche spielenden Haar funkelte ein Diamant."

„„Ei,"" sprach Albert lachend, „„Deine Salamandrin hat keinen sonderlichen Geschmack: Röthlich braunes Haar, und dazu sich in feuerfarbene Seide zu kleiden ..."""

„Spotte nicht!" fuhr Victor fort. „Ich wiederhol' es Dir, daß, von geheimnißvollem Zauber befangen, mir der Athem stockte. Endlich entfloh ein tiefer Seufzer der beängsteten Brust. Da schlug sie die Augen auf, erhob sich, näherte sich mir, faßte meine Hand. Alle Gluth der Liebe, des brünstigsten Verlangens zuckte wie ein Blitzstrahl durch mein Inneres, als sie meine Hand leise drückte, als sie mir mit der süßesten Stimme zulispelte: ‚Ja, — Du hast gesiegt; Du bist mein Herrscher, mein Gebieter; ich bin Dein!' — ‚O Du Götterkind, — himmlisches Wesen!' so rief ich laut, umschlang sie und drückte sie an meine Brust. Doch in demselben Augenblicke zerschmolz das Wesen in meinen Armen." —

„„Wie?"" unterbrach Albert den Freund, „„wie, um tausend Himmels willen! — Zerschmolz?"" —

„Zerschmolz", sprach Victor weiter, „in meinen Armen; anders kann ich Dir mein Gefühl des unbegreiflichen Ver-

schwindens jener Holden nicht beschreiben. Zugleich erlosch der Schimmer, und ich fiel, selbst weiß ich nicht wie, in tiefen Schlaf. Als ich erwachte, hielt ich das Püppchen in der Hand.

„Es würde Dich ermüden, wenn ich von dem seltsamen Verhältnisse mit dem geheimnißvollen Wesen, das nun begann und mehrere Wochen fortdauerte, mehr sagen sollte, als daß in jeder Nacht der Besuch sich auf dieselbe Weise wiederholte. So sehr ich mich dagegen sträubte, ich konnte dem träumerischen Zustande nicht widerstehen, der mich befiel, und aus dem mich das holde Wesen mit einem Kusse weckte. Doch immer länger und länger weilte sie bei mir. Sie sprach Manches von geheimnißvollen Dingen; mehr horchte ich aber auf die süße Melodie ihrer Rede als auf die Worte selbst. Sie litt und erwiderte die süßesten Liebkosungen. Glaubte ich indessen im Wahnsinn des glühendsten Entzückens den Gipfel des Glückes zu erreichen, so entschwand sie mir, indem ich in tiefen Schlaf versank. — Selbst bei Tage aber war es mir oft, als fühle ich den warmen Hauch eines mir nahen Wesens; ja, ein Flüstern, ein Seufzen vernahm ich manchmal dicht bei mir in der Gesellschaft, vorzüglich wenn ich mit einem Frauenzimmer sprach, so daß alle meine Gedanken sich auf meine holde, geheimnißvolle Liebe richteten und ich stumm und starr blieb für das, was mich umgab.

„Es geschah, daß einst ein Fräulein in einer Gesellschaft sich mir verschämt nahte, um mir den im Pfänderspiel gewonnenen Kuß zu reichen. Indem ich mich aber zu ihr hinbeugte, fühlte ich, noch ehe meine Lippen die ihrigen berührten, einen heißen, schallenden Kuß auf meinem Munde glühen, und zugleich lispelte eine Stimme: ‚Nur mir gehören Deine Küsse.‘ Ich und das Fräulein, Beide waren wir etwas erschrocken; die Uebrigen glaubten, wir hätten uns wirklich geküßt. Dieser Kuß galt mir indessen für ein Zeichen, daß Aurora — so nannte ich die geheimnißvolle Geliebte — sich nun bald ganz und gar in Leben gestalten und mich nicht mehr verlassen werde. Als die Holde in der folgenden Nacht mir wieder erschien auf die gewöhnliche Weise, beschwor ich sie in in den rührendsten Worten, wie die hell lodernde Gluth

der Liebe und des Verlangens sie mir eingab, mein Glück zu vollenden, ganz mein zu sein für immer in sichtbarer Gestalt. Sie wand sich sanft aus meinen Armen und sprach dann mit mildem Ernst: ‚Du weißt, auf welche Weise Du mein Gebieter wurdest. Dir ganz anzugehören, war mein seligster Wunsch; aber nur halb sind die Ketten gesprengt, die mich an den Thron fesseln, dem das Volk, welchem ich angehöre, unterwürfig ist. Doch je stärker, je mächtiger Deine Herrschaft wird, desto freier fühle ich mich von der qualvollen Sklaverei. Immer inniger wird unser Verhältniß, und wir gelangen zum Ziel, ehe vielleicht ein Jahr vorüber ist. Wolltest Du, Geliebter, voraneilen dem waltenden Schicksal, — manches Opfer, mancher Dir bedenklich scheinende Schritt wäre vielleicht noch nöthig.‘ — ‚Nein,‘ rief ich, ‚nein, kein Opfer, keinen bedenklichen Schritt giebt es für mich, um Dich zu gewinnen ganz und gar! Nicht länger leben kann ich ohne Dich; ich sterbe vor Ungeduld, vor namenloser Pein!‘ Da umschlang mich Aurora und lispelte mit kaum hörbarer Stimme: ‚Bist Du selig in meinen Armen?‘ — ‚Es giebt keine andere Seligkeit,‘ rief ich und drückte, ganz Gluth der Liebe, ganz Wahnsinn des Verlangens, das holde Weib an meine Brust. Brennende Küsse fühlte ich auf meinen Lippen, und diese Küsse selbst waren melodischer Wohllaut des Himmels, in welchem ich die Worte vernahm: ‚Könntest Du wol um den Preis meines Besitzes der Seligkeit eines unbekannten Jenseits entsagen?‘ — Eiskalte Schauer durchbebten mich; aber in diesen Schauern raf'te stärker die Begier, und ich rief in willkürloser Liebeswuth: ‚Außer Dir keine Seligkeit! — Ich entsage . . .‘

„Ich glaube noch jetzt, daß ich hier stockte. ‚Morgen Nacht wird unser Bund geschlossen,‘ lispelte Aurora, und ich fühlte, wie sie verschwinden wollte aus meinen Armen. Ich drückte sie stärker an mich; vergebens schien sie zu ringen, und indem ich bange Todesseufzer vernahm, wähnte ich mich auf der höchsten Stufe des Liebesglücks. —

„Mit dem Gedanken an jenen Teufel Amor, an jene verführerische Biondetta erwachte ich aus tiefem Schlaf. Schwer fiel es auf meine Seele, was ich gethan in der ver-

hängnißvollen Nacht. Ich gedachte jener heillosen Beschwörung des entsetzlichen O'Malley, der Warnungen meines frommen, jungen Freundes; ich glaubte mich in den Schlingen des Teufels; ich glaubte mich verloren.

„Im Innern zerrissen, sprang ich auf und rannte ins Freie. Auf der Straße kam mir der Major entgegen und hielt mich fest, indem er sprach: „Nun, Lieutenant, ich wünsche Euch Glück. In der That, für so keck und entschlossen hätt' ich Euch kaum gehalten; Ihr überflügelt den Meister." — Von Wuth und Scham durchglüht, nicht fähig, ein einziges Wort zu erwidern, machte ich mich los und verfolgte meinen Weg. Der Major lachte hinter mir her. Ich vernahm das Hohnlachen des Satans.

„In dem Walde, unfern von jenen verhängnißvollen Ruinen, erblickte ich eine verhüllte weibliche Gestalt, die, unter einem Baume gelagert, sich einem Selbstgespräche zu überlassen schien. Ich schlich behutsam näher und vernahm die Worte: ‚Er ist mein, er ist mein, — o Seligkeit des Himmels! — Auch die letzte Prüfung überstand er. Sind die Menschen denn solcher Liebe fähig, was ist dann ohne sie unser armseliges Sein!' —

„Du erräthst, daß es Aurora war, die ich fand. Sie schlug den Schleier zurück; die Liebe selbst kann nicht anmuthiger sein. Die sanfte Bläße der Wangen, der in süßer Schwermuth verklärte Blick ließ mich erbeben in namenloser Lust. Ich schämte mich meiner dunkeln Gedanken. Doch in dem Augenblicke, als ich hinstürzen wollte zu ihren Füßen, war sie verschwunden wie ein Nebelbild. Zu gleicher Zeit vernahm ich ein Räuspern im Gebüsche, aus dem denn auch bald mein ehrlicher Eulenspiegel, Paul Talkebarth, hervortrat. ‚Kerl, wo führt Dich der Teufel her?' fuhr ich ihn an. — ‚Ei nun,' versetzte er, indem er das lächelnde Fratzengesicht zog, das Du kennst, ‚ei nun, gerade hergeführt hat mich der Teufel nicht; aber begegnet mag er mir wol sein. Der gnädige Herr Lieutenant war so früh ausgegangen und hatte die Pfeife vergessen und den Tabak. Da dacht' ich, so am frühen Morgen in der feuchten Luft ... denn meine Muhme

in Genthin pflegte zu sagen . . .' — ‚Halt's Maul, Schwätzer, und gieb her!' so rief ich und ließ mir die angezündete Pfeife reichen. Doch kaum waren wir ein paar Schritte weiter gegangen, als Paul aufs Neue ganz leise begann: ‚Denn meine Muhme in Genthin pflegte immer zu sagen, dem Wurzelmännlein sei gar nicht zu trauen; so ein Kerlchen sei doch am Ende nichts weiter als ein Incubus oder Chezim und stoße Einem zuletzt das Herz ab. Nun, die alte Kaffeelise hier in der Vorstadt, — ach, gnädiger Herr Lieutenant, Sie sollten nur sehen, was die für schöne Blumen und Thiere und Menschen zu gießen weiß! — ‚Der Mensch helfe sich, wie er kann!' pflegte meine Muhme in Genthin zu sagen. Ich war gestern auch bei der Lise und brachte ihr ein Viertelchen feinen Mocca. Unsereins hat auch ein Herz. Bäcker's Dörtchen ist ein schmuckes Ding; aber sie hat so was Besonderes in den Augen, so was Salamandrisches.' —

„‚Kerl, was sprichst Du?' rief ich heftig. Paul schwieg, begann aber wieder nach einigen Augenblicken: ‚Ja, die Lise ist dabei eine fromme Frau; — sie sagte, nachdem sie den Kaffeesatz beschaut, mit der Dörte habe es nichts auf sich; denn das Salamandrische in den Augen komme vom Bretzelbacken oder dem Tanzboden; doch solle ich lieber ledig bleiben. Aber ein gewisser junger gnädiger Herr sei in großer Gefahr. Die Salamander seien die schlimmsten Dinge, deren sich der Teufel bediene, um eine arme Menschenseele ins Verderben zu locken, weil sie gewisse Begierden . . . Nun, man müsse nur standhaft bleiben und Gott fest im Herzen behalten. Da erblickte ich denn auch selbst in dem Kaffeesatze ganz natürlich, ganz ähnlich, den Herrn Major O'Malley.'

„Ich hieß den Kerl schweigen; aber Du kannst Dir's denken, welche Gefühle in mir aufgingen bei diesen seltsamen Reden Paul's, den ich plötzlich eingeweiht fand in mein dunkles Geheimniß, und der ebenso unerwartet Kenntnisse von kabbalistischen Dingen kundthat, die er wahrscheinlich der Kaffeewahrsagerin zu verdanken hatte. Ich brachte den unruhigsten Tag meines Lebens zu. Paul war abends nicht aus der Stube zu bringen; immer kehrte er wieder und machte

sich etwas zu schaffen. Als er endlich, da es beinahe Mitternacht geworden, weichen mußte, sprach er leise, wie für sich betend: ‚Trage Gott im Herzen, gedenke des Heils Deiner Seele, und Du wirst den Lockungen des Satans widerstehen!‘

„Nicht beschreiben kann ich, wie diese einfachen Worte meines Dieners, ich möchte sagen, auf furchtbare Weise mein Inneres erschütterten. Vergebens war mein Streben, mich wach zu erhalten; ich versank in jenen Zustand des wirren Träumens, den ich für unnatürlich, für die Wirkung irgend eines fremden Princips erkennen mußte. Wie gewöhnlich weckte mich der magische Schimmer. Aurora in vollem Glanze überirdischer Schönheit stand vor mir und streckte sehnsuchtsvoll die Arme nach mir aus. Doch wie Flammenschrift leuchteten in meiner Seele Paul's fromme Worte. ‚Laß ab von mir, verführerische Ausgeburt der Hölle!‘ so rief ich. Da ragte aber plötzlich riesengroß der entsetzliche O'Malley empor, und mich mit Augen, aus denen das Feuer der Hölle sprühte, durchbohrend, heulte er: ‚Sträube Dich nicht, armes Menschlein! Du bist uns verfallen.‘ — Dem fürchterlichen Anblicke des scheußlichsten Gespenstes hätte mein Muth widerstanden, — O'Malley brachte mich um die Sinne. Ich stürzte ohnmächtig zu Boden.

„Ein starker Knall weckte mich aus der Betäubung. Ich fühlte mich von Mannesarmen umschlungen und versuchte, mich mit der Gewalt der Verzweiflung loszuwinden. ‚Gnädiger Herr Lieutenant, ich bin es ja!‘ so sprach es mir in die Ohren. Es war mein ehrlicher Paul, der sich bemühte, mich vom Boden aufzuheben. Ich ließ ihn gewähren.

„Paul wollte erst nicht recht mit der Sprache heraus, wie sich Alles begeben; endlich versicherte er geheimnißvoll lächelnd, daß er wol besser gewußt, zu welcher gottlosen Bekanntschaft mich der Major verlockt, als ich ahnen können; die alte fromme Lise habe ihm Alles entdeckt. Nicht schlafen gegangen sei er in voriger Nacht, sondern habe seine Büchse scharf geladen und an der Thüre gelauscht. Als er nun mich laut aufschreien und zu Boden stürzen gehört, habe er, unerachtet ihm gar grausig zu Muthe gewesen, die verschlossene Thür gesprengt

und sei eingedrungen. ‚Da,‘ so erzählte Paul ungefähr in seiner närrischen Manier, ‚da standen der Herr Major O'Malley vor mir, gräßlich und scheußlich anzusehen wie in der Kaffeetasse und grinset' mich schrecklich an; aber ich ließ mich gar nicht irre machen und sprach: ‚Wenn Du, gnädiger Herr Major, der Teufel bist, so halte zu Gnaden, wenn ich Dir keck entgegentrete als ein frommer Christ und also spreche: „Hebe Dich weg, Du verfluchter Satan-Major! Ich beschwöre Dich im Namen des Herrn, hebe Dich weg! Sonst knalle ich los.‘ Aber der Herr Major wollte nicht weichen, sondern grinsete mich immerfort an und wollte sogar häßlich schimpfen. Da rief ich: ‚Soll ich losknallen? Soll ich losknallen?‘ Und als der Herr Major immer noch nicht weichen wollte, knallte ich wirklich los. Aber da war Alles verstoben, — Beide eilfertig abgegangen durch die Wand, der Herr Major-Satan und die Mamsell Beelzebub!‘ —

„Die Spannung der verflossenen Zeit, die letzten entsetzlichen Augenblicke warfen mich auf ein langwieriges Krankenlager. Als ich genas, verließ ich Potsdam, ohne O'Malley wieder zu sehen, dessen weiteres Schicksal mir auch unbekannt geblieben. Das Bild jener verhängnißvollen Tage trat in den Hintergrund zurück und verlosch endlich ganz, so daß ich die volle Freiheit meines Gemüths wiedergewann, bis hier . . .“

„„Nun,““ fragte Albert, gespannt von Neugierde und Erstaunen, „„hier hast Du diese Freiheit wieder verloren? Ich begreife in aller Welt nicht, wie hier . . .““

„O,“ unterbrach Victor den Freund, indem sein Ton etwas Feierliches annahm, „mit zwei Worten ist Dir Alles erklärt. In den schlaflosen Nächten des Krankenlagers, das ich hier überstand, erwachten alle Liebesträume jener herrlichsten und schrecklichsten Zeit meines Lebens. Es war meine glühende Sehnsucht selbst, die sich gestaltete; Aurora — sie erschien mir wieder, verklärt, geläutert in dem Feuer des Himmels. Kein teuflischer O'Malley hat mehr Macht über sie. Aurora ist — die Baronesse!“ —

„„Wie? — Was?““ rief Albert, indem er ganz erschrocken

zurückfuhr. „„Die kleine rundliche Hausfrau mit dem großen Schlüsselbunde — ein Elementargeist, ein Salamander!““ murmelte er dann vor sich hin und verbiß mit Mühe das Lachen. —

„In der Gestalt“, fuhr Victor fort, „ist keine Spur der Aehnlichkeit mehr zu finden, d. h. im gewöhnlichen Leben; aber das geheimnißvolle Feuer, das aus ihren Augen blitzt, der Druck ihrer Hand . . .“

„„Du bist recht krank gewesen,““ sprach Albert sehr ernst; „„denn die Kopfwunde, die Du erhieltst, war bedeutend genug, um Dein Leben in Gefahr zu setzen. Doch jetzt finde ich Dich so weit hergestellt, daß Du mit mir fort kannst. Recht aus innigem Herzen bitt' ich Dich, mein theurer, innig geliebter Freund, diesen Ort zu verlassen und mich morgen nach Aachen zu begleiten.““

„Meines Bleibens“, erwiderte Victor, „ist hier freilich länger nicht. Es sei darum! Ich gehe mit Dir; — doch Aufklärung — erst Aufklärung . . .“ —

Am andern Morgen, sowie Albert erwachte, verkündete ihm Victor, daß er in einem seltsamen, gespenstigen Traum jenes Beschwörungswort gefunden, das ihm O'Malley vorgesprochen, als der Theraphim bereitet worden. Er gedenke, zum ersten und letzten Male davon Gebrauch zu machen. Albert schüttelte bedenklich den Kopf und ließ Alles vorbereiten zur schnellen Abreise, wobei Paul Talkebarth unter allerlei närrischen Redensarten die freudigste Thätigkeit bewies. „Zackermanthö,“ hörte ihn Albert für sich murmeln, „es ist gut, daß den irländischen Diafel Fitz der Diafel Bär*) längst geholt hat; der hätte hier noch gefehlt!“ —

Victor fand, wie er es gewünscht hatte, die Baronesse allein auf ihrem Zimmer mit irgend einer häuslichen Arbeit beschäftigt. Er sagte ihr, daß er nun endlich das Haus verlassen wolle, wo er so lange die edelste Gastfreundschaft genossen. Die Baronesse versicherte, daß sie nie einen Freund bewirthet, der ihr theurer gewesen. Da faßte Victor ihre

*) Diable fils — Diable père. — A. d. H.

Hand und fragte: „Waren Sie jemals in Potsdam? Kannten Sie einen gewissen irländischen Major?“ — „Victor,“ fiel ihm die Baronesse schnell und heftig ins Wort, „wir trennen uns heute; wir werden uns niemals wiedersehen; — wir dürfen das nicht! Ein dunkler Schleier liegt über meinem Leben. Lassen Sie es genug sein, wenn ich Ihnen sage, daß ein düsteres Schicksal mich dazu verdammt, beständig ein anderes Wesen zu scheinen, als ich wirklich bin! In dem verhaßten Verhältnisse, worin Sie mich gefunden, und das mich geistige Qualen erdulden läßt, deren mein körperliches Wohlsein spottet, büße ich eine schwere Schuld. — Doch nun nichts mehr! Leben Sie wohl!“ — Da rief Victor mit starker Stimme: „Nehelmiahmiheal!“ — und mit einem Schrei des Entsetzens stürzte die Baronesse bewußtlos zu Boden.

Victor, von den seltsamsten Gefühlen bestürmt, ganz außer sich, gewann kaum Fassung, die Dienerschaft herbeizuklingeln; dann verließ er schnell das Zimmer. „Fort, auf der Stelle fort!“ rief er dem Freunde Albert entgegen und sagte ihm mit wenigen Worten, was geschehen. Beide schwangen sich auf die vorgeführten Pferde und ritten vondannen, ohne die Rückkunft des Barons abzuwarten, der auf die Jagd gegangen. —

Albert's Betrachtungen auf dem Ritt von Lüttich nach Aachen haben gezeigt, mit welchem tiefen Ernst, mit welchem herrlichen Sinn er die Ereignisse der verhängnißvollen Zeit aufgefaßt hatte. Es gelang ihm, auf der Reise nach der Residenz, wohin beide Freunde nun zurückkehrten, seinen Freund Victor ganz aus dem träumerischen Zustande zu reißen, worein er versunken, und indem Albert alles Ungeheure, welches die Tage des letzten Feldzuges geboren, nochmals vor Victor's Blicken in den lebendigsten Farben aufgehen ließ, fühlte sich Dieser von demselben Geiste beseelt, der Alberten innewohnte. Ohne daß Albert sich jemals auf lange Widerlegungen oder Zweifel eingelassen, schien Victor selbst sein mystisches Abenteuer bald für nichts Höheres zu achten als für einen langen bösen Traum. — —

Es konnte nicht fehlen, daß in der Residenz die Weiber

dem Obristen, der reich, von herrlicher Gestalt, für den hohen Rang, den er bekleidete, noch jung und dabei die Liebenswürdigkeit selbst war, gar freundlich entgegenkamen. Albert meinte, daß er ein glücklicher Mensch sei, der sich die Schönste zur Gattin wählen könne. Da erwiderte Victor aber sehr ernst: „Mag es sein, daß ich mystificirt auf heillose Weise unbekannten Zwecken dienen sollte, oder daß wirklich eine unheimliche Macht mich verlocken wollte: die Seligkeit hat es mich nicht gekostet, wohl aber das Paradies der Liebe. Nie kann jene Zeit wiederkehren, da ich die höchste irdische Lust empfand, da das Ideal meiner süßesten, entzückendsten Träume, die Liebe selbst, in meinen Armen lag. Dahin ist Liebe und Lust, seitdem ein entsetzliches Geheimniß mir Die geraubt, die meinem innigsten Gemüthe wirklich ein höheres Wesen war, wie ich es auf Erden nicht wiederfinde!“ —

Der Obrist blieb unvermählt. —

Datura fastuosa.

(Der schöne Stechapfel.)

1823.

Erstes Capitel.

Das Glashaus des Professor Ignaz Helms. — Der junge Student Eugenius. — Gretchen und die alte Professorin. — Kampf und Entschluß.

In dem Glashause des Professors Ignaz Helms stand der junge Student Eugenius und betrachtete die schönen hochrothen Blüthen, die die königliche Amaryllis (Amaryllis reginae) eben zur Morgenzeit entfaltet hatte.

Es war der erste milde Februarstag. Hell und freundlich leuchtete das reine Azur des wolkenlosen Himmels, strahlte die Sonne herein durch die hohen Glasfenster. Die Blumen, die noch in grüner Wiege schlummerten, rührten sich wie im ahnenden Traum und trieben die saftigen Blätter empor; aber der Jasmin, die Reseda, die immerblühende Rose, der Schneeball, das Veilchen erfüllten, ins neue blühende Leben erwacht, das Haus mit den süßesten, lieblichsten Düften, und hin und wider flatterten schon Vögelein, die sich schüchtern hervorgewagt aus dem warmen Nest, hinan und pickten an die Scheiben, als wollten sie sehnsüchtig den schönen bunten Frühling herauslocken, der in dem Hause verschlossen.

„Armer Helms," sprach Eugenius mit tiefer Wehmuth, „armer alter Helms, alle diese Pracht, alle diese Herrlichkeit schaust Du nicht mehr. Deine Augen schlossen sich für immer; Du ruhst in kalter Erde. — Doch nein, nein! Ich weiß es ja, Du bist unter all Deinen lieben Kindern, die Du so treulich hegtest und pflegtest, und keines, dessen frühen Tod Du beklagtest, ist gestorben, und nun erst verstehest Du ganz ihr Leben und ihre Liebe, die Du nur zu ahnen vermochtest."

In dem Augenblicke klapperte und hantirte das kleine Gretchen mit der Gießkanne gar sehr unter den Blumen und Pflanzen umher.

„Gretchen, Gretchen!“ rief Eugenius. „Was machst Du denn? Ich glaube beinahe, Du begießest schon wieder die Pflanzen ganz und gar zu unrechter Zeit und verdirbst, was ich sorglich gepflegt.“ — Dem armen Gretchen wäre beinahe die gefüllte Gießkanne aus den Händen gefallen.

„Ach, lieber Herr Eugenius,“ sprach sie, indem ihr die hellen Thränen in die Augen traten, „schelten Sie doch nur nicht! Sein Sie doch nur nicht böse! Sie wissen ja, ich bin ein dummes, einfältiges Ding. Ich denke immer, die armen Stauden und Sträucher, die hier im Hause kein Thau, kein Regen erquickt, schauten mich verschmachtend an, und ich müsse ihnen Speise und Trank reichen.“ — „Naschwerk,“ fiel ihr Eugenius in die Rede, „Naschwerk, Gretchen, verderbliches Naschwerk, ist ihnen das jetzt, woran sie erkranken und sterben. Ueberhaupt, Du meinst es gut mit den Blumen, ich weiß es; aber es fehlt Dir ganz an botanischer Kenntniß, und Du giebst Dir, meines sorgsamen Unterrichts unerachtet, gar keine Mühe mit dieser Wissenschaft, die doch jedem Frauenzimmer wohl ansteht, ja unentbehrlich ist; denn sonst weiß ein Mädchen ja nicht einmal, zu welcher Klasse und Ordnung die schön duftende Rose gehört, mit der es sich schmückt, und das ist doch sehr schlimm. Sag einmal Gretchen, was sind das für Pflanzen dort in jenen Töpfen, die nun bald blühen werden?“ — „Ja,“ rief Gretchen freudig, „das sind ja meine lieben Schneeglöckchen!“ — „Siehst Du nun wol, Gretchen,“ sprach Eugenius weiter, „daß Du nicht einmal Deine Lieblingsblumen richtig zu benennen weißt! Galanthus nivalis, mußt Du sagen.“ —

„Galanthus nivalis,“ sprach Gretchen leise nach, wie in scheuer Ehrfurcht. „Ach, lieber Herr Eugenius,“ rief sie dann aber, „das klingt sehr schön und vornehm; aber es ist mir so, als wenn das gar nicht mein liebes Schneeglöckchen sein könne. Sie wissen ja, wie ich sonst, da ich noch ein Kind . . .“ — „Bist Du es nicht mehr, Gretchen?“ fiel ihr

Eugenius in die Rede. — „Ei, nein," erwiderte Gretchen, bis unter die Augen erröthend, „wenn man in das vierzehnte Jahr getreten, rechnet man sich doch wol nicht mehr zu den Kindern." — „Und doch," sprach Eugenius lächelnd, „und doch ist es nicht so lange her, daß die große neue Puppe . . ."

Schnell wandte sich Gretchen ab, sprang auf die Seite und machte sich mit den Töpfen zu schaffen, die dort auf dem Fußboden standen, sich zu ihnen niederkauernd.

„Sei nicht böse, Gretchen!" fuhr Eugenius sanft fort. „Bleibe immer das gute, fromme, liebe Kind, das Vater Helms der bösen Verwandtin entriß und dann sammt seiner edeln Frau so hielt, als wär's die eigne Tochter! Doch, Du wolltest mir etwas erzählen." —

„Ach, lieber Herr Eugenius," erwiderte Gretchen kleinlaut, „das ist wol wieder albernes Zeug, was mir in den Kopf gekommen; aber da Sie es wünschen, will ich nur Alles ganz ehrlich gestehen. Wie Sie meine Schneeglöckchen so vornehm nannten, da fiel mir Fräulein Röschen ein. Ich und sie, — nun, Sie wissen es ja, Herr Eugenius, — wir waren sonst ein Herz und eine Seele und spielten, als wir — noch Kinder, gar zu gerne mit einander. Aber eines Tages — es mag wol jetzt ein Jahr her sein — war Röschen so ernst, so sonderbar gegen mich in ihrem ganzen Betragen und sagte, ich solle sie nicht mehr Röschen nennen, sondern Fräulein Rosalinda. Ich that das; aber seit dem Augenblicke wurde sie mir immer fremder und fremder; — ich hatte mein liebes Röschen verloren. So, denk' ich, wird es mir auch mit meinen lieben Blumen gehen, wenn ich sie plötzlich mit fremdem, stolzem Namen anreden sollte." —

„Hm," sprach Eugenius, „es ist zuweilen etwas in Deinen Worten, Gretchen, was ganz seltsam und sonderbar klingt. Man weiß ganz genau, was Du sagen willst, und versteht doch eigentlich nicht, was Du gesprochen. Aber das thut der herrlichen botanischen Wissenschaft nicht den mindesten Abbruch, und wenn auch Dein Röschen jetzt Fräulein Rosalinda geworden, darfst Du doch Dich wol um die Namen Deiner Lieblinge, wie sie in der vornehmen, studirten Welt genannt

werden, ein Wenig bekümmern. Nütze meinen Unterricht! — Für jetzt, mein gutes, liebes Mädchen, sieh aber nach den Hyacinthen! Schiebe den Og roi de Basan*) und die Gloria solis mehr ins Sonnenlicht! Aus der Perruque quarrée scheint nicht viel werden zu wollen. Der Emilius Graf Bühren, der im December so stolz blühte, ist schon zur Ruhe gegangen, der hält's nicht lange aus; aber der Pastor fido läßt sich hübsch an. Den Hugo Grotius, den magst Du tapfer begießen; der muß noch tüchtig ins Wachsthum."

Indem Gretchen, die aufs Neue hoch erröthet, als Eugenius sie sein gutes, liebes Mädchen nannte, ganz Freude und Lust, zu thun begann, was ihr geheißen, trat die Professorin Helms in das Glashaus. Eugenius machte sie darauf aufmerksam, wie herrlich schon der Frühlingsflor beginne, und rühmte vorzüglich die blühende Amaryllis reginae, die der selige Herr Professor beinahe noch höher geschätzt als die Amaryllis formosissima, weshalb er sie denn auch ganz besonders hege und pflege, seinem theuern Lehrer und Freunde zum steten Andenken.

„Sie haben", sprach die Professorin gerührt, „ein herzlich gutes, kindliches Gemüth, lieber Herr Eugenius, und keinen von allen seinen Schülern, die denn so nach und nach ins Haus gekommen sind, hat mein verstorbener Mann so geschätzt, so väterlich geliebt wie Sie. Aber keiner hat meinen Helms auch so verstanden, keiner ist seinem Innersten so verwandt gewesen, keiner so in das recht Wahre und Eigenthümliche seiner Wissenschaft eingedrungen wie Sie. ‚Der junge Eugenius', pflegte er oft zu sagen, ‚ist ein treuer, frommer Jüngling; deshalb lieben ihn die Gewächse, Pflanzen, Bäume und gedeihen fröhlich unter seiner Pflege. Ein feindliches, störrisches, ruchloses Gemüth, das ist der Satan, der das Unkraut säet, welches wild aufwuchert, und vor dessen giftigem Hauch die Gotteskinder absterben.' Gotteskinder nannte er ja seine Blumen."

*) So genannt nach 4. Buch Mosis, Cap. 21, V. 33. Dieser und die folgenden Namen sind aber keine wissenschaftlichen, sondern Handelsbezeichnungen der Gärtner. — A. d. H.

Dem Eugenius standen die Thränen in den Augen. „Ja, liebe, hochverehrte Frau Professorin," sprach er, „diese fromme Liebe will ich treu bewahren, und fortblühen in herrlichem Gedeihen soll dieser schöne Tempel meines Lehrers, meines Vaters, so lange noch ein Hauch des Lebens in mir ist. — Wenn Sie es erlauben, Frau Professorin, so will ich jetzt, wie es der Herr Professor zu thun pflegte, hier das kleine Stübchen neben dem Glashause beziehen; dann hab' ich Alles besser im Auge." —

„Eben fiel es mir recht schwer aufs Herz," erwiderte die Professorin, „daß es nun wol bald mit der Herrlichkeit dieser Blumenpracht ein Ende haben wird. Ich verstehe mich wol auch recht gut auf die Pflege der Gewächse und Pflanzen und bin, wie Sie wissen, in der Wissenschaft meines Mannes nicht unerfahren. Aber, Du lieber Gott, eine alte Frau wie ich, mag die so rührig sein, Alles in Obhut zu halten, wie ein junger rüstiger Mensch, fehlt es Ihr auch gar nicht an Liebe dafür? Und da wir uns nun trennen müssen, lieber Herr Eugenius . . ."

„Wie?" rief Eugenius voller Schreck, „Sie wollen mich verstoßen, Frau Professorin?" —

„Geh," sprach die Professorin zu Gretchen, „geh, liebes Gretchen, ins Haus und hole mir einmal das große Umschlagetuch! Es ist doch noch recht kühl."

Als Gretchen fort war, begann die Professorin sehr ernst: „Wohl Ihnen, lieber Herr Eugenius, daß Sie ein viel zu unbefangener, weltunerfahrner, ein viel zu edler Jüngling sind, um vielleicht das ganz zu verstehen, was ich Ihnen jetzt zu sagen genöthigt bin! Ich trete nun bald in mein sechzigstes Jahr; Sie haben kaum das vierundzwanzigste erreicht. Ich könnte füglich Ihre Großmutter sein, und ich meine, daß dies Verhältniß unser Beisammensein heiligen müsse. Aber der giftige Pfeil boshafter Verleumdung schont auch nicht die Matrone, deren Leben vorwurfsfrei war, und es dürfte nicht an arglistigen Menschen fehlen, die, so lächerlich es auch klingen möchte, Ihren Aufenthalt in meinem Hause der bösen Nachrede hämischer Neckerei bloßstellen würden.

Mehr noch als mich selbst würde Sie die Bosheit treffen; darum ist es nöthig, lieber Eugenius, daß Sie mein Haus verlassen. Uebrigens werde ich Sie in Ihrer Laufbahn unterstützen wie meinen Sohn und würde dies gethan haben, hätte mein Helms mir auch dazu nicht ausdrücklich die Verpflichtung auferlegt. Sie und Gretchen, das sind und bleiben meine Kinder."

Eugenius stand da ganz stumm und starr. Er konnte in der That nicht begreifen, wie sein fernerer Aufenthalt bei der Professorin irgend etwas Anstößiges haben, wie dies Stoff zur übeln Nachrede geben könne. Aber der bestimmte Wille der Professorin, daß er das Haus, das ihm für den Kreis seines ganzen Lebens galt, in welchem alle seine Freuden wohnten, verlassen, der Gedanke, daß er nun von seinen Lieblingen, die er gehegt und gepflegt, scheiden solle, faßte ihn mit aller Macht und Stärke. —

Eugenius gehörte zu den einfachen Menschen, denen ein kleiner Kreis, in welchem sie sich froh und frei bewegen, vollkommen genügt, die in der Wissenschaft oder der Kunst, welche das Eigenthum ihres Geistes worden, den schönsten und einzigen Zweck ihres Treibens und Strebens suchen und finden, denen das kleine Reich, worin sie heimathlich sind, die fruchtbare Oase in der großen, unwirthbaren, freudenleeren Wüste scheint, für die sie das übrige Leben halten, das ihnen eben deshalb fremd bleibt, weil sie sich nicht ohne Gefahr hinauswagen zu können glauben. Man weiß, daß dergleichen Menschen eben ihrer Gesinnung halber in gewisser Art immerdar Kinder bleiben, daß sie ungeschickt, linkisch, ja in dem steifen Gewande einer gewissen kleinlichen Pedanterie, in das ihre Wissenschaft sie einhüllt, engherzig und seelenlos sich darstellen. Es fehlt dann nicht an mancher Verspottung, die der Unverstand, des leichten Sieges gewiß, sich erlaubt. Aber in dem Innersten eben solcher Menschen brennt oft die heilige Naphthaflamme höherer Erkenntniß. Fremd geblieben dem wirren Treiben des bunten Weltlebens, ist das Werk, dem sie sich einzig ergeben mit aller Liebe und Treue, der Mittler zwischen ihnen und der ewigen Macht alles Seins und ihr

stilles, harmloses Leben ein steter Gottesdienst im ewigen Tempel des Weltgeistes. — So war Eugenius.

Als Eugenius sich von seiner Bestürzung erholt hatte und zu Worten kommen konnte, versicherte er mit einer Heftigkeit, die ihm sonst gar nicht eigen, daß, wenn er das Haus der Professorin verlassen müsse, er seine Laufbahn hienieden für geendet ansehe; denn nimmermehr werde er, ausgestoßen aus seiner Heimath, zur Ruhe und Zufriedenheit gelangen können. Er beschwor die Professorin in den rührendsten Ausdrücken, Den, den sie doch als ihren Sohn angenommen, doch nicht fortzujagen in die trostlose Einöde; denn dafür müsse er jeden andern Ort halten, welcher er auch sei.

Die Professorin schien mit Mühe nach einem Entschluß zu ringen.

„Eugenius," sprach sie endlich, „es giebt ein Mittel, Sie mir im Hause, in denselben Verhältnissen, wie sie bis jetzt bestanden, zu erhalten: Werden Sie mein Mann!"

„Es ist gar nicht möglich," fuhr sie fort, als Eugenius sie verwundert anblickte, „daß ein Gemüth wie das Ihrige auch nur das mindeste Mißverständniß hegen kann; deshalb nehme ich auch gar keinen Anstand, Ihnen zu gestehen, daß der Vorschlag, den ich Ihnen so eben machte, keineswegs ein augenblicklicher Einfall, sondern das Erzeugniß reiflicher Ueberlegung ist. Sie sind mit den Verhältnissen des Lebens unbekannt und werden sich nicht so bald, vielleicht nie darein zu schicken lernen. Sie brauchen selbst in dem engsten Kreise des Lebens Jemanden, der Ihnen die Bürde des alltäglichen Bedürfnisses abnimmt, der für Sie bis in das Kleinste hinein sorgt, damit Sie frei in voller Gemüthlichkeit ganz sich selbst und der Wissenschaft leben können. Das aber vermag Niemand besser als eine zärtliche, liebende Mutter, und die will ich sein und bleiben im strengsten Sinn des Worts, heiße ich auch vor der Welt Ihre Frau. Gewiß ist Ihnen noch nie der Gedanke an Heirath und Ehe in den Sinn gekommen, lieber Eugenius; Sie dürfen auch eben nicht weiter darüber nachdenken, da, hat der Segen des Priesters uns auch verbunden, in keiner Hinsicht sich in unserm Beisammensein

etwas ändern wird, es sei denn, daß jener Segen mich an heiliger Stätte erst in aller Frömmigkeit zu Ihrer Mutter weiht wie Sie zu meinem Sohn. Mit desto größerer Ruhe durfte ich Ihnen, lieber Eugenius, den Vorschlag, der manchen Weltling gar seltsam und sonderbar bedünken möchte, wol machen, da ich überzeugt bin, daß, gehen Sie ihn ein, nichts dadurch zerstört wird. Alles das, was weltliche Verhältnisse verlangen, um eine Frau glücklich zu machen, wird und muß Ihnen fremd bleiben, ja, der Zwang des Lebens, der Druck, die Unbehaglichkeit so vieler Anforderungen, mit denen Sie gequält werden würden, dürfte gar leicht jede etwanige Täuschung vernichten und Ihnen desto lebhafter allen Harm, alle Noth der unbequemen Wirklichkeit fühlen lassen. Deshalb kann und darf die Mutter in die Stelle der Frau treten."

Gretchen kam herein mit dem Umschlagetuch, das sie der Professorin darreichte.

„Ich will", sprach die Professorin, „durchaus keinen raschen Entschluß, lieber Freund. Entscheiden Sie sich erst dann, wenn Sie sich Alles recht reiflich überlegt haben! Für heute kein Wort! Es ist eine alte gute Regel, daß man jede Sache, ehe man sich entschließt, beschlafen müsse."

Damit verließ die Professorin das Glashaus und nahm Gretchen mit sich fort.

Die Professorin hatte ganz Recht; noch niemals war dem Eugenius etwas von Heirath und Ehe in den Sinn gekommen, und eben nur deshalb hatte ihn der Antrag der Professorin bestürzt gemacht, weil plötzlich ein ganz neues Bild des Lebens ihm vor Augen zu stehen schien. Als er die Sache nun aber recht überlegte, so fand er nichts Herrlicheres, Wohlthuenderes, als daß die Kirche einen Bund segne, der ihm eine gute Mutter und die heiligen Rechte des Sohnes erworben.

Gern hätte er der alten Frau sogleich seinen Entschluß kundgethan; da sie ihm aber bis zum andern Morgen zu schweigen geboten, so mußte er wol an sich halten, unerachtet sein Blick, sein ganzes Wesen, welches ganz stilles, frommes

Entzücken war, der Alten verrathen mochte, was in seinem Innern vorging.

Als er nun sich aber anschickte, dem Rathe der Professorin gemäß, die Sache zu beschlafen, gerade in dem Deliriren des Einschlummerns, ging ihm ein heller Schimmer, ein Traumbild auf, dessen Gestalten aus seinem Andenken sonst ganz entschwunden geschienen. Zu der Zeit, da er als Amanuensis*) des Professors Helms die Wohnung bei ihm genommen, kam öfters eine junge Großnichte ins Haus, — ein ganz hübsches, artiges Mädchen, — die aber seine Aufmerksamkeit so wenig erregte, daß er, als sie einige Zeit weggeblieben und es bald darauf hieß, sie werde zurückkommen und einen jungen Doctor vom Orte heirathen, sich gar nicht mehr auf sie besinnen konnte. Als sie nun wirklich zurückkam und ihre Hochzeit mit dem jungen Doctor gefeiert werden sollte, war der alte Helms krank und konnte das Zimmer nicht verlassen. Da sprach aber das fromme Kind, daß es gleich nach der Trauung mit dem Bräutigam ins Haus kommen und von dem ehrwürdigen Paar den Glück und Heil bringenden Segen erflehen wolle. Nun geschahe es, daß Eugenius gerade in dem Augenblick in das Zimmer trat, als das Brautpaar vor den Alten kniete.

Gar nicht jenes Mädchen, jene Großnichte, die er sonst so oft im Hause gesehen, ein ganz anderes, höheres Wesen schien ihm die engelschöne Braut. Sie war in weißen Atlas gekleidet. Eng umspannte das reiche Gewand den schlanken Leib und floß dann herab in breiten Falten. Durch kostbare Spitzen schimmerte der blendende Busen; das kastanienbraune, zierlich aufgeflochtene Haar schmückte reizend der bedeutsame Mirtenkranz. Eine süße, fromme Begeisterung strahlte auf dem Antlitz der Holden; alle Anmuth des Himmels schien über sie hingegossen. Der alte Helms schloß die Braut in seine Arme; dann that die Professorin ein Gleiches und führte sie dem Bräutigam zu, der mit der Inbrunst des höchsten Entzückens das Engelskind stürmisch an seine Brust drückte.

*) Gehilfe. — A. d. H.

Eugenius, den Niemand bemerkte, um den sich Niemand kümmerte, wußte nicht, wie ihm geschah. Eiskalt und dann glühendheiß fuhr es ihm durch alle Glieder; ein unnennbares Weh durchschnitt seine Brust, und doch dünkte ihm, es sei ihm nie wohler gewesen. — „Wie, wenn nun die Braut sich Dir nahte, wenn Du sie auch an Deine Brust drücktest?" Dieser Gedanke, der ihn plötzlich traf wie ein elektrischer Schlag, schien ihm ein ungeheuerer Frevel; aber die namenlose Angst, die ihn erdrücken wollte, war ja selbst die glühendste Sehnsucht, das dürstendste Verlangen, es möge sich das begeben, was sein ganzes Ich auflösen müßte in vernichtender Schmerzeslust.

Jetzt erst bemerkte ihn der Professor und sprach ihn an. „Nun, Herr Eugenius, da haben wir unser junges, glückliches Ehepaar. Sie mögen auch immer der Frau Doctorin Glück wünschen; das ist wol ziemlich." Eugenius war keines Wortes mächtig; doch die holde Braut nahte sich, reichte ihm mit der anmuthigsten Freundlichkeit die Hand, die Eugenius, ohne zu wissen, was er that, an die Lippen drückte. Aber nun schwanden ihm auch die Sinne. Er hielt sich mit Mühe aufrecht; er vernahm nichts davon, was die Braut zu ihm sprach. Er fand sich erst wieder, als das junge Paar längst das Zimmer verlassen und der Professor Helms ihn ein Wenig ausschalt wegen seiner unbegreiflichen Schüchternheit, in der er verstumme und wie ein lebloses Wesen erscheine ohne Theilnahme, ohne Empfindung. — Seltsam genug war es wol, daß, nachdem Eugenius ein paar Tage durch und durch erschüttert, wie im Traum umhergegangen, die ganze Begebenheit in seinem Innern zerfloß zum wirren Traum.

Die Gestalt der holden, engelschönen Braut, wie er sie damals in dem Zimmer des Professors Helms geschaut, war es nun, die ihm plötzlich in regem, glühendem Leben vor Augen stand, und alles namenlose Weh jenes Augenblickes preßte aufs Neue seine Brust zusammen. Aber es schien ihm, als sei er selbst der Bräutigam, und die Schönste breite die Arme aus, daß er sie umfange und an seine Brust drücke, und da er im Uebermaß des höchsten Entzückens auf sie los-

stürzen wolle, fühle er sich festgekettet, und eine Stimme rufe ihm zu: „Thor, was willst Du beginnen? Du gehörst nicht mehr Dir selbst an. Du hast Deine Jugend verkauft; kein Frühling der Liebe und Lust blüht Dir mehr auf; denn in den Armen des eisigen Winters bist Du erstarrt zum Greise.“ Mit einem Schrei des Entsetzens erwachte er aus dem Traum; aber noch war es ihm, als sehe er die Braut, und hinter ihm stehe die Professorin und bemühe sich, mit eiskalten Fingern ihm die Augen zuzudrücken, damit er die geschmückte schöne Braut nicht schauen möge. „Hinweg,“ rief er, „hinweg! Noch ist meine Jugend nicht verkauft; noch bin ich nicht erstarrt in den Armen des eisigen Winters!“ Mit der glühendsten Sehnsucht flammte ein tiefer Abscheu auf gegen die Verbindung mit der alten sechzigjährigen Professorsfrau.

Eugenius mochte wol am andern Morgen etwas zerstört aussehen; die Professorin erkundigte sich sogleich nach seinem Befinden, bereitete ihm selbst, da er über Kopfweh und Mattigkeit klagte, einen stärkenden Trank und pflegte und hätschelte ihn wie ein verzärteltes krankes Kind.

„Und all diese mütterliche Liebe und Treue“, sprach Eugenius zu sich selbst, „sollte ich lohnen mit dem schwärzesten Undank, in wahnsinniger Bethörtheit mich losreißen von ihr, von allen meinen Freuden, von meinem Leben? Und das eines Traumbildes halber, das nie für mich aufleben kann, das, vielleicht Verlockung des Satans, mich von schnöder Sinneslust Verblendeten stürzen sollte ins Verderben? Giebt es da noch zu denken, zu überlegen? Fest, unwandelbar fest steht mein Entschluß.“

Noch an demselben Abend wurde die alte, beinahe sechzigjährige Professorin die Braut des jungen Herrn Eugenius, der zur Zeit noch zu den Studenten zu rechnen.

Zweites Capitel.

Lebensansichten eines weltklugen Jünglings. — Der Fluch des Lächerlichen. — Der Zweikampf um der Braut willen. — Verfehlte Nachtmusik und eingetroffene Hochzeit. — Mimosa pudica.

Eugenius war eben beschäftigt, einige Topfgewächse zu beschneiden, als Sever, der einzige Freund, mit dem er sparsamen Umgang pflegte, zu ihm hereintrat. Sowie aber Sever den in seine Arbeit vertieften Eugenius erblickte, blieb er festgewurzelt stehen und schlug dann eine übermäßige Lache auf.

Das hätte wol auch ein Anderer gethan, der weniger empfänglich für alles Bizarre als der joviale, lebenslustige Sever.

Die alte Professorin hatte in aller herzlichen Gutmüthigkeit dem Bräutigam die Garderobe des seligen Professors erschlossen und sogar geäußert, daß sie es gern sehen würde, wenn Eugenius, wolle er auch nicht eben in den altmodigen Kleidern über die Straße gehen, doch von den schönen bequemen Morgenanzügen Gebrauch mache.

Da stand nun Eugenius in dem weiten, mächtigen Schlafrock des Professors von indischem, mit den buntesten Blumen jeder Art besäetem Zeuge, eben eine solche hohe Mütze auf dem Kopf, auf deren Vorderseite gerade ein glühendes Lilium bulbiferum (Feuerlilie) prangte, und sah mit seinem Jünglingsgesicht in dieser Maske aus wie ein verzauberter Prinz.

„Gott behüte und bewahre!" rief Sever, als er sich endlich von seinem Lachen erholt; „ich glaubte, es spuke hier und der selige Professor wandle, aus dem Grabe erstanden, unter seinen Blumen, selbst ein artiges Staudengewächs mit den seltsamsten Blüthen. Sage, Eugenius, wie kamst Du zu dieser Maskerade?"

Eugenius versicherte, daß er in diesem Anzuge gar nichts Seltsames finde. Die Professorin habe ihm in ihrem jetzigen Verhältniß erlaubt, des verstorbenen Professors Schlafröcke

zu tragen, die bequem und noch dazu von solchem kostbaren Zeuge verfertigt wären, wie es kaum in der ganzen Welt mehr aufzutreiben. Alle Blumen und Kräuter seien nämlich auf das Genaueste nach der Natur abkonterfeit, und es gebe in dem Nachlaß noch einige seltene Nachtmützen, die ein vollständiges Herbarium vivum*) ersetzten. Diese wolle er jedoch aus geziemender Ehrfurcht nur an besondern Festtagen aufs Haupt setzen. Selbst der jetzige Anzug sei aber schon deshalb höchst merkwürdig und schön, weil der verstorbene Professor eigenhändig mit unauslöschbarer Tinte bei jeder Blume, bei jedem Kraut den richtigen Namen bemerkt, wie Sever sich durch näheres Beschauen des Schlafrocks und der Mütze überzeugen könne, so daß solch ein Schlafrock jedem wißbegierigen Lehrling zum herrlichen Studium dienen dürfte.

Sever nahm die Nachtmütze in die Hand, die ihm Eugenius darreichte, und las wirklich in feiner, sauberer Schrift eine Menge Namen, z. B. Lilium bulbiferum, Pitcairnia angustifolia, Cynoglossum Omphaloides, Daphne Mezereum, Gloxinia maculata u. a. m. Sever wollte aufs Neue ausbrechen in Lachen; doch plötzlich wurde er sehr ernst, schaute dem Freunde tief ins Auge und sprach: „Eugenius, wär' es möglich, — wär' es wahr? — Nein, es kann, es darf nichts Anderes sein als ein possenhaftes, albernes Gerücht, das der böse Leumund Dir und der Professorin zum Hohn ausstreut. Lache, Eugenius, lache recht derb! Man sagt, Du werdest die Alte heirathen."

Eugenius erschrak ein Wenig; dann versicherte er aber mit niedergeschlagenen Augen, daß allerdings wahr sei, was man spreche.

„So hat mich", rief Sever in vollem Eifer, „das Schicksal zur rechten Stunde hergebracht, Dich wegzureißen von dem verderblichen Abgrund, an dessen Rande Du stehst. Sage, welch ein heilloser Wahnsinn hat Dich ergriffen, daß Du Dein Selbst in der schönsten Zeit verkaufen willst für ein schnödes Handgeld?" Wie es dem Sever zu geschehen

*) Eine lebendige Pflanzensammlung. — A. d. H.

pflegte bei solcher Gelegenheit: er sprudelte auf, erhitzte sich selbst immer mehr und mehr, bis er zuletzt Verwünschungen ausstieß gegen die Professorin, gegen Eugenius, und eben noch recht derbe Studentenflüche darauf setzen wollte, als Eugenius ihn endlich mit Mühe dahin brachte, stillzuschweigen und ihn anzuhören. Eben Sever's aufbrausende Hitze hatte dem Eugenius seine ganze Haltung wiedergegeben. Er setzte nun dem Sever mit Ruhe und Klarheit das ganze Verhältniß auseinander, verhehlte nicht, wie die ganze Sache sich von Hause aus gestaltet, und schloß endlich mit der Frage, welchen Zweifel er wol hegen könne, daß die Verbindung mit der Professorin eben ganz unbedingt sein Lebensglück machen werde.

„Armer Freund," sprach Sever, der nun auch wieder ruhig geworden, „in welches dichte Netz von Mißverständnissen hast Du Dich versponnen! Doch vielleicht gelingt es mir, die fest geschürzten Knoten zu lösen, und dann, erst aus den Banden gerettet, wirst Du den Werth der Freiheit fühlen. Du mußt fort von hier." — „Nimmermehr!" rief Eugenius. „Mein Entschluß steht fest. Du bist ein unseliger Weltling, wenn Du zweifeln kannst an dem frommen Sinn, an der treuen Mutterliebe, womit die würdigste aller Frauen mich, der ich ewig ein unmündiges Kind, durch das Leben führen wird." —

„Höre!" sprach Sever, „Du nennst Dich selbst ein unmündiges Kind, Eugenius. Zum Theil bist Du es wirklich, und dies giebt mir Welterfahrenen das Uebergewicht, das mir sonst die Jahre nicht zugestehen würden, da ich nur wenig älter als Du. Magst Du es daher nicht voreilige Hofmeisterei nennen, wenn ich Dich versichere, daß Du von Deinem Standpunkt aus gar nicht vermagst, in der ganzen Sache klar zu sehen. Glaube ja nicht, daß ich gegen die gute, harmlose Absicht der Professorin den mindesten Zweifel hege, daß ich nicht überzeugt bin, sie will nur Dein Glück; aber sie selbst, guter Eugenius, sie selbst ist in großem Irrthum befangen. Es ist eine alte, richtige Bemerkung, daß die Weiber Alles vermögen, nur nicht, sich außer sich selbst heraus zu versetzen in die Seele des Andern. Was sie selbst lebhaft

empfinden, gilt ihnen für die Norm alles Empfindens überhaupt, und die eigene innere Gestaltung ist ihnen der Prototypus,*) nach welchem sie das, was in des Andern Brust verschlossen, beurtheilen und richten. Wie ich die alte Professorin kenne in all ihrem Thun und Wesen, muß ich denken, daß sie nie heftiger Leidenschaft fähig war, daß sie jenes Phlegma von je her besaß, welches die Mädchen und Frauen lange hübsch erhält; denn in der That, noch jetzt sieht die Alte für ihre Jahre glatt und glau genug aus. Daß der alte Helms das Phlegma selbst war, wissen wir Beide, und kommt nun hinzu, daß Beide nebst der frommen Einfachheit altvorderlicher Sitten eine recht herzliche Gemüthlichkeit in sich trugen, so mußt' es eine recht glückliche, ruhige Ehe geben, in welcher der Mann niemals die Suppe tadelte, die Frau aber niemals die Studirstube zur Unzeit scheuern ließ. Dieses ewige Andante des ehelichen Duetts glaubt nun die Professorin mit Dir in aller Gemächlichkeit fortspielen zu können, da sie Dir Phlegma genug zutraut, um nicht plötzlich mit einem Allegro hinauszufahren in die Welt. Bleibt in dem botanischen Schlafrock nur Alles fein still und ruhig, so ist es am Ende gleich, wer drinnen sitzt, der alte Professor Helms oder der junge Student Eugenius. O, es ist kein Zweifel, die Alte wird Dich pflegen, Dich hätscheln; ich bitte mich im Voraus bei Dir zu Gaste auf den herrlichsten Mokkakaffee, den je eine alte Frau bereitet, und sie wird es gern sehen, wenn ich mit Dir eine Pfeife des feinsten Varinas rauche, die sie selbst gestopft, und die ich mit dem Fidibus anzünde, den sie aus zum Feuertode verdammten Collectaneen des Seligen zugeschnitten und gekniffen. Aber — wenn nun mitten in diese Ruhe, die für mich wenigstens alle Trostlosigkeit einer menschenleeren Wüste hat, wenn nun in diese Ruhe plötzlich der Sturm des Lebens einbricht?" —

„Du meinst," unterbrach Eugenius den Freund, „wenn böse Zufälle sich ereignen, — Krankheit . . ."

„Ich meine," fuhr Sever fort, „wenn durch diese Glas-

*) Das Urbild. — A. d. H.

fenster einmal ein Paar Augen hereinblicken, von deren feurigem Strahl die Kruste schmilzt, die Dein Inneres überdeckt, und der Vulkan bricht los in verderblichen Flammen . . ."

„Ich verstehe Dich nicht," rief Eugenius.

„Und wider solche Strahlen", sprach Sever weiter, ohne auf Eugenius zu achten, „schützt kein botanischer Schlafrock; er fällt in Lumpen herab vom Leibe, und wär' er von Asbest. Und — abgesehen von dem, was sich in der Art Verderbliches ereignen kann, so lastet von Hause aus in diesem wahnsinnigen Bündniß der ärgste aller Flüche auf Dir, der Fluch, vor dem auch die kleinste Blüthe des Lebens erkrankt und abstirbt, — es ist der Fluch des Lächerlichen."

Eugenius verstand in seiner beinahe kindischen Unbefangenheit wirklich gar nicht recht, was der Freund sagen wollte; er war im Begriff, sich so viel wie möglich belehren zu lassen über die unbekannte Region, von der Sever schwatze, als die Professorin hineintrat.

Ueber Sever's Antlitz zuckten tausend ironische Fältchen; ein spitzes Wort schwebte ihm auf der Zunge. Doch als die Professorin mit aller gemüthlichen Freundlichkeit, mit aller anmuthigen Würde einer edeln Matrone auf ihn zutrat, als sie ihn mit wenigen herzlichen Worten, die aber recht aus dem Innersten strömten, bewillkommte als den Freund ihres Eugenius, da war weggetilgt alle Ironie, aller schadenfrohe Spott, und es war dem Sever im Augenblick, als gebe es in der That Wesen und Verhältnisse im Leben, von denen der gemeine Weltsinn nichts wisse, nichts ahne.

Es sei hier gesagt, daß die Professorin beim ersten Anblick Jeden seltsam wohlthuend ansprechen mußte, dessen Sinn nicht verschlossen für den Ausdruck wahrhafter Frömmigkeit und Treue, wie er aus Albrecht Dürer's Matronen spricht; denn einer solchen Matrone glich die Professorin ganz und gar.

Also Sever verschluckte das spitze Wort, das ihm auf der Zunge schwebte, und selbst dann kam ihm der Spott nicht wieder, als die Professorin ihn wirklich einlud, da es gerade die Vesperzeit, mit Eugenius Kaffee zu trinken und Tabak zu rauchen.

Sever dankte dem Himmel, als er wieder im Freien war; denn die Gastlichkeit der alten Frau, der besondere Zauber der edelsten Frauenwürde, der über ihr ganzes Wesen verbreitet, hatte ihn so befangen, daß er in seiner tiefsten Ueberzeugung wankte. Ja, daß er wider seinen Willen glauben mußte, Eugenius könne in der That glücklich sein in dem widersinnigen Verhältniß mit der Alten, das war ihm beinahe unheimlich und grauenhaft.

Doch — wol geschieht es im Leben, daß eine ausgesprochene böse Ahnung eintrifft im nächsten Moment, und so begab es sich denn auch, daß sich schon andern Tages etwas kundthat von dem Fluch des Lächerlichen, dessen Sever erwähnt wie in feindlicher Verwünschung.

Eugenius' seltsamer Bräutigamsstand war bekannt geworden, und so konnte es nicht fehlen, daß, als er andern Morgens in das einzige Collegium trat, das er noch besuchte, ihn Alle mit lachenden Gesichtern anblickten. Ja noch mehr, als das Collegium geendet, hatten die Studenten bis auf die Straße hinaus eine Doppelreihe gebildet, die der arme Eugenius durchwandern mußte, und nun scholl's überall: „Gratulor,*) Herr Bräutigam! — Grüß' Er das liebe, süße Bräutlein! — Hm, Ihm hängt wol der Brauthimmel voll Geigen und Pfeifen" u. s. w.

Dem Eugenius stieg aus allen Adern das Blut mächtig zu Kopfe. Schon auf die Straße gekommen, rief ihm ein roher Bursche aus der Reihe zu: „Grüß Deine Braut, die alte . . . !" Er stieß ein garstiges Schimpfwort aus; aber in dem Augenblick erwachten auch alle Furien des Zorns und der Wuth in Eugenius. Mit geballter Faust schlug er seinem Widersacher ins Gesicht, daß er rücklings überstürzte. Er raffte sich auf und erhob gegen Eugenius den dicken Knotenstock; Mehrere thaten ein Gleiches. Da sprang aber der Senior der Landsmannschaft dazwischen, zu der Beide, Eugenius und der Bursche, der ihn beschimpft, gehörten, und rief stark: „Halt! Seid Ihr Straßenbuben, daß Ihr Euch

*) Lateinisch: Ich wünsche Glück. — A. d. H.

hier prügeln wollt auf offenem Markte? Es geht Euch den Teufel was an, ob Eugenius heirathet, und wer seine Braut ist. Seine Braut hat aber Marcell verunglimpft, hier in unser Aller Gegenwart auf offener Straße, und zwar so plebejisch, daß er den Schimpf mit Schimpf rügen durfte und mußte auf der Stelle. Marcell weiß nun, was er zu thun hat. Rührt sich aber jetzt Einer, so hat er es mit mir zu thun." Der Senior nahm den Eugenius unter den Arm und geleitete ihn nach Hause. „Du bist ein braver Junge," sprach er dann zu Eugenius; „Du konntest nicht anders handeln. Aber Du lebst zu still, zu eingezogen; man sollte Dich beinahe für einen Duckmäuser halten. Mit dem Schlagen wird es nun nichts sein; fehlt es Dir auch nicht an Muth, so hast Du doch keine Uebung, und der Prahlhans Marcell ist einer unserer besten, geübtesten Schläger; der setzt Dich auf die Erde beim dritten Stoß. Aber das soll nicht sein. Ich schlage mich für Dich; ich fechte Deine Sache aus, — Du kannst darauf bauen." Der Senior verließ den Eugenius, ohne seine Antwort abzuwarten.

„Siehst Du wol," sprach Sever, „wie meine Prophezeiungen schon jetzt sich zu bewähren beginnen?" —

„O, schweige!" rief Eugenius. „Das Blut kocht mir in den Adern; ich kenne mich selbst nicht mehr; mein ganzes Wesen ist zerrissen. — Gott im Himmel, welcher böse Geist flammte aus mir heraus in diesem wilden Jähzorn! Ich sage Dir, Sever, hatte ich eine Mordwaffe in der Hand, niedergestoßen in dem Augenblick hätt' ich den Unglücklichen! Aber auch nie hat diese Brust eine Ahnung gehegt, daß es in dem Bereich des Lebens eine Schmach geben könne der Art!" —

„Nun," sprach Sever, „die bittern Erfahrungen treten ein." —

„Bleibe weg", fuhr Eugenius fort, „mit Deiner gepriesenen Weltklugheit! Ich weiß es, Orkane giebt es, die plötzlich hereinbrechen und im Augenblick zerstören, was lange, sorgliche Mühe schuf. O, mir ist es, als wenn meine schönsten Blumen zerknickt, todt vor meinen Füßen lägen!"

Ein Student forderte jetzt in Marcell's Namen den

Eugenius zum Zweikampf auf den andern Morgen. Eugenius versprach, zur rechten Zeit an Ort und Stelle zu sein.

„Du, der Du niemals ein Rappier in der Hand gehabt, Du willst Dich schlagen?“ fragte Sever ganz erstaunt. Eugenius versicherte aber, daß keine Macht ihn abhalten werde, seine Sache selbst auszufechten, wie es sich gebühre, und daß Muth und Entschlossenheit das ersetzen würden, was ihm an Geschicklichkeit abgehe. Sever stellte ihm vor, daß im Zweikampf auf den Stoß, wie er am Orte üblich,*) der Muthigste dem Geschickten unterliegen müsse. Eugenius blieb indessen standhaft bei seinem Entschluß, indem er hinzufügte, daß er im Stoßen vielleicht geübter sei, als man es glaube.

Da schloß ihn Sever freudig in die Arme und rief: „Der Senior hat Recht: Du bist ein braver Junge durch und durch; aber in den Tod sollst Du nicht gehen. Ich bin Dein Secundant und werde Dich schützen, wie ich es nur vermag.“

Leichenbläße lag auf Eugenius' Antlitz, als er auf den Kampfplatz trat; aber aus seinen Augen flammte ein düsteres Feuer, und seine ganze Haltung war fester Muth, die Ruhe der Entschlossenheit selbst.

Nicht wenig erstaunte Sever und ebenso der Senior, als Eugenius sich gleich als ein ganz guter Fechter zeigte, dem sein Gegner beim ersten Gange durchaus nichts anhaben konnte. Beim zweiten Gange traf den Marcell gleich ein geschickter Stoß in die Brust, daß er zusammenstürzte.

Eugenius sollte fliehen; aber nicht von der Stelle wollte er weichen, es möge über ihn ergehen, was es auch sei. Marcell, den man für todt gehalten, erholte sich wieder, und nun erst, da der Wundarzt erklärte, Rettung sei möglich, begab sich Eugenius mit Sever von dem Kampfplatz nach Hause. „Ich bitte Dich, Freund,“ rief Sever, „hilf mir aus dem Traum! Denn in der That, zu träumen glaub' ich, wenn ich Dich betrachte. Anstatt des friedlichen Eugenius stehet ein

*) Jena ist die einzige deutsche Universität, wo bis in die Neuzeit „auf den Stoß“ duellirt wurde. Jetzt ist diese Art des Zweikampfes auch dort abgeschafft. — A. d. H.

gewaltiger Mensch vor mir, welcher stößet wie der vortrefflichste Senior und ebenso viel Muth und Gelassenheit hat wie dieser." — „O mein Sever," erwiderte Eugenius, „gäbe der Himmel, Du hättest Recht! Möchte Alles nur ein böser Traum sein! Aber nein, der Strudel des Lebens hat mich erfaßt, und wer weiß, an welche Klippen mich die dunkle Macht schleudert, daß ich zum Tode wund, nicht mehr mich retten kann in mein Paradies, das ich unzugänglich glaubte den finstern wilden Geistern!"

„Und," fuhr Sever fort, „und diese finstern wilden Geister, die jedes Paradies zerstören, was sind sie Anderes als die Mißverständnisse, die uns um das Leben betrügen, das heiter und klar vor uns liegt? Eugenius, ich beschwöre Dich, laß ab von einem Entschluß, der Dich verderben wird! Ich sprach von dem Fluch des Lächerlichen; mehr und mehr wirst Du ihn empfinden. Du bist brav, entschlossen, und es ist vorauszusehen, daß Du, da nun einmal es unmöglich ist, das Lächerliche Deines Verhältnisses mit der Alten zu vertilgen, Dich wol noch zwanzigmal schlagen wirst Deiner Braut halber. Aber je mehr Dein Muth, Deine Treue sich bewähren mag, desto schärfer wird die Lauge werden, mit der man Dich und Deine Thaten übergießt. Aller Glanz Deines studentischen Heldenthums verbleicht in der absoluten Philisterei, welche die alte Braut über Dich bringen muß."

Eugenius bat den Sever, von einer Sache zu schweigen, die unabänderlich in seinem Innern feststehe, und versicherte nur noch auf Befragen, daß er seine Fechtkunst lediglich dem verstorbenen Professor Helms verdanke, der, als ein echter Student aus der ältern Zeit, ungemein auf diese Kunst und überhaupt auf das, was in studentischer Sprache „Comment"*) heißt, gehalten. Beinahe jeden Tag habe er, schon der Bewegung halber, sich ein Stündchen mit dem Alten herumrappiren müssen, woher ihm denn, ohne daß er jemals den Fechtboden besucht, hinlängliche Uebung gekommen.

Eugenius erfuhr von Gretchen, daß die Professorin aus-

*) Studentenbrauch. — A. d. H.

gegangen und nicht zu Mittag, sondern erst am Abend nach Hause kommen werde, da sie gar Vieles in der Stadt zu besorgen habe. Ihm fiel dieses deshalb ein Wenig auf, weil es ganz außer der Gewohnheit, außer der Lebensweise der Professorin lag, das Haus auf so lange Zeit zu verlassen.

Vertieft in ein wichtiges botanisches Werk, das ihm eben erst zur Hand gekommen, saß Eugenius in dem Studirzimmer des Professors Helms, das nun das seine worden, und hatte in dem Augenblick alles Verhängnißvolle, das sich am Morgen begeben, beinahe vergessen. Die Dämmerung war schon eingebrochen; da hielt ein Wagen vor dem Hause, und bald darauf trat die Professorin in Eugenius' Zimmer. Er erstaunte nicht wenig, sie in dem vollen Staat zu sehen, den sie nur an hohen Festtagen anzulegen pflegte. Das schwere, faltenreiche Kleid von schwarzem Moor, reichlich mit schönen Brabanter Spitzen besetzt, das kleine alterthümliche Häubchen, das reiche Perlenhalsband, ebensolche Armbänder, der ganze Schmuck gab der hohen vollen Gestalt der Professorin ein gar herrliches, ehrfurchtgebietendes Ansehen.

Eugenius sprang auf von seinem Sitz; aber mit der ungewöhnlichen Erscheinung trat, selbst wußte er nicht wie, auch alles Unheil des Tages in seiner Seele hervor, und unwillkürlich aus der tiefsten Brust rief er: „O mein Gott!" —

„Ich weiß," sprach die Professorin mit einem Ton, der in erkünstelter Ruhe nur zu sehr die tiefste Bewegung der Seele verrieth, „ich weiß Alles, was seit gestern vorgegangen, lieber Eugenius; ich kann, ich darf Sie nicht tadeln. Mein Helms hat sich auch einmal meinethalben schlagen müssen, als ich seine Braut war, — ich hab' es erst erfahren, als wir schon zehn Jahre verheirathet, — und mein Helms war ein ruhiger, gottesfürchtiger Jüngling, der gewiß Niemandes Tod wollte. Aber es ist nicht anders, hab' ich auch niemals begreifen können, warum es nicht anders sein kann. Doch die Frau vermag ja Manches nicht zu fassen, was sich auf jener dunkeln Kehrseite des Lebens begiebt, die ihr, will sie Weib sein und des Weibes Ehre und Würde behaupten, fern, dunkel bleiben muß, und mit frommer Ergebung mag sie daran

glauben, was der Mann von der Gefahr jener Klippen, die er, ein kühner Pilot, umschifft hat, erzählt, und nicht weiter forschen. Noch von Anderem ist hier aber die Rede. Ach, so sollte man, — ist die Sinnenlust der Jugend vorüber, sind die grellen Bilder des Lebens verbleicht, — denn das Leben selbst nicht mehr verstehen? Sollte der Geist, ist er ganz zugewendet dem ewigen Licht, doch nicht das reine Blau des Himmels schauen können, ohne daß aus dem Pfuhl des Irdischen dunkle Wolken und Gewitter aufsteigen? — Ach, als mein Helms sich um meinetwillen schlug, da war ich ein blühendes achtzehnjähriges Mädchen; man nannte mich schön, — man beneidete ihn. Und Sie, Sie schlagen sich für eine Matrone, für ein Verhältniß, das die leichtfertige Welt nicht zu fassen vermag, das nichtswürdige Gottlosigkeit mit frechem Spott begeifert! Nein, das darf, das soll nicht sein! Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück, lieber Eugenius. Wir müssen uns trennen." —

„Nimmermehr!" schrie Eugenius, indem er der Professorin zu Füßen stürzte und ihre Hände an seine Lippen drückte. „Wie? Meinen letzten Tropfen Blut sollt' ich nicht verspritzen für meine Mutter?" — Und nun beschwor er die Professorin unter den heißesten Thränen, zu halten, was sie versprochen, nämlich, daß der Segen der Kirche ihn weihen solle zu ihrem Sohn. — „Doch ich Unglückseliger!" fuhr er dann plötzlich auf. „Ist nicht Alles zerstört, all mein Hoffen, mein ganzes Lebensglück? Marcell ist vielleicht schon todt; in der nächsten Minute schleppt man mich vielleicht ins Gefängniß." —

„Sein Sie ruhig," sprach die Professorin, indem ein anmuthiges Lächeln die Verklärung des Himmels auf ihrem Antlitz verbreitete, „sein Sie ruhig, mein lieber frommer Sohn! Marcell ist außer aller Gefahr; der Stoß ist so glücklich gegangen, daß durchaus keine edlen Theile verletzt sind. Mehrere Stunden habe ich bei unserm würdigen Rector zugebracht. Er hat sich mit dem Senior Ihrer Landsmannschaft, mit den Secundanten, mit mehreren Studenten, die bei dem ganzen Vorfall zugegen waren, besprochen. — ‚Das ist keine gemeine, alberne Rauferei,' sprach der edle Greis; ‚Eugenius

konnte die tiefe Schmach nicht anders rügen und Marcell auch nicht anders handeln. Ich habe nichts erfahren und werde jeder Angeberei zu begegnen wissen.'"

Eugenius schrie laut auf vor Wonne und Entzücken, und hingerissen von dem Moment, in welchem der Himmel selbst durch seine schönsten Freuden den frommen Sinn des begeisterten Jünglings zu verherrlichen schien, gab die Professorin seinem Flehen nach, daß ihre Hochzeit in ganz kurzer Zeit gefeiert werden solle.

Am späten Abend, als den Morgen darauf die Trauung in möglichster Stille gefeiert werden sollte, ließ sich auf der Straße vor dem Hause der Professorin ein dumpfes Murmeln und leises Kichern vernehmen. Es waren Studenten, die sich versammelten. Aufflammend im Grimm, lief Eugenius nach seinem Rappier. Vor Schreck leichenblaß, war die Professorin keines Wortes mächtig. Da sprach aber eine rauhe Stimme auf der Straße: „Wollt Ihr, so werde ich Euch beistehen in dem saubern Ständchen, das Ihr dem Brautpaar hier zu bringen im Sinne habt; aber morgen wird sich dann auch Keiner weigern, mit mir ein Tänzchen zu machen so lange, als er sich auf den Beinen aufrecht erhalten kann!"

Die Studenten schlichen einer nach dem andern still fort. Eugenius, aus dem Fenster blickend, erkannte im Laternenschimmer sehr deutlich den Marcell, der mitten auf dem Pflaster stand und nicht eher wich, bis der letzte der Versammelten den Ort verlassen. —

„Ich weiß nicht," sprach die Professorin, als die paar alten Freunde des verstorbenen Helms, die der Trauung beigewohnt, fortgegangen waren, „ich weiß nicht, was unserm Gretchen ist, warum sie geweint hat wie im trostlosesten Schmerz. Gewiß glaubt das arme Kind, wir würden uns nun weniger um sie kümmern. Nein, mein Gretchen bleibt mein liebes, liebes Töchterlein." So sprach die Professorin und schloß Gretchen, die eben hereingetreten, in ihre Arme. „Ja," sprach Eugenius, „Gretchen ist unser liebes gutes Kind, und mit der Botanik wird's auch noch recht gut gehen." Damit zog er sie zu sich hin und drückte, was er sonst bei Leibe

nicht gethan, einen Kuß auf ihre Lippen. Aber wie leblos sank Gretchen in seinen Armen zusammen.

„Was," rief Eugenius, „was hast Du, Gretchen? Bist Du denn eine kleine Mimosa,*) daß Du zusammenfährst, wenn man Dich anrührt?" —

„Das arme Kind ist gewiß krank; der feuchte kalte Dunst in der Kirche hat ihr nicht wohlgethan," sprach die Professorin, indem sie der Kleinen die Stirne rieb mit stärkendem Wasser. Gretchen schlug die Augen auf mit einem tiefen Seufzer und meinte, es sei ihr plötzlich gewesen, als bekäme sie einen Stich ins Herz hinein; aber nun wäre Alles vorüber.

Drittes Capitel.

Stilles Familienleben. — Der Ausflug in die Welt. — Der Spanier Fermino Valles. — Warnungen eines verständigen Freundes.

Auf den Glockenschlag fünf Uhr, wenn der letzte schöne Morgentraum von dem wohlerhaltenen Exemplar irgend einer seltenen Pflanze entflohen, verließ Eugenius sein Lager, fuhr in den botanischen Schlafrock des Professors und studirte, bis ein feines Glöcklein ertönte. Dies geschah Punkt sieben Uhr und war ein Zeichen, daß die Professorin aufgestanden, sich angekleidet, und daß der Kaffee in ihrem Zimmer bereit stand. In dies Zimmer begab sich Eugenius und ergriff, nachdem er zum guten Morgen der Professorin die Hand geküßt, ganz nach der Art, wie wol ein frommes Kind die Mutter begrüßt, die Pfeife, die schon gestopft auf dem Tische lag und die er an dem Fidibus anzündete, den ihm Gretchen hinhielt. Unter freundlichem Gespräch wurde es acht Uhr; dann stieg

*) Mimosa pudica, Sinnpflanze. Die vierfach gefingert gefiederten Blätter ziehen oder legen sich bei der geringsten Berührung zusammen. — A. d. Verf.

Eugenius hinab in den Garten oder in das Treibhaus, wie es nun eben Witterung und Jahreszeit gestattete, wo er sich mit botanischer Arbeit beschäftigte bis elf Uhr. Dann kleidete er sich an und stand Punkt zwölf Uhr an dem gedeckten Tisch, auf dem die Suppe dampfte. Die Professorin war dann gar höchlich erfreut, wenn Eugenius bemerkte, daß der Fisch die gehörige Würze, daß der Braten Saft und Kraft habe ꝛc. „Ganz," rief die Professorin, „ganz wie mein Helms, der meine Küche zu loben pflegte wie selten ein Ehemann, dem es manchmal überall schmeckt, nur nicht im Hause! Ja, lieber Eugenius, Sie haben ganz und gar das heitere, gute Gemüth meines Seligen." Nun folgte ein Zug nach dem andern aus dem stillen, einfachen Leben des Verstorbenen, den die Professorin beinahe geschwätzig erzählte, und der den Eugenius, war ihm auch Alles längst bekannt, doch wieder aufs Neue rührte, und oft schloß sich das einfache Mahl der kleinen Familie damit, daß die letzten Tropfen Weins auf das Andenken des Professors geleert wurden.

Der Nachmittag glich dem Vormittage. Eugenius brachte ihn hin mit seinen Studien, bis um sechs Uhr abends die Familie sich wieder versammelte. Eugenius ertheilte dann ein paar Stunden hindurch in Gegenwart der Professorin dem Gretchen Unterricht in dieser, jener Wissenschaft, dieser, jener Sprache. Um acht Uhr wurde gegessen; um zehn Uhr begab man sich zur Ruhe.

So war ein Tag dem andern völlig gleich, und nur der Sonntag machte eine Ausnahme. Eugenius ging dann vormittags, stattlich gekleidet in diesen, jenen Sonntagsrock des Professors von zuweilen etwas seltsamer Farbe und noch seltsamerem Schnitt, mit der Professorin und Gretchen in die Kirche, und nachmittags wurde, erlaubte es die Witterung, eine Spazierfahrt nach einem nicht fern von der Stadt gelegenen Dörfchen gemacht.

So dauerte das klösterliche, einfache Leben fort, aus dem sich Eugenius nicht hinaussehnte, in welchem ihm sein ganzes Wirken und Sein eingeschlossen schien. Wohl mag aber zehrender Krankheitsstoff sich im Innern gebären, wenn der Geist, seinen

eigenen Organismus verkennend, im unseligen Mißverständniß den Bedingungen des Lebens widerstrebt. Krankheit zu nennen war nämlich die hypochondrische Selbstgenügsamkeit, zu der Eugenius' ganzes Treiben erstarrte und die, immer mehr ihm seine unbefangene Heiterkeit raubend, ihn für Alles, was außer seinem engen Kreise lag, kalt, schroff, scheu erscheinen ließ. Da er niemals, außer an den Sonntagen, in Gesellschaft seiner Gattin-Mutter das Haus verließ, so kam er aus aller Berührung mit seinen Freunden. Besuche vermied er auf das Sorglichste, und selbst Sever's, seines alten treuen Freundes, Gegenwart beängstigte ihn so sichtlich, daß dieser auch wegblieb.

„Es ist nun einmal so mit Dir gekommen; Du bist und mußt nun todt sein für uns. Ein Erwachen würde Dich erst recht tödten." So sprach Sever, als er das letzte Mal den verlorenen Freund verließ, dem es gar nicht einmal einfiel, darüber nachzudenken, was Sever mit jenen Worten wol habe sagen wollen.

Die Spuren des geistigen Verkränkelns zeigten sich auch bald auf Eugenius' todtenbleichem Antlitz. Alles Jugendfeuer in den Augen war erloschen; er sprach die matte Sprache des Engbrüstigen, und sah man ihn in dem Ehrenkleide des verstorbenen Professors, so mußte man glauben, der Alte wolle den Jüngling hinaustreiben aus seinem Rock und selbst wieder hineinwachsen. Vergebens forschte die Professorin, ob der Jüngling, um den ihr bangte, sich körperlich krank fühle und des Arztes bedürfe. Er versicherte indessen, daß er sich niemals wohler gefühlt.

Eugenius saß eines Tages in der Gartenlaube, als die Professorin hereintrat, sich ihm gegenübersetzte und ihn stillschweigend betrachtete. Eugenius schien, in ein Buch vertieft, sie kaum zu bemerken.

„Das," begann endlich die Professorin, „das habe ich nicht gewollt, nicht gedacht, nicht geahnt."

Eugenius fuhr, beinahe erschreckt durch den fremdartigen, scharfen Ton, in welchem die Professorin jene Worte sprach, von seinem Sitze auf.

„Eugenius," fuhr die Professorin sanfter und milder fort, „Eugenius, Sie entziehen sich der Welt ganz und gar; es ist Ihre Lebensweise, die Ihre Jugend verstört. Ich, meinen Sie, sollte nicht tadeln, daß Sie in klösterlicher Einsamkeit sich einschließen in das Haus, daß Sie ganz mir und der Wissenschaft leben; aber es ist dem nicht so. Fern sei von mir der Gedanke, daß Sie Ihre schönsten Jahre einem Verhältniß opfern sollten, das Sie mißverstehen, indem Sie dies Opfer bringen. Mein Eugenius, hinaus sollen Sie in das Leben treten, das Ihrem frommen Sinne nie gefährlich werden kann."

Eugenius versicherte, daß er gegen Alles, was außer dem kleinen Kreise, der seine einzige Heimath sei, liege, einen innern Abscheu hege, daß er sich wenigstens unter den Menschen beängstet, unbehaglich fühlen werde, und daß er auch am Ende gar nicht wisse, wie er es anfangen solle, hinauszutreten aus seiner Einsamkeit.

Die Professorin, ihre gewohnte Freundlichkeit wiedergewinnend, sagte ihm nun, daß der Professor Helms ebenso wie er das einsame, ganz den Studien gewidmete Leben geliebt, daß er aber demungeachtet sehr oft und in seinen jüngern Jahren beinahe täglich ein gewisses Kaffeehaus besucht habe, in welchem sich meistens Gelehrte, Schriftsteller, vorzüglich aber Fremde einzufinden pflegten. So sei er stets mit der Welt, mit dem Leben in Berührung geblieben, und oft habe er dort durch mancherlei Mittheilungen reichlich geerntet für seine Wissenschaft. Ein Gleiches solle Eugenius thun.

Hätte die Professorin nicht darauf bestanden, schwerlich wäre Eugenius dazu gekommen, sich wirklich hinauszuwagen aus seiner Klause. —

Das Kaffeehaus, dessen die Professorin gedachte, war in der That der Sammelplatz der schriftstellerischen Welt und nebenher der Ort, den Fremde zu besuchen pflegten, so daß in den Abendstunden ein buntes Gewühl in den Sälen auf- und abwogte.

Man kann denken, wie seltsam dem Klausner Eugenius zu Muthe war, als er zum ersten Mal sich in diesem Gewühle

befand. Doch fühlte er seine Beklommenheit weichen, als er gewahrte, daß Niemand sich um ihn kümmerte. Immer unbefangener geworden, trieb er es bis zu der Keckheit, irgend eine Erfrischung bei einem müßig dastehenden Kellner zu bestellen, bis ins Tabakszimmer zu dringen, Platz zu nehmen in einer Ecke und, den mannichfachen Gesprächen zuhorchend, wirklich selbst seiner Lieblingsneigung gemäß eine Pfeife zu rauchen. Nun erst gewann er eine gewisse Haltung, und von dem lustigen, lauten Treiben um ihn her auf ihm fremde Weise erregt, blies er, ganz fröhlich und guter Dinge, die blauen Wolken vor sich hin.

Dicht neben ihm nahm ein Mann Platz, dessen Bildung und Anstand den Fremden verrieth. Er stand in der Blüthe des männlichen Alters; mehr klein als groß, war er sehr wohl gestaltet, jede seiner Bewegungen rasch und geschmeidig, sein Antlitz voll eigenthümlichen Ausdrucks. Es war ihm unmöglich, sich mit dem herbeigerufenen Kellner zu verständigen; je mehr er sich deshalb mühte, je mehr er in Hitze gerieth und Zorn, desto wunderlicher wurde das Deutsch, das er herausstotterte. Endlich rief er auf Spanisch: „Der Mensch tödtet mich mit seiner Dummheit.“ Eugenius verstand das Spanische sehr gut und sprach es so ziemlich. Aller Blödigkeit entsagend, nahte er sich dem Fremden und erbot sich, den Dolmetscher zu machen. Der Fremde schaute ihn an mit durchbohrendem Blick. Dann versicherte er aber, indem eine anmuthige Freundlichkeit in seinem Gesichte aufglänzte, daß er es für ein besonderes Glück halte, auf Jemanden zu treffen, der seine Muttersprache rede, die so selten gesprochen werde, unerachtet sie wol die herrlichste sei, die es gebe. Er rühmte Eugenius' Aussprache und schloß damit, daß die Bekanntschaft, die er der Gunst des Zufalls verdanke, fester geknüpft werden müsse, welches nicht besser geschehen könne, als bei einem Glase des geistigen, feurigen Weins, der auf dem vaterländischen Boden wachse.

Eugenius erröthete über und über wie ein verschämtes Kind; als er indessen ein paar Gläser von dem Xeres getrunken, den der Fremde hatte bringen lassen, fühlte er mit

der behaglichsten Wärme, die sein Inneres durchströmte, eine ganz besondere Lust an des Fremden lebensheiterem Gespräch.

Er möge, begann endlich der Fremde, nachdem er den Eugenius einen Augenblick stillschweigend betrachtet, es ihm nicht übel deuten, wenn er nun gestehe, daß bei dem ersten Blick er sich über sein Aeußeres gar verwundert. Sein jugendliches Gesicht, seine ganze Bildung stehe nämlich mit seiner bis zum Bizarren altfränkischen Kleidung in solch wunderlichem Widerspruch, daß er ganz besondere Beweggründe vermuthen müsse, die ihn nöthigten, sich auf diese Weise zu verunstalten.

Eugenius erröthete aufs Neue; denn einen flüchtigen Blick auf seinen zimmtfarbenen Aermel mit den goldbesponnenen Knöpfen auf dem Aufschlag werfend, fühlte er selbst lebhaft, wie seltsam er abstechen müsse gegen Alle, die im Saal befindlich, vorzüglich aber gegen den Fremden, der nach der letzten Mode schwarz gekleidet, mit der feinsten, blendend weißen Wäsche, mit dem Brustnadelbrillant die Eleganz selbst schien.

Ohne Eugenius' Antwort abzuwarten, fuhr der Fremde fort, daß es durchaus außer seinem Charakter liege, Jemandem seine Lebensverhältnisse abzufragen; indessen flöße ihm Eugenius ein solch hohes Interesse ein, daß er nicht umhin könne, ihm zu gestehen, wie er ihn für einen jungen, vom Unglück, von drückender Sorge verfolgten Gelehrten halte. Sein blasses, abgehärmtes Gesicht spreche dafür, und das altfränkische Kleid sei gewiß das Geschenk irgend eines alten Mäcens, das er in Ermangelung eines andern zu tragen gezwungen. Er könne und wolle helfen; er sehe ihn für seinen Landsmann an, und nur darum bitte er, alle engherzigen Rücksichten beiseite zu setzen und so offen zu sein, wie er es gegen den innigsten, bewährtesten Freund sein würde.

Eugenius erröthete zum dritten Mal, nun aber in dem bittern Gefühl, ja beinahe im Zorn über das Mißverständniß, das der unglückselige Rock des alten Helms vielleicht nicht bei dem Fremden allein, sondern bei allen Anwesenden veranlaßt. Eben dieser Zorn löste ihm aber Herz und Zunge.

Er eröffnete dem Fremden sein ganzes Verhältniß; er sprach von der Professorin mit dem Enthusiasmus, den ihm die wahre kindliche Liebe zu der alten Frau einflößte; er versicherte, daß er der glücklichste Mensch sei auf Erden, daß er wünsche, seine jetzige Lage möge fortdauern, so lange er lebe.

Der Fremde hatte sehr aufmerksam Alles angehört; dann sprach er mit bedeutendem, scharfem Ton: „Ich lebte auch einmal einsam, viel einsamer als Sie, und glaubte in dieser Einsamkeit, die Andere trostlos genannt hätten, daß das Schicksal keinen Anspruch mehr an mich habe. Da rauschten die Wogen des Lebens hoch auf, und mich ergriff ihr Strudel, der mich hinabzureißen drohte in den Abgrund. Doch bald hob ich, ein kühner Schwimmer, mich hoch empor und segle nun fröhlich und freudig daher auf silberheller Fluth und fürchte nicht mehr die hoffnungslose Tiefe, die das Spiel der Wellen verbirgt. Nur auf der Höhe versteht man das Leben, dessen erster Anspruch ist, daß man seine Lust genieße. Und auf den heitern, hellen Lebensgenuß wollen wir die Gläser leeren!"

Eugenius stieß an, ohne daß er den Fremden ganz verstanden. Seine Worte, in dem sonoren Spanisch gesprochen, klangen ihm wie fremde, aber recht ins Innere hineintönende Musik. Er fühlte sich zu dem Fremden hingezogen auf besondere Weise, selbst wußte er nicht, warum.

Arm in Arm verließen die neuen Freunde das Kaffeehaus. In dem Augenblick, als sie auf der Straße sich trennten, kam Sever, der, als er Eugenius erblickte, voll Erstaunen stehen blieb.

„Sage mir um des Himmels willen," sprach Sever „was hat das zu bedeuten? Du auf dem Kaffeehause? Du vertraulich mit einem Fremden? Und noch dazu siehst Du ganz erregt, erhitzt aus, als hättest Du ein Glas Wein zu viel getrunken."

Eugenius erzählte, wie Alles gekommen, wie die Professorin darauf bestanden, daß er das Kaffeehaus besuchen solle, wie er dann die Bekanntschaft des Fremden gemacht.

„Was doch die alte Professorin", rief Sever, „für einen

Scharfsinn hat fürs Leben! In der That, sie sieht ein, daß der Vogel flügge geworden, und läßt ihn sich versuchen im Fliegen. O der klugen, weisen Frau!" —

„Ich bitte Dich," erwiderte Eugenius, „schweige von meiner Mutter, die nichts will als mein Glück, meine Zufriedenheit, und deren Güte ich eben die Bekanntschaft des herrlichen Mannes verdanke, der mich so eben verließ!" —

„Des herrlichen Mannes?" unterbrach Sever den Freund. „Nun, was mich betrifft, ich traue dem Kerl nicht über den Weg. Er ist übrigens ein Spanier und Secretär des spanischen Grafen Angelo Mora, der seit Kurzem angekommen und das schöne Landhaus vor der Stadt bezogen hat, das sonst, wie Du weißt, dem bankerott gewordenen Banquier Overteen gehörte. Doch das wirst Du schon Alles wissen von ihm selbst." —

„Mit nichten!" erwiderte Eugenius. „Mir fiel es nicht ein, ihn nach Stand und Namen zu fragen." —

„Das ist der wahre Weltbürgersinn, wackerer Eugenius!" sprach Sever lachend weiter. „Der Kerl heißt Fermino Valles und ist ganz gewiß ein Spitzbube; denn so oft ich ihn sah, fiel mir an ihm ein gewisses heimtückisches Wesen auf, und dann traf ich ihn schon auf ganz besonderen Wegen. Hüte Dich, nimm Dich in Acht, o mein frommer Professorssohn!" —

„Nun merk' ich wohl," sprach Eugenius voller Unmuth, „daß Du es darauf abgesehen hast, mich durch Deine lieblosen Urtheile zu kränken, zu ärgern; aber Du sollst mich nicht irre machen. Die Stimme, die in meinem Innern spricht, die ist es, der ich allein traue, der ich allein folge." —

„Füge es der Himmel", erwiderte Sever, daß Deine innere Stimme kein falsches Orakel sein mag!" —

Eugenius vermochte erst selbst nicht zu begreifen, wie es geschehen können, daß er dem Spanier in den ersten Augenblicken der Bekanntschaft sein ganzes Innere erschlossen, und hatte er der Macht des Augenblicks die seltsame Aufregung zugeschrieben, in der er sich befunden, so mußte er nun, da das Bild des Fremden in seiner Seele unverwischt fest stand,

es sich selbst gestehen, daß das Geheimnißvolle, ja Wunderbare, wie es in dem ganzen Wesen des Fremden sich kundthat, mit wahrer Zauberkraft auf ihn gewirkt, und eben dieses Wesen schien ihm die Ursache des seltsamen Mißtrauens zu sein, das Sever wider den Spanier hegte.

Andern Tages, als Eugenius sich wieder auf dem Kaffeehause einfand, schien ihn der Fremde mit Ungeduld erwartet zu haben. Unrecht, meinte er, sei es gewesen, daß er gestern Eugenius' Vertrauen nicht erwidert und nicht auch von seinen Lebensverhältnissen zu ihm gesprochen. Er nenne sich Fermino Valles, sei Spanier von Geburt und zur Zeit Secretär des spanischen Grafen Angelo Mora, den er in Augsburg getroffen und mit dem er hergekommen. — Das Alles habe er schon gestern von einem seiner Freunde, Namens Sever, erfahren, erwiderte Eugenius. Da flammte ein glühend Roth plötzlich auf des Spaniers Wangen und verschwand ebenso schnell. Dann sprach er mit stechendem Blick und beinahe bitter höhnendem Ton: „Nicht glauben konnt' ich, daß Leute, um die ich mich nie gekümmert, mir die Ehre erzeigen würden, mich zu kennen. Doch glaub' ich schwerlich, daß Ihr Freund Ihnen mehr über mich wird sagen können als ich selbst."

Fermino Valles vertraute nun ohne Hehl seinem neuen Freunde, daß er, kaum der Knabenzeit entwachsen, verführt durch die boshafte Arglist mächtiger Verwandten, in ein Kloster gegangen und Gelübde gethan, gegen die sich später sein Innerstes empört. Ja, bedroht von der Gefahr, in immerwährender namenloser Marter hoffnungslos hinzusiechen, habe er dem Drange nicht widerstehen können, sich in Freiheit zu setzen, und sei, als die Gunst des Schicksals ihm eine Gelegenheit dazu dargeboten, entflohen aus dem Kloster. Lebendig, mit den glühendsten Farben schilderte nun Fermino das Leben in jenem strengen Orden, dessen Regel der erfinderische Wahnsinn des höchsten Fanatismus geschaffen, und um so greller stach dagegen das Bild ab, das er von seinem Leben in der Welt aufstellte, und das so reich und bunt war wie man es nur bei einem geistvollen Abenteurer voraussetzen kann.

Eugenius fand sich wie von Zauberkreisen umfangen; er glaubte, in dem magischen Spiegel des Traumes eine ihm neue Welt voll glänzender Gestalten zu erblicken, und unbemerkt erfüllte seine Brust die Sehnsucht, selbst dieser Welt anzugehören. Er gewahrte, daß seine Verwunderung über Manches, vorzüglich aber diese, jene Frage, die er unwillkürlich dazwischenwarf, dem Spanier ein Lächeln entlockte, das ihm Schamröthe ins Gesicht trieb. Ihm kam der niederschlagende Gedanke, daß er in Mannesjahren ein Kind geblieben.

Nicht fehlen konnte es, daß der Spanier mit jedem Tage mehr Herrschaft gewann über den unerfahrenen Eugenius. Sowie nur die gewöhnliche Stunde schlug, eilte Eugenius nach dem Kaffeehause und blieb länger und länger, da ihm, mochte er es sich selbst auch nicht gestehen, vor der Rückkehr aus heiterer Welt in die häusliche Einöde graute. Fermino wußte den kleinen Kreis, in welchem er sich bis jetzt mit seinem neuen Freunde bewegt, geschickt zu erweitern. Er besuchte mit Eugenius das Theater, die öffentlichen Spaziergänge, und gewöhnlich endeten sie den Abend in irgend einer Restauration, wo hitzige Getränke die aufgeregte Stimmung, in der sich Eugenius befand, bald bis zur Ausgelassenheit steigerten. Spät in der Nacht kam er nach Hause, warf sich aufs Lager, nicht um wie sonst ruhig zu schlafen, sondern um sich hinzugeben verwirrten Träumen, die ihm oft Gebilde vorüberführten, vor denen er sich früher entsetzt haben würde. Matt und abgespannt, unfähig zu wissenschaftlicher Arbeit fühlte er sich dann am Morgen, und erst wenn die Stunde schlug, in der er den Spanier zu sehen gewohnt war, kamen alle Geister des wild verstörten Lebens in ihn zurück, die unwiderstehlich ihn forttrieben.

Eben zu solcher Stunde, als Eugenius wieder forteilen wollte nach dem Kaffeehause, guckte er, wie er zu thun gewohnt, in das Zimmer der Professorin, um flüchtig Abschied zu nehmen.

„Treten Sie herein, Eugenius! Ich habe mit Ihnen zu reden," so rief ihm die Professorin entgegen, und in dem

Ton, mit dem sie diese Worte sprach, lag so viel strenger, ganz ungewohnter Ernst, daß Eugenius festgebannt wurde von jäher Bestürzung.

Er trat ins Zimmer. Nicht ertragen konnte er den Blick der Alten, in welchem sich tiefer Verdruß mit niederbeugender Würde paarte.

Mit ruhiger Festigkeit hielt nun die Professorin dem Jünglinge vor, wie er sich nach und nach zu einer Lebensart habe verlocken lassen, die alle Ehrbarkeit, alle gute Sitte und Ordnung verhöhne und ihn über kurz oder lang ins Verderben stürzen werde.

Wohl mochte es sein, daß die Alte, die Bedingnisse des Jugendlebens zu sehr nach der Sitte älterer, frömmerer Zeit abwägend, in ihrer langen und bisweilen zu heftig werdenden Strafpredigt das richtige Maß überschritt. So mußte es aber kommen, daß das Gefühl des Unrechts, das zuerst den Jüngling erfaßt hatte, unterging in dem bittern Unmuth, den die immer mächtiger werdende Ueberzeugung, wie er sich doch niemals einem eigentlich sträflichen Hange überlassen, in ihm erregte, — wie es denn zu geschehen pflegt, daß der Vorwurf, der nicht ganz trifft ins Innerste hinein, von der Brust des Schuldigen wirkungslos abprallt.

Als die Professorin ihre Strafpredigt endlich schloß mit einem kalten, beinahe verächtlichen: „Doch gehen Sie! Thun Sie, was Sie wollen!“ da kam ihm der Gedanke, wie er in Mannesjahren ein Kind geblieben, mit erneuter Stärke zurück. — „Armseliger Schulknabe, wirst Du nie der Zuchtruthe entrinnen?“ so sprach eine Stimme in seinem Innern. . . . Er rannte von dannen.

Viertes Capitel.

Der Garten des Grafen Angelo Mora. — Eugenius' Entzücken und Gretchens Schmerz. — Die gefährliche Bekanntschaft.

Ein von dem tiefsten Unmuth, von den widersprechendsten Gefühlen bestürmtes Gemüth verschließt sich gern in sich selbst, und so geschah es denn auch, daß Eugenius, als er schon vor dem Kaffeehause sich befand, statt hineinzutreten, sich schnell entfernte, unwillkürlich hinauslaufend ins Freie.

Er gelangte vor das breite Gitterthor eines Gartens, aus dem ihm balsamische Düfte entgegenströmten. Er schaute hinein und blieb im tiefsten Erstaunen festgewurzelt stehen.

Ein mächtiger Zauber schien die Bäume, die Gebüsche der entferntesten, verschiedensten Zonen hieher versetzt zu haben, die im buntesten Gemisch der seltsamsten Farben und Gestaltungen üppig prangten wie dem heimathlichen Boden entsprossen. Die breiten Gänge, die den magischen Wald durchschnitten, faßten fremde Gewächse, Stauden ein, die Eugenius nur dem Namen, der Abbildung nach gekannt, und selbst Blumen, die er wol gezogen im eigenen Treibhause, erblickte er hier in einer Fülle und Vollendung, wie er sie nie geahnet. Durch den Mittelgang konnte er hinschauen bis zu einem großen runden Platz, in dessen Mitte aus einem Marmorbecken ein Triton Krystallstrahlen hoch in die Höhe spritzte. Silberpfauen stolzirten daher; Goldfasane badeten sich in dem Feuer der Abendsonne. Nicht gar zu fern vom Thor blühte eine Datura fastuosa mit ihren herrlich duftenden großen trichterförmigen Blumen, in solch glanzvoller Pracht, daß Eugenius mit Scham an die ärmliche Gestaltung dachte, die dasselbe Gewächs in seinem Garten zeigte. Es war das Lieblingsgewächs der Professorin, und allen Unmuth vergessend, dachte Eugenius eben: „Ach, könnte die gute Mutter solch eine Datura in den Garten bekommen!" Da schwebten, wie von den Abendlüften getragen, süße Accorde eines unbekannten Instrumentes aus den fernen Zaubergebüschen, und

leuchtend stiegen die wunderbaren Himmelstöne einer weiblichen Stimme empor. Es war eine jener Melodien, die nur die Liebesbegeisterung des Südens aus der tiefsten Brust hervorzurufen vermag; es war eine spanische Romanze, welche die Verborgene sang.

Aller süße, namenlose Schmerz der innigsten Wehmuth, alle Gluth inbrünstiger Sehnsucht erfaßte den Jüngling; er gerieth in eine Trunkenheit der Sinne, die ihm ein unbekanntes fernes Zauberland voll Traum und Ahnung erschloß. Er war auf die Kniee gesunken und hatte den Kopf fest angedrückt an die Stäbe des Gitters.

Tritte, die sich dem Gatterthor nahten, scheuchten ihn auf, und er entfernte sich schnell, um in seinem aufgeregten Zustande nicht von Fremden überrascht zu werden.

Unerachtet die Dämmerung schon eingebrochen, fand Eugenius doch noch Gretchen im Garten mit den Pflanzen beschäftigt.

Ohne aufzublicken, sprach sie mit leiser, schüchterner Stimme: „Guten Abend, Herr Eugenius!“ — „Was ist Dir,“ rief Eugenius, dem des Mädchens seltsame Beklommenheit auffiel, „was ist Dir, Gretchen? Schau mich doch an!“

Gretchen blickte zu ihm auf; aber in dem Augenblick quollen ihr auch die hellen Thränen aus den Augen.

„Was ist Dir, liebes Gretchen?“ wiederholte Eugenius, indem er des Mädchens Hand faßte. Aber da schien ein jäher Schmerz des Mädchens Inneres zu durchzucken. Alle Glieder bebten, die Brust flog auf und nieder; ihr Weinen brach aus in heftiges Schluchzen.

Ein wunderbares Gefühl, wol mehr als Mitleid, durchdrang den Jüngling.

„Um des Himmels willen,“ sprach Eugenius in der schmerzlichsten Theilnahme, „um des Himmels willen, was hast Du, was ist Dir geschehen, mein liebes Gretchen? Du bist krank, sehr krank. Komm, setze Dich, vertraue mir Alles!“

Damit führte Eugenius das Mädchen auf eine Gartenbank, setzte sich zu ihr und wiederholte, indem er ihre Hand leise drückte: „Vertraue mir Alles, mein liebes Gretchen!“

Dem Rosenschimmer des erwachten Morgens gleich, brach ein holdes Lächeln durch des Mädchens Thränen. Sie seufzte tief; der Schmerz schien gebrochen und das Gefühl unbeschreiblicher Lust, süßer Wehmuth sie zu durchdringen.

„Ich bin wol ein dummes, einfältiges Ding," lispelte sie leise mit niedergeschlagenen Augen, „und es ist Alles nur Einbildung, lauter Einbildung. Und doch," rief sie dann stärker, indem ihr Thränen wieder aus den Augen stürzten, „und doch ist es so, — doch ist es so." —

„So fasse Dich doch nur, liebes Gretchen," sprach Eugenius ganz bestürzt, „und erzähle, vertraue mir, was Dir denn Böses geschehen, was Dich so tief erschüttert hat!"

Endlich kam Gretchen zu Worten. Sie erzählte, wie in Eugenius' Abwesenheit ein fremder Mann plötzlich durch die Thüre, die sie zu verriegeln vergessen, in den Garten getreten und sehr eifrig nach ihm gefragt habe. Der Mann habe in seinem ganzen Wesen was Besonderes gehabt, sie aber mit solchen seltsamen, feurigen Augen angeblickt, daß ihr es ganz eiskalt durch alle Glieder gefahren sei und sie vor lauter Angst und Bangigkeit kaum ein Glied rühren können. Dann habe der Mann sich in ganz wunderlichen Worten, die sie, da er überhaupt gar kein rechtes Deutsch gesprochen, kaum verstanden, nach Diesem, Jenem erkundigt und zuletzt gefragt . . . Hier stockte Gretchen plötzlich, indem ihre Wangen Feuerlilien glichen. Als nun aber Eugenius in sie drang, Alles, Alles herauszusagen, erzählte sie weiter, daß der Fremde sie gefragt, ob sie nicht dem Herrn Eugenius recht gut sei. — „Recht aus der Seele," habe sie erwidert, „o ja, recht von Herzen!" Da sei der Fremde dicht an sie herangetreten und habe sie wieder mit jenem abscheulichen Blick ordentlich durchbohrt, so daß sie die Augen niederschlagen müssen. Noch mehr. Recht frech und unverschämt habe der Fremde sie auf die Wangen geklopft, die ihr vor lauter Angst und Bangigkeit gebrannt, dabei gesagt: „Du niedliche hübsche Kleine, ja, recht gut sein, recht gut sein!" und dann so hämisch gelacht, daß ihr das Herz im Leibe gezittert. In dem Augenblick sei die Frau Professorin ans Fenster getreten, und der Fremde habe

gefragt, ob das die Frau Gemahlin des Herrn Eugenius sei, und als sie erwidert, ja, es sei die Mutter, recht höhnisch gerufen: „Ei, die schöne Frau! Du bist wol eifersüchtig, Kleine?“ — hierauf wieder so hämisch und arglistig gelacht, wie sie es nie von einem Menschen gehört, dann aber, nachdem er die Frau Professorin nochmals recht scharf ins Auge gefaßt, sich schnell aus dem Garten entfernt.

„Aber,“ sprach nun Eugenius, „aber in diesem Allen, liebes Gretchen, finde ich noch gar nichts, das Dich so tief, so gar schmerzlich hätte betrüben können.“ —

„O Herr des Himmels,“ brach Gretchen los, „wie oft hat die Mutter mir gesagt, daß Teufel in menschlicher Gestalt auf der Erde umherwandelten, die überall Unkraut unter den Weizen säeten, die den Guten allerlei verderbliche Schlingen legten! O gütiger Gott, der Fremde, — er war der Teufel, der . . .“

Gretchen stockte. Eugenius hatte gleich gemerkt, daß der Fremde, der Gretchen im Garten überrascht, Niemand Anderes gewesen sein konnte als der Spanier Fermino Valles, und wußte nun recht gut, was Gretchen sagen wollte.

Nicht wenig darüber betreten, fragte er nun kleinmüthig, ob er sich denn wirklich seit einiger Zeit in seinem Betragen geändert habe.

Da strömte Alles heraus, was Gretchen in der Brust verschlossen. Sie hielt dem Jüngling vor, daß er jetzt im Hause stets trübe, in sich verschlossen, wortkarg, ja zuweilen so ernst und finster sei, daß sie es gar nicht wage, ihn anzureden, — daß er keinen Abend mehr sie seines Unterrichts würdige, der ihr, ach, so lieb, ja wol das Beste gewesen, was sie auf der Welt gehabt, — daß er gar keine Freude mehr an den schönen Gewächsen und Blumen habe, — ach, daß er gestern auf die so herrlich blühenden Balsaminen, die sie allein so sorgsam gezogen, auch nicht einen Blick geworfen, — daß er überhaupt gar nicht mehr der liebe gute . . .

Ein Thränenstrom erstickte Gretchens Worte.

„Sei ruhig! Laß keine thörichten Einbildungen in Dir aufkommen, mein gutes Kind!“ Sowie Eugenius diese

Worte sprach, fiel sein Blick auf Gretchen, die sich von der Bank, auf der sie gesessen, erhoben, und als zerstreuten sich plötzlich Zaubernebel, die ihn geblendet, gewahrte er nun erst, daß nicht ein Kind, daß eine sechzehnjährige Jungfrau in der höchsten Anmuth des entfalteten Jugendreizes vor ihm stand. In seltsamer Ueberraschung vermochte er nicht, weiter zu reden. Endlich sich ermannend, sprach er leise: „Sei ruhig, mein gutes Gretchen! Es wird noch Alles anders werden," und schlich aus dem Garten ins Haus die Treppe hinauf.

Hatte Gretchens Schmerz, ihr Abscheu gegen den Fremden des Jünglings Brust auf besondere Weise bewegt, so war eben deshalb sein Groll gegen die Professorin gestiegen, der er in seiner Bethörung allein Gretchens Gram und Leid zuschrieb.

Als er nun zur Professorin hineintrat und diese ihn anreden wollte, unterbrach er sie mit den heftigsten Vorwürfen, daß sie dem jungen Mädchen allerlei abgeschmacktes Zeug in den Kopf gesetzt und über seinen Freund, den Spanier Fermino Valles, geurtheilt habe, den sie gar nicht kenne und niemals kennen werde, da der Maßstab einer alten Professorsfrau zu klein sei für wahrhaft lebensgroße Gestaltungen.

„So weit ist es gekommen!" rief die Professorin mit dem schmerzlichsten Ton, indem sie die Augen, die gefalteten Hände gen Himmel erhob.

„Ich weiß nicht, was Sie damit meinen," sprach Eugenius verdrießlich; „aber mit mir ist es wenigstens noch nicht so weit gekommen, daß ich mit dem Teufel Gemeinschaft gemacht."

„Ja," rief die Professorin mit erhöhter Stimme, „ja, in des Teufels Schlingen sind Sie, Eugenius. Schon hat der Böse Macht über Sie; schon streckt er seine Krallen aus, Sie hinabzureißen in den Pfuhl ewigen Verderbens. Eugenius, lassen Sie ab von dem Teufel und seinen Werken! Es ist Ihre Mutter, die Sie bittet, beschwört . . ."

„Soll ich begraben sein in diesen öden Mauern?" unterbrach Eugenius die Professorin erbittert. „Soll ich freudenlos das kräftigste Leben des Jünglings hinopfern? Sind die

harmlosen Vergnügungen, die die Welt darbietet, Werke des Teufels?" —

„Nein," rief die Professorin, indem sie ermattet in einen Stuhl sank, „nein, nein; aber . . ." — In dem Augenblick trat Gretchen herein und fragte, ob die Professorin, ob Eugenius nicht zu Nacht essen wollten; Alles sei bereit.

Sie setzten sich zu Tische, stumm und düster, keines Wortes mächtig vor den feindlichen Gedanken, die das Innere erfüllten. —

Am frühen Morgen erhielt Eugenius ein Billet von Fermino Valles des Inhalts:

„Sie waren gestern am Gatterthor unsers Gartens. Warum traten Sie nicht hinein? Zu spät hat man Sie bemerkt, um Sie einzuladen. Nicht wahr, Sie haben ein kleines Eden für Botaniker geschaut? — Heute gegen Abend erwartet Sie an demselben Gatterthor

Ihr innigster Freund
Fermino Valles."

Nach dem Bericht der Köchin hatte das Billet ein furchtbarer, ganz schwarzer Mensch überbracht, wahrscheinlich ein mohrischer Diener des Grafen.

Eugenius fühlte sein ganzes Herz aufgehen bei dem Gedanken, daß er nun eintreten sollte in das Paradies voll herrlichen Zaubers. Er hörte die Himmelstöne, die den Gebüschen entstiegen, und seine Brust bebte vor Inbrunst und Verlangen. Zerronnen war aller Unmuth in dem lusterfüllten Gemüth.

Bei Tische erzählte er, wo er gewesen und wie der Garten des Banquiers Overteen vor dem Thore, den der Graf Angelo Mora besitze, sich ganz und gar verändert habe und jetzt ein wahrer botanischer Zaubergarten sei. Gütig wolle ihn heute Abend sein Freund Fermino Valles hineinführen, und er werde nun Alles mit leiblichen Augen in der Natur schauen, was er sonst nur aus Beschreibungen und Bildern gekannt. Weitläufig sprach er nun über alle wunderbaren, fernen Zonen entrückten Bäume und Büsche, nannte ihre Namen, gab sein tiefstes Erstaunen darüber zu erkennen, wie sie das heimathliche Klima hätten entbehren und hier aufgezogen werden

können. Dazu kam er auf die Sträucher, auf die Stauden, auf die Gewächse und versicherte, daß Alles in diesem Garten ganz fremdartig und ungewöhnlich sei, daß er z. B. in seinem Leben keine solche Datura fastuosa gesehen, wie sie im Garten blühe. Der Graf müsse geheimnißvoller Zaubermittel mächtig sein; denn gar nicht zu begreifen wäre sonst, wie dies Alles in der kurzen Zeit, während der Graf sich hier aufhalte, habe bewerkstelligt werden können. Dann sprach er von den Himmelstönen der weiblichen Stimme, die den Gebüschen entschwebten, und erschöpfte sich in Schilderungen der Wonne, die er dabei gefühlt.

Eugenius bemerkte in seiner Freude, in seinem Entzücken nicht, daß er allein sprach, und daß die Professorin und Gretchen stumm und in sich gekehrt da saßen.

Als er die Mahlzeit geendet, sprach die Professorin, indem sie sich von ihrem Sitz erhob, sehr ernst und gelassen: „Sie befinden sich in einem sehr aufgeregten, bedrohlichen Zustande, mein Sohn. Der Garten, den Sie mit so vielem Eifer beschreiben und dessen Wunder Sie bösen Zauberkräften des unbekannten Grafen zuschreiben, hatte schon seit vielen, vielen Jahren dieselbe Gestalt, und diese seltsame, ja, wie ich zugeben will, wunderbare Gestaltung ist das Werk eines fremden, kunstreichen Gärtners, der in Overteen's Diensten stand. Ich war mit meinem lieben Helms ein paarmal dort; der meinte aber, es sei ihm Alles zu künstlich, und der Zwang, den man der Natur angethan, um das Fremde, einander Entgegengesetzte in abenteuerlicher Mischung zusammenzubringen, beklemme ihm das Herz."

Eugenius zählte die Minuten. Endlich sank die Sonne, und er durfte sich auf den Weg machen.

„Die Pforte des Verderbens ist geöffnet, und der Diener steht bereit, das Opfer zu empfangen," so rief die Professorin im Schmerz und Zorn; Eugenius versicherte dagegen, daß er aus dem Ort des Verderbens gesund und unversehrt zurückzukommen hoffe.

Der Mensch, der das Billet von dem Fremden gebracht,

habe ganz schwarz, ganz abscheulich ausgesehen, meinte Gretchen.

„Wol gar," sprach Eugenius lächelnd, „mag es Lucifer selbst oder wenigstens sein erster Kammerdiener gewesen sein. Gretchen, Gretchen, fürchtest Du Dich noch vor dem Schornsteinfeger?" Gretchen schlug erröthend die Augen nieder. Eugenius entfernte sich schnell. —

Vor lauter Bewunderung der botanischen Pracht und Herrlichkeit, die sich ihm in dem Garten des Grafen Angelo Mora aufthat, konnte Eugenius gar nicht zu sich selbst kommen.

„Nicht wahr," sprach Fermino Valles endlich, „nicht wahr, Eugenius, es giebt noch Schätze, die Du nicht kanntest? Hier sieht es anders aus als in Deinem Professorsgarten."

Es ist zu bemerken, daß der enger geschlossene Bund die Benennung mit dem brüderlichen Du unter den Freunden herbeigeführt hatte.

„O, sprich nicht von dem armseligen öden Plätzchen," erwiderte Eugenius, „wo ich, einer kranken, mühsam vegetirenden Pflanze gleich, ein kümmerliches, freudenloses Leben hingeschmachtet habe! — O diese Pracht! — Diese Gewächse, diese Blumen! — Hier zu bleiben, — hier zu wohnen!"

Fermino meinte, daß, wenn Eugenius sich dem Grafen Angelo Mora nähern wolle, welches er — Fermino — sehr gern vermitteln werde, jener Wunsch leicht erfüllt werden könne, insofern es ihm möglich, sich von der Professorin wenigstens auf die Zeit zu trennen, während der Graf hier bleibe.

„Doch," fuhr Fermino fort mit spöttelndem Tone, „das ist wol nicht möglich. Wie sollte solch ein junger Ehemann wie Du, mein Freund, nicht noch im Entzücken der Liebe schwärmen und sich nur einen Augenblick seine Seligkeit rauben lassen! — Ich habe heute Deine Frau gesehen. In der That, für ihre hohen Jahre ein glaues, munteres Weiblein. Es ist doch erstaunlich, wie lange Amor's Fackel in dem Herzen mancher Weiber zu brennen vermag. Sage mir nur, wie Dir bei den Umarmungen Deiner Sara, Deiner Ninon zu Muthe wird! Du weißt, wir Spanier sind von feuriger Einbildungskraft, und daher kann ich an Dein Eheglück gar

nicht denken, ohne in Flammen zu gerathen. Du bist doch nicht eifersüchtig?"

Der spitze, tödtende Pfeil des Lächerlichen traf des Jünglings Brust. Er dachte an Sever's Warnungen; er fühlte, daß, ließe er sich darauf ein, über sein eigentliches Verhältniß mit der Professorin zu sprechen, er den Spott des Spaniers nur noch mehr reizen würde. Aber aufs Neue stand es auch klar vor seiner Seele, daß ein falscher, täuschender Traum ihn, den unerfahrenen Jüngling, um sein Leben betrogen. Er schwieg; doch die brennende Röthe, die sein Gesicht überzog, mußte dem Spanier die Wirkung seiner Worte verrathen.

„Schön ist es hier und herrlich, es ist wahr," sprach Fermino Valles weiter, ohne des Freundes Antwort abzuwarten; „aber nenne darum Deinen Garten nicht öde und freudenleer! Eben in Deinem Garten fand ich gestern etwas, was alle Pflanzen, Gewächse, Blumen auf dem ganzen Erdboden weit, weit übertrifft. Du weißt, daß ich nichts Anderes im Sinn haben kann als das Engelsbild von Mädchen, die bei Dir hauset. Wie alt ist die Kleine?" —

„Sechzehn Jahre, glaub' ich," stotterte Eugenius.

„Sechzehn Jahre!" wiederholte Fermino, „sechzehn Jahre, — hier zu Lande das schönste Alter! In der That, als ich das Mädchen sah, wurde mir Manches klar, mein lieber Freund Eugenius. Euer kleiner Haushalt ist wol recht idyllisch, Alles friedlich und freundlich; — die gute Alte ist zufrieden, wenn Männlein bei guter Laune bleibt. — Sechzehn Jahre? — Ob das Mädchen wol noch unschuldig sein mag?"

Alles Blut gährte in Eugenius auf bei dieser frechen Frage des Spaniers.

„Sündlicher Frevel ist Deine Frage," fuhr er den Spanier zornig an, „Schmutz, der den himmelsklaren Spiegel, dem des Mädchens reines Gemüth gleicht, nicht zu beflecken vermag." —

„Nun, nun," sprach Fermino, indem er dem Jüngling einen heimtückischen Blick zuwarf, „nun, nun, ereifere Dich nur nicht, mein junger Freund! Der reinste, klarste Spiegel nimmt die Bilder des Lebens auch am Lebendigsten auf, und diese

Bilder ... Doch ich merke, daß Du nicht gern von der Kleinen hören magst, und schweige daher."

In der That malte sich auf Eugenius' Gesicht bitterer Unmuth, der ihn ganz verstörte. Ja, unheimlich wurde ihm dieser Fermino, und aus dem tiefsten Grunde seines Innersten wollte der Gedanke hervorkeimen, daß Gretchen, das ahnende Kind, wol Recht haben könne, wenn ihr dieser Fermino als ein satanisches Princip erschienen.

In diesem Augenblick ließen sich wie Meereswogen anschwellende Accorde aus dem Gebüsch hören, und jene Stimme ertönte, die gestern alles Entzücken der süßesten Wehmuth in des Jünglings Brust entzündet.

„O Herr des Himmels!" rief der Jüngling, indem er erstarrt stehen blieb.

„Was ist's?" fragte Fermino; aber Eugenius gab keine Antwort, sondern horchte dem Gesange zu, ganz verloren in Wonne und Lust.

Fermino schaute ihn an mit Blicken, die in sein Innerstes dringen zu wollen schienen.

Als der Gesang endlich schwieg, seufzte Eugenius tief auf, und als könne nun erst alle Wehmuth der gepreßten Brust entsteigen, traten ihm helle Thränen in die Augen.

„Dich scheint", sprach Fermino lächelnd, „der Gesang sehr zu ergreifen." —

„Woher," rief Eugenius begeistert, „woher diese Töne des Himmels? Keiner Sterblichen Brust kann ihre Heimath sein." —

„Doch," sprach Fermino weiter, „doch! — Es ist Gräfin Gabriela, die Tochter meines Herrn, welche, nach Landessitte Romanzen singend und sich auf der Guitarre begleitend, durch des Gartens Gänge lustwandelt."

Ganz unvermuthet trat Gräfin Gabriela, die Guitarre im Arm, aus dem dunkeln Gebüsch, so daß sie plötzlich dicht vor Eugenius stand.

Es ist zu sagen, daß Gräfin Gabriela in jedem Betracht schön zu nennen war. Der üppige Bau ihres Körpers, der siegende Feuerblick ihrer großen schwarzen Augen, die hohe

Anmuth ihres Weſens, der volle ſonore Silberklang der tiefen Stimme, — Alles dieſes verrieth, daß ſie unter heiterem ſüdlichen Himmel geboren.

Gefährlich mögen ſolche Reize ſein; aber noch gefährlicher für den lebensunerfahrenen Jüngling iſt jener unbeſchreibliche Ausdruck im Antlitz, im ganzen Weſen, der auf ſchon erwachte, im Innern mächtig flammende Liebesgluth deutet. Zu dieſem Ausdruck geſellt ſich denn noch jene geheimnißvolle Kunſt, vermöge der das in Lieb' entflammte Weib ihren Anzug, ihren Schmuck ſo zu wählen, zu ordnen vermag, daß ein harmoniſches Ganzes jeden Reiz des Einzelnen noch blendender hervorleuchten läßt.

War nun in dieſer Hinſicht Gräfin Gabriela die Göttin der Liebe ſelbſt, ſo mußte es wohl geſchehen, daß ihre Erſcheinung den ſchon durch den Geſang aufgeregten Eugenius traf wie ein zündender Blitz.

Fermino ſtellte den Jüngling der Gräfin vor als einen neu erworbenen Freund, der das Spaniſche vollkommen verſtehe und ſpreche und dabei ein vortrefflicher Botaniker ſei, weshalb ihm hier der Garten ungemeines Vergnügen gewähre.

Eugenius ſtammelte einige unverſtändliche Worte, während die Gräfin und Fermino bedeutende Blicke wechſelten. Gabriela faßte den Jüngling ſcharf ins Auge, dem zu Muthe war, als müſſe er hinſinken in den Staub.

Da gab die Gräfin ihre Guitarre dem Fermino und hing ſich in des Jünglings Arm, indem ſie mit holder Anmuth erklärte, daß ſie auch ein Wenig von der Botanik verſtehe, über manches wunderbare Geſträuch aber gern belehrt ſein wolle, und daher darauf beſtehen müſſe, daß Eugenius nochmals den Garten durchwandle.

Bebend vor ſüßer Angſt, wandelte der Jüngling mit der Gräfin fort; aber freier wurde ſeine Bruſt, als die Gräfin nach dieſer, jener ſeltſamen Pflanze fragte und er ſich in wiſſenſchaftlichen Erklärungen ergießen konnte. Er fühlte den ſüßen Hauch der Gräfin an ſeiner Wange ſpielen; die elektriſche Wärme, die ſein Inneres durchdrang, erfüllte ihn mit namenloſer Luſt. Er kannte ſich ſelbſt nicht mehr in der

Begeisterung, die ihn plötzlich umgeschaffen zu einem ganz andern Wesen.

Immer dichter, immer schwärzer wurden die Schleier, in die der Abend Wald und Flur hüllte. Fermino erinnerte, daß es Zeit sein werde, den Grafen in seinen Zimmern aufzusuchen. Eugenius, ganz außer sich selbst, drückte der Gräfin Hand stürmisch an die Lippen und schritt dann fort, wie durch die Lüfte getragen, im Gefühl einer Seligkeit, die seine Brust noch nicht gekannt.

Fünftes Capitel.

Das Traumbild. — Fermino's verhängnißvolle Geschenke. — Trost und Hoffnung.

Man kann denken, daß der Aufruhr im Innern keinen Schlaf in Eugenius' Augen kommen ließ. Als er endlich — der Morgen war schon angebrochen — in jenen Schlummer fiel, der mehr ein Zustand der Betäubung zwischen Wachen und Schlafen zu nennen als wirklicher Schlaf, da trat ihm in vollem blendenden Glanz der höchsten Anmuth, wie damals geschmückt, aufs Neue das Bild jener Braut entgegen, die er schon einmal im Traum gesehen, und mit verdoppelter Stärke erneute sich der fürchterliche Kampf im Innern, den er damals gekämpft.

„Wie?“ sprach das Bild mit süßer Stimme, „Du wähnst Dich fern von mir? Du zweifelst, daß ich Dein bin? Du glaubst, daß das Glück Deiner Liebe verloren ist? — Schau doch nur auf! Geschmückt mit duftenden Rosen, mit blühenden Myrten ist die Brautkammer. Komm, mein Geliebter, mein süßer Bräutigam! Komm an meine Brust!“

Flüchtig wie ein Hauch glitten Gretchens Züge über das Traumbild hin; doch als es näher trat, beide Arme ausbreitend den Jüngling zu umfangen, da war es Gräfin Gabriela.

In der Raserei wild flammender Liebesgluth wollte Eugenius das Himmelskind umfassen; da bannte ihn ein eisiger Starrkrampf fest, so daß er regungslos blieb, als das Traumbild immer mehr und mehr erblaßte, ängstliche Todesseufzer ausstoßend.

Mühsam entwand sich der Brust des Jünglings ein Schrei des Entsetzens.

„Herr Eugenius, Herr Eugenius! Erwachen Sie doch nur! Sie träumen ja so ängstlich.“ So rief eine laute Stimme. Eugenius fuhr auf aus dem träumerischen Zustand; die helle Sonne schien ihm ins Gesicht. Es war die Hausmagd, die gerufen und die ihm nun sagte, daß der fremde spanische Herr schon da gewesen und mit der Frau Professorin gesprochen, die sich unten im Garten befinde und über den ungewöhnlich langen Schlaf des Herrn Eugenius sehr besorgt gewesen, da sie eine Kränklichkeit vermuthet. Der Kaffee stehe im Garten bereit.

Eugenius kleidete sich schnell an und eilte hinab, die aufgeregte Stimmung, in die ihn der verhängnißvolle Traum gesetzt, mit aller Gewalt bekämpfend.

Nicht wenig verwundert war Eugenius, als er die Professorin im Garten antraf, wie sie vor einer wunderbar herrlichen Datura fastuosa stand und, hingebeugt über die großen trichterförmigen Blumen, den süßen Geruch wohlgefällig einzog.

„Ei, Sie Langschläfer!“ rief sie dem Eugenius entgegen. „Wissen Sie wol, daß Ihr fremder Freund schon hier gewesen ist und Sie zu sprechen verlangt hat? — Nun, am Ende habe ich wol dem fremden Herrn Unrecht gethan und auf meine bösen Ahnungen zu viel gegeben. Denken Sie nur, lieber Eugenius, diese herrliche Datura fastuosa hat er aus dem Garten des Grafen herschaffen lassen, weil er von Ihnen gehört, daß ich diese Blume sehr liebe. Also haben Sie doch in Ihrem Paradiese der Mutter gedacht, lieber Eugenius? Die schöne Datura soll auch recht gepflegt werden.“

Eugenius wußte nicht recht, was er von Fermino's Beginnen denken sollte. Er mochte beinahe glauben, daß Fermino

durch die Aufmerksamkeit, die er bewiesen, den unverdienten Spott habe gut machen wollen, den er sich über ein Verhältniß erlaubt, das er nicht kannte.

Die Professorin sagte ihm jetzt, daß der Fremde ihn auf heute Abend wieder in den Garten geladen. Die hohe Gutmüthigkeit, die sich heute in dem ganzen Wesen der Professorin aussprach, wirkte wie ein heilender Balsam auf des Jünglings wundes, zerrissenes Gemüth. Es war ihm, als sei sein Gefühl für die Gräfin von solch hoher Art, daß es nichts gemein haben könne mit den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens. Liebe, die sich auf irdischen Genuß bezieht, mochte er daher jenes Gefühl gar nicht nennen; ja, er fand dies Gefühl entweiht durch den leisesten Gedanken an sinnliche Lust, unerachtet ihn der verhängnißvolle Traum eines Andern hätte belehren sollen. So kam es aber, daß er, wie es lange nicht geschehen, sich heiter und froh zeigte, und die Alte war in diesem Augenblick viel zu unbefangen, um die seltsame Spannung zu bemerken, die sich in jener Heiterkeit aussprach.

Nur Gretchen, das ahnende Kind, blieb dabei, daß der Herr Eugenius ganz ein Anderer worden, als die Professorin meinte, daß er wieder zurückgekommen von seinem sonderbaren Wesen.

„Ach," sprach die Kleine, „er ist uns nicht mehr so gut als sonst und stellt sich nur so freundlich, damit wir nicht nach dem fragen sollen, was er uns verschweigen will." —

Eugenius fand seinen Freund in einem Zimmer des großen Gewächshauses mit dem Filtriren verschiedener Flüssigkeiten beschäftigt, die er dann einfüllte in Phiolen.

„Ich arbeite," rief er dem Jüngling entgegen, „ich arbeite in Deinem Fache, wiewol auf andere Weise, als Du es wol jemals gethan haben magst."

Er erklärte nun, wie er sich auf die geheimnißvolle Bereitung gewisser Substanzen verstehe, die das Wachsthum, vorzüglich aber die Schönheit der Gewächse, Sträucher, Pflanzen u. s. w. beförderten, woher es denn komme, daß in dem Garten Alles so wunderbar herrlich emporkeime und gedeihe. Darauf schloß Fermino einen kleinen Schrank auf, in welchen

Eugenius eine Menge Phiolen und kleine Schächtelchen erblickte.

„Hier," sprach Fermino, „hier erblickst Du eine ganze Sammlung der seltensten Geheimnisse, deren Wirkung ganz fabelhaft zu sein scheint."

Bald war es ein Saft, bald ein Pulver, das, in das Erdreich oder in das Wasser gemischt, die Farbe, den Duft dieser, jener Blume, den Glanz dieses, jenes Gewächses herrlicher und schöner machen sollte.

„Lasse," so sprach Fermino weiter, „lasse zum Beispiel ein paar Tropfen von diesem Saft in das Wasser fallen, womit Du die Rosa centifolia aus einer Gießkanne dem sanften Regen gleich ansprengst, und Du wirst über die Pracht erstaunen, mit der die Knospen sich entfalten. Noch wunderbarer scheint aber die Wirkung dieses staubähnlichen Pulvers. In den Kelch einer Blume gestreut, mischt es sich mit dem Blumenstaub und erhöht den Duft, ohne ihn in seiner Natur zu ändern. Bei manchen Blumen, wie zum Beispiel bei der Datura fastuosa, ist dies Pulver vorzüglich anwendbar; nur erfordert der Gebrauch desselben die größte Behutsamkeit. Eine halbe Messerspitze genügt; die ganze, ja auch nur die halbe Quantität des in dieser Phiole verschlossenen Pulvers würde aber den stärksten Menschen augenblicklich tödten, und zwar mit allen Zeichen des Nervenschlages, so daß an eine Spur der Vergiftung gar nicht zu denken. Nimm hin, Eugenius! Ich mache Dir mit diesem geheimnißvollen Pulver ein Geschenk. Die Versuche, die Du damit anstellen möchtest, werden nicht mißlingen; doch sei behutsam und denke daran, was ich Dir von der tödtenden Kraft dieses unbedeutend scheinenden farb- und duftlosen Staubes gesagt habe!"

Damit reichte Fermino dem Eugenius eine kleine blaue, verschlossene Phiole hin, welche Dieser, die Gräfin Gabriela im Garten gewahrend, gedankenlos einsteckte.

Es genügt, zu sagen, daß die Gräfin, ein Weib ganz Liebe und Lust, in ihrem innersten Wesen die Kunst jener höheren Koketterie tragend, die nur die Ahnung des Genusses gewährt und so den unlöschbaren Durst der inbrünstigsten

Sehnsucht in der Brust zu wecken und zu erhalten weiß, durch ihr folgerechtes Betragen den Jüngling in immer stärkerer, immer verzehrenderer Liebesgluth entflammte. Nur die Stunden, die Augenblicke, wenn er Gabriela sah, galten ihm für das Leben; sein Haus schien ihm ein finsteres, ödes Gefängniß, die Professorin der böse Geist kindischer Bethörung, der ihn hineingebannt. Er bemerkte nicht den tiefen, stillen Gram, der die Professorin verzehrte, nicht die Thränen, die Gretchen vergoß, wenn er sie kaum eines Blickes würdigte, für kein freundliches Wort eine Antwort hatte.

So waren einige Wochen vergangen, als Fermino sich an einem Morgen bei Eugenius einstellte. Es lag etwas Gespanntes in seinem ganzen Wesen, das auf irgend ein ungewöhnliches Ereigniß zu deuten schien.

Nach einigen gleichgiltigen Worten faßte er den Jüngling scharf ins Auge und sprach mit seltsam schneidendem Ton: „Eugenius, Du liebst die Gräfin, und ihr Besitz ist all Dein Sehnen und Trachten.“ —

„Unglücklicher!“ rief Eugenius ganz außer sich; „mit tödtender Hand greifst Du in meine Brust und vernichtest mein Paradies! Was sage ich? Nein, Du störst den Wahnsinnigen auf aus dem Traum seiner Bethörung. Ich liebe Gabriela, — ich liebe sie, wie wol noch kein Mensch hienieden geliebt haben mag; aber diese Liebe führt mich zum trostlosen Verderben!“ —

„Das sehe ich nicht ein,“ sprach mit Kälte Fermino.

„Sie besitzen,“ fuhr Eugenius fort, „sie besitzen! Ha, der armselige Bettler soll trachten nach dem schönsten Edelstein des reichen Peru! Ein in dem kleinlichen Elend eines mißverstandenen Lebens verlorener Unglücklicher, der nichts behielt als die der inbrünstigsten Sehnsucht und der trostlosen Verzweiflung offene Brust, und sie — sie — Gabriela!“ —

„Ich,“ sprach Fermino weiter, „ich weiß nicht, Eugenius, ob nur Deine freilich miserabeln Verhältnisse Dich so kleinmüthig machen. Ein liebendes Herz darf stolz und keck nach dem Höchsten streben.“ —

„Wecke nicht trügerische Hoffnungen," unterbrach Eugenius den Freund, „die mein Elend nur noch vergrößern könnten!" —

„Hm," erwiderte Fermino, „ich weiß doch nicht, ob das trügerische Hoffnung, ob das trostloses Elend zu nennen, wenn man mit der höchsten Inbrunst, die nur in des Weibes Brust zu glühen vermag, wiedergeliebt wird."

Eugenius wollte auffahren. „Still!" rief Fermino, „mache Dir Luft in allerlei Exclamationen, wenn ich ausgeredet und mich entfernt haben werde; aber jetzt höre mich ruhig an!"

„Es ist nur zu gewiß," sprach nun Fermino weiter, „daß Gräfin Gabriela Dich liebt, und zwar mit all dem zerstörenden Feuer, das in der Brust der Spanierin flammt. Sie lebt nur in Dir; ihr ganzes Wesen gehört nur Dir an. So bist Du aber kein armseliger Bettler, kein in dem kleinlichen Elend des mißverstandenen Lebens Verlorener, — nein, in Gabriela's Liebe bist Du unendlich reich; Du stehst an den goldenen Pforten eines glanzvollen Edens, das sich Dir erschlossen. Glaube ja nicht, daß Dein Stand Deiner Verbindung mit der Gräfin entgegen sein würde! Es giebt gewisse Verhältnisse, die den stolzen spanischen Grafen wol seinen hohen Stand vergessen und es ihn selbst auf das Eifrigste wünschen lassen würden, Dich als seinen Eidam aufzunehmen. Ich, mein lieber Eugenius, wäre nun Derjenige, der jene Verhältnisse zur Sprache bringen müßte, und ich könnte Dir schon jetzt, um dem Verdacht der unfreundschaftlichen Geheimnißkrämerei zu entgehen, Manches darüber sagen; doch besser ist es, ich schweige zur Zeit. Und um so mehr scheint dies besser, als eben jetzt ein sehr düsteres, schwarzes Gewölk an dem Himmel Deiner Liebe heraufgezogen ist. Du kannst denken, daß ich der Gräfin sorglich Deine Verhältnisse verschwiegen habe, und ganz unerklärlich ist es mir, wie die Gräfin es erfahren konnte, daß Du vermählt bist, und zwar — mit einer mehr als sechzigjährigen Frau. Sie hat mir ihr ganzes Herz ausgeschüttet; sie ist ganz aufgelöst in Schmerz und Verzweiflung. Bald verflucht sie den Augenblick, als sie Dich zum ersten Male sah, verflucht Dich selbst; bald nennt sie Dich wieder mit den

zärtlichsten Namen und klagt sich selbst, den Wahnsinn ihrer Liebe an. Sie will Dich nie mehr sehen; das hat sie . . ."

„Heiliger Gott," schrie Eugenius, „giebt es für mich einen gräßlicheren Tod?" —

„Das hat sie beschlossen," fuhr Fermino schalkisch lächelnd fort, „in den ersten Augenblicken der Liebesraserei. Doch sollst Du, wie ich hoffe, Gräfin Gabriela noch heute zur Mitternachtsstunde sehen. Zu dieser Zeit brechen die Blüthen der großblumigen Fackeldistel in unserm Gewächshause auf, die, wie Du weißt, mit dem Aufgang der Sonne wieder hinzuwelken beginnen. So wenig der Graf den gewürzigen, durchdringenden Geruch dieser Blüthen ertragen kann, so sehr liebt ihn Gräfin Gabriela. Oder, besser gesagt, Gabriela's zur Schwärmerei geneigtes Gemüth findet in dem Wunder dieses Gesträuches das Mysterium der Liebe und des Todes selbst, das in der Nacht der Blüthe*) durch das schnelle Aufkeimen zum höchsten Moment der Seligkeit und ebenso schnelles Hinwelken gefeiert wird. Ihres tiefen Schmerzes, ihrer Verzweiflung unerachtet, kommt die Gräfin daher gewiß in das Gewächshaus, wo ich Dich verstecken werde. Sinne auf Mittel, Dich von Deinen Fesseln zu befreien! Entflieh dem Kerker! Doch Alles überlasse ich der Liebe und Deinem guten Stern. Du dauerst mich mehr als die Gräfin, und daher biete ich alle meine Kräfte auf, Dich zu Deinem Glück zu führen." —

Kaum hatte Fermino den Jüngling verlassen, als die Professorin zu ihm trat.

„Eugenius," sprach sie mit dem tiefen, niederschlagenden Ernst der ehrwürdigen Matrone, „Eugenius, es kann nicht länger zwischen uns so bleiben."

Da durchleuchtete den Jüngling wie ein jäher Blitz der Gedanke, daß sein Bund ja nicht unauflöslich sei, daß der Grund richterlicher Scheidung ja schon in dem Mißverhältniß der Jahre liege.

---

*) Der Cactus grandiflorus hat nur eine Nacht der Blüthe. — A. d. H.

„Ja," rief er im triumphirenden Hohn, „ja, Frau Professorin, Sie haben ganz Recht: Es kann zwischen uns nicht länger so bleiben. Vernichtet werde ein Verhältniß, das eine überwitzige Bethörung gebar und das mich fortreißt ins Verderben! Trennung, — Scheidung! Ich biete dazu die Hand."

Die Professorin erblaßte zum Tode; Thränen standen ihr in den Augen.

„Wie?" sprach sie mit zitternder Stimme, „mich, die Dich warnte, als Du die Ruhe, den innern Frieden der Seele vorzogst dem irren Treiben der Welt, — mich, Deine Mutter, willst Du preisgeben dem Spott, dem Hohngelächter der Bösen? Nein, Eugenius, das willst, das kannst Du nicht. Der Satan hat Dich verblendet. Gehe in Dich! — Doch ist es nun dahin gekommen, daß Du die Mutter, die Dich hegte und pflegte, die nichts wollte als Dein zeitliches, Dein ewiges Wohl, daß Du sie verachtest, von ihr willst? Ach, Eugenius, keines irdischen Richters wird es bedürfen, uns zu scheiden. Bald wird es geschehen, daß der Vater des Lichts mich abruft von dieser Welt des Grams und des Jammers. Wenn ich längst, von dem Sohne vergessen, im Grabe ruhe, dann genieße Deine Freiheit, alles Glück, das Dir die Täuschungen des irdischen Seins gewähren mögen!"

Ein Thränenstrom erstickte die Stimme der Professorin, die sich, das Schnupftuch vor den Augen, langsam entfernte.

So verstockt war des Jünglings Herz nicht, daß ihn der tödtende Schmerz der Professorin nicht hätte tief durchdringen sollen. Er sah es ein, daß jeder Schritt zur Trennung ihr mit dem Gefühl der erlittenen Schmach den Tod bringen mußte, und daß auf diese Weise nicht Freiheit zu erringen. Er wollte dulden, untergehen; doch — „Gabriela!" rief es im Innern, und der tiefste hämische Groll gegen die Alte fand wieder Raum in seiner Seele.

Letztes Capitel.

Es war eine dunkle, schwüle Nacht. Hörbar säuselte der Athem der Natur durch das schwarze Gebüsch, und wie feurige Schlangen strahlten Blitze am fernen Horizont. Die ganze Gegend um den Garten des Grafen erfüllte der wunderbare Geruch der aufgeblühten Fackeldistel. Trunken vor Liebe und brünstigem Verlangen, stand Eugenius vor dem Gatterthor. Endlich erschien Fermino, öffnete und führte ihn in das matt erleuchtete Gewächshaus, wo er ihn in einer dunkeln Ecke verbarg.

Nicht lange dauerte es, so erschien die Gräfin Gabriela, von Fermino und dem Gärtner begleitet. Sie stellten sich hin vor den blühenden Cactus grandiflorus, und der Gärtner schien sich weitläuftig auszusprechen über das wunderbare Gesträuch und über die Mühe und Kunst, mit welcher er es gepflegt. Endlich führte Fermino den Gärtner fort.

Gabriela stand wie in süße Träume versunken; sie seufzte tief. Dann sprach sie leise: „Könnt' ich leben — sterben wie diese Blüthe! — Ach, Eugenio!"

Da stürzte der Jüngling hervor aus seinem Versteck und warf sich nieder vor der Gräfin.

Sie stieß einen Schrei des Schrecks aus, — sie wollte entfliehen. Doch mit der Verzweiflung der Liebesgluth umfaßte sie der Jüngling, und auch sie umfing ihn mit den Lilienarmen. Kein Wort — kein Laut — nur glühende Küsse!

Tritte nahten; da drückte die Gräfin den Jüngling noch einmal fester an ihre Brust. „Sei frei, — sei mein! — Dich oder — Tod!" So lispelte sie, stieß dann den Jüngling sanft von sich und entfloh schnell in den Garten.

Betäubt, besinnungslos vor Entzücken fand Fermino den Freund.

„Habe ich Dir zu viel gesagt?" sprach Fermino endlich, als Eugenius erwacht schien. „Kann man glühender, inbrünstiger geliebt sein, als Du es bist? — Doch nach diesem begeisternden Augenblick der höchsten Liebesekstase muß ich

mein Freund, für Dein irdisches Bedürfniß sorgen. Unerachtet sich Liebende aus sonstigem leiblichen Genuß nicht eben viel zu machen pflegen, so laß es Dir doch gefallen, ehe Du, wenn der Morgen angebrochen, von hinnen gehst, etwas Stärkendes zu genießen!"

Eugenius folgte wie im Traum mechanisch dem Freunde, der ihn in das kleine Gemach führte, wo er ihn einst mit chemischen Operationen beschäftigt angetroffen hatte.

Er genoß etwas von den gewürzreichen Speisen, die er aufgetragen fand, und besser noch sagte ihm der feurige Wein zu, den Fermino ihm einnöthigte.

Gabriela und nur Gabriela war, wie man denken mag, der Inhalt des Gespräches, das Beide, Fermino und Eugenius, führten, und alle Hoffnung des süßesten Liebesglücks glühte auf in des Jünglings Brust.

Der Morgen war angebrochen; Eugenius wollte fort. Fermino begleitete ihn an das Gatterthor. Im Scheiden sprach Fermino: „Gedenke, mein Freund, der Worte Gabriela's: ‚Sei frei, — sei mein!' und fasse einen Entschluß, der Dich schnell und sicher zum Ziele führt! Schnell, sage ich; denn übermorgen mit dem Anbruch des Tages reisen wir vondannen."

Damit schlug Fermino das Gatterthor zu und entfernte sich durch einen Seitengang.

Halb entseelt, vermochte Eugenius sich nicht von der Stelle zu rühren. Fort, fort sollte sie, und er nicht folgen? — Vernichtet alle Hoffnung durch diesen jähen Blitzschlag? — Endlich lief er vondannen, den Tod im Herzen. Wilder und wilder gährte das Blut in seinen Adern, als er zurückgekommen in sein Haus; die Wände schienen über ihm einzustürzen; er lief hinab in den Garten. Er erblickte die schöne voll blühende Datura fastuosa. Jeden Morgen pflegte die Professorin, hingebeugt über die Blüthen, den balsamischen Wohlgeruch einzuziehen. Da stiegen die Gedanken der Hölle in ihm auf; der Satan wurde seiner mächtig: er holte die kleine Phiole hervor, die ihm Fermino Valles gegeben, und die er noch bei sich trug, öffnete sie und schüttete mit abgewandtem Gesicht das Pulver aus in den Blüthenkelch der Datura fastuosa.

Es war ihm nun, als stehe Alles um ihn her in hellem, loderndem Feuer. Weit von sich warf er die Phiole und rannte fort und immer weiter fort, bis er in dem nahe gelegenen Walde niedersank vor Ermattung. Sein Zustand glich dem des wirren Träumens. Da sprach die Stimme des Bösen in ihm: „Was harrst Du? Was weilst Du? Die That ist geschehen, Dein der Triumph. Du bist frei. Hin zu Ihr! Hin zu Der, die Du gewonnen um den Preis Deiner Seligkeit! Aber Dein ist alle höchste Lust, alles namenlose Entzücken des Lebens!“ —

„Ich bin frei, — sie ist mein!“ so schrie Eugenius laut, indem er sich aufraffte vom Boden und dann schnell fortrannte nach dem Garten des Grafen Angelo Mora.

Es war hoher Mittag worden; er fand das Gatterthor fest verschlossen, und Niemand kam auf sein Klopfen.

Er mußte sie sehen, sie in seine Arme fassen, alles Uebermaß des gewonnenen Glücks genießen im ersten Gefühl der theuer erkauften Freiheit. Der Drang des Augenblicks gab ihm ungewöhnliches Geschick; er überkletterte die hohe Mauer. Todtenstille herrschte im ganzen Garten; einsam waren die Gänge. Endlich glaubte Eugenius in dem Pavillon, dem er genaht, ein leises Flüstern zu vernehmen.

„Wenn sie es wäre!“ Mit süßer Angst des brünstigsten Verlangens durchbebte ihn der Gedanke. Näher und näher schlich er heran, — sah durch die Glasthüre und — erblickte Gabriela, freventlich sündigend, in Fermino's Armen.

Aufbrüllend wie ein wildes, vom Todesstreich getroffenes Thier stürzte er gegen die Thüre, daß sie zusammenbrach; aber in dem Augenblick faßten ihn auch die Eisschauer der Ohnmacht, und er sank bewußtlos nieder auf die steinerne Schwelle des Pavillons.

„Schafft den Wahnsinnigen fort!“ so schallte es ihm in die Ohren. Er fühlte sich mit Riesenkraft gepackt und hinausgeschleudert durch das Thor, das klirrend sich hinter ihm schloß.

Krampfhaft klammerte er sich fest an das Gatter, gräßliche Flüche und Verwünschungen ausstoßend gegen Fermino,

gegen Gabriela. — Da lachte es [illegible]
es war, als riefe eine Stimme: „Datura [illegible]
knirschend wiederholte Eugenius: „Datura [illegible]
plötzlich fiel ein Hoffnungsstrahl in seine Seele. [illegible]
sich empor und rannte in voller Hast zurück nach de[illegible]
in sein Haus. Auf der Treppe begegnete ihm Gretchen, [illegible]
sich tief entsetzte über sein gräßliches Aussehen. Die zersplit-
ternden Glasscheiben hatten sein ganzes Haupt verletzt; das
Blut floß ihm über die Stirne. Dazu kam sein verstörter
Blick, der Ausdruck des fürchterlichsten Aufruhrs im Innern,
von dem sein ganzes Wesen zeugte. Keines Wortes war das
holde Kind mächtig, als Eugenius, ihre Hand ergreifend,
mit wilder Stimme fragte: „Ist die Mutter im Garten ge-
wesen?“ — „Gretchen,“ rief er dann noch einmal in tödtender
Angst, „Gretchen, sei barmherzig! Rede, sprich: Ist die Mutter
im Garten gewesen?“ —

„Ach,“ erwiderte Gretchen endlich, „lieber Herr Eugenius,
die Mutter — nein, sie war nicht im Garten. Als sie eben
hinabgehen wollte, wurde ihr so ängstlich zu Muthe. Sie
fühlte sich krank, blieb oben, legte sich ins Bette.“ —

„Gerechter Gott!“ rief Eugenius, auf beide Kniee nieder-
stürzend und die Hände hoch erhebend, „gerechter Gott, Du
hast Erbarmen mit dem Verworfenen!“ —

„Aber,“ sprach Gretchen, „aber lieber Herr Eugenius, was
ist denn Furchtbares geschehen?“ Doch ohne zu antworten, lief
Eugenius hinab in den Garten, riß wüthend das todbringende
Gewächs aus der Erde und zertrat die Blüthen in den Staub.

Er fand die Professorin im sanften Schlummer. „Nein,“
sprach er zu sich selbst, „nein, der Hölle Macht ist gebrochen;
nichts vermag die Kunst des Satans über diese Heilige.“ Dann
ging er auf sein Zimmer; die gänzliche Erschöpfung brachte
ihm Ruhe.

Doch bald ging ihm wieder das entsetzliche Bild jenes
höllischen Truges auf, der ihm unabwendbares Verderben be-
reitet. Nicht anders glaubte er sein Verbrechen büßen zu
können als mit dem freiwilligen Tode. Doch Rache, furcht-
bare Rache sollte diesem Tode vorausgehen.

...n, unheilschwangern Ruhe, die dem ...e folgt, und in der erst die entsetzlichsten ...reifen pflegen, ging er hin, kaufte sich ein Paar ...ppelpistolen, Pulver und Blei, lud das Gewehr, ...es in die Tasche und wanderte hinaus nach dem Garten ...s Grafen Angelo Mora.

Das Gatterthor stand offen. Eugenius bemerkte nicht, daß es von Polizeisoldaten besetzt war; er wollte eben eintreten, als er sich von hinten erfaßt fühlte.

„Wo willst Du hin? Was willst Du thun?" so sprach Sever; denn Der war's, der den Freund festhielt.

„Trage ich", sprach Eugenius im Ton der düstern, auf Alles verzichtenden Verzweiflung, „das Kainszeichen auf der Stirn? Glaubst Du, daß ich auf dem Wege des Mordes daherschleiche?"

Sever faßte den Freund unter den Arm und zog ihn sanft fort, indem er sprach: „Frage mich nicht, mein geliebter Eugenius, woher ich Alles weiß; aber ich weiß es, daß man Dich durch die Künste der Hölle verlockt hat in die gefährlichsten Schlingen, daß ein satanischer Trug Dich bethörte, und daß Du Dich rächen willst an dem schändlichen Bösewicht. Doch Deine Rache kommt zu spät. Eben sind Beide, der angebliche Graf Angelo Mora nebst seinem saubern Helfershelfer, dem verlaufenen spanischen Mönch Fermino Valles, von Regierungs wegen verhaftet worden und befinden sich auf dem Wege nach der Residenz. In der angeblichen Tochter des Grafen hat man eine italienische Tänzerin erkannt, die im letzten Carneval sich bei dem Theater San Benedetto in Venedig befand."

Sever ließ dem Freunde einige Augenblicke Ruhe, sich zu fassen, und übte dann über ihn die Macht, die jedem festen, klaren Gemüth eigen.

Bei den sanften Vorstellungen, wie es eben der irdische Erbtheil des Menschen sei, daß er oft nicht widerstehen könne der bösen Verlockung, wie aber oft der Himmel ihn errette auf wunderbare Weise, und daß in dieser Rettung eben Sühne und Trost zu finden, erweichte sich der in Verzweiflung er-

starrte Sinn des Jünglings. Ein T
aus den Augen; er ließ es geschehen, da
Pistolen aus der Tasche zog und abdrückte in

Eugenius wußte selbst nicht, wie es sich bege
er plötzlich mit Sever vor dem Zimmer der Professorin
durchbebt von der Angst des Verbrechers.

Die Professorin lag erkrankt auf dem Bette. Doch lächelte sie beide Freunde mild an und sprach dann zu Eugenius: „Meine bösen Ahnungen haben mich nicht betrogen. Aus der Hölle hat Sie der Herr des Lichts errettet. Alles, lieber Eugenius, verzeihe ich; doch, o himmlischer Vater, darf ich denn von Verzeihen sprechen, da ich mich selbst anklagen muß? Ach, erst jetzt, erst in meinem hohen Alter muß ich es einsehen, daß der irdische Mensch festgehalten ist am Irdischen durch Bande, denen er sich nicht entwinden darf, da der Wille der ewigen Macht sie selbst geschlungen. Ja, Eugenius, es ist ein thörichter Frevel, die gerechten Ansprüche des Lebens, wie sie aus der Natur unsers Daseins entspringen, nicht gelten lassen zu wollen und hochmüthig zu glauben, man wäre über sie erhaben. Nicht Sie, Eugenius, ich allein habe gefehlt; ich will auch dafür büßen und den Spott der Bösen ertragen mit Geduld. — Werden Sie frei, Eugenius!"

Da kniete aber der Jüngling, ganz zerknirscht von der bittersten Reue, vor dem Bette nieder und schwur, indem er die Hand der Professorin mit Küssen und Thränen bedeckte, daß er nie lassen werde von der Mutter, daß er nur ganz in ihrer Frömmigkeit, in ihrem heiligen Frieden lebend Vergebung seiner Sünden hoffen dürfe.

„Sie sind mein guter Sohn," sprach die Professorin mit dem sanften Lächeln himmlischer Verklärung. „Bald, ich fühle es, bald wird Sie der Himmel belohnen."

Merkwürdig genug war es, daß der spanische Mönch dem Sever gleiche Schlingen gestellt hatte wie dem harmlosen Eugenius, der sich darin verfing, während der lebenskluge, verständige Sever sich ihnen leicht entzog. Freilich wollte es indessen auch ein günstiger Zufall, daß Sever über das zwei-

...geblichen Grafen Angelo Mora und
...ve aus der Residenz erhielt.
Graf und Fermino, waren nämlich nichts
geheime Emissäre des Jesuiten-Ordens, und be-
das Princip dieses Ordens, sich überall Anhänger
sichere Agenten zu verschaffen. Eugenius hatte die Auf-
merksamkeit des Mönchs nun gewiß zuerst durch seine Kenntniß der spanischen Sprache erregt. Fand nun der Mönch bei näherer Bekanntschaft, daß er es mit einem ganz unerfahrenen, harmlosen Jüngling zu thun habe, der noch dazu in ganz gezwungenen, dem Leben widerstreitenden Verhältnissen stehe, so mußte er eben diesen Jüngling für ganz bildungsfähig zu den Zwecken des Ordens achten. Ebenso bekannt ist es ferner, daß der Orden sich der seltsamsten Mystificationen bedient, um Anhänger zu werben. Nichts kettet aber fester als das Verbrechen, und Fermino glaubte daher mit Recht, sich des Jünglings nicht besser versichern zu können, als wenn er die schlummernde Leidenschaft der Liebe mit aller Gewalt weckte, die ihn dann führen sollte zur fluchwürdigen That. —

Bald, nachdem dies Alles geschehen, begann die Professorin immer mehr und mehr zu kränkeln. So wie der verstorbene Helms entschlummerte sie, da schon Bäume und Gebüsche entlaubt waren, sanft in Gretchens und Eugenius' Armen.

Aber als die Professorin schon zu Grabe getragen war, da kam der Gedanke an die gräßliche, fluchwürdige That, die er begangen, in Eugenius zurück. Blieb auch diese That selbst wirkungslos, so klagte sich doch Eugenius als den Mörder der Mutter an, und sein Inneres zerfleischten die Furien der Hölle.

Nur dem treuen Freunde Sever gelang es, den Verzweifelnden endlich zur Fassung zu bringen. Er versank in stillen, zerstörenden Gram, verließ nicht sein Zimmer, sah Niemanden und genoß kaum so viel, als zur Erhaltung nöthig.

Ein paar Wochen waren in der Art verflossen, als eines Tages Gretchen zu ihm hereintrat in Reisekleidern und mit bebender Stimme sprach: „Ich komme, von Ihnen Abschied

zu nehmen, lieber Herr Eugenius.
kleinen Städtchen, drei Meilen von hier,
aufnehmen. — Leben Sie . . ."

Sie vermochte nicht, zu endigen.

Da wand sich ein ungeheurer Schmerz los aus der
des Jünglings, und durch diesen Schmerz leuchtete plötzl
die Naphthaflamme der reinsten Liebe.

„Gretchen," rief er, „Gretchen, wenn Du mich verlässest, so sterbe ich den qualvollen Tod des verzweifelnden Sünders. Gretchen, — sei mein!"

Ach, mit welchem treuen Herzen hatte ihn, ohne es selbst zu ahnen, Gretchen längst geliebt! Halb ohnmächtig vor süßem Bangen, vor himmlischer Wonne, sank die Jungfrau dem Jüngling an die Brust.

Sever trat herein und sprach, als er die Seligen erblickte, ernst und feierlich: „Eugenius, Du hast den Engel des Lichts gefunden, der Dir den Frieden Deiner Seele wiedergeben wird, und selig wirst Du sein hienieden und dort."

Meister Johannes Wacht.

1822.

Zu der Zeit, als die Leute in der schönen freundlichen Stadt Bamberg, um mit dem bekannten Sprichwort zu reden, gut, d. h. unter dem Krummstab, wohnten, nämlich gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts, lebte daselbst ein Mann, der, dem Bürgerstande angehörend, in jeder Hinsicht selten und ausgezeichnet zu nennen war.

Er hieß Johannes Wacht und war seiner Profession nach ein Zimmermann.

Die Natur verfolgt, ihrer Kinder Schicksal erwägend und bestimmend, ihren eignen dunkeln, unerforschlichen Weg, und das, was Convenienz, was im beengten Leben geltende Meinungen und Rücksichten als wahre Tendenz des Seins feststellen wollen, ist ihr nur das vorwitzige Spiel sich weise dünkender bethörter Kinder. Aber der kurzsichtige Mensch findet oft in dem Widerspruch der Ueberzeugung seines Geistes mit jenem dunkeln Walten der unerforschlichen Macht, die ihn erst an ihrem mütterlichen Busen gehegt und gepflegt und ihn dann verlassen, eine heillose Ironie, und diese Ironie erfüllt ihn mit Grausen und Entsetzen, weil sie sein eigenes Ich zu vernichten droht.

Nicht die Paläste der Großen, nicht fürstliche Prunkgemächer wählt die Mutter des Lebens für ihre Lieblinge. So ließ sie unsern Johannes, der, wie der geneigte Leser es erfahren wird, wol einer ihrer begünstigtsten Lieblinge zu nennen, auf dem elenden Strohlager in der Werkstatt eines verarmten Drechslermeisters zu Augsburg das Licht der Welt erblicken. Die Frau starb vor Jammer und Noth gleich nach der Geburt des Kindes, und der Mann folgte ihr nach wenigen Monaten.

Der Rath mußte sich des hilflosen Knaben annehmen,

dem der erste Sonnenblick eines künftigen günstigen Geschickes aufging, als der Rathszimmermeister, ein wohlthätiger, ehrwürdiger Mann, es nicht zugab, daß das Kind, in dessen Antlitz, unerachtet es von Hunger entstellt, er dennoch Züge fand, die ihm gefielen, in einer öffentlichen Anstalt untergebracht werde, sondern es in sein Haus nahm, um es selbst mit seinen Kindern zu erziehen.

In unglaublich kurzer Zeit entwickelte sich nicht allein die Gestalt des Kindes, so daß man kaum glauben mochte, das kleine, unscheinbare Wesen in der Wiege sei wirklich die farb- und formlose Puppe gewesen, aus der wie ein schöner Schmetterling der lebendige, bildhübsche, goldgelockte Knabe hervorgegangen. Doch wichtiger schien, als mit dieser Anmuth der Gestalt sich bald bei dem Knaben eine Eminenz der Geistesfähigkeiten zeigte, die den Pflegevater sowol als seine Lehrer in Erstaunen setzte. Johannes wuchs in einer Werkstatt auf, aus der, da der Rathszimmermeister beständig mit den wichtigsten Bauten beschäftigt war, das Grandioseste hervorging, was das Handwerk zu liefern vermag. Kein Wunder, daß des Knaben Alles lebendig auffassender Sinn dadurch aufgeregt wurde und er sich mit ganzer Seele zu einer Profession hingezogen fühlte, deren Tendenz, in so fern sie Großes und Kühnes zu schaffen vermag, er in tiefer Seele ahnete. Man kann denken, wie diese Neigung des Knaben den Pflegevater erfreute; er fühlte sich dadurch bewogen, im Praktischen selbst sein sorgfältiger aufmerksamer Lehrmeister zu sein, so wie er den Knaben, da er zum Jüngling heranreifte, in Allem, was zum höhern Einsehen und Treiben des Handwerks gehört, wie z. B. in der Zeichenkunst, Architektur, Mechanik u. s. w., von den geschicktesten Meistern unterrichten ließ.

Vierundzwanzig Jahre war unser Johannes alt, als der alte Zimmermeister starb, und schon damals war sein Pflegesohn ein in allen Theilen seines Handwerks völlig erfahrener, durchaus geübter Geselle, der weit und breit Seinesgleichen suchte. Er trat zu der Zeit mit seinem treu verbundenen Kameraden Engelbrecht die gewöhnliche Wanderschaft an.

Genug weißt Du, geliebter Leser, aus der Jugendzeit des wackern Wacht, und es dürfte nur noch nöthig sein, mit kurzen Worten zu sagen, wie es kam, daß er in Bamberg ansässig und Meister wurde.

Als er nämlich nach langer Wanderung auf der Rückkehr in die Heimath mit seinem Kameraden Engelbrecht durch Bamberg kam, war man dort gerade mit der Hauptreparatur des bischöflichen Palastes beschäftigt, und zwar sollte eben an der Seite, wo die Mauern aus der Tiefe eines engen Gäßchens himmelhoch emporsteigen, ein ganz neuer Dachstuhl aus den größten, schwersten Balken gesetzt werden. Es galt eine Maschine, die, den möglich kleinsten Platz einnehmend, mit concentrirter Kraft die großen Lasten in die Höhe hob. Der fürstliche Baumeister, der auf ein Däuschen herzurechnen wußte, wie die Trajans-Säule in Rom zum Stehen gebracht*) und wie dabei hundert Fehler begangen worden, die er nimmermehr sich hätte zu Schulden kommen lassen, hatte auch wirklich eine Maschine, eine Art von Krahn, hergestellt, welche sehr hübsch aussah und von Allen als ein mechanisches Meisterstück gerühmt wurde. Als aber die Leute die Maschine in Bewegung setzen sollten, fand es sich, daß der Herr Baumeister auf lauter Simsone und Herculesse gerechnet hatte. Das Räderwerk gab ein gräßliches, kreischendes Jammergeschrei von sich; die eingehakten großen Balken blieben sitzen; die Arbeiter erklärten im Schweiß ihres Angesichts, daß sie lieber Holländerbäume**) die steilen Treppen hinauftragen, als in der Maschine die angestrengteste Kraft nutzlos vergeuden wollten, und dabei blieb es.

In einiger Entfernung schauten Wacht und Engelbrecht

*) Die Trajanssäule, 120 Fuß hoch, war dem Kaiser Trajan zu Ehren 114 n. Chr. aus 34 Marmorblöcken errichtet worden; sie brauchte daher nicht „zum Stehen gebracht" zu werden. H. meint den großen ägyptischen Obelisken, einen Monolithen, welchen Papst Sixtus V. im Jahre 1588 durch den Architekten Fontana vor der Peterskirche aufrichten ließ, nachdem er seit der Völkerwanderung im Schutt vergraben lag. —

**) So werden die größten und stärksten Stämme genannt, welche auf dem Main und Rhein nach Holland verflößt und dort zu Schiffsmasten verwendet werden. — A. d. H.

dem Wesen, oder vielmehr dem Unwesen, zu, und es mag sein, daß Wacht über die Unkenntniß des Baumeisters ein Wenig lächelte.

Ein eisgrauer Altgeselle erkannte an der Kleidung der Fremden das Handwerk, trat ohne Weiteres auf sie zu und fragte den Wacht, ob er das Ding mit der Maschine dort denn besser verstehe, da er so klug dreinsehe. „Ei nun", erwiderte Wacht ganz unbefangen, „ei nun, mit dem Besserverstehen ist es immer ein mißliches Ding; denn jeder Narr glaubt, er verstehe Alles am Allerbesten. Aber mich nimmt's nur Wunder, daß Ihr hier zu Lande die einfache Vorrichtung nicht kennt, welche das mit Leichtigkeit bewirkt, warum der Herr Baumeister dort vergebens die Leute sich abquälen läßt."

Den eisgrauen Altgesellen verschnupfte die kecke Antwort des jungen Menschen nicht wenig; er wandte sich murrend weg, und bald wußte Jeder, daß ein fremder junger Zimmergeselle den Baumeister mit sammt seiner Maschine verhöhnt und sich berühmt, eine wirksamere Vorrichtung zu kennen. Wie es in der Regel, achtete kein Mensch darauf, sondern der würdige Baumeister so wie die ehrliche Zimmermannszunft zu Bamberg meinten, Der aus der Fremde werde auch nicht alle Weisheit gefressen haben und alte erfahrene Meister eines Bessern belehren wollen. „Siehst Du nun wol, Johannes," sprach Engelbrecht zu seinem Kameraden, „wie Dein Vorwitz schon wieder die Leute, welche wir noch dazu als Handwerksgenossen begrüßen müssen, gegen Dich aufgebracht hat?" —

„Wer kann," erwiderte Johannes mit funkelndem Blick, „wer mag es ruhig ansehen, wenn das arme, bedauerungswürdige Handlangervolk ohne Noth über alle Gebühr geschunden und geplagt wird? Und wer weiß, was mein Vorwitz nicht noch für ersprießliche Folgen haben wird?" — Es traf wirklich so ein.

Ein einziger Mann von solch eminentem Geist, daß seinem Scharfblick kein noch so flüchtig hingeworfener Funke entging, faßte die Aeußerung des Jünglings, die ihm von dem Baumeister selbst als ein vorwitziges Wort eines jungen Kiek-in-die-Welt hinterbracht wurde, gar anders auf als die Uebrigen.

Dieser Mann war der Fürst-Bischof selbst.*) Er ließ den Jüngling vor sich kommen, um ihn näher über seine Aeußerung zu befragen, und wurde nicht wenig von seinem Anblick, von seinem ganzen Wesen in Erstaunen gesetzt. Der geneigte Leser muß erfahren, woher dies Erstaunen rührte, und es ist an der Zeit, von Johannes Wacht's ganzem Innern und Aeußern mehr zu sagen.

Johannes war, was Antlitz und ganze Gestalt betrifft, ein ausgezeichnet schöner Jüngling zu nennen, und doch erhielten diese edlen Züge, dieser majestätische Wuchs erst im männlicheren Alter die volle Bedeutung. Aesthetische Capitulare**) nannten den Johannes einen alten Römerkopf; ein jüngerer Domicellar,***) der auch im strengsten Winter ganz schwarz in Seide einherzugehen pflegte und der Schiller's „Fiesko" bereits gelesen, versicherte dagegen, Johannes Wacht sei der leibhaftige Verrina.

Nicht Schönheit und Anmuth der äußern Gestalt übt aber jenen geheimnißvollen Zauber, vermöge dessen manche hochbegabte Menschen Jeden, dem sie entgegentreten, auf der Stelle für sich einnehmen. Man fühlt in gewisser Art ihre Ueberlegenheit; aber dies Gefühl ist keineswegs, wie man denken sollte, lästig, sondern erregt, indem es den Geist erhebt, ein gewisses Behagen, das dem ganzen Innern unendlich wohlthut. Die vollkommenste Harmonie verbindet alle Theile des physischen und psychischen Organismus zum Ganzen, so daß die Erscheinung wie ein reiner Accord keinen Mißklang duldet. Diese Harmonie schafft jenen unnachahmlichen Anstand, jenes — man möchte sagen — Bequeme in der kleinsten Bewegung, worin sich das Bewußtsein der wahrhaften menschlichen Würde kundthut. Diesen Anstand lehrt kein Tanzmeister und kein Prinzenhofmeister, und er dürfte wol deshalb recht eigentlich der vornehme Anstand sein, weil ihn die Natur selbst als solchen gestempelt. Es ist hier nur noch

*) Gemeint ist der treffliche Franz Ludwig von Erthal, Bischof von 1779—1795. —

**) Aelterer Dom-, Stifts- und Capitelherr, canonicus major. —

***) Junger Domherr, domicellaris, canonicus minor. — A. d. H.

hinzuzufügen, daß Meister Wacht, unerschütterlich in Edelmuth, Treue und Bürgersinn, mit jedem Jahr mehr ein Mann des Volkes wurde. Er trug alle Tugenden, aber auch jene unbesiegbaren Vorurtheile in sich, die gewöhnlich die Schattenseite solcher Männer zu sein pflegen. Der geneigte Leser wird bald erfahren, worin diese Vorurtheile bestanden.

Erklärt möchte nun auch hinlänglich sein, warum des Jünglings Erscheinung auf den würdigen Fürst-Bischof solch einen ungewöhnlichen Eindruck machte. Lange betrachtete er den jungen stattlichen Handwerksmann schweigend mit sichtbarem Wohlgefallen; dann fragte er ihn über sein ganzes bisheriges Leben aus. Johannes antwortete auf Alles freimüthig und bescheiden und setzte zuletzt dem Fürsten mit überzeugender Klarheit auseinander, wie des Baumeisters Maschine vielleicht zu andern Zwecken tauglich, die beabsichtigte Wirkung aber niemals hervorbringen könne.

Auf die Aeußerung des Fürsten, ob Wacht sich wol getraue, selbst eine zweckmäßigere Maschine anzugeben, welche die Lasten emporbringe, erwiderte Dieser, daß er, um eine solche Maschine herzustellen, nur eines Tages, unter Hilfe seines Kameraden Engelbrecht und einiger geschickter und williger Handlanger, bedürfe.

Man kann denken, mit welcher boshaften Schadenfreude im Innern der Baumeister, und was ihm anhängig, den Morgen kaum erwarten konnten, an dem der vorlaute Fremde mit Schande und Spott nach Hause geschickt werden würde. Es kam aber anders, als wie es diese gutherzigen Leute gedacht und auch wol gewünscht hatten.

Drei zweckmäßig angebrachte, in der Wirkung ineinandergreifende Erdwinden, jede nur mit acht Arbeitern bemannt, hoben die schweren Balken so leicht bis zur schwindelnden Höhe des Daches, daß diese in den Lüften zu tanzen schienen. Seit diesem Augenblick war des braven, geschickten Handwerksmannes Ruf in Bamberg begründet. Der Fürst drang in in ihn, in Bamberg zu bleiben und das Meisterrecht zu erlangen, wozu er ihm selbst allen nur möglichen Vorschub leisten wolle. Wacht war zweifelhaft, unerachtet es ihm in

dem freundlichen, wohlfeilen Bamberg sehr wohl gefiel. Ansehnliche Bauten, die eben im Werke, legten für das Bleiben ein großes Gewicht in die Wagschale; den Ausschlag gab aber ein Umstand, der im Leben gar oft zu entscheiden pflegt. Johannes Wacht fand nämlich ganz unvermuthet in Bamberg die bildhübsche ehrsame Jungfrau wieder, die er vor mehreren Jahren in Erlangen gesehen und welcher er schon damals zu tief in die freundlichen blauen Augen geguckt hatte. Mit zwei Worten: Johannes Wacht ward Meister, heirathete die ehrsame Jungfrau aus Erlangen und brachte es durch Fleiß und Geschicklichkeit bald dahin, daß er ein artiges Haus, welches auf dem Kaulberge belegen, mit einem großen Hofraum nach den Bergen hinaus, kaufen und sich so ganz ansiedeln konnte.

Doch wem leuchtet unwandelbar im gleichen Glanz des Glückes freundlicher Stern? Der Himmel hatte beschlossen, unsern wackern Johannes einer Prüfung zu unterwerfen, der vielleicht jeder Andere, weniger stark an Geist, unterlegen sein würde. Die erste Frucht der glücklichsten Ehe war ein Sohn, der, ein herrlicher Jüngling, ganz in die Fußstapfen des Vaters treten zu wollen schien. Achtzehn Jahr war dieser Jüngling alt worden, als in einer Nacht nicht fern von Wacht's Hause ein bedeutendes Feuer ausbrach. Vater und Sohn eilten, ihrem Beruf gemäß, zur Dämpfung des Brandes herbei. Kühn kletterte der Sohn mit andern Zimmerleuten hinauf, um das brennende Dachgerippe, den Dachstuhl, so viel als möglich wegzuschlagen. Der Vater, der unten geblieben, um, wie es immer zu geschehen pflegte, das Einreißen und Löschen zu leiten, warf einen Blick hinauf, erkannte die entsetzliche Gefahr, schrie: „Johannes, Leute, herab, herab!" — Zu spät! Mit fürchterlichem Krachen stürzte die Brandmauer ein; — erschlagen lag der Sohn in den Flammen, die wie im gräßlichen Triumph stärker prasselnd emporloderten.

Doch nicht dieser entsetzliche Schlag allein sollte den armen Johannes Wacht treffen. Eine unvorsichtige Magd drang mit wüthendem Jammergeschrei in die Stube, wo die Hausfrau, erst halb genesen von einer zerstörenden Nervenkrankheit,

in Angst und Noth lag über das Feuer, dessen dunkelrother Widerschein sich an den Wänden spiegelte.

„Euer Sohn, Euer Johannes ist erschlagen! Begraben in den Flammen hat ihn mit seinen Kameraden die Brandmauer!“ so schrie die Magd.

Wie von jäher Gewalt getrieben, richtete sich die Hausfrau aus dem Bett hoch empor; doch tief aufseufzend, sank sie wieder zurück auf das Lager.

Der Nervenschlag hatte sie getroffen, — sie war todt. —

„Sehen wir nun,“ sprachen die Bürger, „wie Meister Wacht sein großes Leid tragen wird! Oft genug hat er uns gepredigt, daß der Mensch dem größten Unglück nicht erliegen, sondern sein Haupt emporhalten und mit der Kraft, die der Schöpfer in jedes Mannes Brust gelegt, dem bedrohlichen Verderben so lange widerstehen müsse, als dieses nicht augenscheinlich im ewigen Rath beschlossen. Laßt uns sehen, was er uns nun für ein Beispiel geben wird!“

Nicht wenig war man verwundert, als man zwar den Meister selbst nicht in der Werkstatt, wohl aber die ununterbrochene Thätigkeit der Gesellen wahrnahm, so daß nicht die mindeste Stockung entstand, sondern die begonnenen Werke so, als ob dem Meister kein Leid widerfahren, gefördert wurden.

„Engelbrecht,“ sprach der Meister an demselben Mittage, als er in der Frühe mit standhaftem Muthe, festen Schrittes, allen Trost, alle Hoffnung, die ihm sein Glaube, die wahrhafte Religion, die in seinem Innern festgewurzelt blieb, gewährte, in dem verklärten Antlitz, den Leichen seines Weibes und seines Sohnes gefolgt war, „Engelbrecht, es ist nun vonnöthen, daß ich mit meinem Gram, der mir das Herz abstoßen will, allein bleibe, damit ich vertraut mit ihm werde und mich gegen ihn ermanne. Du, Bruder, bist ja mein wackerer, thätiger Werkmeister und weißt wohl, was in acht Tagen zu thun ist; denn so lange schließ' ich mich in mein Kämmerlein.“

In der That verließ Meister Wacht acht Tage hindurch nicht seine Stube. Das Essen brachte die Magd anfangs unan-

gerührt wieder zurück, und man vernahm oft auf dem Hausflur seine leise, wehmüthige, tief ins Herz dringende Klage: „O mein Weib! O mein Johannes!“

Viele von Wacht's Bekannten waren der Meinung, daß man ihn durchaus dieser Einsamkeit nicht überlassen müsse, die ihn, da er beständig seinem Gram nachhänge, zerstören könne. Engelbrecht entgegnete indessen: „Laßt ihn gewähren! Ihr kennt meinen Johannes nicht. Schickte ihm die Macht des Himmels nach ihrem unerforschlichen Rathschluß diese harte Prüfung, so gab sie ihm auch die Kraft, sie zu überstehen, und jeder irdische Trost würde ihn nur verletzen. Ich weiß, auf welche Weise er sich herausarbeitet aus seinem tiefen Schmerz.“

Letzteres sprach Engelbrecht mit beinahe schlauer Miene, ohne sich weiter darüber auslassen zu wollen, was er damit meine. Die Leute mußten zufrieden sein und den unglücklichen Wacht in Ruhe lassen.

Acht Tage waren vergangen. Am neunten, und zwar an einem heitern Sommermorgen, früh um fünf Uhr, trat Meister Wacht ganz unvermuthet heraus in den Werkhof unter die Gesellen, die in voller Arbeit. Die Aexte, die Sägen sanken ihnen nieder, und halb wehmüthig riefen sie: „Meister Wacht, unser guter Meister Wacht!“

Mit heiterem Antlitz, auf dem die Spuren des überstandenen Grams den Ausdruck inniger Gutmüthigkeit bis zum rührendsten Charakter erhöhten, trat er unter seine Getreuen und verkündigte, wie der gütige Himmel den Geist der Gnade und des Trostes auf ihn herabgesandt, und wie er nun, gestärkt mit Muth und Kraft, seinen Beruf erfüllen werde. Er begab sich nach dem Gebäude, das in der Mitte des Hofes zum Aufbewahren des Handwerkszeuges, zum Aufzeichnen der Werke u. s. w. bestimmt war.

Engelbrecht, die Gesellen, Lehrburschen folgten ihm wie im Zuge. Als er eintrat, blieb er fest eingewurzelt stehen.

Man hatte im Schutt des abgebrannten Hauses die Axt des armen Johannes, welche an ganz entscheidenden Zeichen kennbar, mit halb verbranntem Stiel vorgefunden. Diese war

von seinen Kameraden hoch an der der Thüre gegenüber stehenden Wand befestigt und rund umher mit ziemlich roher Kunst ein Kranz von Rosen und Cypressen gemalt worden. Unter dem Kranz hatten sie aber Namen, Geburtsjahr ihres geliebten Kameraden so wie das Datum der unglückseligen Nacht seines gewaltsamen Todes gesetzt.

„Armer Hans," rief Meister Wacht, als er dies rührende Monument wahrhaft treuer Gemüther erblickte, und ein Thränenstrom stürzte ihm aus den Augen, „zum letzten Male erhobst Du jenes Werkzeug zum Wohl Deiner Brüder; aber Du ruhst im Grabe, und nimmer wirst Du mehr an meiner Seite in wackerer Thätigkeit tüchtige Werke fördern helfen!"

Damit ging Meister Wacht die Reihe umher, schüttelte jedem Gesellen, jedem Lehrburschen treuherzig die Hand und sprach: „Denkt an ihn!" — Alles ging nun wieder an die Arbeit; nur Engelbrecht mußte bei Wacht zurückbleiben.

„Sieh nur, mein alter Kamerad," sprach Wacht, „welchen wunderbaren Weg die ewige Macht gewählt hat, um mich mein großes Leid überstehen zu lassen! In den Tagen, als mich der Gram über Weib und Kind, die ich auf solch entsetzliche Weise verloren, ganz und gar zermalmen wollte, gab mir der Geist den Gedanken eines besonders künstlichen und zusammengesetzten Hängewerks ein, über welches ich schon lange gegrübelt, das mir aber nie ins Klare kommen wollte. Schau her!"

Damit rollte Meister Wacht die Zeichnung auf, an der er die Tage über gearbeitet hatte, und Engelbrecht erstaunte ebenso sehr über die Kühnheit und Originalität der Erfindung als über die ausnehmende Sauberkeit der vollendeten Arbeit. So künstlich, so sinnig war die Mechanik des Werkes angelegt, daß selbst der vielerfahrene Engelbrecht sich nicht gleich darein finden konnte, desto mehr aber in freudige Verwunderung ausbrach, als, nachdem ihm Meister Wacht das kleinste Detail des ganzen Baues erklärte, er sich von der Unfehlbarkeit des Gelingens in der Ausführung überzeugen mußte.

Wacht's ganze Familie bestand jetzt nur noch aus zwei

Töchtern; doch sollte dieser Hausstand gar bald vermehrt werden.

So arbeitsam, so geschickt auch Meister Engelbrecht sein mochte, doch gelang es ihm nicht, die niedrigste Stufe der Wohlhabenheit zu erlangen, welche gleich in der ersten Zeit Wacht's Unternehmungen krönte. Der ärgste Feind des Lebens, gegen den keine menschliche Kraft etwas vermag, lehnte sich gegen ihn auf, um ihn zu verderben, und verdarb ihn wirklich, nämlich Siechheit des Körpers. Er starb und hinterließ die Frau mit zwei Knaben in beinahe dürftigen Umständen. Die Frau begab sich in ihre Heimath, und Meister Wacht hätte gern beide Söhne in sein Haus genommen. Dies war aber nur mit dem ältesten, Sebastian, thunlich. Dieser war ein kräftiger, kluger Junge, der, zum Handwerk des Vaters geneigt, ein tüchtiger Zimmermann zu werden versprach. Eine gewisse Störrigkeit des Charakters, die zuweilen bis ans Bösartige zu grenzen schien, so wie ein gewisses rohes Wesen, oft bis zur Wildheit gesteigert, glaubte Wacht durch eine weise Erziehung besiegen zu können. Der jüngere Bruder, Namens Jonathan, war gerade das Gegentheil des ältern, ein kleines, bildhübsches, schwächliches Bübchen, dem die Milde und Herzensgüte aus den blauen Augen lachten. Diesen Knaben hatte schon bei Lebzeit des Vaters der ehrwürdige Doctor der Rechte so wie erster und ältester Advocat am Orte, Herr Theophilus Eichheimer, zu sich genommen, um ihn, da er einen vorzüglichen Geist so wie den entschiedensten Hang zu den Wissenschaften zeigte, zum Rechtsgelehrten zu erziehen.

Hier zeigte sich nun eines jener unbesiegbaren Vorurtheile unseres Wacht, von denen schon oben die Rede gewesen. Wacht trug nämlich die vollkommenste Ueberzeugung in sich, daß Alles, was man unter dem Namen Rechtsgelehrsamkeit verstehe, nichts Anderes als künstlich ergrübelte Menschensatzung sei, die nur dazu diene, das wahre Recht, das in jedes Tugendhaften Brust geschrieben stehe, zu verwirren. Konnte er die Einrichtung der Gerichtshöfe auch nicht geradehin verwerfen, so hatte er doch seinen ganzen Haß auf die Advocaten

geworfen, welche er insgesammt, wo nicht geradezu für elende Betrüger, doch für nichtswürdige Menschen hielt, die mit dem Heiligsten und Ehrwürdigsten auf der Welt schändlichen Wucher trieben.

Man wird sehen, wie der verständige, sonst alle Lebensverhältnisse klar durchschauende Wacht in diesem Punkt dem Rohesten aus dem gemeinen Volke glich. Daß er fürs Andere unter den Anhängern der katholischen Kirche keine Frömmigkeit, keine Tugend statuirte, daß er keinem Katholiken traute, möchte ihm eher zu verzeihen sein, da er in Augsburg die Grundsätze eines beinahe fanatischen Protestantismus eingesogen. Man kann denken, wie es dem Meister Wacht das Herz zerschnitt, den Sohn seines treuesten Freundes eine Laufbahn beginnen zu sehen, die er so tief verabscheute.

Doch war ihm des Verstorbenen Wille heilig, und es war so viel gewiß, daß der schwächliche Jonathan nicht zu irgend einem Handwerk, das nur einigermaßen körperliche Kraft erforderte, erzogen werden konnte, so wie daß, wenn der alte Herr Theophilus Eichheimer mit dem Meister über das göttliche Geschenk der Wissenschaften sprach und dabei den kleinen Jonathan als einen frommen, verständigen Knaben lobte, der Meister in dem Augenblick den Advocaten, die Rechtsgelehrsamkeit und sein Vorurtheil vergaß. Meister Wacht hatte seine ganze Hoffnung darauf gestellt, daß Jonathan, des Vaters Tugenden im Herzen, ein Metier in dem Augenblick verlassen werde, als er, an Jahren gereift, dessen ganze Schändlichkeit einzusehen im Stande.

War Jonathan ein stiller, frommer, dem häuslichen Studiren ergebener Junge, so trieb es Sebastian desto ärger mit ausgelassenem, tollem Wesen. Da er aber rücksichts seines Handwerks ganz der Vater wurde und an dem Fleiß so wie an der Nettigkeit seiner Arbeit nie etwas auszusetzen war, so maß Meister Wacht die bisweilen doch zu argen Streiche dem ungeläuterten Feuer der aufbrausenden Jugend bei, vergab sie dem Jüngling und meinte, er werde sich auf der Wanderschaft wol die Hörner ablaufen.

Diese Wanderschaft trat Sebastian bald an, und Meister

Wacht hörte auch nicht früher etwas von ihm, als bis er, majorenn geworden, von Wien aus sich sein kleines väterliches Erbtheil ausbat, welches ihm Meister Wacht von Heller zu Pfennig übersandte, und worüber er eine von den Gerichten zu Wien ausgefertigte Quittung erhielt.

Eben eine solche Verschiedenheit der Gemüthsart, welche die Söhne Engelbrecht's trennte, fand auch bei Wacht's beiden Töchtern statt, von denen die älteste Nettel,*) die jüngere aber Nanni**) geheißen.

In aller Eile kann hier bemerkt werden, daß nach der allgemein in Bamberg herrschenden Meinung der Vorname Nanni der allerschönste und herrlichste ist, den ein Mädchen führen kann. Frägst Du daher, geliebter Leser, in Bamberg ein hübsches Kind: „Wie heißen Sie, mein süßer Engel?" so wird die Holde verschämt die Augen niederschlagen, an der schwarzseidenen Schürze zupfen und etwas erröthend freundlich lispeln: „I nu, Nanni, Ihr Gnoden!"

Nettel, Wacht's älteste Tochter, war ein kleines, rundes Ding mit hochrothen Wangen und recht freundlichen schwarzen Aeugelein, mit denen sie in den Sonnenschein des Lebens, wie er ihr aufgegangen, keck hineinschaute, ohne zu blinzeln. Sie war rücksichts ihrer Bildung und ihres ganzen Wesens auch nicht eine Linie hoch über die Sphäre des Handwerks gestiegen. Sie klatschte mit den Basen, putzte sich gern, wiewol in bunten Staat ohne Geschmack; ihr eigentliches Element, worin sie lebte und webte, war aber die Küche. Keiner, auch nicht der ausgelernteften Köchin weit und breit konnte Hasen- und Gänsepfeffer so schmackhaft gerathen; über die Sülzen herrschte sie nach freier Willkür, und z. B. Mirschieg, Keeskohl***) bereitete Nettel's kunstreiche Hand ohne Gleichen, da ein feiner, untrüglicher Sinn sie über das plus oder minus des Fettes auf der Stelle entscheiden ließ; auch ihre Krapfen†)

*) Koseform für Margaretha (sonst Grethel). —
**) Desgleichen für Anna, Nanette. —
***) Fränkisch für Wirsing- und Käsekohl (= Blumenkohl). —
†) Schmalzkuchen. — A. d. H.

spotteten der wohlgerathensten Erzeugnisse der luxuriösesten Kirchweihen.

Vater Wacht war mit der Kochkunst seiner Tochter sehr wohl zufrieden und meinte einmal, es sei unmöglich, daß der Fürst-Bischof schmackhaftere Schunkennudeln*) auf seiner Tafel haben könne. Das ging denn nun der guten Rettel so tief ins freudige Herz, daß sie im Begriff stand, eine gewaltige Schüssel mit besagten Schunkennudeln, und zwar an einem Festtage, dem Fürst-Bischof aufs Schloß zu schicken. Zum Glück kam Meister Wacht zeitig genug dahinter und verhinderte unter herzlichem Lachen die Ausführung des kühnen Gedankens.

War die kleine, dicke Rettel eine tüchtige Wirthschafterin, eine perfecte Köchin und dabei die Gutmüthigkeit, kindliche Treue und Liebe selbst, so mußte sie Vater Wacht als ein wohlgerathenes Kind recht zärtlich lieben.

Geistern von Wacht's Art ist indessen trotz ihres Ernstes wol eine gewisse ironische Schalkheit eigen, die sich im Leben anmuthig bewegt bei irgend einem Anstoß, so wie der tiefe Bach den über ihn hinwegstreifenden Windhauch mit silbernen spielenden Wellen begrüßt.

Es war nicht anders möglich, als daß Rettelchen mit ihrem ganzen Wesen diese Schalkheit oft anregen mußte, und so erhielt das ganze Verhältniß mit der Tochter oft eine seltsam nuancirte Farbe. Der geneigte Leser wird künftig Beispiele von der Art genug erfahren; vor der Hand mag nur eines hier stehen, welches lustig genug zu nennen. In Meister Wacht's Hause fand sich ein stiller, hübscher junger Mann ein, der bei der fürstlichen Kammer angestellt war und sein reiches Auskommen hatte. Er freite nach gerader deutscher Sitte bei dem Vater um die älteste Tochter, und Meister Wacht konnte, ohne dem jungen Mann und seiner Rettel Unrecht zu thun, nicht umhin, ihm den Zutritt in sein Haus zu verstatten, damit er Gelegenheit finde, sich um Rettel's Zuneigung zu bewerben. Rettel, von des Mannes

*) Ein fränkisches Gericht aus Nudeln mit Schinkenschnitten. — A. d. H.

Absicht unterrichtet, sah ihn mit gar freundlichen Augen an, in denen man zuweilen lesen konnte: „Zu unserer Hochzeit, Liebster, back' ich die Kuchen selbst."

Dem Meister Wacht war diese Zuneigung seiner Tochter gar nicht recht, weil ihm der bischöfliche Herr Kastner gar nicht recht war.

Fürs Erste war der Mann natürlicherweise Katholik; fürs Zweite glaubte Wacht bei näherer Bekanntschaft an dem Herrn Kastner ein gewisses schleichendes, zurückhaltendes Wesen wahrzunehmen, das auf einen befangenen Geist schließen ließ. Gern hätte er den unangenehmen Freier wieder aus dem Hause entfernt, ohne jedoch der Rettel wehe zu thun. Meister Wacht beobachtete sehr scharf und wußte seine Beobachtungen schlau und verständig zu nutzen. So hatte er wahrgenommen, daß der Herr Kastner sich nicht viel aus gut bereiteten Speisen machte, sondern Alles ohne sonderlichen Geschmack und noch dazu auf etwas widerwärtige Weise hinunterschluckte. Eines Sonntags, als, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegte, der Herr Kastner bei dem Meister Wacht zu Mittag aß, begann Dieser, jede Speise, welche die geschäftige Rettel auftragen ließ, gar sehr zu loben und zu preisen, und forderte den Herrn Kastner nicht allein auf, in dieses Lob einzustimmen, sondern fragte auch besonders, was er von dieser oder jener Bereitung der Speisen halte. Der Herr Kastner versicherte aber ziemlich trocken, er sei ein mäßiger, nüchterner Mann und von Jugend auf an die äußerste Frugalität gewöhnt. Mittags genüge ihm ein Löffelchen Suppe und ein Stücklein Ochsenfleisch; nur müsse dieses hart gekocht sein, da es so, in geringer Quantität genossen, mehr sättige und man sich den Magen mit großen Bissen nicht zu überladen brauche; zur Nacht sei er gewöhnlich mit einer Untertasse guten Eierschmalzes*) und einem geringen Schnäpschen abgefunden, übrigens ein Glas Bier extra um sechs Uhr abends, wo möglich in der schönen Natur genossen, sein ganzes Labsal. Man kann denken, mit welchen Blicken

*) Rührei. — A. d. H.

Rettelchen den unglückseligen Kastner ansah. Und doch sollte das Aergste noch geschehen. Es wurden bayerische Dampfnudeln**) aufgetragen, die hoch, hoch angeschwollen, das Meisterstück der Tafel schienen. Der frugale Herr Kastner nahm sein Messer und zerschnitt die Nudel, die ihm zu Theil worden, mit der ruhigsten Gleichgiltigkeit in viele Stücke. Rettel stürzte mit einem lauten Jammergeschrei zur Thüre hinaus.

Der mit der Behandlung bayerischer Dampfnudeln unbekannte Leser mag erfahren, daß sie beim Genuß geschickt zerrissen werden müssen, da sie zerschnitten allen Geschmack verlieren und die Ehre der Köchin zu Schanden machen.

Rettel hielt von dem Augenblicke an den frugalen Herrn Kastner für den abscheulichsten Menschen unter der Sonne. Meister Wacht widersprach ihr keineswegs, und der wilde Bilderstürmer im Gebiete der Kochkunst hatte die Braut auf immer verloren. —

Hat der kleinen Rettel buntes Bild beinahe zu viel Worte gekostet, so werden dem geneigten Leser ein paar Züge hinreichen, sich Antlitz, Gestalt, ganzes Wesen der holden, anmuthigen Nanni ganz vor Augen zu bringen.

Im südlichen Deutschland, vorzüglich in Franken, und zwar beinahe nur ausschließlich in der Bürgerklasse, trifft man solche feine, zierliche Gestalten, solche liebliche, fromme Engelsgesichtlein, süße Sehnsucht des Himmels in den blauen Augen, des Himmels Lächeln auf den Rosenlippen, daß man wol gewahrt, wie die alten Maler die Originale zu ihren Madonnen nicht weit suchen durften. So ganz diese Gestalt, dies Antlitz, dies Wesen war die Erlanger Jungfrau, welche Meister Wacht freite, und Nanni ihr treuestes Ebenbild.

Die Mutter war rücksichts der zartesten Weiblichkeit, rücksichts der wohlthuenden Bildung, die nichts ist als der richtige Tact des Lebens, ganz das, was den Meister Wacht als Mann charakterisirte.

Weniger ernst und fest als die Mutter mochte die Tochter

*) Eine durch Dampf gekochte Mehlspeise in Kugelgestalt. — A. d. H.

sein, dafür aber die Lieblichkeit selbst, und man hätte ihr nur vorwerfen können, daß ihr weibliches Zartgefühl, eine Empfindsamkeit, die einer verschwächten Organisation zuzuschreiben und sich daher leicht bis zur weinerlichen Empfindelei steigert, sie fürs Leben zu verletzbar machte.

Meister Wacht konnte das liebe Kind nicht ohne Rührung ansehen und liebte es auf eine Weise, die sonst einem starken Gemüth eben nicht eigen.

Es konnte sein, daß Meister Wacht die zarte Nanni von Hause aus ein Wenig verzärtelte; wodurch aber jene oft in süßliche Empfindelei ausartende Zartheit ganz besonders Stoff und Nahrung erhielt, wird sich sehr bald zeigen.

Nanni kleidete sich gern höchst einfach, jedoch in die feinsten Zeuge und nach einem Schnitt, der über die Sphäre ihres Standes hinaus ging. Wacht ließ sie gewähren, da so gekleidet das holde Kind gar zu hübsch und anmuthig aussah.

Ganz geschwinde muß hier ein Bild vertilgt werden, das dem Leser aufgehen könnte, der vor langen Jahren in Bamberg war, und der an den abscheulichen geschmacklosen Kopfputz denkt, der damals die hübschesten Gesichter der Mädchen entstellte: eine glatte, an den Kopf schließende Haube, die nicht das kleinste Löckchen zum Vorschein kommen ließ, ein schwarzes, nicht zu breites, an der Stirne festschließendes Band, das hinten tief im Nacken mit einer höchst servilen Schleife zusammenfuhr.

Später ward dieses Band breiter und breiter, bis es die unbillige Breite von beinahe einer halben Elle erreichte, deshalb besonders in der Fabrik bestellt werden mußte und, mit hartem Carton*) gefüttert, wie eine Thurmhaube emporstieg. Eine Schleife, die vermöge ihrer weit über die Achseln ragenden Breite den ausgespannten Flügeln eines Adlers glich, saß gerade über dem Nackengrübchen. An den Schläfen und bei den Ohren schlängelten sich kleine Löckchen hervor, und mancher

*) Pappendeckel. — A. d. H.

kecken Bamberger Incroyable*) stand diese Tracht seltsam und anmuthig genug.

Einen sehr pittoresken Anblick gab es, wenn man von hinten einen Leichenzug erblickte, der sich eben in Bewegung setzte. Es ist Sitte in Bamberg, daß die Bürger zur Leichenfolge eines Verstorbenen durch die sogenannte Todtenfrau eingeladen werden, die ihre Einladung mit kreischender Stimme im Namen des Verstorbenen, wie z. B. „Der Herr ꝛc., die Frau ꝛc. läßt sich die letzte Ehre ausbitten," auf der Straße vor dem Hause eines Jeden abschreit. Die „Fra Bosen"**) und die jungen Madels, die sonst wenig ins Freie kommen, unterlassen es nicht, sich in großer Anzahl einzufinden, und wenn sich nun der Zug der Weiber zu bewegen anfängt und der Wind sich in die großen Schleifen setzt, so ist es nicht anders, als wenn ein ganzes Heer von schwarzen Raben oder Adlern jählings wach werde nnd den rauschenden Flug beginnen wolle.

Der geneigte Leser wird daher gebeten, sich die hübsche Nanni in keinem andern Kopfputz als in einem niedlichen Erlanger Häubchen zu denken. —

So widerwärtig es auch dem Meister Wacht war, daß Jonathan dem Stande angehören sollte, den er haßte, so ließ er dies doch den Knaben so wie später den Jüngling keineswegs entgelten. Er sah es vielmehr gern, daß der stille, fromme Jonathan sich nach vollendetem Tagewerk jedesmal bei ihm einfand und die Abende mit seinen Töchtern und der alten Barbara zubrachte. Dabei schrieb Jonathan die schönste Hand, die man nur sehen konnte, und es machte dem Meister Wacht, der eine schöne Handschrift liebte, nicht geringe Freude, als seine Nanni, zu deren Schreibmeister sich Jonathan selbst erkoren, nach und nach dieselbe zierliche Schrift zu schreiben begann wie ihr Meister.

Meister Wacht war an den Abenden entweder in seinem

*) Modenärrin, (nach der Bezeichnung der französischen Revolutionszeit). —

**) Mundartlich für Frau Basen. — A. d. H.

Arbeitszimmer beschäftigt, oder er besuchte manchmal ein Bierhaus, in welchem er seine Handwerksgenossen und auch die Herren vom Rath antraf und nach seiner Art mit seltenem Geist die Gesellschaft belebte. Im Hause ließ indessen Barbara den Spinnrocken wacker schnurren, während Rettel die Wirthschaftsrechnung fertig schrieb, über die Bereitung neuer unerhörter Schüsseln nachsann oder mit lautem Lachen der Alten wiedererzählte, was diese, jene „Fra Bos" ihr heute vertraut. Und der Jüngling Jonathan?

Der saß mit Nanni am Tisch, und die schrieb und zeichnete auch wol unter seiner Leitung. Und doch — Schreiben und Zeichnen ist für den ganzen Abend ein herzlich langweiliges Ding. So geschah es denn, daß Jonathan oftmals ein sauber gebundenes Buch aus der Tasche zog und der schönen empfindsamen Nanni mit leiser, süß lispelnder Stimme vorlas.

Jonathan hatte durch den alten Eichheimer die Gönnerschaft des jungen Domicellar erworben, der den Meister Wacht einen wahrhaften Verrina genannt hatte. Der Domicellar Graf von Köfel war ein schöner Geist und lebte und webte in Goethe's und Schiller's Werken, die damals wie glanzvolle, Alles überstrahlende Meteore am Horizont des literarischen Himmels aufzusteigen begannen. Er glaubte mit Recht, in dem jungen Schreiber seines Anwaltes eine gleiche Tendenz zu entdecken, und fand seine besondere Freude daran, ihn dadurch, daß er ihm nicht allein jene Werke mittheilte, sondern dieselben mit ihm auch gemeinschaftlich durchlas, mit sich ganz zu assimiliren.

Des Grafen ganzes Herz gewann aber Jonathan dadurch, daß er die Verse, welche der Graf im Schweiße seines Angesichts aus wohlklingenden Phrasen zusammendrechselte, vortrefflich fand und zu des Grafen unaussprechlichem Vergnügen sattsam davon erbaut und gerührt wurde. Wahr ist's indessen, daß Jonathan's ästhetische Bildung wirklich durch den Umgang mit dem geistreichen und nur etwas überspannten Grafen gewann.

Der geneigte Leser weiß nun, was für Bücher Jonathan

bei der hübschen Nanni aus der Tasche zog und ihr daraus vorlas, und kann selbst ermessen, wie Schriften der Art ein Mädchen, geistig so organisirt wie Nanni, anregen mußten.

„Stern der dämmernden Nacht!"*)

Wie flossen Nanni's Thränen, wenn der liebenswürdige Schreiber also dumpf und feierlich begann!

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß junge Leute, die oft zärtliche Duette zusammen singen, sich selbst sehr leicht in die Personen der Duettisten umsetzen und besagte Duette für die Melodie und den Text des ganzen Lebens halten, so wie der Jüngling, der einem Mädchen einen zärtlichen Roman vorliest, sehr leicht der Held des Stückes wird, während das Mädchen sich in die Rolle der Geliebten hinüberträumt.

Bei solch gleichgestimmten Gemüthern wie Jonathan und Nanni hätte es nicht einmal solcher Anregungen bedurft, um zu einander in Liebe zu kommen.

Die Kinder waren ein Herz und eine Seele, die Jungfrau, der Jüngling nur eine rein und unauslöschlich emporlodernde Liebesflamme. Vater Wacht hatte von diesem Liebesverständniß seiner Tochter auch nicht die leiseste Ahnung. Er sollte indessen bald Alles erfahren.

Jonathan hatte es durch unermüdeten Fleiß und wahrhaftes Talent in kurzer Zeit dahin gebracht, daß sein Rechtsstudium für vollendet geachtet und er zur Advocatur gelassen werden konnte, welches denn auch wirklich geschah.

Er wollte mit dieser frohen Nachricht, die ihm seinen Standpunkt im Leben sicherte, eines Sonntags den Meister Wacht überraschen. Doch wie erbebte er vor Entsetzen, als Wacht ihn mit einem flammensprühenden Blick — nie hatte er ihn so aus des Vaters Augen hervorblitzen sehen, — durchbohrte.

„Was," rief Vater Wacht mit einer Stimme, daß die Wände erdröhnten, „was, Du elender Taugenichts! Die Natur hat Deinen Körper vernachlässigt, aber Dich mit herrlichen Geistes-

*) Anfang von Goethe's Uebersetzung eines Gesanges Ossian's; siehe Leiden des jungen Werther's (Werke, Hempel'sche Ausg., Th. 14, S. 112 ff.). — A. d. H.

gaben reichlich geschmückt, und diese willst Du wie ein hinterlistiger Bösewicht mißbrauchen auf schändliche Weise und so das Messer gegen Deine eigene Mutter kehren? Mit dem Recht willst Du Handel treiben wie mit einer feilen schnöden Waare auf öffentlichem Markt und es zuwägen mit falscher Wage dem armen Bauer, dem gedrückten Bürger, der vor des starren Richters Polsterstuhl vergebens winselt, und Dich zahlen lassen mit dem blutigen Heller, den der Arme Dir, in Thränen gebadet, hinreicht? Mit lügnerischen Menschensatzungen willst Du Dein Hirn anfüllen und Lug und Trug treiben wie ein einträgliches Handwerk, wovon Du Dich mästest? Ist denn alle Tugend des Vaters aus Deinem Herzen gewichen?

„Dein Vater . . . Du heißest Engelbrecht? — Nein, wenn ich Dich so nennen höre, so will ich nicht glauben, daß es der Name meines Kameraden sei, der die Tugend und Rechtschaffenheit selbst war, sondern daß der Satan im äffenden Spott der Hölle den Namen über seinem Grabe hinrufe und so die Menschen verführe, den jungen lügnerischen Rechtsbuben wirklich für den Sohn des wackern Zimmermanns Gottfried Engelbrecht zu halten! — Fort! — Nicht mehr mein Pflegesohn, — eine Schlange, die ich von meinem Busen reiße! — Ich verstoße . . ."

In dem Augenblick stürzte Nanni mit einem kreischenden, die Brust zerreißenden Jammergeschrei dem Meister Wacht zu Füßen.

„Vater!" rief sie, ganz aufgelöst in wildem Schmerz und trostloser Verzweiflung, „Vater, wenn Du ihn verstößest, so verstößest Du auch mich, mich, Deine liebe Tochter. Er ist mein, mein Jonathan; nicht lassen kann ich von ihm in dieser Welt."

Ohnmächtig schlug die Arme mit dem Kopf gegen den Wandschrank, daß Blutstropfen die zarte weiße Stirn benetzten. Barbara und Rettel sprangen herbei und brachten die Ohnmächtige auf das Kanapee. Jonathan stand da, erstarrt, wie vom Blitz getroffen, nicht der leisesten Bewegung mächtig.

Es möchte schwer sein, die Bewegung zu beschreiben, die von innen heraus sich auf Wacht's Antlitz kundthat. Statt der Flammenröthe überzog jetzt Leichenblässe das Gesicht, — ein dunkles Feuer glühte nur noch in den stieren Augen; — kalter Todesschweiß schien auf seiner Stirne zu stehen. Er starrte einige Augenblicke schweigend vor sich hin; dann machte sich die gepreßte Brust Luft, und er sprach mit seltsamem Ton: „Das war es also!" — Langsam schritt er dann nach der Thüre, in der er noch einmal stehen blieb und halb zurückgewandt den Weibern zurief: „Spart nicht Kölnisches Wasser, und die Faxen sind bald vorüber!"

Bald darauf sah man den Meister zum Hause hinaus schnell nach den Bergen wandeln.

Man kann denken, in welches tiefe Herzeleid die Familie versenkt war. Rettel und Barbara konnten eigentlich gar nicht begreifen, was denn Entsetzliches vorgegangen, und es wurde ihnen dann erst recht angst und bange, als der Meister, wie er es noch niemals gethan, nicht zum Essen wiederkehrte, sondern bis spät in die Nacht ausblieb.

Dann hörte man ihn kommen, die Hausthüre aufmachen, heftig zuwerfen, die Treppe mit starken Schritten hinaufsteigen und sich in seine Stube einschließen.

Die arme Nanni erholte sich bald wieder und weinte still vor sich hin. Jonathan ließ es aber an wilden Ausbrüchen trostloser Verzweiflung nicht fehlen und sprach auch mehrmals vom Erschießen; — ein Glück, daß Pistolen eben nicht zum Mobiliar junger empfindsamer Advocaten nothwendig gehören oder wenigstens, befinden sie sich darunter, gewöhnlich kein Schloß haben oder sonst nicht im Stande sind!

Nachdem Jonathan einige Straßen durchrannt wie ein toller Mensch, führte ihn instinctmäßig sein Lauf zu seinem hohen Gönner, dem er sein ganzes unerhörtes Herzeleid unter den Ausbrüchen des wüthendsten Schmerzes klagte. Es darf kaum hinzugefügt werden, so sehr versteht es sich von selbst, daß der junge verliebte Advocat nach seinen verzweiflungsvollen Betheuerungen der erste und einzige Mensch auf der ganzen Erde war, dem solch Ungeheures geschehen, weshalb

er denn auch das Schicksal und alle feindlichen Mächte, als nur gegen ihn verschworen, anklagte.

Der Domicellar hörte ihn ruhig und mit einer gewissen Theilnahme an, die indessen doch das ganze Gewicht des Schmerzes, wie es der Advocat zu fühlen wähnte, nicht zu erwägen schien.

„Mein lieber junger Freund," sprach der Domicellar, indem er den Advocaten freundlich bei der Hand nahm und ihn zu einem Sessel führte, „ich habe bisher den Herrn Zimmermeister Johannes Wacht für einen in seiner Art großen Mann gehalten; ich sehe aber jetzt ein, daß er dabei auch ein sehr großer Narr ist. Große Narren sind wie stätische Pferde, — man bringt sie schwer zur Wendung; ist dieses aber gelungen, so traben sie den geebneten Weg lustig fort. Des heutigen bösen Auftritts halber, des unsinnigen Zorns des Alten unerachtet, dürfet Ihr die schöne Nanni keineswegs aufgeben. Doch ehe wir über Euren in der That anmuthigen und romanesken Liebeshandel weiter reden, laßt uns hier ein kleines Frühstück zu uns nehmen! Ihr seid um den Mittag bei dem alten Wacht gekommen, und ich dinire erst um vier Uhr in Seehof."*)

Auf dem kleinen Tisch, an dem Beide, der Domicellar und der Advocat, saßen, war in der That ein gar appetitliches Frühstück aufgetragen. Bayonner Schinken, rund umher mit Scheiben portugiesischer Zwiebeln garnirt, ein kaltes gespicktes Rebhuhn von der rothen Art, mithin auch ein Fremdling, in rothem Wein gekochte Trüffeln, ein Teller mit Straßburger Gänseleberpastete, zuletzt ein Teller mit echtem Strachino**) und ein anderer mit Butter, so gelb und glänzend wie die Maiblumen selbst.

Der geneigte Leser, der nach Bamberg kommt und dergleichen appetitliche Butter liebt, wird sich freuen, sie auf das Schönste und Reinste zu erhalten, zugleich sich aber ärgern,

*) Ein Dorf, eine Stunde von Bamberg entfernt, mit großem, schönem Garten und dem Lustschloß Marquardsburg. —

**) Eine fette, weiche Käseart aus der Lombardei. — A. d. H.

wenn er erfährt, daß sie von den Einwohnern aus übertriebener Wirthschaftlichkeit zu einem Schmalz eingeschmolzen wird, das gewöhnlich ranzig schmeckt und alle Speisen verdirbt.

Dazu perlte in einer schön geschliffenen Krystallflasche edler Champagner von der nicht mousfirenden Sorte. Der Domicellar, der die vorgebundene Serviette, mit der er den Advocaten empfangen, gar nicht losgeknüpft hatte, legte, nachdem der Kammerdiener ein zweites Couvert schnell herbeigebracht, dem verzweiflungsvollen Liebhaber die schönsten Bissen vor, schenkte ihm Wein ein und langte dann selbst tapfer zu. Es hat Jemand einmal frech genug behauptet, daß der Magen mit dem ganzen übrigen physischen Theil des Menschen al pari stehe. Das ist eine gottlose, abscheuliche Meinung; aber so viel ist gewiß, daß der Magen oft als despotischer Tyrann oder ironischer Mystifikant seinen eigenen Willen durchsetzt.

Das geschah eben jetzt.

Denn instinctmäßig, ohne daran deutlich zu denken, hatte der Advocat in wenigen Minuten ein mächtiges Stück Bayonner Schinken verzehrt, in der portugiesischen Garnitur schreckliche Verwüstungen angerichtet, ein halbes Rebhuhn, eine nicht geringe Anzahl von Trüffeln so wie mehr Straßburger Pastete vertilgt, als einem jungen schmerzerfüllten Advocaten ziemlich. Dazu ließen sich Beide, der Domicellar und der Advocat, den Champagner so wohl schmecken, daß der Kammerdiener die Krystallflasche bald noch einmal füllen mußte.

Der Advocat fühlte eine angenehme, wohlthuende Wärme sein ganzes Inneres durchdringen, und sein Herzeleid erfaßte ihn nur mit seltsamen Schauern, die eigentlich elektrischen Schlägen gleichen, welche schmerzen und doch wohlthun. Er war empfänglich für die Trostreden seines Gönners, der, nachdem er das letzte Glas Wein behaglich eingeschlürft und sich zierlich den Mund geputzt hatte, sich in Positur setzte und in folgender Art begann:

„Fürs Erste, mein lieber guter Freund, müßt Ihr nicht so thöricht sein, zu glauben, daß Ihr der einzige Mensch auf Erden seid, dem der Vater die Hand seiner Tochter verweigert. Doch das thut hier gar nichts zur Sache. Wie ich Euch

schon gesagt habe, ist die Ursache, warum Euch der alte Narr haßt, so höchst abgeschmackt, daß es damit keinen Bestand haben kann, und mag es Euch in diesem Augenblick widersinnig vorkommen oder nicht, ich kann den Gedanken kaum ertragen, daß sich Alles ganz nüchtern mit einer Hochzeit endigen und man von der ganzen Sache nichts weiter sagen wird, als: Peter hat um Grete gefreit, und Grete und Peter sind Mann und Weib worden.

„Die Situation ist sonst neu und herrlich, da blos der Haß gegen einen Stand, den der geliebte Pflegesohn ergriffen, der einzige Hebel ist, welcher eine neue und auserlesene Tragik der Handlung in Bewegung setzen könnte; — doch zur Sache! Ihr seid Dichter, mein Freund, und dieses verändert Alles; Eure Liebe, Euer Leid muß Euch als poetisches Prachtstück im vollen Glanz der heiligen Dichtkunst erscheinen; Ihr vernehmt die Accorde der Lyra, welche die Euch nahe Muse anschlägt. und in göttlicher Begeisterung empfangt Ihr die geflügelten Worte, die Eure Liebe, Euer Leid aussprechen. Als Dichter seid Ihr in diesem Augenblick der glücklichste Mensch auf Erden zu nennen, da Eure tiefste Brust wirklich verwundet ist, so daß Euer Herzblut quillt; Ihr bedürft also keiner künstlichen Anregung, um Euch poetisch zu stimmen, und gebt Acht: diese Zeit des Grams wird Euch Großes und Vortreffliches erzeugen lassen!

„Aufmerksam muß ich Euch darauf machen, daß in diesen ersten Momenten Eurem Liebesschmerz sich ein seltsames, sehr unangenehmes Gefühl beimischen wird, das sich in keine Poesie einfügen lassen will; doch dies Gefühl verrauscht bald. Damit Ihr mich aber versteht . . .! Wenn z. B. der unglückliche Liebhaber von dem erzürnten Vater sattsam abgeprügelt und zum Hause herausgeworfen wird, wenn die beleidigte Mama das Mägdlein in ihre Kammer sperrt und den versuchten Sturm des verzweiflungsvollen Liebhabers durch den bewaffneten Hausstand zurückschlagen läßt, wenn sogar die plebejesten Fäuste vor dem feinsten Tuch keine Scheu tragen, — der Domicellar seufzte bei diesem Worte ein Wenig, — so muß diese aufgegährte Prosa der erbärmlichen

Gemeinheit erst verdampfen, damit als Niederschlag der reine poetische Liebesschmerz sich setze. Ihr seid garstig ausgescholten worden, mein lieber junger Freund, und dies war die bittere zu überwindende Prosa. Ihr habt sie überwunden; ergebt Euch jetzt ganz der Poesie!

„Hier habt Ihr Petrarca's Sonette, Ovid's Elegien. Nehmt, lest, dichtet und lest mir vor, was Ihr gedichtet habt! Vielleicht kommt unterdessen mir auch irgend ein Liebesschmerz, wozu mir nicht alle Hoffnung abgeschnitten ist, da ich mich wahrscheinlich in eine Fremde verlieben werde, die im Weißen Lamm auf dem Steinwege abgestiegen ist, und von welcher der Graf Nesselstädt behauptet, sie sei die Schönheit und Anmuth selbst, unerachtet er sie nur ganz flüchtig am Fenster erblickt hat. Dann, o Freund, wollen wir, wie die Dioskuren,*) die gleiche glanzvolle Laufbahn in Poesie und Liebesschmerz wandeln. Bemerkt, Freundchen, welchen großen Vortheil mir mein Stand giebt, der jede Liebe, die mich erfaßt, als ein nie zu erfüllendes Sehnen und Hoffen zum Tragischen hinaufsteigert! Doch nun, mein Freund, hinaus, hinaus in den Wald, wie es ziemlich!" —

Dem geneigten Leser müßte es gewiß sehr langweilig, ja unerträglich sein, wenn nun hier weitläuftig und wol gar in allerlei überaus zierlichen Worten und Redensarten geschildert werden sollte, was Jonathan und Nanni Alles in ihrem Schmerz begannen. Dergleichen findet sich in jedem schlechten Roman, und es ist oft lustig genug, wie der preßhafte Autor sich gar wunderlich geberdet, um nur neu zu erscheinen.

Gar wichtig scheint es dagegen, den Meister Wacht auf seinem Spazier- oder vielmehr auf seinem Ideengange zu verfolgen.

Sehr merkwürdig muß es scheinen, daß ein Mann, stark und mächtig im Geiste wie Meister Wacht, der das Entsetzlichste, was ihm geschah, und was andere, minder kräftige Gemüther zermalmt haben würde, mit unerschütterlichem

*) D. h. Söhne des Zeus, Kastor und Pollux. — A. d. H.

Muthe, mit unbeugsamer Standhaftigkeit zu tragen vermochte, durch einen Vorfall außer sich gesetzt werden konnte, den jeder andere Familienvater für ein gewöhnliches, leicht zu beseitigendes Ereigniß gehalten haben und auf diese oder jene schlechte oder gute Weise wirklich beseitigt haben würde. Gewiß ist der geneigte Leser auch der Meinung, daß dies seinen guten psychologischen Grund hatte. Nur der widerwärtige Mißklang in Wacht's Seele erzeugte den Gedanken, daß die Liebe der armen Nanni zu dem unschuldigen Jonathan ein sein ganzes Leben verstörendes Unglück sei. Eben darin aber, daß dieser Mißklang überhaupt in dem harmonischen Wesen des sonst durchaus großartigen Alten forttönen konnte, lag auch die Unmöglichkeit, ihn zu dämpfen oder ganz zum Schweigen zu bringen.

Wacht hatte das weibliche Gemüth von einer einfachen, aber zugleich herrlichen und erhabenen Seite kennen gelernt. Sein eigenes Weib hatte ihn in die Tiefe des wahrhaft weiblichen Wesens blicken lassen wie in einen spiegelhellen See; er kannte den weiblichen Heros, der stets mit unbesiegbaren Waffen kämpft. Sein elternloses Weib hatte die Erbschaft einer steinreichen Base, die Liebe aller ihrer Verwandten verscherzt, dem harten, ihr Leben durch manche Qual erbitternden Eindringen der Kirche mit unerschütterlichem Muth widerstanden, als sie, selbst in der katholischen Religion erzogen, den protestantischen Wacht heirathete und kurz vorher aus reiner, glühender Ueberzeugung in Augsburg selbst zu diesem Glauben übergetreten war. Alles dieses kam dem Meister Wacht in den Sinn, und er vergoß heiße Thränen, als er gedachte, mit welchen Empfindungen er die Jungfrau zum Traualtar geführt. Nanni war ganz und gar die Mutter. Wacht liebte das Kind mit einer Inbrunst, der nichts zu vergleichen, und dieses war wol mehr als hinreichend, jede auch nur im Mindesten gewaltsam scheinende Maßregel, die Liebenden zu trennen, als abscheulich, ja als satanisch zu verwerfen. Ueberdachte er auf der andern Seite Jonathan's ganzes Leben, so mußte er sich zugestehen, daß nicht leicht alle Tugenden eines frommen, fleißigen, bescheidenen Jünglings so glücklich

vereinigt werden konnten als in Jonathan, dessen schönes, ausdrucksvolles Gesicht mit vielleicht ein Wenig zu weichlichen, beinahe weiblichen Zügen, dessen kleiner und schwächlicher, aber zierlicher Körperbau von einem zarten, geistvollen Innern zeugte. Ueberlegte er ferner, wie die beiden Kinder immer zusammen gewesen waren, wie offenbar sich ihre Gemüthsart zu einander neigte, so konnte er selbst nicht begreifen, wie er das, was geschehen, nicht hatte vermuthen und zur rechten Zeit Mittel ergreifen können. Nun war es zu spät.

Durch die Berge wurde er fortgetrieben von einer sein Inneres gewaltsam zerreißenden Stimmung, die er noch nie gekannt, und die er für Versuchungen des Satans zu halten geneigt war, da mancher Gedanke in seiner Seele aufstieg, der ihm im nächsten Augenblick selbst höllisch vorkommen mußte. Er konnte zu keiner Fassung, viel weniger zu irgend einem Entschluß kommen. Schon war die Sonne im Sinken, als er in dem Dorfe Buch*) anlangte; er kehrte im Gasthofe ein und ließ sich etwas Gutes zu essen und eine Flasche vortreffliches Felsenbier auftragen.

„Ei, schönen guten Abend! Ei, welch eine seltsame Erscheinung, den lieben Meister Wacht hier zu sehen in dem schönen Buch an dem herrlichen Sonntagsabend. Fürwahr, ich traute meinen Augen nicht. Werthe Familie wahrscheinlich anderswo über Land?"

So wurde Meister Wacht von einer gellenden, quäkenden Stimme angerufen. Es war Niemand Anderes als der Herr Picard Leberfink, seiner Profession nach ein Lackirer und Vergolder, einer der drolligsten Menschen auf der Welt, der den Meister Wacht in seinen Betrachtungen unterbrach.

Schon Leberfink's Aeußeres fiel Jedem seltsam und abenteuerlich ins Auge. Er war klein, untersetzt, hatte einen etwas zu langen Leib und kurze Säbelbeinchen, dabei aber kein häßliches, sondern ein gutmüthiges, rundes Antlitz mit rothen

*) Ein liebliches Dorf an der Regnitz, eine halbe Stunde von Bamberg. — A. d. H.

Bäckchen und grauen, lebhaft genug blickenden Aeuglein. Alltags ging er nach einer verjährten französischen Mode, hoch frisirt und gepudert; an Sonntagen war aber sein Anzug durchaus merkwürdig. So trug er z. B. einen lila und kanariengelb gestreiften seidenen Rock mit ungeheuren silberbesponnenen Knöpfen, eine bunt gestickte Weste, zeisiggrüne Atlashosen, weiß und himmelblau feingestreifte seidene Strümpfe und glänzend schwarz lackirte Schuhe, auf denen große Steinschnallen blitzten. Rechnet man dazu den zierlichen Gang des Tanzmeisters, eine gewisse katzenartige Geschmeidigkeit des Körpers, eine seltene Virtuosität der Beinchen in schicklichen Momenten, z. B. beim Ueberspringen einer Gosse, ein Entrechat zu schlagen, so mußte es geschehen, daß der kleine Lackirer sich überall als eine absonderliche Creatur auszeichnete. Sein übriges Wesen wird der geneigte Leser bald kennen lernen.

Dem Meister Wacht war es gerade nicht unangenehm, auf diese Weise in seinen schmerzhaften Betrachtungen unterbrochen zu werden.

Der Lackirer und Vergolder, Herr oder besser Monsieur Picard Leberfink, war ein großer Geck, dabei aber die treueste, ehrlichste Seele von der Welt, von der liberalsten Gesinnung, freigebig gegen Arme, dienstfertig gegen Freunde. Er trieb sein Metier nur hin und wieder aus purer Liebhaberei, da er dessen nicht bedurfte.

Er war reich; sein Vater hatte ihm ein schönes Grundstück mit einem herrlichen Felsenkeller hinterlassen, das nur durch einen großen Garten von Meister Wacht's Grundstück getrennt wurde.

Meister Wacht hatte den drolligen Leberfink gern seiner Ehrlichkeit halber, und weil er auch ein Glied der kleinen protestantischen Gemeinde war, der man die Uebung ihres Religionscultus gestattet hatte. Mit auffallender Bereitwilligkeit nahm Leberfink Wacht's Vorschlag an, sich zu ihm zu setzen und noch eine Flasche Felsenbier zu trinken. Schon längst, begann Leberfink, habe er den Meister Wacht in seinem Hause aufsuchen wollen, da er mit ihm über zwei Dinge

zu reden habe, wovon eins ihm beinah das Herz abdrücke. Wacht meinte, Leberfink kenne ihn ja und wisse, daß man, sei es, was es sei, mit ihm gradeheraus sprechen könne.

Leberfink eröffnete nun dem Meister im Vertrauen, daß der Weinhändler seinen schönen Garten mit dem massiven Gartenhause, der ihre — Wacht's und Leberfink's — Grundstücke, trenne, ihm unter der Hand zum Kauf angeboten habe. Er glaube, sich zu erinnern, daß Wacht einmal geäußert, wie ihm der Besitz des Gartens sehr angenehm sein würde; zeige sich nun eine Gelegenheit, diesen Wunsch zu befriedigen, so erbiete er — Leberfink — sich dazu, den Unterhändler zu machen und Alles in Ordnung zu bringen.

In der That hatte Meister Wacht längst den Wunsch in sich getragen, sein Grundstück durch den schönen Garten zu vergrößern, insbesondere, weil Nanni sich stets nach den schönen Büschen und Bäumen sehnte, die in üppiger Fülle duftend aus jenem Garten emporstiegen. In diesem Augenblick schien es ihm überdem noch eine anmuthige Gunst des Schicksals, daß gerade zur Zeit, als die arme Nanni solch tiefen Schmerz erfahren, sich unvermuthet eine Gelegenheit darbot, ihr Gemüth zu erfreuen.

Der Meister redete sogleich das Nöthige mit dem dienstfertigen Lackirer ab, welcher versprach, daß der Meister künftigen Sonntag in dem Garten als in seinem Eigenthum lustwandeln solle. „Nun," rief Meister Wacht, „nun, Freund Leberfink, heraus mit dem, was Euch das Herz abdrücken will!"

Da begann Herr Picard Leberfink, auf die erbärmlichste Art zu seufzen, die absonderlichsten Gesichter zu schneiden und kauderwälsches Zeug zu schwatzen, woraus Niemand recht klug werden konnte. Meister Wacht wurde aber doch klug daraus, schüttelte ihm die Hand, sprach: „Dafür kann Rath werden" — und lächelte für sich über die wunderbare Sympathie verwandter Seelen.

Die ganze Episode mit Leberfink hatte dem Meister Wacht wohlgethan; er glaubte auch einen Entschluß gefaßt zu haben, vermöge dessen er dem schwersten, entsetzlichsten Ungemach, das nach seiner verblendeten Meinung ihn erfaßt,

widerstehen, ja, es gar überwinden wollte. Nur das, was er that, kann den Ausspruch des Tribunals im Innern kundthun, und vielleicht, sehr geneigter Leser, hat dies Tribunal zum ersten Male etwas geschwankt. —

Mag hier doch eine kleine Andeutung stehen, die sich später vielleicht nicht füglich einschieben lassen würde! Wie es in derlei Fällen denn wol geschieht, so hatte sich die alte Barbara an den Meister Wacht gedrängt und das Liebespaar vorzüglich deshalb verklagt, weil es beständig weltliche Bücher mit einander gelesen. Der Meister ließ sich ein paar Bücher, die Nanni hatte, herausgeben. Es war ein Werk von Goethe; leider weiß man nicht, was für ein Werk es gewesen. Nachdem er es durchgeblättert, gab er es der Barbara zurück, um es dort wieder hinzulegen, wo sie es heimlich weggenommen. Niemals entschlüpfte ihm ein einziges Wort über Nanni's Lectüre, sondern nur einmal sagte er bei Tische, als es irgend eine Gelegenheit gab: „Es steigt ein ungemeiner Geist unter uns Deutschen auf, — Gott gebe ihm Gedeihen! Meine Jahre sind vorüber; meines Alters, meines Berufs ist es nicht mehr; — doch Dich, Jonathan, beneide ich um so Manches, was der künftigen Zeit entsprießen wird."

Jonathan verstand Wacht's mystische Worte um so deutlicher, als er erst vor einigen Tagen zufällig, unter andern Papieren halb versteckt, auf Meister Wacht's Arbeitstisch den „Götz von Berlichingen" entdeckt hatte. Wacht's großes Gemüth hatte den ungemeinen Geist, aber auch die Unmöglichkeit erkannt, selber einen neuen Flug zu beginnen.

Andern Tages hing die arme Nanni das Köpfchen wie eine kranke Taube. „Was ist meinem lieben Kinde?" sprach Meister Wacht mit dem liebreichen Tone, der ihm so eigen und mit dem er Alles hinzureißen verstand. „Bist Du krank? Ich will es nicht glauben. Du kommst zu wenig an die frische Luft. Sieh, schon lange habe ich gewünscht, daß Du mir einmal mein Vesperbrod auf die Werkstatt hinausbrächtest. Thue es heute! Wir haben den schönsten Abend zu erwarten. Nicht wahr, Nanni, liebes Kind, Du thust es? Du bereitest mir selbst die Butterwecken; das wird herrlich munden."

Damit nahm Meister Wacht das liebe Kind in die Arme, strich ihr die braunen Locken von der Stirne, küßte, herzte, hätschelte sie, kurz, übte alle Gewalt des liebevollsten Betragens, wie es in seiner Macht stand, und dessen unwiderstehlichen Zauber er wohl kannte.

Ein Thränenstrom entstürzte Nanni's Augen, und nur mit Mühe brachte sie die Worte heraus: „Vater! Vater!" — „Nun, nun," sprach Wacht, und man hätte in dem Ton seiner Stimme einige Verlegenheit bemerken können, „es kann noch Alles gut werden."

Acht Tage waren vergangen. Jonathan hatte sich natürlicherweise nicht blicken lassen und der Meister seiner mit keiner Silbe gedacht. Sonntags, als die Suppe schon dampfte und die Familie sich zu Tische setzen wollte, fragte Meister Wacht ganz heiter: „Wo bleibt denn unser Jonathan?" Rettel sprach aus Schonung gegen die arme Nanni halb leise: „Vater, wißt Ihr denn nicht, was geschehen? Muß Jonathan nicht Scheu tragen, sich vor Euch zu zeigen?" — „Seht den Affen!" sprach Wacht mit lachendem Ton; „Christian soll gleich hinspringen und ihn herholen."

Man kann denken, daß der junge Advocat nicht unterließ, sich alsbald einzustellen, aber auch, daß in den ersten Augenblicken, als er gekommen war, es über Allen schwebte wie eine düstere, drückende Gewitterwolke.

Meister Wacht's unbefangenem, heiterem Wesen so wie Leberfink's drolligem Treiben gelang es indessen, einen gewissen Ton hervorzubringen, der, wenn auch gerade nicht lustig zu nennen, doch das Ganze in harmonischem Gleichgewicht erhielt. „Laßt uns", sprach Meister Wacht nach Tische, „ein Wenig ins Freie, auf meinen Werkhof hinausgehen!" Es geschah.

Monsieur Picard Leberfink schmiegte sich sehr geflissentlich an Rettelchen, welche die Freundlichkeit selbst war, da der höfliche Lackirer sich im Lobe der Speisen erschöpft und gestanden hatte, in seinem Leben, selbst bei den geistlichen Herren in Banz,*) habe er nicht delicater gegessen. Da nun Meister

*) Ehemalige Benedictiner-Abtei in Oberfranken. — A. d. H.

Wacht, ein großes Schlüsselbund in der Hand, starken Schrittes voraneilte, mitten durch den Werkhof, so kam der junge Advocat von selbst in Nanni's Nähe. Verstohlene Seufzer, leise hingehauchte Liebesklagen, das war Alles, was die Liebenden wagten.

Meister Wacht blieb vor einem schönen neugezimmerten Thore stehen, das in der Mauer, die Wacht's Werkhof von dem Garten des Kaufmannes trennte, angebracht war.

Er schloß das Thor auf und schritt hinein, indem er die Familie einlud, ihm zu folgen. Alle, Herrn Picard Leberfink ausgenommen, welcher gar nicht aus dem schlauen Lächeln und leisen Kichern herauskam, wußten nicht recht, was sie von dem Alten denken sollten. Mitten in dem schönen Garten war ein sehr geräumiger Pavillon gelegen; auch diesen öffnete Meister Wacht, schritt hinein und blieb in der Mitte des Saals stehen, aus dessen jedem Fenster man einer andern romantischen Aussicht genoß.

„Ich stehe hier", sprach Meister Wacht mit einem Ton, der von dem innig erfreuten Herzen zeugte, „in meinem Eigenthum; der schöne Garten ist mein, — er mußte mein sein, nicht um mein Grundstück zu vergrößern, nicht den Reichthum meines Besitzes zu vermehren, nein, weil ich wußte, daß ein gewisses herziges Ding sich so nach diesen Bäumen, Büschen, nach diesen schönen duftenden Blumenbeeten sehnte."

Da warf sich Nanni dem Alten an die Brust und rief: „O, Vater, Vater! Du zerreißest mir das Herz mit Deiner Milde, mit Deiner Güte; sei barm ..." — „Still, still!" unterbrach Meister Wacht das leidende Kind. „Sei nur gut! Es kann sich Alles fügen auf wunderbare Weise; in diesem kleinen Paradiese ist viel Trost zu finden." — „Ja wohl, ja wohl!" rief Nanni wie begeistert. „O, Ihr Bäume, Ihr Büsche, Ihr Blumen, Ihr fernen Berge, Du schönes fliehendes Abendgewölk, mein ganzes Gemüth lebt in Euch; ich finde mich selbst wieder, wenn Eure lieblichen Stimmen mich trösten."

Damit sprang Nanni wie ein junges flüchtiges Reh zur offenen Thür des Pavillons hinaus ins Freie, und der junge Advocat, den wol in diesem Augenblick keine Macht zurück-

gehalten haben würde, verfehlte nicht, eiligst zu folgen. Monsieur Picard Leberfink bat sich die Erlaubniß aus, Rettelchen in dem neuen Besitzthum herumzuführen. Der alte Wacht ließ sich indessen unter die Bäume nahe am Abhang des Berges, wo er hinabschauen konnte ins Thal, Bier und Tabak bringen und blies die blauen Wolken des echten Holländers recht froh und gemüthlich in die Lüfte. Gewiß ist der geneigte Leser über diese Gemüthsstimmung des Meisters Wacht sehr verwundert; ja, er weiß sich nicht zu erklären, wie sie bei einem solchen Geiste möglich ist.

Meister Wacht war nicht sowol zu irgend einem Entschluß als zu der Ueberzeugung gelangt, daß die ewige Macht ihn unmöglich das entsetzliche Unglück erleben lassen könne, seinem liebsten Kinde einen Advocaten, mithin den Satan selber verbunden zu sehen.

„Es geschieht was," sprach er zu sich selbst, „es muß was geschehen, wodurch das unglückliche Verhältniß aufgehoben oder Jonathan der Hölle entrissen wird, und es wäre Vorwitz, ja vielleicht verderblicher Frevel, der gerade das Gegentheil bewirken könnte, wenn man versuchen wollte, mit ohnmächtiger Hand hineinzugreifen in das große Schwungrad des Geschickes." —

Es ist kaum zu glauben, welche elende, ja oft alberne Gründe der Mensch hervorsucht, sich ein Herannahen des Unglücks als abwendbar zu denken. So gab es Augenblicke, in denen Wacht darauf rechnete, daß die Ankunft des wilden Sebastian, den er sich als einen in der vollsten Blüthe der Jugend stehenden rüstigen Jüngling, im Begriff, die Mannesjahre zu erreichen, dachte, in dem ganzen Getriebe der Angelegenheiten, wie sie jetzt standen, eine Aenderung hervorbringen werde. Der gemeine, wiewol leider nur oft allzu wahre Gedanke kam ihm in den Sinn, daß ausgesprochene Männlichkeit dem Weibe zu sehr imponire, um es nicht zuletzt zu besiegen. Als die Sonne zu sinken begann, lud Monsieur Picard Leberfink die Familie ein, in seinem anstoßenden Garten einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen.

Dieser Garten des edeln Lackirers und Vergolders bildete nun gegen Wacht's neues Besitzthum den lächerlichsten und

seltsamsten Contrast. Beinahe so klein, daß man ihm nur die schöne Höhe hätte nachrühmen können, war er nach holländischer Art angelegt und Baum und Hecke unter der sorgfältigsten pedantischen Schere gehalten. Sehr hübsch nahmen sich die himmelblauen, rosenrothen, eigelben u. s. w. Stämme der dünnen Obstbäume aus, die in den Blumenbeeten standen. Leberfink hatte sie lackirt und also die Natur verschönert. Auch erblickte man in den Bäumen die Aepfel der Hesperiden.

Doch noch mehrere Ueberraschungen gab es. Leberfink bat die Mädchen, sich einen Strauß zu pflücken; doch sowie sie die Blumen abpflückten, gewahrten sie zu ihrem Erstaunen, daß Stengel und Blätter vergoldet. Sehr merkwürdig war es überdies, daß alle Blätter, die der Rettel zur Hand kamen, wie Herzen gestaltet waren.

Der Imbiß, womit Leberfink seine Gäste regalirte, bestand in dem auserlesensten Kuchen, dem feinsten Zuckerwerk und altem Rheinwein und herrlichem Muskateller. Rettel war über das Gebackene ganz außer sich und behauptete insonderheit, daß das zum Theil herrlich versilberte und vergoldete Zuckerwerk gar nicht in Bamberg fabricirt sein könne. Da versicherte ihr Monsieur Picard Leberfink heimlich mit dem süßesten Schmunzeln, daß er selbst sich ein Wenig auf die Kuchen- und Zuckerbäckerei verstehe und der glückliche Autor aller dieser Süßigkeiten sei. Rettel hätte vor Ehrfurcht und Erstaunen vor ihm auf die Kniee sinken mögen, und doch stand ihr die größte Ueberraschung noch bevor.

In der tiefen Dämmerung wußte Monsieur Picard Leberfink die kleine Rettel sehr geschickt in eine kleine Laube zu locken. Kaum war er aber mit ihr allein, als er ganz rücksichtslos, unerachtet er wieder die Zeisig-Atlashosen angelegt, mit beiden Knieen ins feuchte Gras niederplumpte und ihr unter vielen seltsamen, unverständlichen Jammertönen, den nächtlichen Elegien des Katers Hinz nicht unähnlich, einen ungeheuern Blumenstrauß überreichte, in dessen Mitte die schönste aufgeblühte Rose prangte, die man nur sehen konnte.

Rettel that, was Jeder thut, dem ein Strauß überreicht wird; sie fuhr damit nach der Nase, fühlte aber in demselben

Augenblick einen empfindlichen Stich. Erschrocken wollte sie den Strauß wegwerfen.

Welches liebliche Wunder hatte sich indessen begeben! Ein kleiner, schön lackirter Liebesgott war aus dem Kelch der Rose gesprungen und hielt der Rettel mit beiden Händen ein flammendes Herz entgegen. Aus dem Munde hing ihm aber ein Zettelchen, worauf die Worte standen:

„Voilà le coeur de Monsieur Picard Leberfink, que je vous offre.“*)

„O Jemine,“ rief Rettel ganz erschrocken, „o Jemine, was thun Sie, lieber Herr Leberfink? Knieen Sie doch nicht vor mir wie vor einer Prinzessin! Die schönen atlassenen ..... bekommen in dem feuchten Grase Flecken und Sie, Bester, den Schnupfen; dafür hilft Fliederthee und weißer Kandis.“ —

„Nein,“ rief der wilde Liebhaber, „nein, o Margaretha, nicht eher entsteigt der Sie auf das Innigste liebende Picard Leberfink dem feuchten Grase, bis Sie ihm gelobt, die Seine zu werden.“ — „Heirathen wollen Sie mich?“ sprach Rettel. „Nun denn, frisch aufgestanden! Sprechen Sie mit meinem Vater, liebstes Leberfinkchen, und trinken Sie heute Abend ein paar Tassen Fliederthee!“

Was soll der geneigte Leser mit Leberfink's und Rettel's Albernheiten noch länger ermüdet werden? Für einander geschaffen, wurden sie ein Brautpaar, und Vater Wacht hatte recht seine schalkische Freude daran.

Durch Rettel's Brautschaft kam ein gewisses Leben in Wacht's Haus; selbst das Liebespaar gewann, weniger beobachtet, mehr Freiheit. Es sollte sich etwas Besonderes ereignen, um diese behagliche Ruhe, in der sich Alles bewegte, zu stören.

Der junge Advocat schien auf besondere Weise zerstreut, mit irgend einer Sache, die sein ganzes Wesen einnahm, beschäftigt; er begann sogar sparsamer Wacht's Haus zu besuchen und vorzüglich an Abenden auszubleiben, die er sonst nie zu versäumen pflegte.

*) Hier ist das Herz des Herrn P. L., das ich Ihnen anbiete. — A. d. H.

„Was mag unserm Jonathan geschehen sein? Er ist ja ganz zerstreut, ganz ein Anderer worden, als er sonst war," so sprach Meister Wacht, unerachtet er die Ursache oder vielmehr das Ereigniß, das auf den jungen Advocaten so sichtlich einwirkte, wenigstens der äußern Erscheinung nach sehr wohl kannte. Ja, er hielt dies Ereigniß für die Schickung des Himmels, durch die er vielleicht dem großen, sein ganzes Leben verstörenden Unglück entgehen werde, von dem er sich bedroht glaubte.

Vor wenigen Monaten war nämlich eine junge unbekannte Dame in Bamberg angekommen, deren ganze Erscheinung mystisch und sonderbar zu nennen. Sie wohnte im Weißen Lamm. Ihre ganze Umgebung bestand nur in einem eisgrauen Diener und einer alten Kammerfrau.

Die Meinungen über sie waren sehr verschieden. Manche behaupteten, sie sei eine vornehme, steinreiche ungarische Gräfin, welche Zwistigkeiten der Ehe nöthigten, einen momentanen einsamen Aufenthalt in Bamberg zu nehmen. Andere machten sie dagegen zu einer gewöhnlichen Didone abandonnata,*) noch Andere zu einer verlaufenen Sängerin, die bald den vornehmen Schleier abwerfen und als Concertgeberin auftreten werde; wahrscheinlich müsse es ihr an Empfehlungen an den Fürst-Bischof fehlen. Genug, die mehrsten Stimmen einigten sich dahin, die Fremde, die übrigens nach den Aussagen der wenigen Personen, die sie erblickt hatten, von ausnehmender Schönheit sein sollte, für eine höchst zweideutige Person zu halten.

Man hatte nun bemerkt, daß der alte Diener der Fremden dem jungen Advocaten so lange nachgeschlichen war, bis er ihn eines Tags am Brunnen auf dem Markt, den die Statue des Neptun ziert, — welchen die ehrlichen Bamberger gewöhnlich den „Gabelmann" zu nennen pflegen, — festhielt und lange, sehr lange mit ihm sprach. Aufmerksame Gemüther, die Niemandem begegnen können, ohne lebhaft zu fragen: „Wo mag

*) Verlassenen Dido. Vgl. Virgil's Aeneide, Buch 4, oder Schiller's Werke (Hempel'sche Ausg.), Th. 1, Abth. 3, S. 43 ff. — A. d. H.

er gewesen sein? Wo mag er hingehen? Was mag er treiben?" u. s. w. hatten herausgebracht, daß der junge Advocat sehr oft, beinahe täglich, zu nächtlicher Weile zu der schönen Unbekannten hinschlich und mehrere Stunden bei ihr zubrachte. Stadtgespräch wurde es bald, daß der junge Advocat sich in die gefährlichen Liebesnetze der jungen unbekannten Abenteurerin verstrickt habe.

Meister Wacht's ganzem Wesen mußte es gänzlich fremd sein und bleiben, diese scheinbare Verirrung des jungen Advocaten als Waffe gegen die arme Nanni zu gebrauchen. Daß sie Alles haarklein und gewiß noch mit vergrößerten Umständen erfahre, dafür ließ er die Frau Barbara nebst dem ganzen Anhange der Basen sorgen. Der ganzen Sache setzte die Krone auf, daß der junge Advocat mit der Dame eines Tags ganz schnell abreiste, Niemand wußte, wohin.

„So geht's mit dem Leichtsinn. Hin ist des vorwitzigen Herrn Praxis," sprachen die klugen Leute. Dies war aber nicht der Fall; denn zu nicht geringem Erstaunen Aller besorgte der alte Eichheimer selbst die Praxis seines Pflegesohnes auf das Pünktlichste, und eingeweiht in das Geheimniß mit der Dame, schien er alle Maßregeln seines Pflegesohns zu billigen.

Meister Wacht schwieg über die ganze Angelegenheit, und wenn einmal die arme Nanni ihren Schmerz nicht verbergen konnte, sondern mit von Thränen halb erstickter Stimme leise klagte: „Warum hat uns Jonathan verlassen?" so sprach Meister Wacht mit wegwerfendem Ton: „Ja, die Advocaten machen es nicht anders. Wer weiß, was für eine Intrigue, die ihm Geld und Nutzen schafft, Jonathan mit der Fremden angesponnen?"

Dann pflegte aber Herr Picard Leberfink Jonathan's Partei zu nehmen und zu versichern, daß er seinerseits überzeugt sei, wie die Fremde nichts Geringeres sein könne als eine Prinzessin, die sich in einer äußerst delicaten Rechtssache an den schon weltberühmten jungen Advocaten gewandt. Er kramte dabei so viel Geschichten von Advocaten aus, die durch besondere Sagacität, durch besondern Scharfblick und Geschick-

lichkeit die verworrensten Knoten entwickelt, die geheimsten Dinge ans Tageslicht gebracht, daß Meister Wacht ihn bat, um des Himmels willen still zu schweigen, da ihm übel und weh werde, wogegen Nanni sich an Allem, was Leberfink vorbrachte, innig labte und neue Hoffnung faßte.

Nanni's Schmerz hatte eine merkliche Beimischung von Verdruß, und zwar in den Augenblicken, wenn es ihr ganz unmöglich schien, daß Jonathan ihr hätte untreu werden sollen. Hieraus war zu folgern, daß Jonathan sich nicht zu entschuldigen gesucht, sondern über sein Abenteuer hartnäckig geschwiegen hatte.

Einige Monde waren vergangen, als der junge Advocat in der fröhlichsten Stimmung nach Bamberg zurückkehrte, und Meister Wacht mußte aus den leuchtenden Augen, womit Nanni ihn anblickte, wol schließen, daß er sich ganz gerechtfertigt. Es dürfte dem geneigten Leser nicht unlieb sein, die ganze Begebenheit, die sich mit der fremden Dame und dem jungen Advocaten zugetragen, hier gleich einer episodischen Novelle eingeschaltet zu sehen.

*

Der ungarische Graf Z . . ., im Besitz von mehr als einer Million, heirathete aus reiner Zuneigung ein blutarmes Fräulein, die den Haß der Familie schon dadurch auf sich lud, daß sie, außerdem daß über ihre Familie ein völliges Dunkel herrschte, keine andern Schätze besaß als alle Tugend, Schönheit und Anmuth des Himmels.

Der Graf versprach, seiner Gemahlin mittels Testaments sein ganzes Vermögen auf den Fall seines Todes zuzuwenden.

Einst, als ihn diplomatische Geschäfte von Paris nach Petersburg gerufen hatten und er nach Wien in die Arme seiner Gemahlin zurückgekehrt war, erzählte er dieser, daß er, in einem Städtchen, dessen Namen er ganz vergessen, von einer schweren Krankheit befallen, die Augenblicke seiner Genesung sogleich dazu benutzt habe, ein Testament zu ihren Gunsten aufzusetzen und den Gerichten zu übergeben. Es müsse daher kommen, daß ihn einige Meilen weiter ein neuer Anfall der bösen Nervenkrankheit mit verdoppelter Gewalt

gepackt habe, daß ihm Name des Orts, des Gerichts, wo und bei wem er testirt, gänzlich aus dem Gedächtnisse entschwunden, so wie, daß der von den Gerichten über die Niederlegung des Testaments erhaltene Empfangschein ihm verloren gegangen sei. Wie es wol zu geschehen pflegt, verschob der Graf von Tage zu Tage die Errichtung eines neuen Testaments, bis ihn der Tod ereilte, und die Verwandten unterließen nicht, den ganzen Nachlaß in Anspruch zu nehmen, so daß die arme Gräfin das überreiche Erbe bis auf die geringe Summe einiger kostbaren Geschenke des Grafen zusammenschmelzen sah, die ihr die Verwandten nicht entreißen konnten. Mancherlei Notizen über diesen Hergang der Sache waren in den Papieren des Grafen enthalten; da aber solche Notizen, daß ein Testament vorhanden sei, das Testament selbst nicht ersetzen können, so schufen sie der Gräfin nicht den mindesten Nutzen.

Viele Rechtsgelehrte hatte die Gräfin über ihren bösen Fall zu Rathe gezogen, bis sie endlich nach Bamberg kam und sich an den alten Eichheimer wandte, der sie aber an den jungen Engelbrecht wies, welcher, weniger beschäftigt, ausgerüstet mit vorzüglichem Scharfsinn und großer Liebe zur Sache, vielleicht doch das unglückliche Testament erspüren oder einen andern künstlichen Beweis über die wirkliche Existenz desselben antreten würde.

Der junge Advocat begann damit, sich bei den competenten Behörden die nochmalige genaue Nachforschung in den Papieren des Grafen auf dem Schlosse auszubitten. Er ging selbst mit der Gräfin hin, und unter den Augen der Beamten des Gerichts fand sich in einem bisher nicht beachteten Nußbaumschrank ein altes Portefeuille, worin zwar nicht der gerichtliche Empfangschein über die Niederlegung des Testaments, wol aber ein Papier befindlich, das dem jungen Advocaten im höchsten Grade wichtig sein mußte.

Dieses Papier enthielt nämlich die genaue Beschreibung aller Umstände bis ins kleinste Detail, unter denen der Graf zu Gunsten seiner Gemahlin ein Testament errichtet und einem Gerichtshofe übergeben hatte. Die diplomatische Reise von Paris nach Petersburg brachte den Grafen nach Königsberg

in Preußen. Hier fand er zufällig einige ostpreußische Edelleute, die er früher auf einer Reise in Italien getroffen. Der Eilfertigkeit, womit der Graf reisen wollte, unerachtet, ließ er sich doch bereden, eine kleine Streiferei in Ostpreußen zu unternehmen, vorzüglich da die reichen Jagden aufgegangen und der Graf ein passionirter Jäger war. Er nannte die Städte Wehlau, Allenburg, Friedland u. s. w., wo er gewesen. Unmittelbar wollte er nun, ohne nach Königsberg zurückzukehren, vorwärts nach der russischen Grenze.

In einem kleinen Städtchen, dessen Ansehen der Graf nicht erbärmlich genug beschreiben konnte, verfiel er aber plötzlich in die Nervenkrankheit, die ihm mehrere Tage hindurch alle Sinne raubte. Zum Glück befand sich am Orte ein junger, recht geschickter Arzt, der dem Uebel kräftigen Widerstand leistete, so daß der Graf nicht allein zu sich kam, sondern auch im Stande war, in wenigen Tagen seine Reise fortzusetzen. Schwer fiel es ihm aber aufs Herz, daß ein zweiter Anfall ihn auf der Reise tödten und seine Gemahlin in die tiefste Armuth versetzen könne. Er erfuhr von dem Arzt zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß der Ort, seiner Kleinheit und seines erbärmlichen Ansehens unerachtet, doch der Sitz eines preußischen Landescollegiums sei, und daß er mit aller Förmlichkeit sein Testament dort deponiren könne, sobald es ihm nur gelänge, die Identität seiner Person nachzuweisen. Dies war aber der harte Punkt. Denn wer kannte den Grafen in dieser Gegend?

Doch wie wunderbar ist das Spiel des Zufalls! Gerade als der Graf in dem Städtchen aus dem Wagen stieg, stand ein alter invalider Greis von beinahe achtzig Jahren, der auf einem benachbarten Dorfe wohnte, sich vom Korbflechten nährte und nur selten nach der Stadt zu kommen pflegte, in der Thüre des Wirthshauses. Dieser hatte in seiner Jugend in der österreichischen Armee gedient und war funfzehn Jahre hindurch Reitknecht bei dem Vater des Grafen gewesen. Auf den ersten Blick erinnerte er sich des Sohnes seines Herrn, und er und sein Weib wurden die völlig unverdächtigen Recognoscenten des Grafen, wie man denken kann, nicht zu

ihrem Schaden. Der junge Advocat sah sogleich ein, daß, um Näheres auszumitteln, es hier nur allein auf die Localität und deren genaue Vergleichung mit den Notizen des Grafen ankomme, um die nähere Spur, wo der Graf krank geworden sei und testirt habe, zu ermitteln.

Er reiste mit der Gräfin nach Ostpreußen. Hier wollte er wo möglich durch Einsicht der Postbücher die Reiseroute ausmitteln, die der Graf damals genommen. Doch nach vielem vergeblichen Mühen brachte er nur heraus, daß der Graf Postpferde von Eylau nach Allenburg genommen. Hinter Allenburg verlor sich jede Spur; jedoch war so viel gewiß, daß der Graf seine Tour nach Rußland durch das preußische Littauen genommen, und zwar um so mehr, als in Tilsit des Grafen Ankunft und Abreise mit Extrapost wieder eingetragen war. Von hier aus verlor sich aufs Neue jede Spur. Auf dem kleinen Wege von Allenburg nach Tilsit schien indessen dem jungen Advocaten, daß man die Lösung des Räthsels suchen müsse. Ganz mißmuthig und voller Sorgen traf er einst an einem regnichten Abend mit der Gräfin in dem kleinen Landstädtchen Insterburg*) ein. Von seltsamen Ahnungen fühlte er sich befangen, als er in die elenden Zimmer des Wirthshauses trat. Es kam ihm so heimisch darin vor, als wenn er schon selbst da gewesen, oder als wenn ihm der Aufenthalt auf das Genaueste geschildert worden. Die Gräfin begab sich nach ihrem Schlafgemach; der junge Advocat wälzte sich unruhig auf dem Lager. Als die Morgensonne hell ins Zimmer schien, fiel sein Blick auf die Tapete in einer Ecke des Zimmers. Er gewahrte, daß von einem großen Fleck die blaue Farbe, womit das Zimmer nur übertüncht, abgesprungen und die widerwärtige hochgelbe Grundfarbe zum Vorschein gekommen, worauf allerlei scheußliche Gesichter als anmuthige Arabesken im neuseeländischen Geschmack angebracht waren.

*) Heute eine ziemlich bedeutende Kreishauptstadt von etwa 20 000 Einwohnern, mit Eisenbahn und Telegraph, Appellationsgericht, Gymnasium, Realschule, Schullehrerseminar, zwei evangelischen Kirchen, Strafanstalt, Lombardbank ꝛc. und starkem Handel und Industrie. — A. d. H.

Ganz außer sich vor Freude und Entzücken, sprang der junge Advocat aus dem Bette: er befand sich in dem Zimmer, in welchem Graf Z . . . das verhängnißvolle Testament gemacht hatte. Die Schilderung traf zu genau ein; es war nicht daran zu zweifeln.

Was nun noch den Leser mit all den Kleinigkeiten ermüden, die nach und nach eintrafen? Genug, Insterburg war, wie noch jetzt, der Sitz eines preußischen Obergerichts, damals Hofgericht geheißen. Der junge Advocat begab sich sofort mit der Gräfin zu dem Präsidenten; durch die mitgebrachten, in der authentischsten Form ausgefertigten Papiere wurde die Legitimation der Gräfin auf das Vollständigste geführt, die Publication des Testaments als unzweifelhaft vorgenommen, und die Gräfin, welche trostlos in großer Dürftigkeit ihr Vaterland verlassen, kehrte wieder heim im Besitz aller Rechte, die ein feindliches Geschick ihr hatte rauben wollen.

*

Der Nanni erschien der Advocat wie ein himmlischer Heros, der die verlassene Unschuld gegen die Bosheit der Welt siegreich geschützt. Auch Leberfink ergoß sich in übertriebenen Lobeserhebungen, den Scharfsinn und die Thätigkeit des jungen Advocaten hoch bewundernd. Meister Wacht rühmte ebenfalls nicht ohne Nachdruck Jonathan's Betriebsamkeit, wiewol er eigentlich nichts als seine Schuldigkeit gethan und es ihn, den Meister Wacht, bedünken wollte, daß Alles auf viel kürzerem Wege zu erlangen gewesen sein würde.*)

„Diese Angelegenheit", sprach Jonathan, „halte ich für einen wahren Glücksstern, der mir in meiner kaum begonnenen Laufbahn aufgegangen. Die Sache hat viel Aufsehen erregt. Alle ungarischen Magnaten waren in Bewegung. Mein Name ist bekannt geworden und, was nicht das Schlimmste dabei ist, die Gräfin war liberal genug, mir zehntausend Stück Brabanter Thaler zu verehren.

Schon während der ganzen Erzählung des jungen Advocaten hatte auf Meister Wacht's Gesicht ein seltsames

*) Sehr richtig! Eine einzige Aufforderung in den Zeitungen an die ostpreußischen Gerichte würde denselben Erfolg gehabt haben. — A. d. H.

Muskelspiel begonnen, das sich bis zum Ausdruck des tiefsten Verdrusses steigerte.

„Was?" fuhr er endlich mit Flammenblicken und mit einer Löwenstimme heraus. „Hab' ich's nicht gesagt? Das Recht hast Du verkauft; dafür, daß die Gräfin ihr rechtmäßiges Erbe von den betrügerischen Verwandten herausbekam, mußte sie Geld zahlen, mußte sie dem Mammon opfern. Pfui, pfui, schäme Dich!"

Alle vernünftigen Vorstellungen des jungen Advocaten so wie der übrigen Personen, die gerade anwesend waren, fruchteten auch nicht das Allermindeste. Meister Wacht blieb — unerachtet eine Secunde hindurch die Vorstellung Platz zu greifen schien, daß wol nie eine Person mit freudigerem Gemüthe ein Geschenk gegeben als die Gräfin bei der plötzlichen Entscheidung ihres Falles, und daß, wie Leberfinkchen auch genau wissen wollte, nur der junge Advocat selbst daran schuld war, daß das Honorar nicht viel stärker und nicht mehr dem Gewinn gemäß ausgefallen, — dennoch bei seiner Rede, und zugleich kehrten die alten starrsinnigen Worte zurück: „Sobald von Geld die Rede ist, giebt es kein Recht auf der Erde." —

„Es ist wahr," fuhr Wacht nach einer Weile beruhigter fort, „bei dieser Geschichte kommen manche Umstände vor, die Dich wohl entschuldigen können und zum schnöden Eigennutz verleiten konnten; doch thue mir den Gefallen und halte das Maul von der Gräfin, dem Testament, den zehntausend Thalern! Es könnte mich manchmal bedünken wollen, daß Du an den Platz dort, den Du an meinem Tische einnimmst, nicht hingehörst." —

„Ihr seid sehr hart, sehr ungerecht gegen mich, Vater," sprach der junge Advocat mit vor Wehmuth bebender Stimme. Nanni vergoß stille Thränen; Leberfink, als ein gewandter socialer Mann, brachte schnell das Gespräch auf die neuen Vergoldungen zu St. Gangolf.*)

*) Alte katholische Kirche in Bamberg. — A. d. H.

Man kann sich das gespannte Verhältniß wohl denken, in welchem jetzt die Familie Wacht lebte. Wo war die Freiheit des Gesprächs, wo aller frische Lebensmuth, wo aller muntere Sinn? Ein tödtender Verdruß nagte langsam an Wacht's Herzen, und auf seinem Antlitz stand das geschrieben.

Von Sebastian Engelbrecht ging durchaus nicht die mindeste Nachricht ein, und so schien auch die letzte schwache Hoffnung, die dem Meister Wacht geschimmert, unterzugehen.

Meister Wacht's Altgesell, Andreas geheißen, war ein treuer, ehrlicher, schlichter Mensch, der ihm anhing mit einer Liebe ohne Gleichen. „Meister," sprach dieser eines Morgens, als sie eben miteinander Balken abschnürten, „Meister, ich kann's nicht länger tragen; es stößt mir das Herz ab, Euch so leiden zu sehen. Jungfer Nanni — der arme Herr Jonathan!"

Da warf Meister Wacht schnell das Schnürbündel fort, trat auf ihn zu, packte ihn bei der Brust und rief: „Mensch, vermagst Du aus diesem Herzen die Ueberzeugung, was wahr und recht, wie sie die ewige Macht mit Flammenzügen hineingezeichnet hat, herauszureißen, so mag das geschehen, dessen Du gedenkest!"

Andreas, der nicht der Mann war, sich mit seinem Meister auf Contestationen der Art einzulassen, kratzte sich hinter den Ohren und meinte, verlegen schmunzelnd, so werde wol auch ein gewisser Morgenbesuch eines vornehmen Herrn auf der Werkstatt von keiner sonderlichen Wirkung sein. Meister Wacht merkte den Augenblick, daß es auf einen Sturm gegen ihn abgesehen sei, den höchst wahrscheinlich der Graf von Kösel dirigiren werde.

Mit dem Glockenschlage neun Uhr kam Nanni, der die alte Barbara mit dem Frühstück folgte, in die Werkstatt. Es war dem Meister unangenehm, daß Nanni kam, da dies außer der Regel und die verabredete Karte schon jetzt hervorguckte.

Nicht lange dauerte es, so erschien denn auch wirklich der Domicellar, gestriegelt und geschniegelt wie ein Püppchen, mit ihm Herr Jonathan. Ihnen folgte auf dem Fuß der

Lackirer und Vergolder, Monsieur Picard Leberfink, in allerlei bunte Farben gekleidet und einem Frühlingskäfer nicht unähnlich. Wacht that hoch erfreut über den Besuch, dem er sogleich die Ursache unterschob, daß der Herr Domicellar wahrscheinlich seine neuesten Modelle sehen wolle.

Meister Wacht trug in der That große Scheu, die weitläufigen Sermone zu hören, in die sich der Domicellar nutzlos ergießen würde, um rücksichts Nanni's und Jonathan's seinen Entschluß zum Wanken zu bringen. Der Zufall rettete ihn, indem er wollte, daß in dem Augenblick, als der Domicellar, der junge Advocat und der Lackirer nebeneinander standen und der Domicellar schon mit den zierlichsten Worten die süßen Verhältnisse des Lebens berührte, der dicke Hans rief: „Holz her!" und der große Peter auf der andern Seite so derb zuschob, daß der Domicellar, heftig an der Schulter berührt, auf den Monsieur Picard stürzte. Dieser prallte aber auf den jungen Advocaten, und im Nu waren alle Drei verschwunden. Hinter ihnen befand sich nämlich ein hoch aufgethürmter Haufen von Holzsplittern, Sägespänen und Anderem.

In diesen Haufen waren die Unglücklichen begraben, so daß man von ihnen nichts mehr erblickte als vier schwarze und zwei chamois-farbene Füße; letztere waren aber die Galastrümpfe des Herrn Lackirers und Vergolders Picard Leberfink. Es konnte nicht anders möglich sein, die Gesellen und Bursche brachen in ein schallendes Gelächter aus, unerachtet Meister Wacht Ernst und Ruhe gebot.

Am Schrecklichsten sah der Domicellar aus, dem die Sägespäne in alle Falten des Kleides und sogar auch in die Locken der zierlichen Frisur gedrungen waren. Er floh beschämt wie auf den Flügeln des Windes, und ihm folgte der junge Advocat auf dem Fuße; nur Monsieur Picard Leberfink blieb froh und freundlich, unerachtet es für gewiß anzunehmen, daß die Chamoisstrümpfe nicht mehr brauchbar, da besonders feindliche Späne die Pracht der Zwickel gänzlich vernichtet. So hatte ein lächerlicher Vorfall den Sturm, der auf Wacht gewagt werden sollte, vereitelt.

Der Meister hatte keine Ahnung, wie noch heute ihn Entsetzliches treffen werde.

Meister Wacht hatte abgegessen und stieg so eben die Treppe herab, um sich nach dem Werkhofe zu begeben. Da hörte er vor dem Hause eine brutale Stimme rufen: „Heda, wohnt der alte spitzbübische Kerl, der Zimmermann Wacht, nicht hier?" Eine Stimme von der Straße antwortete: „Ein alter spitzbübischer Kerl wohnt nicht hier; wohl ist dies aber das Haus des ehrsamen Bürgers und Zimmermeisters, Herrn Johannes Wacht."

In dem Augenblick wurde mit einem starken Schlag die Hausthür eingestoßen, und ein großer starker Kerl von wildem Ansehen stand vor dem Meister. Die schwarzen Haare spießten sich durch die durchlöcherte Soldatenmütze, und überall konnte der zerlumpte Kittel den ekelhaften, von Schmutz und Witterung gebräunten Körper nicht verbergen. An den Füßen trug der Kerl Soldatenschuhe, und die blauen Striemen an den Knöcheln zeigten die Spur getragener Ketten.

„Hoho," rief der Kerl, „Ihr kennt mich wol nicht mehr? Ihr kennt wol nicht mehr den Sebastian Engelbrecht, den Ihr um sein Erbe betrogen?" — Meister Wacht trat dem Kerl mit aller imponirenden Majestät seines Aeußern einen Schritt entgegen, indem er unwillkürlich die Hand mit dem Rohrstock vorstreckte. Da war es, als träfe den wilden Kerl ein Blitz; er taumelte ein paar Schritte zurück, streckte die geballten Fäuste drohend empor und schrie: „Hoho! Ich weiß, wo mein Erbtheil ist; ich will es mir verschaffen trotz Dir, Du alter Sünder!"

Er rannte pfeilschnell den Kaulberg hinab, von dem Volke verfolgt.

Erstarrt blieb Meister Wacht einige Secunden in dem Flur stehen, bis er auf den angstvollen Zuruf Nanni's: „Um Gott, Vater, das war Sebastian!" in die Stube hinein mehr schwankte als ging, erschöpft auf einen Lehnsessel sank, beide Hände vors Gesicht hielt und mit erschütternder Stimme rief: „Ewige Barmherzigkeit des Himmels, das ist Sebastian Engelbrecht!"

Es entstand Lärm auf der Straße; das Volk strömte den Kaulberg hinab, und ganz aus der Ferne riefen Stimmen: „Mord! Mord!“

Von den entsetzlichsten Ahnungen ergriffen, rannte der Meister hinab nach Jonathan's Wohnung, die eben ganz am Fuße des Kaulbergs gelegen.

Ein dichter Volkshaufe wälzte sich vor ihm her; in der Mitte desselben gewahrte er den wie ein wildes Thier sich sträubenden Sebastian, der so eben von der Wache zu Boden geworfen, so überwältigt, an den Händen und Füßen geschlossen und abgeführt wurde.

„Jesus, Jesus, der Sebastian hat seinen Bruder erschlagen!“ so wehklagte das Volk, welches sich aus dem Hause drängte. Meister Wacht machte sich Platz und fand den armen Jonathan unter den Händen der Aerzte, die sich mühten, ihn ins Leben zurückzurufen. Drei mit der vollsten Kraft eines starken Mannes geführte Faustschläge auf den Kopf ließen das Schlimmste ahnen.

Nanni hatte, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, durch liebreiche Freundinnen sogleich den ganzen Hergang der Sache erfahren und war nach des Geliebten Wohnung gestürzt, wo sie in dem Augenblicke anlangte, als der junge Advocat kraft der verschwendeten Naphtha, wieder die Augen aufschlug und die Chirurgen vom Trepaniren sprachen. Man kann sich das Uebrige denken.

Nanni war trostlos, Rettel trotz ihrer Brautschaft in Trauer versenkt, und selbst Monsieur Picard Leberfink versicherte, indem ihm die Thränen vor Wehmuth über die Backen liefen, Gott solle Dem gnädig sein, auf dessen Caput ein Zimmermannsfaust niederfalle; der Verlust des jungen Herrn Jonathan sei unersetzlich. Indessen solle der Lack seines Sarges an Glanz und Schwärze unübertrefflich sein, die Versilberung der Todtenköpfe und anderer anmuthiger Emblem ihres Gleichen vergebens suchen.

Es ergab sich, daß Sebastian einem Trupp Landstreicher, der von bayerischem Militär durch das Bambergische transportirt wurde, entsprungen und in die Stadt gelaufen war, um einen wahnsinnigen Vorsatz auszuführen, den er längst im Innern getragen. Sein Lebenslauf war nicht der eines verworfenen, verruchten Bösewichts, sondern gab nur das Beispiel eines durchaus leichtsinnigen Menschen, welcher, der vortrefflichsten Gaben, die ihm die Natur verliehen, unerachtet, sich jeder Verlockung des Bösen preisgiebt und zuletzt auf der höchsten Stufe des Lasters untergeht in Elend und Schmach.

Im Sächsischen war er einem Rabulisten in die Hände gefallen, der ihm weismachte, daß er von dem Meister Wacht bei der Auszahlung der väterlichen Erbschaft merklich verkürzt worden, und das zwar zu Gunsten seines Bruders Jonathan, dem er sein liebstes Töchterlein, Namens Nanni, zum Weibe versprochen. Wahrscheinlich hatte der alte Betrüger sich dies Märchen aus verschiedenen Aeußerungen Sebastian's selbst zusammengesetzt. Der geneigte Leser weiß bereits, wie Sebastian sich Recht verschaffen wollte mit wilder Gewalt. Unmittelbar nachdem er den Meister Wacht verlassen, war er nämlich hinauf gestürmt in Jonathan's Zimmer, wo Dieser gerade vor dem Arbeitstische saß, eine Rechnung in Ordnung brachte und Geldrollen zählte, die vor ihm aufgehäuft lagen.

Der Schreiber saß in der andern Ecke des Zimmers.

„Ha, Verruchter!" schrie Sebastian wüthend, „sitzest Du bei Deinem Mammon, zählst Du, was Du geraubt hast? Her damit, was der alte Bösewicht mir gestohlen und Dir zugewandt hat, — Du schwächlich Ding von geizigem, lüsternem Satan!" Da Sebastian auf ihn eindrang, hielt Jonathan, instinctmäßig abwehrend, beide Hände vor und rief laut: „Bruder, um Gottes willen, Bruder!" Dafür versetzte ihm aber Sebastian mit der geballten Faust mehrere harte Schläge an den Kopf, so daß Jonathan ohnmächtig niedersank, packte eiligst einige Geldrollen zusammen und wollte damit fort, was ihm natürlicherweise nicht gelang.

Zum Glück fand es sich, daß keine von Jonathan's Wunden, die äußerlich nur starke Beulen schienen, eine bedeutende

Hirnerschütterung verursacht hatte, mithin für lebensgefährlich zu achten war. Nach Verlauf von zwei Monaten, als Sebastian nach der Zuchtanstalt, wo er den versuchten Raubmord mit schwerer Strafe büßen sollte, abgeführt wurde, fühlte der junge Advocat sich völlig wiederhergestellt.

Der entsetzliche Vorfall hatte auf Meister Wacht so zerstörend eingewirkt, daß ein zehrender Mißmuth davon die Folge war. Diesmal war die stammhafte Eiche von dem Wipfel bis zur tiefsten Wurzel erschüttert.

Oft, wenn man ihn mit ganz andern Dingen beschäftigt glaubte, vernahm man, wie er leise murmelte: „Sebastian! Brudermörder! Warum hast Du mir das gethan?“ und dann schien er aus einem tiefen Traum zu erwachen. Nur die stärkste, angestrengteste Arbeit erhielt ihn aufrecht.

Doch wer ermißt die unerforschlichen Tiefen, in denen sich der verborgene Organismus der Gefühle so seltsam verkettet wie in Meister Wacht's Seele? Der Abscheu gegen Sebastian und seine verruchte That verblaßte, indem das Bild des durch Jonathan's Liebe verstörten Lebens sich immer in frischer Farbe lebendig erhielt.

Mancherlei kurze Aeußerungen Meister Wacht's bewiesen diese Gemüthsstimmung. „Also Dein Bruder sitzt auf dem Bau*) in Ketten? — Die gegen Dich gerichtete That hat ihn dahin gebracht? — Es ist doch schlimm, schuld daran zu sein, daß der eigene Bruder den Bruder auf den Bau gebracht hat! — Möchte nicht in der Stelle dieses Bruders sein! — Doch Juristen denken anders; die wollen das Recht, d. h. sie wollen mit der Puppe spielen, die sie ausputzen und ihr einen Namen geben, wie sie wollen.“

Dergleichen bittere, ja unverständige Worte mußte der junge Advocat nur zu oft von Meister Wacht hören. Nutzlos würde jeder Versuch der Widerlegung geblieben sein. Der junge Advocat entgegnete daher nichts, sondern brach oft, wenn ihm der verderbliche Wahn des Alten, in welchem sein ganzes Glück unterging, die Brust zermalmen wollte, im Uebermaß

*) D. h. im Zuchthaus. — A. d. H.

des Schmerzes aus: „Vater, Vater, Ihr thut mir Unrecht, himmelschreiendes Unrecht!“

Eines Tages, als die Familie bei dem Lackirer Leberfink versammelt und Jonathan auch zugegen war, sprach Meister Wacht davon, daß Jemand gemeint, wie der Sebastian Engelbrecht, sei er auch als Verbrecher verhaftet, doch Ansprüche gegen den Meister Wacht als seinen gewesenen Vormund im Wege des Rechtes geltend machen könne. „Das wäre“, sprach der Meister giftig lachend, indem er sich zu Jonathan wandte, „so ein hübscher Prozeß für einen jungen Advocaten! Ich dächte, Du unternähmest den Rechtshandel. Du bist vielleicht dabei selbst im Spiele; vielleicht habe ich Dich auch betrogen.“ Da fuhr der junge Advocat in die Höhe; seine Augen flammten, seine Brust flog auf und nieder; er schien plötzlich ein ganz Anderer. Er streckte die Hand gen Himmel empor und rief: „Nein, Ihr seid nicht mehr mein Vater; Ihr seid ein Wahnsinniger, der einem lächerlichen Vorurtheil ohne Bedenken Ruh' und Glück der liebsten Kinder opfert. Nie seht Ihr mich wieder; ich gehe auf die Anträge, die mir heute der amerikanische Consul gemacht hat, ein, — fort nach Amerika!“ — „Ja,“ rief Wacht, ganz Zorn und Wuth, „ja, fort aus meinen Augen, Du dem Satan Verkaufter, Du Bruder des Brudermörders!“

Mit einem vollen Blick, in welchem alle trostlose Liebe, aller Schmerz, alle Verzweiflung des hoffnungslosesten Abschiedes lag, auf die halb ohnmächtige Nanni verließ der Advocat schnell den Garten.

Schon früher während des Laufes der Geschichte wurde, als der junge Advocat sich à la Werther todt schießen wollte, bemerkt, wie gut es sei, daß die dazu nöthigen Pistolen mehrentheils nicht gleich bei der Hand sind. Hier ist es ebenso ersprießlich, anzuführen, daß der junge Advocat zu seinem eigenen Besten sich nicht gleich auf der Regnitz einschiffen konnte, um geraden Weges nach Philadelphia hinüberzuschiffen.

So geschah es, daß die Drohung, Bamberg und die

geliebte Nanni auf ewig zu verlassen, auch in dem Augenblick noch unausgeführt geblieben, als endlich, nachdem aufs Neue über zwei Jahre vergangen, der Hochzeitstag des Herrn Lackirers und Vergolders Leberfink herangekommen war.

Untröstlich würde Leberfink über diesen unbilligen Aufschub seines Glückes, den freilich das Entsetzliche, was in Wacht's Hause Schlag auf Schlag geschehen, herbeiführen mußte, gewesen sein, hätte er nicht dadurch Gelegenheit erhalten, die Verzierungen seines Prunkzimmers, welche sehr sauber in Himmelblau und Silber glänzten, in Hochroth umzulackiren, mit gehöriger Vergoldung, da er seinem Rettelchen abgemerkt, daß ein rother Tisch, rothe Stühle u. s. w. ihrem Geschmack besser zusagen würden.

Meister Wacht widerstand nicht einen Augenblick dem Andringen des glücklichen Lackirers, den jungen Advocaten auf seiner Hochzeit zu sehen, und der junge Advocat — ließ es sich auch gefallen.

Man kann denken, in welcher Stimmung sich die beiden jungen Leute, die seit jenem entsetzlichen Augenblick sich wirklich nicht gesehen hatten, wieder erblickten. Die Versammlung war groß, aber kein einziges ihnen befreundetes Gemüth ermaß ihren Schmerz.

Schon stand man im Begriff, sich nach dem Gotteshause zu begeben, als Meister Wacht einen starken Brief erhielt und dann — kaum hatte er einige Zeilen gelesen, — heftig erschüttert zur Thüre hinausstürzte, zu nicht geringem Schreck der Andern, die neues Böses ahnen wollten.

Nicht lange dauerte es, so rief Meister Wacht den jungen Advocaten hinaus, und als sie nun Beide allein in dem Arbeitszimmer des Meisters sich befanden, so begann dieser, indem er vergeblich die tiefste Erschütterung zu verbergen sich mühte: „Es sind die außerordentlichsten Nachrichten von Deinem Bruder eingegangen. Hier ist ein Brief von dem Director der Gefangenanstalt, der umständlich schreibt, wie sich Alles begeben. Du kannst das nicht Alles wissen; ich müßte Dir daher, um das Unglaubliche Dir glaublich zu machen, haarklein Alles sagen; aber die Zeit drängt." — Bei

diesen Worten sah Meister Wacht dem Advocaten scharf ins Gesicht, der beschämt erröthend die Augen niederschlug.

„Ja, ja," fuhr der Meister Wacht mit erhöhter Stimme fort, „Du weißt nichts davon, daß Dein Bruder, kaum wenige Stunden auf dem Bau, von einer Reue ergriffen worden ist, wie sie wol kaum jemals eines Menschen Brust zerrissen hat. Du weißt nichts davon, daß der Versuch des Raubmordes ihn zermalmt hat. Du weißt nicht, daß er in wahnsinniger Verzweiflung Tag und Nacht geheult und gefleht hat, daß der Himmel ihn vernichten oder retten möge, damit er fortan durch die strengste Tugend sich rein wasche von der Blutschuld. Du weißt nicht, daß bei Gelegenheit eines wichtigen Anbaues des Gefangenhauses, bei dem Züchtlinge als Handlanger gebraucht wurden, sich Dein Bruder so sehr als ein geschickter kenntnißreicher Zimmermann auszeichnete, daß er bald, ohne daß Jemand daran dachte, wie sich das begebe, die Stelle des Poliers*) vertrat. Du weißt nicht, daß ihm dabei sein stilles, frommes Wesen, seine Bescheidenheit, mit der Bestimmtheit des geläuterten Verstandes gepaart, Alle zu Freunden machte. Das weißt Du Alles nicht; darum mußte ich's Dir sagen. Was weiter? Der Fürst-Bischof hat Deinen Bruder begnadigt. Er ist Meister worden; aber wie war das Alles möglich ohne Geldzuschüsse?" —

„Ich weiß," sprach der junge Advocat sehr leise, „ich weiß, daß Ihr, mein guter Vater, monatlich Geld der Direction zugesendet habt, um meinen Bruder von den übrigen Gefangenen absondern und besser verpflegen zu können. Ihr habt ihm später Handwerkszeug geschickt."

Da trat Meister Wacht auf den jungen Advocaten zu, faßte ihn bei beiden Armen und sprach mit einer Stimme, die in Entzücken, Wehmuth, Schmerz auf unbeschreibliche Weise schwankte: „Hätte das dem Sebastian, sproßte auch seine ursprüngliche Tugend mächtig hervor, wieder zur Ehre, Freiheit, Bürgerrecht, Besitzthum verhelfen können? Ein unbekannter Menschenfreund, dem Sebastian's Schicksal beson-

*) Obergeselle (nur bei Maurern und Zimmerleuten). — A. d. H.

ders am Herzen liegen muß, hat zehntausend große Thaler beim Gericht niedergelegt, um . . ." Weiter konnte Meister Wacht vor gewaltsamer Bewegung nicht sprechen; er riß den jungen Advocaten an seine Brust und rief, indem er mit Mühe die Worte herauspreßte: „Advocat, mache, daß ich eindringe in die Tiefe des Rechts, wie es in Deiner Brust lebendig worden, und daß ich bestehe vor dem ewigen Weltgericht, wie Du dereinst bestehen wirst! — Doch," fuhr Meister Wacht nach einigen Secunden fort, indem er den jungen Advocaten von seiner Brust ließ, „doch, mein geliebter Jonathan, wenn nun Sebastian als ein frommer, thätiger Bürger wiederkehrt und mich an mein gegebenes Wort mahnt, wenn Nanni . . ." —

„So trag' ich," sprach der junge Advocat, „meinen Schmerz, bis er mich tödtet. Ich fliehe nach Amerika."

„Bleibe hier," rief Meister Wacht, ganz begeistert von Wonne und Lust, „bleibe hier, mein Herzensjunge! Sebastian heirathet ein Mädchen, das er früher verführt und verlassen hatte. Nanni ist Dein!" Noch einmal umhalste der Meister den jungen Advocaten und rief:

„Junge, wie ein Schulknabe stehe ich vor Dir, und möchte Dir alle Schuld, alles Unrecht abbitten, das ich Dir angethan. Doch kein Wort weiter! Andere Leute warten auf uns."

Damit faßte Meister Wacht den jungen Advocaten, riß ihn fort, in das Hochzeitszimmer hinein und sprach, indem er sich mit Jonathan mitten in den Kreis stellte, mit erhöhter feierlicher Stimme:

„Ehe wir zur heiligen Handlung schreiten, lade ich Euch alle, Ihr ehrsamen Männer und Frauen, Ihr tugendbelobten Jungfrauen und Jünglinge, über sechs Wochen zu einer gleichen Feier in meiner Behausung ein; denn hier stelle ich Euch den Herrn Advocaten Jonathan Engelbrecht vor, dem ich in diesem Augenblicke meine jüngste Tochter Nanni feierlich verlobe."

Die Liebenden sanken sich selig in die Arme.

Nur ein Hauch der tiefsten Verwunderung durchlief die ganze Versammlung; doch der alte fromme Andreas sprach

leise, indem er das kleine dreieckige Zimmermannshütlein vor die Brust hielt:

„Des Menschen Herz ist ein wunderliches Ding; aber der wahre fromme Glaube überwindet wohl die schnöde, ja sündliche Tapferkeit eines verhärteten Gemüths, und Alles wendet sich, wie der liebe Gott es will, zum Guten."

Die Marquise de la Pivardière.

1821.

*) Ein Mensch gemeinen Standes, Namens Barré, hatte seine Braut zu später Abendzeit in das Boulogner Holz gelockt und sie dort, da er, ihrer überdrüssig, um eine Andere buhlte, mit vielen Messerstichen ermordet.

Das Mädchen, die Gartenfrüchte feilhielt, war ihrer ausnehmenden Schönheit, ihres sittlichen Betragens halber allgemein bekannt unter dem Namen der schönen Antoinette. So kam es, daß ganz Paris erfüllt war von Barré's Unthat, und daß auch in der Abendgesellschaft, die sich bei der Herzogin d'Aiguillon**) zu versammeln pflegte, von nichts Anderem gesprochen wurde als von der entsetzlichen Ermordung der armen Antoinette.

Die Herzogin verlor sich gern in moralische Betrachtungen, und so entwickelte sie auch jetzt mit vieler Beredsamkeit, daß nur heillose Vernachlässigung des Unterrichts und der Religiosität bei dem gemeinen Volk Verbrechen erzeuge, die den höheren, in Geist und Gemüth gebildeten Ständen fremd bleiben müßten.

---

*) Die folgende Erzählung ist eine von H., zumal am Anfang, novellistisch ausgeschmückte, aber auf historischen Thatsachen beruhende Criminalgeschichte, den „Causes célèbres et intéressantes" des Advocaten Franz Gayot de Pitaval zu Lyon (1673—1743), fortgesetzt vom Parlaments-Advocaten Richer zu Paris (bis 1770), entnommen. Vgl. die wirkliche Geschichte in „Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder und Zeiten, herausgeg. von Dr. Jul. Ed. Hitzig und Dr. Wilh. Häring (Willibald Alexis). Thl. 4. Leipzig 1843, S. 351—395. —

**) Marie Magdalene de Vignerod-Duplessis war eine Nichte des berühmten Cardinal Richelieu, der ihr das Herzogthum Aiguillon kaufte. Nach seinem Tode 1642 widmete sie sich ganz der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit. Sie starb 1675. Der Prozeß de la P. fand aber erst 1697 bis 1701 statt. Die Herzogin ist also nur eine Novellenfigur Hoffmann's. — A. d. H.

Der Graf von Saint-Hermine, sonst das rege Leben jeder Gesellschaft, war an dem Abend tief in sich gekehrt, und die Blässe seines Gesichtes verrieth, daß irgend ein feindliches Ereigniß ihn verstört haben mußte. Er hatte noch kein Wort gesprochen; jetzt, da die Herzogin ihre moralische Abhandlung geschlossen, begann er: „Verzeiht, gnädigste Frau! Barré liest vortrefflich, schreibt eine schöne Hand, kann sogar rechnen, spielt überdies nicht übel die Geige, und was seine Religion betrifft, so hat er Freitags in seinem Leben niemals auch nur eine Unze Fleisch genossen, regelmäßig seine Messe gehört und noch an dem Morgen, als er abends darauf den Mord beging, gebeichtet. Was könnt Ihr gegen seine Bildung, gegen seine Religiosität einwenden?"

Die Herzogin meinte, daß der Graf durch seine bittere Bemerkung ihr und der Gesellschaft den unausstehlichen Unmuth entgelten lassen wolle, der ihm heute seine ganze Liebenswürdigkeit raubte. Man setzte das vorige Gespräch fort, und ein junger Mann stand im Begriff, noch einmal alle Umstände der That Barré's auf das Genaueste zu beschreiben, als der Graf von Saint-Hermine sich ungeduldig von seinem Sitze erhob und auf das Heftigste erklärte, man würde ihn augenblicklich verjagen, wenn man nicht ein Gespräch ende, das mit scharfen Krallen in seine Brust greife und eine Wunde aufreiße, deren Schmerz er wenigstens auf Augenblicke in der Gesellschaft zu verwinden gehofft habe.

Alle drangen in ihn, nun nicht länger mit der Ursache seines Unmuths zurückzuhalten. Da sprach er: „Man wird es nicht mehr Unmuth nennen, was mich heute langweilig, unausstehlich erscheinen läßt; man wird es mir, meinem gerechten Schmerz verzeihen, daß ich das Gespräch über Barré's Unthat nicht zu ertragen vermag, wenn ich offenbare, was mein ganzes Inneres tief erschüttert. Ein Mann, den ich hoch schätzte, der sich in meinem Regiment stets brav, tapfer, mir innig ergeben bewies, der Marquis de la Pivardière ist vor drei Nächten auf die grausamste Weise in seinem Bette ermordet worden."

„Himmel," rief die Herzogin, „welche neue entsetzliche Unthat! Wie konnte das geschehen? Die arme unglückliche Marquise!"

Auf dies Wort der Herzogin vergaß man den ermordeten Marquis, bedauerte nur die Marquise und erschöpfte sich in Lobeserhebungen der anmuthigen, geistreichen Frau, deren strenge Tugend, deren edler Sinn als Muster gegolten und die schon als Demoiselle de Chauvelin die Zierde der ersten Zirkel in Paris gewesen sei.

„Und," sprach der Graf mit dem ins Innere dringenden Ton der tiefsten Erbitterung, „und diese geistreiche, tugendhafte Frau, die Zierde der ersten Zirkel in Paris, diese war es, die ihren Gemahl erschlug mit Hilfe ihres Beichtvaters, des verruchten Charost."

Stumm, von Entsetzen erfaßt, starrte Alles den Grafen an, der sich vor der Herzogin, welche der Ohnmacht nahe, tief verbeugte und dann den Saal verließ.

Franziska Margarethe de Chauvelin hatte in früher Kindheit ihre Mutter verloren, und so war ihre Erziehung ganz das Werk ihres Vaters geblieben, eines geistreichen, aber strengen, ernsten Mannes. Der Ritter Chauvelin glaubte daran, daß es möglich sei, das weibliche Gemüth zur Erkenntniß seiner eigenen Schwächen zu bringen, und daß diese eben dadurch weggetilgt werden könnten. Sein starrer Sinn verschmähte jene hohe Liebenswürdigkeit der Weiber, die sich aus der subjectiven Ansicht des Lebens von dem Standpunkte aus, auf den sie die Natur gestellt hat, erzeugt, und eben in dieser Ansicht liegt ja der Ursprung aller der Aeußerungen einer innern Gemüthsstimmung, die in demselben Augenblick, da sie uns launisch, beschränkt, kleinartig bedünken will, uns unwiderstehlich hinreißt. Der Ritter meinte ferner, daß, um zu jenem Zwecke zu gelangen, es vorzüglich nöthig sei, jeden weiblichen Einfluß auf das junge Gemüth zu verhindern; auf das Sorglichste entfernte er daher von seiner Tochter Alles, was nur Gouvernante heißen mag, und wußte es auch geschickt anzufangen, daß keine Gespielin

es dahin brachte, sich mit Franziska*) in gleiche Farbe zu kleiden und ihr die kleinen Geheimnisse eines durchtanzten Balles u. s. w. zu vertrauen. Nebenher sorgte er dafür, daß Franziska's nothwendigste weibliche Bedienung aus geckenhaften Dingern bestand, die er dann als Scheubilder des verkehrten weiblichen Sinns aufstellte. Vorzüglich richtete er auch, als Franziska in die Jahre gekommen, daß davon die Rede sein konnte, die vernichtenden Pfeile seiner Ironie gegen die süße Schwärmerei der Liebe, die den weiblichen Sinn erst recht nach seiner innersten Bedeutung gestaltet, und die wol nur bei einem Jünglinge oft ins Fratzenhafte ausarten mag.

Ein Glück für Franziska, daß des Ritters Glaube ein arger Irrthum war! So sehr er sich mühte, dem tief weiblichen Gemüthe Franziska's die Rauhigkeit eines männlichen Geistes, der das Spiel des Lebens verachtet, weil er es zu verstehen, zu durchschauen vermeint, anzuerziehen, — es gelang ihm nicht, die hohe Anmuth und Liebenswürdigkeit, der Mutter Erbtheil, zu zerstören, die immer mehr herausstrahlte aus Franziska's Innerem, und die er in seltsamer Selbsttäuschung für die Frucht seiner weisen Erziehung hielt, ohne daran zu denken, daß er ja eben dagegen seine gefährlichsten Waffen gerichtet.

Franziska konnte nicht schön genannt werden; dazu waren die Züge ihres Antlitzes nicht regelmäßig genug; der geistreiche Feuerblick der schönsten Augen, das holde Lächeln, das um Mund und Wangen spielte, eine edle Gestalt im reinsten Ebenmaß der Glieder, die hohe Anmuth jeder Bewegung, — Alles dieses gab indessen Franziska's äußerer Erscheinung einen unnennbaren Reiz. Kam nun noch hinzu, daß die viel zu gelehrte Bildung, die ihr der Vater gegeben, und die sonst nur zu leicht das innerste, eigentliche Wesen des Weibes zerstört, ohne daß ein Ersatz möglich, ihr nur diente, richtig zu verstehen, aber nicht abzusprechen, daß die Ironie, die ihr vielleicht von des Vaters Geist zugekommen, sich in ihrem Sinn und Wesen zum gemüthlichen, lebensvollen Scherz um-

*) Ihr gewöhnlicher Name war Margarethe, nicht Franziska (s. N. Pitaval, a. a. O., S. 351.) — A. d. H.

gestaltete, — so konnte es nicht fehlen, daß sie, als der Vater, den Ansprüchen des Lebens nachgebend, sie einführte in die sogenannte große Welt, bald der Abgott aller Zirkel wurde.

Man kann denken, mit welchem Eifer sich Jünglinge und Männer um die holde, geistreiche Franziska bemühten. Diesen Bemühungen stellten sich nun aber die Grundsätze entgegen, die der Ritter de Chauvelin seiner Tochter eingeflößt. Hatte sich auch irgend ein Mann, dem die Natur Alles verliehen, um den Weibern zu gefallen, Franziska mehr und mehr genähert, wollte ihr Herz sich ihm hinneigen, dann trat ihr plötzlich der fratzenhafte Popanz eines verliebten Weibes vor Augen, den der Vater herbeigezaubert, und der Schreck, die Furcht vor dem Scheubilde tödtete jedes Gefühl der Liebe im ersten Aufkeimen. Da es unmöglich war, Franziska stolz, spröde, kalt zu nennen, so gerieth man auf den Gedanken eines geheimen Liebesverständnisses, auf dessen Entwicklung man begierig wartete, wiewol vergebens. Franziska blieb unverheirathet bis in ihr fünfundzwanzigstes Jahr. Da starb der Ritter, und Franziska, seine einzige Erbin, kam in den Besitz des Rittergutes Nerbonne.

Die Herzogin d'Aiguillon — wir haben sie in dem Eingange der Geschichte kennen gelernt, — fand es nun nöthig, sich um Franziska's Wohl und Weh, um ihre Verhältnisse zu kümmern, da sie es nicht für möglich hielt, daß ein Mädchen, sei sie auch fünfundzwanzig Jahre alt geworden, sich selbst berathen könne. Gewohnt, Alles auf gewisse feierliche Weise zu betreiben, versammelte sie eine Anzahl Frauen, die über Franziska's Thun und Lassen Rath hielten und endlich darin übereinkamen, daß ihre jetzige Lage es durchaus erfordere, sich zu vermählen.

Die Herzogin übernahm selbst die schwierige Aufgabe, das ehescheue Mädchen zur Befolgung dieses Beschlusses zu bewegen, und freute sich im Voraus über den Triumph ihrer Ueberredungskunst. Sie begab sich zu der Chauvelin und bewies ihr in einer wohlgesetzten Rede, die ihr nicht wenig Kopfzerbrechens gekostet, daß sie endlich den Bedingnissen des Lebens nachgeben, ihren Starrsinn, ihre Sprödigkeit ablegen,

rücksichtslos dem Gefühl der Liebe Raum lassen und einen Mann, der ihrer werth, mit ihrer Hand beglücken müsse.

Franziska hatte die Herzogin mit ruhigem Lächeln angehört, ohne sie ein einziges Mal zu unterbrechen. Nicht wenig erstaunte die Herzogin aber jetzt, als Franziska erklärte, daß sie ganz ihrer Meinung sei, daß ihre Lage, der Besitz der weitläufigen Güter, die Verwaltung des Vermögens durchaus erfordere, sich durch die Vermählung mit einem ehrenwerthen Manne ihres Standes im Leben festzustellen. Sie sprach dann von dieser Vermählung wie von einem Geschäft, das, von ihrem Verhältniß herbeigeführt, nothwendig abgeschlossen werden müsse, und meinte, daß sie vielleicht bald im Stande sein werde, unter ihren Bewerbern Den zu wählen, der sich als den Vernünftigsten, Ruhigsten bewährt.

„Fräulein", rief die Herzogin, „sollte Euer reiches Gemüth, Euer empfänglicher Sinn denn ganz verschlossen sein dem schönsten Gefühl, das die Sterblichen beglückt? Habt Ihr denn niemals, niemals geliebt?"

Franziska versicherte, daß dies niemals der Fall gewesen sei, und entwickelte dann die Theorie ihres Vaters über ein Gefühl, das ein böses Princip in der Natur mit heilloser Ironie in die menschliche Brust gelegt, da es die Urkraft des menschlichen Geistes breche und nichts herbeiführe als ein durch Demüthigungen, durch lächerliche Narrheiten aller Art verstörtes Leben.

Die Herzogin gerieth ganz außer sich über diese abscheulichen Grundsätze und begann, Franziska tüchtig auszuschelten, daß sie einer Lehre gefolgt, die sie geradezu ruchlos und teuflisch nannte, da sie der innersten Natur des Weibes zuwider sei und eben das bewirken müsse, was sie dem höchsten Gefühle schuld gebe, nämlich ein armseliges, verstörtes Leben. Zuletzt faßte sie des Fräuleins Hand und sprach, indem ihr die Thränen in die Augen traten: „Nein, mein gutes, theures Kind, nein, es ist nicht möglich, Du täuschest Dich selbst; Du giebst Dich uns schlechter, als Du wirklich bist; fremd sind Dir jene Grundsätze eines strengen, starren Mannes, der dem Leben feindlich entgegentrat. Du hast geliebt und wider-

strebtest nur im angekünstelten Eigensinn Deiner innern Re-
gung. Sei aufrichtig, erwäge jeden Augenblick Deines Lebens!
Es ist nicht möglich, daß es keinen geben sollte, in welchem nicht
das Gefühl der Liebe plötzlich eindrang in Dein eisum-
panzertes Herz."

Franziska stand im Begriff, der Herzogin zu antworten,
als plötzlich ein Gedanke wie ein Blitz sie zu durchzucken
schien. Ueber und über erröthend, dann zum Tode erbleichend,
starrte sie zur Erde nieder. Ein tiefer Seufzer stieg aus der
Brust empor; dann begann sie: „Ja, — ich will aufrichtig
sein, — ja, es gab in meinem Leben einen Moment, in wel-
chem mich mit zerstörender Gewalt ein Gefühl überraschte,
das ich verabscheuen lernte und noch verabscheue." —

„Weh Dir," rief die Herzogin, „weh Dir, aber sprich!" —

„Ich hatte", erzählte Franziska, „eben mein sechzehntes
Jahr zurückgelegt, als mein Vater mich in Eure Zirkel, gnä-
digste Frau, einführte. Ihr verstandet meine Befangenheit
zu besiegen, mich dahin zu bringen, meiner Laune mich ganz
hinzugeben. Man fand das, was ich jetzt als ausgelassen
erwerfen würde, damals über die Maßen liebenswürdig, und
ich hätte eitel genug sein können, mich für die gefeierte
Königin der Gesellschaft zu halten." —

„Das wart Ihr, das wart Ihr!" unterbrach die Her-
zogin das Fräulein.

„Ich weiß nicht mehr," fuhr das Fräulein fort, „was ich
gerade sprach; aber es erregte die Theilnahme der ganzen Ge-
sellschaft so sehr, daß in dem tiefsten Stillschweigen Aller
Blicke starr auf mich gerichtet waren und ich beschämt die
Augen niederschlug. Da war es mir, als vernehme ich ganz
in meiner Nähe den Namen Franziska wie einen leisen
Seufzer. Unwillkürlich schaue ich auf. Mein Blick fällt auf
einen Jüngling, den ich so lange noch gar nicht bemerkt;
aber ein unbekanntes Feuer strahlt aus seinen dunkeln Augen
und durchdringt mein Innerstes wie ein glühender Dolch.
Mich erfaßt ein namenloser Schmerz; — es ist mir, als müsse
ich sterbend niedersinken, aber der Tod sei das höchste, seligste
Entzücken des Himmels. Keines Wortes mächtig, vermag ich

nur, von süßer Qual gepeinigt, tief aufzuseufzen; — Thränen strömen mir aus den Augen. — Man hält mich für plötzlich erkrankt; man bringt mich in ein Nebenzimmer, man schnürt mich auf, man braucht alle Mittel, die zur Hand sind, mich aus dem entsetzlichen Zustande zu reißen. In tödtender Angst, ja in Verzweiflung versichere ich endlich, daß Alles vorüber, daß mir wieder wohl sei. Ich verlange zurück in die Gesellschaft. Meine Augen suchen, finden ihn; ich sehe nichts als ihn — ihn! Ich erbebe vor dem Gedanken, daß er sich mir nähern könne, und doch ist es eben dieser Gedanke, der mich mit dem süßesten, nie gefühlten, nie geahnten Entzücken durchströmt! — Mein Vater mußte meinen überreizten Zustand bemerken, konnte er auch vielleicht dessen Ursache nicht erforschen; er führte mich schnell fort aus der Gesellschaft.

„So jung ich war, mußte ich doch wohl erkennen, daß das böse verstörende Princip auf mich eingedrungen, vor dem mich der Vater so sehr gewarnt, und eben die Gewalt der ich beinahe erlegen, ließ mich die Wahrheit Alles dessen was er darüber gesagt, vollkommen einsehen. Ich kämpfte einen schweren Kampf; aber ich siegte. Das Bild des Jünglings verschwand; ich fühlte mich froh und frei. Ich wagte mich wieder in Eure Gesellschaft, gnädigste Frau; aber ich fand den Gefürchteten nicht wieder. Dem Schicksal oder vielmehr jenem bösen Princip des Lebens genügte aber nicht mein Sieg; ein schwererer Kampf stand mir bevor.

„Mehrere Wochen waren vergangen, als ich, da eben die Abenddämmerung einzubrechen beginnt, im Fenster liege und hinaussehe auf die Straße. Da erblicke ich jenen Jüngling der zu mir heraufschaut, mich grüßt und dann gerade losschreitet auf die Thür des Hauses. Weh mir! Mit verdoppelter Kraft ergreift mich jene entsetzliche Macht. „Er kommt, er sucht Dich auf!" — Dieser Gedanke — Entzücken — Verzweiflung — raubt mir die Sinne. — Als ich aus tiefer Ohnmacht erwachte, lag ich ausgekleidet auf dem Sopha, mein Vater stand bei mir, ein Naphthafläschchen in der Hand. Er fragte, ob mir etwas Besonderes begegnet; — er hatte die Thüre meines Zimmers öffnen, wieder verschließen und

dann Tritte die Treppe hinabgehen gehört, die ihm männliche hätten bedünken wollen, mich aber zu seinem nicht geringen Schreck ohnmächtig auf der Erde liegend gefunden. Ich konnte, ich durfte ihm nichts sagen; doch schien er das Geheimniß zu ahnen; denn des Nervenfiebers, das mich an den Rand des Grabes brachte, unerachtet, traf mich seine bittere Ironie, die er gegen verfängliche Ohnmachten eines verdrießlichen Liebesfiebers richtete. Ich danke ihm das; denn es verhalf mir zum zweiten Siege, der mir glorreicher schien als der erste."

Die Herzogin umarmte, küßte und herzte voller Freude das Fräulein. Sie versicherte, daß nun Alles sich gar herrlich fügen werde; auf den erfochtenen Sieg gebe sie ganz und gar nichts; vielmehr werde sie, — da sie ein Tagebuch führe, in welchem jede Person, die ihre Abendgesellschaft besucht, und was dabei vorgefallen, genau aufgezeichnet stehe, — sehr leicht den Jüngling ausfindig machen, der Franziska's Liebe errungen, und so ein Liebespaar vereinen, das abscheuliche Grundsätze eines starrsinnigen Vaters getrennt.

Franziska versicherte dagegen, daß, wenn der Jüngling, der nun nach beinahe zehn Jahren wohl ein Mann worden, wirklich noch unverheirathet sei und sich um ihre Hand bewerben wolle, sie sich doch nimmermehr mit ihm vermählen werde, da die Erinnerung an jene verhängnißvollen Augenblicke ihr Leben durchaus verstören müsse.

Die Herzogin schalt sie ein eigensinniges Ding und meinte sogar, daß die Stunde der Erkenntniß vielleicht zu spät und dann unwiderbringliches Verderben über Franziska kommen könne.

Das Fräulein meinte, daß, da sie sich zehn Jahre hindurch bewährt, wohl eine Aenderung ihres Sinnes unmöglich gedacht werden könne. Auch übereilte sie sich eben nicht mit der ihr selbst so nothwendig dünkenden Wahl eines Gatten; denn beinahe drei Jahre vergingen, und noch war sie unverheirathet.

„Seltsam wie sie ist, wird sie das Seltsame unerwartet thun," sprach die Herzogin d'Aiguillon und hatte Recht; denn

Niemand hatte geahnet, daß Franziska dem Marquis de la Pivardière ihre Hand reichen würde, wie es wirklich geschah.*)

Der Marquis Louis de la Pivardière war unter Franziska's Bewerbern derjenige, dessen Ansprüche auf ihre Hand gerade die geringsten schienen. Von mittelmäßiger Gestalt, trockenem Wesen, etwas unbehilflichem Geiste, stellte er sich in der Gesellschaft eben nicht glänzend dar. Er war gleichgiltig gegen das Leben, weil er es in früherer Zeit vergeudet, und diese Gleichgiltigkeit, die bisweilen überging in Verachtung, ließ sich oft aus in beißendem Spott. Dabei gehörte er zu den unentschiedenen Charakteren, die niemals Böses thun ohne dringenden Anlaß, und Gutes, wenn es sich gerade so fügen will und sie nicht besonders daran denken dürfen.

Franziska glaubte in der Art, wie sich der Marquis gab, in seinen Meinungen und Grundsätzen viel Aehnliches mit ihrem Vater zu finden, und dies veranlaßte sie, sich ihm mehr anzunähern. Der Marquis, schlau genug, einzusehen, worauf es ankomme, um sie für sich zu gewinnen, hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als auf das Sorglichste Alles zu studiren und sich einzuprägen, was Franziska aus dem Innersten heraus vorzüglich über das Verhältniß der Ehe äußerte, und es dann als seine eigene Ueberzeugung vorzutragen.

Diese scheinbare Einigkeit der Gesinnung, der Gedanke, daß der Marquis unter allen Denen, die um sie warben, der Einzige sei, der das Leben aus dem richtigen Standpunkt betrachte und niemals Ansprüche machen werde, die sie nicht erfüllen könne, ja, selbst der Umstand, daß es ihm nie eingekommen, den feurigen Liebhaber zu machen, daß er stets kalt und trocken geblieben, bestimmte Franzika's Wahl und machte den von Gläubigern verfolgten Marquis zum Herrn des Rittergutes Nerbonne.

So sehr man Ursache hatte, zu glauben, daß ein böses

*) In der Wirklichkeit (s. N. Vitaval, a. a. O., S. 350) war Margarethe Chauvelin, als sie Herrn de la P. heirathete, bereits Wittwe von einem Herrn von Menou und Mutter von fünf Kindern, von denen die vier Söhne gestorben, die einzige Tochter verheirathet war. — A. d. H.

Mißverhältniß sich gleich in dieser Ehe offenbaren werde, so mußte man sich doch vom Gegentheil überzeugen.

Der Marquis, umstrahlt von dem Glanze der Liebenswürdigkeit seiner Gattin, schien ein ganz Anderer. Das Eis, zu dem sein Inneres erstarrt, schien aufgethaut, und trotz alles Sträubens mußte man zuletzt gestehen, der Marquis de la Pivardière sei ein ganz angenehmer Mann, mit dem die Marquise, bleibe sie ihren Grundsätzen treu, wohl glücklich sein könne.

Der Marquis begab sich mit seiner Gattin, nachdem er einige Monate in Paris gelebt, nach dem Rittergute Nerbonne, und Beide führten in der That ein ruhiges, glückliches Leben, will man eine völlige Gleichgiltigkeit gegen einander, die gar keine Ansprüche zuläßt, dafür annehmen. Diese Stimmung änderte sich auch nicht im Mindesten, als die Marquise dem Gatten eine Tochter gebar.

Mehrere Jahre waren vergangen, als der ausbrechende Krieg (1688)*) den Aufruf des sogenannten Arrièrebans**) veranlaßte, so daß der Marquis im Dienste dieses Arrièrebans von Zeit zu Zeit vom Schlosse Nerbonne sich zu entfernen genöthigt ward.

Mag es sein, daß dieser Dienst ihm zu lästig war, mag es sein, daß er sich hinwegsehnte aus dem einförmigen Leben, und daß selbst das Verhältniß mit der Marquise ihm langweilig, verdrießlich geworden, — genug, er suchte Dienste in der Armee; es gelang ihm, eine Escadron in dem Dragonerregiment des Grafen de Saint-Hermine zu erhalten, und er blieb so vom Hause ganz entfernt. —

Eine Viertelstunde von dem Schlosse Nerbonne war die Abtei zu Miseray gelegen, welche regulirte Augustiner in Besitz hatten. Einer dieser Geistlichen verwaltete zugleich die Kapelle im Schlosse Nerbonne, welcher Dienst ihn verpflichtete, jeden

*) Krieg mit dem Deutschen Reich (welchem Ludwig XIV. mitten im Frieden Elsaß und Straßburg weggenommen hatte) und den Niederlanden, an dem sich auch Spanien und England betheiligten. Er wurde 1697 durch den Frieden von Ryßwyk beendigt. — A. d. H.

**) Heerbann, so viel wie Landsturm. — A. d. H.

Sonnabend in der Kapelle Messe zu lesen. Dieser Geistliche war denn auch altem Herkommen nach der Beichtvater der Herrschaft zu Nerbonne. So geschah es denn, daß die Marquise, statt in der Kirche zu Jeu,*) der eigentlichen Parochialkirche von Nerbonne, in der Kirche der Abtei Messe zu hören und zu beichten pflegte.

Da die Abtei nur eine Viertelstunde von dem Schlosse entfernt lag, so machte die Marquise den Weg dahin gewöhnlich zu Fuß.

Eines Morgens an einem Heiligentage, als die Marquise sich gerade in dem Garten des Schlosses befand, tönten die Glocken der Abtei dumpf und feierlich herüber. Die Marquise fühlte sich von einer Wehmuth durchdrungen, die ihr lange fremd geblieben. Es war, als steige die Vergangenheit vor ihr auf wie ein Traumbild, und manche liebe Gestalt, mancher schnell entflohene Moment mahne sie daran, daß sie das Leben nicht zu erfassen vermocht, als es noch grün und blühend sie umgab. Ein seltsamer Schmerz, den sie selbst nicht verstand, beengte ihre Brust, und unwillkürlich rannen ihre Thränen. In der Andacht glaubte sie Erleichterung der Qual zu finden, die ihr Inneres zerriß. Sie begab sich nach der Abtei, und während des Hochamtes, das so eben begann, näherte sie sich, von unbekannter, unwiderstehlicher Gewalt getrieben, dem Beichtstuhl, den der Kapellan des Schlosses Nerbonne einzunehmen pflegte.

Als nun aber der Priester die Absolution sprach, bebte sie zusammen vor seiner Stimme und der Ohnmacht nahe wankte sie fort, als sie durch das Gitter das todtenbleiche Antlitz des Geistlichen erblickte, aus dessen düsteren Augen ein Feuerstrahl sie durchfuhr.

„Nein, es war kein Mensch, es war ein Geist, aus grauenvoller Tiefe heraufgebannt, mich, mein Leben zu zerstören!" So sprach die Marquise, als sie ganz erschöpft auf ihr Schloß zurückgekommen. Aber von tiefem Entsetzen wurde sie erfaßt,

*) Heute Jeu-le-bois, Dorf im Departement Indre, Arrondissement Chateauroux (in der ehemaligen Landschaft Berry). — A. d. H.

als sie sich deutlich erinnerte, dem gespenstischen Priester gebeichtet zu haben, daß sie einst in früher Jugend, wiewol schuldlos, einen Jüngling ermordet, dann aber Untreue an ihrem Gemahl verübt, — Verbrechen, von denen auch nie die Ahnung in ihre Seele gekommen. Ebenso erinnerte sie sich, daß, als sie den Mord gebeichtet, der Geistliche einen seltsamen, herzzerschneidenden Laut des Jammers von sich gegeben, bei der Absolution aber gesagt habe, daß der Himmel ihr den Mord längst verziehen, daß aber, was die an ihrem Gemahl verübte Untreue betreffe, aufrichtige Reue und strenge Buße zwar die That sühnen könne, daß sie aber dafür die weltliche Rache des Gesetzes treffen werde. Das ganze geheimnißvolle Ereigniß erschien ihr wie der fürchterliche angstvolle Traum einer Wahnsinnigen. Sie schickte nach der Abtei; sie wollte wissen, wer an jenem Morgen statt des Kapellans Beichte gehört.

Man benachrichtigte sie, daß der Kapellan nach einem Krankenlager von zwei Tagen so eben verschieden sei, daß aber derselbe Geistliche, der am Morgen Beichte gehört, indessen den Dienst der Kapelle im Schloß Nerbonne verwalten und den nächsten Sonnabend Messe lesen werde. „Ist es möglich," sprach die Marquise zu sich selbst, „daß eine aufgeregte Stimmung, ich möchte sagen, der Anfall eines die Nerven erschütternden Krampfes solche Thorheiten erzeugen kann? Mein Gespenst verkörpert sich; ich werde es schauen und — mich meiner Albernheit schämen."

Als am Sonnabend in der Frühe der Geistliche, der den Dienst des Kapellans verwalten sollte, in das Zimmer der Marquise trat, als er sie, sich sanft neigend, mit einem „Gelobt sei Jesus Christus!" begrüßte, da starrte sie ihn an, sank dann nieder zu seinen Füßen und schrie ganz außer sich: „Weh mir! — Ja, Du bist es, Du bist der Jüngling, den ich in früher Jugend ermordet." —

„Faßt Euch, Frau Marquise," sprach der Geistliche ruhig, indem er die Marquise aufhob und zum Lehnstuhl führte, „ich bitte Euch, überwindet den Schmerz, der — ach, vielleicht nur zu tödtend, Eure Brust zerreißt, da keine Reue das ersetzt, was unwiederbringlich verloren!" —

„Haltet mich nicht für wahnsinnig, ehrwürdiger Herr!“ begann die Marquise mit bebender Stimme. „Euer bleiches Antlitz, Euer ergrautes Haar . . . Und doch seid Ihr es, ja, Ihr seid der Jüngling, den ich einst bei der Herzogin d'Aiguillon erblickte, der in meiner Brust alles tödtende Entzücken, alle brünstige Qual eines Gefühls erweckte, das mir ewig fremd bleiben sollte. — Weh mir! — Was ist es, das noch jetzt, da ich Euch wiedersehe, mein Inneres zerreißt? — Doch nein! — Alles ist Einbildung, — Thorheit. Ihr könnt nicht jener Jüngling sein, — es ist nicht möglich.“ —

„Wohl,“ unterbrach der Geistliche die Marquise, „wohl bin ich jener Jüngling, jener unglückliche Charost, den Ihr in Verzweiflung stürztet. Ich erkannte Euch, als Ihr an den Beichtstuhl tratet; ich verstand das, wozu Ihr Euch in seltsamer Verstörtheit bekanntet, und die Seufzer, die unwillkürlich meiner Brust entflohen, die heißen Thränen, die meinen Augen entströmten, waren der letzte Tribut, den ich dem Andenken an irdisches Weh zollen mußte. Bis dahin hatte ich den Brief aufbewahrt, den Ihr mir schriebt, der mein Herz durchschnitt, mich in trostloses Elend stürzte; ich vernichtete ihn, als ich Euch wiedergesehen, als ich die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß nun die letzte Prüfung vorüber sei.“ —

„Wie?“ begann die Marquise, „Ihr sprecht von einem Briefe, den Ihr empfingt? — Nie habe ich Euch geschrieben. Ich hatte Euch bei der Herzogin d'Aiguillon gesehen, und es unterblieb ja jede weitere Annäherung. Was für Geheimnisse!“ —

„Vielleicht,“ erwiderte der Geistliche mit ruhigem Lächeln, „vielleicht verlöschte ein Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren mit dem Andenken an die tiefe Kränkung, die mich zur Verzweiflung brachte, auch die Erinnerung der Art, wie sie mir widerfuhr. — Ich hatte noch nicht geliebt; erst als ich das Fräulein von Chauvelin sah, erfaßte mich dies Gefühl mit aller, das ganze Gemüth erschütternden Stärke, die es über einen reizbaren Jüngling zu üben vermag. Von Wonne und Lust durchbebt, bemerkte ich die Unruhe des Fräuleins, sah, wie ihre Blicke mich in scheuer Liebe suchten und mieden.

Ja, — es war kein Zweifel, — ich konnte glauben an das höchste Glück meines Lebens. — Die Abreise meines Vaters, des Präsidenten Charost, nach seinem Wohnsitz Chatillon-sur-Indre*) entfernte mich von Paris. Aber wie konnte ich fern bleiben von meiner Liebe? Mit Mühe erhielt ich von meinem Vater die Erlaubniß, zurückzukehren nach der Hauptstadt. Ich hatte die Wohnung des Fräuleins erforscht. Mein erster Gang, da ich angekommen, war dahin; ich hoffte, die Geliebte wenigstens am Fenster zu schauen. Welch Entzücken, welche Himmelswonne, als ich sie erblickte, als sie wie im jähen Schreck zurückfuhr! — Hinauf, hinauf zu ihr! Zu ihren Füßen mein ganzes Selbst aushauchen in der höchsten Inbrunst der Liebe! Der Gedanke ließ keine Rücksicht aufkommen. Niemand war auf dem Hausflur; ich fand mich zurecht; ich trat in des Fräuleins Zimmer. Da rief Die, von der ich geliebt zu sein glaubte, mit einer Stimme, die tödtend mein Innerstes durchfuhr: ‚Fort, fort, Unglückseliger!‘ — streckte mir die Hände abwehrend entgegen mit allen Zeichen des tiefsten Abscheus. Ich hörte Tritte sich nahen; aber erst in meiner Wohnung, in die ich mechanisch zurückgekehrt, fand ich mich wieder. Zur Stunde weiß ich nicht, wie ich aus dem Hause des Ritters de Chauvelin gekommen, ob ich Jemand begegnet, ob Jemand mit mir gesprochen, oder was sich sonst begeben. Ruhiger geworden, konnte ich nicht anders glauben, als daß irgend ein unseliges Mißverständniß über mich walten müsse. Ich schrieb an Franziska, schilderte ihr mit aller Gluth der heftigsten Leidenschaft meine Liebe, meinen trostlosen Zustand, beschwor sie in den rührendsten Ausdrücken, mir zu sagen, welches böse Verhängniß den Haß, ja den tiefen Abscheu verursacht, den sie mir bewiesen. Gleich andern Tages erhielt ich die Antwort, jenen Brief, der mir alle Hoffnung des Lebens raubte. Franziska verwarf mich mit dem bittersten Hohn. Sie versicherte, daß sie weit entfernt sei, irgend einen Haß oder Abscheu gegen

*) Stadt von etwa 4000 Einwohnern im Arrondissement Chateauroux. — A. d. H. -

mich, den zu kennen, sie kaum das Vergnügen habe, in sich zu tragen; vor Wahnsinnigen habe sie aber große Furcht, weshalb sie mich bitte, ihr meinen Anblick zu ersparen. An einem seltsamen Wahnsinn müsse ich nämlich wol leiden, und der Ausbruch jener Furcht sei es vielleicht gewesen, was ich für Haß oder Abscheu gehalten. — Jedes Wort des unseligen Briefes spaltete mein Herz. Ich verließ Paris und schweifte umher, ohne nach Chatillon zurückzukehren. Wo ich Ruhe suchte und fand, zeigt Euch das Kleid, das ich trage."

Die Marquise betheuerte bei Allem, was ihr heilig, daß sie niemals einen Brief von Charost erhalten, also auch keinen habe beantworten können. Nur zu gewiß war es, daß jener Brief dem Ritter in die Hände gefallen, der ihn statt seiner Tochter beantwortet.

Die Marquise wurde von einem Gedanken ergriffen, dessen Ahnung sonst nicht in ihrer Seele gelegen; es ging ihr auf, daß der Vater, dessen ganzes Sein und Wesen ihr stets die tiefste Ehrfurcht eingeflößt, dessen Lebensweisheit ihr die einzige Norm ihres Denkens, ihres Handelns gegeben, daß eben dieser Vater das böse Princip gewesen sei, das sie um ihr schönstes Glück betrogen. Ihr ganzes mißverstandenes Leben schien ihr eine finstere, freudenleere Gruft, in die sie rettungslos begraben. Ein vernichtender Schmerz durchbohrte ihre Brust.

Charost begriff die Marquise ganz und gar und mühte sich, sie aufzurichten durch den Trost der Kirche, den er aussprach in salbungsvollen Worten. Er versicherte, daß er nun erst den ewigen Rathschluß des Himmels erkenne und preise, nachdem sein irdisches Glück zertrümmert worden, um seinen Sinn ganz zu reinigen, zu heiligen, empfänglich zu machen für ein Verhältniß, das auf Erden schon die Seligkeit des Himmels erschließe. Ihn habe die ewige Macht ausersehen, sie, die er einst mit der höchsten Inbrunst geliebt, auf den wahren, einzigen Himmelsweg zu leiten.

„Wie?" unterbrach ihn die Marquise heftig, „Ihr wolltet . . ."

„Euer Beichtvater sein," sprach Charost mit ruhiger Würde,

„und ich glaube, Frau Marquise, — oder laßt mich Euch Franziska nennen! — daß es mir gelingen wird, allen irdischen Schmerz zu besiegen, der Euer Leben hienieden stört. Euer Gemahl wird mir gern die Kapellanstelle in Eurem Schlosse anvertrauen; er wird sich des Silvain François Charost wohl erinnern, dessen Jugendfreund er war."

Charost hatte Recht; sein trostreicher Zuspruch erleichterte das Gemüth der Marquise, und es kam bald eine Heiterkeit in ihr Leben, die sie sonst nicht gekannt. Oefter, als es gerade der Kapellandienst erforderte, kam Charost nach dem Schlosse Nerbonne und war, da sein lebhafter Geist sich gern einer Fröhlichkeit überließ, welche die engsten Schranken der Würde nicht überschreitet, die Seele des kleinen Zirkels, der sich auf dem Schlosse zu versammeln pflegte. Diesen Zirkel bildeten vorzüglich der Ritter Preville mit seiner Gemahlin, ein Herr de Cange, die Dame Dumée mit ihrem Sohn und ein Herr Dupin, alle Nachbarn der Marquise.

Die Marquise unterließ nicht, ihrem Gemahl zu schreiben, daß der Kapellan des Schlosses gestorben, daß der Augustiner Charost indessen den Dienst verwalte, und daß er nun bestimmen möge, ob Charost, der, wie er behauptet, sein Jugendfreund sei, den Dienst behalten solle.*)

Der Marquise ging es indessen mit diesem Briefe wie mit allen übrigen, die sie dem Marquis schrieb. Regelmäßig erhielt sie nämlich von dem Marquis Briefe aus dem Ort datirt, wo das Regiment des Grafen de Saint-Hermine stand; keiner dieser Briefe enthielt aber jemals eine Antwort auf das, was sie ihm geschrieben, und so mußte sie glauben, daß sich der Marquis, der ihre Briefe offenbar erhalten mußte, da er nie über ihr Stillschweigen klagte, jedes Gedankens an häusliche Angelegenheiten, an die Heimath ent-

*) Bis hierher ist fast Alles Novelle und H.'sche Erfindung. Charost war seit 1685 Prior der Abtei Miseray, und Herr und Frau de la P. gingen seit lange mit ihm auf dem freundschaftlichsten Fuße um. Von einer früheren Bekanntschaft desselben mit Fräulein von Chauvelin findet sich im Prozesse keine Spur. — A. d. H.

schlagen wolle. Der Marquis schrieb auch nun wieder kein einziges Wort von Charost und der Kapellanstelle.

Anders sollte sich die Sache aufklären, als die Marquise es geglaubt, ja nur geahnet. Vignan, Parlamentsprocurator zu Paris, schrieb ihr, daß sich ein Polizeilieutenant aus Auxerre*) an ihn gewandt, um zu erfahren, wo der Marquis de la Pivardière, der sich lange dort aufgehalten, und an den ein dortiges Frauenzimmer aus gewissen Verhältnissen entstandene Ansprüche habe, sich jetzt befinde.

Die Marquise hatte bis jetzt nicht das Mindeste von ihres Gemahls Aufenthalt zu Auxerre gewußt; kein einziger seiner Briefe war von diesem Ort datirt gewesen. Dieser Umstand so wie das gewisse Verhältniß, in welchem er dort mit einem Frauenzimmer gestanden haben sollte, beunruhigte die Marquise. Sie forschte weiter nach und erfuhr bald, daß der Marquis schon seit langer Zeit den Kriegsdienst verlassen und sich in Auxerre aufgehalten. Dort hatte er sich mit einer Gastwirthstochter, Namens Pillad, in einen Liebeshandel eingelassen, der ihm so wohl gefallen, daß er sich entschlossen, eine doppelte Rolle zu spielen, die des Marquis de la Pivardière und die des Huissier du Bouchet. Diesen Namen und Posten hatte er wirklich angenommen,**) sich einlogirt in den Gasthof des Vaters seiner Geliebten, dieser die Ehe versprochen und sie dann verführt. Erst später war es der Pillad gelungen, den richtigen Namen ihres Verführers zu erforschen.

Das Gefühl des tiefsten Schmerzes, der kränkendsten Verbitterung, das die Marquise übermannt, als der verschmähte Charost ihr vor Augen trat, und das erst den Vater anklagte, hatte sich immer mehr und mehr gegen den Marquis gerichtet. Ihn sah sie für Den an, der bestimmt gewesen, das zu vollenden, was der Vater begonnen, nämlich ihr Lebensglück zu zerstören. Sie vergaß, daß es nur ihr

*) Hauptstadt des Departement Yonne, nordöstlich von Chauteauroux. —

**) Der Name war sein eigener. Er hieß de la Pivardière du Bouchet und stammte aus einem der ältesten Häuser der Touraine (s. N. Pitaval a. a. O., S. 350). — A. d. H.

eigener verkehrter Sinn gewesen, der sie dem Marquis in die Arme führte.

Jene Verbitterung ging aber in den entschiedensten Haß über, als die Marquise sich überzeugte, daß sie ihr Lebensglück einem Elenden geopfert. Weniger lebhaft hätte die Marquise vielleicht das ihr geschehene Unrecht gefühlt, wäre Charost nicht aus der Verborgenheit hervorgetreten. — Kann ein Weib ihre erste, einzige Liebe wegbannen aus dem Herzen? Kann der Geliebte sich jemals umgestalten, ein Anderer sein als eben der Geliebte? — So kam es denn wol auch, daß durch das Verhältniß mit Charost — war bei seiner anerkannten Frömmigkeit an die mindeste Ueberschreitung des strengsten Anstandes, viel weniger an ein Verbrechen nicht einmal zu denken — wenigstens in der Marquise ganz andere Ansprüche an das Leben im Bunde mit einem geliebten Manne erweckt wurden, als die sie sonst im Innern getragen. Aber diese Ansprüche an ein nicht geahntes Lebensglück sah sie in dem Augenblicke der Erkenntniß vereitelt, und die Trostlosigkeit über diesen unwiederbringlichen Verlust mußte den Haß gegen den Marquis vermehren. Diesen Haß sprach sie bei jeder Gelegenheit auf das Lebhafteste aus; sie versicherte, daß sie weit entfernt sei, ihre Rechte gegen den entarteten Gemahl auf irgend eine Weise geltend zu machen, daß ihr kein größeres Unheil geschehen könne, als wenn es dem Marquis einfallen sollte, zurückzukehren, daß sie dann jedes Mittel ergreifen würde, ihn aus dem Schlosse Nerbonne zu entfernen. Charost bemühte sich vergebens, das durch Liebe und Haß aufgeregte Gemüth der Marquise zu beruhigen oder es wenigstens dahin zu bringen, daß sie sich in den Ausbrüchen des heftigsten, leidenschaftlichsten Zorns mäßige.

Der Marquis de la Pivardière hatte sich heimlich aus Auxerre entfernt, theils weil er des Verhältnisses mit der Pillad überdrüssig, theils weil es ihm an Mitteln fehlte, das Leben dort auf die Weise fortzusetzen, wie er es gewöhnt war. Er sah sich von seinen Gläubigern hart verfolgt; deshalb hielt er es für nöthig, zurückzukehren nach dem Schlosse Nerbonne und sich Geld zu verschaffen.

Auf dieser Reise, die er zu Pferde zurücklegte, kam er nach Bourdieux, einem von dem Schlosse Nerbonne sieben Stunden entfernten Dorfe. Dort traf ihn, als er eben im Gasthofe frühstückte, ein Mensch aus dem Dorfe Jeu, Namens Marsau, der den Marquis kannte und sich wunderte, ihn hier zu finden, da doch die Heimath so nahe. Der Marquis meinte, daß er in der Abenddämmerung seine Gemahlin zu überraschen gedenke. Marsau verzog bei dieser Aeußerung des Marquis das Gesicht auf eine so seltsame Weise, daß es dem Marquis auffiel und er Böses ahnte. Marsau, ein hämischer, boshafter Mensch, erzählte dann auf weiteres Befragen ohne Rückhalt, daß ein neuer Kapellan, der Augustiner Franciscus Charost, sich indessen auf dem Schlosse Nerbonne eingefunden, dem die Marquise täglich, stündlich zu beichten habe, und daß daher die Marquise wirklich von dem Marquis gerade in der Andacht überrascht werden könne. Den Marquis traf es wie ein Blitz, als er den Namen des Beichtvaters hörte. Charost hatte gewiß niemals geahnet, daß de la Pivardière, der ihm Freundschaft heuchelte, mit seinem Geheimniß bekannt, daß er es war, dem der Ritter de Chauvelin vertraute, wie er Den vernichtet, der sich zum Liebhaber seiner Tochter aufdringen wollen; daß de la Pivardière, der schon damals im Sinn trug, sollte es auch noch so lange währen, die Hand der Marquise zu erkämpfen, das Seinige dazu beitrug, die Verzweiflung des armen verschmähten Jünglings bis zu dem Grade zu steigern, daß er, jedem Hoffen entsagend, in ein Kloster flüchtete.

Der Marquis, selbst im verbrecherischen Bündniß lebend, glaubte an das Verbrechen der Marquise um so leichter, als er wußte, welchen Eindruck damals der junge Charost auf sie gemacht. Er fühlte sich beschimpft durch Denselben, der ihn in Gefahr gesetzt, seine Zwecke zu verfehlen. Im höchsten Unmuth rief er aus: „Ha, ich werde diesen heuchlerischen Pfaffen zu finden wissen, und dann mein Leben gegen das seine!“

Der Zufall wollte es, daß gerade, als der Marquis diese Worte ausstieß, eine Magd von dem Schlosse Nerbonne in

die Wirthsstube trat. Diese Magd, die schon als Kind den Marquis gekannt und die Marquise oft äußern gehört hatte, daß die Rückkunft ihres Gemahls ihr größtes Unglück sein würde, erschrak heftig, rannte nach dem Schloß und erzählte der Marquise, wen sie gesehen, was sie gehört.

Es war gerade Mariä Himmelfahrtstag,*) das Weihfest der Kapelle zu Nerbonne; Charost hatte am Morgen ein feierliches Hochamt, nachmittags die Vesper gehalten, und da jener kleine Zirkel der Nachbarn, deren schon vorhin namentlich gedacht worden, bei der Marquise versammelt war, bat sie den Kapellan, den Abend bei ihr zu bleiben.

So sehr die Marquise durch jene Nachricht erschüttert wurde, behielt sie doch Fassung genug, Keinem von der Gesellschaft, am Wenigsten aber dem Geistlichen etwas merken zu lassen, ungeachtet sie sein Leben bedroht glaubte und daher in aller Stille zwei Männer herbeirufen ließ, auf deren Muth und Treue sie sich verlassen konnte. Sie erschienen, der eine mit einer Flinte, der andere mit einem Säbel bewaffnet, und wurden von der Marquise in ein Cabinet gebracht, welches an den Speisesaal stieß.

Man hatte beinahe abgegessen, und die Marquise glaubte schon, daß der Marquis seine Drohung unerfüllt lassen würde, als er plötzlich eintrat in den Saal.

Alle standen auf und bezeigten ihre Freude über die unverhoffte Rückkehr des Marquis. Vorzüglich war es Charost, der dem Marquis nicht genug versichern konnte, wie sehr er das Geschick preise, das den alten, niemals vergessenen Freund ihm endlich zurückführe. Nur die Marquise blieb ruhig auf ihrem Platze sitzen und würdigte den Marquis keines Blicks.

„Aber mein Gott, Frau Marquise," sprach endlich die Frau von Preville zu ihr; „ist das eine Art, den Gatten zu bewillkommen, den man seit so langer Zeit nicht gesehen?" —

„Ja," nahm der Marquis das Wort, indem er einen stechenden Blick auf den Geistlichen warf, „ich bin ihr Gatte,

*) 15. August (1697). — A. d. H.

das ist wahr, aber, wie es mich bedünken will, nicht mehr ihr Freund!" *)

Darauf setzte sich der Marquis stillschweigend an die Tafel.

Man kann denken, daß die Gesellschaft nach diesem Auftritt sich vergebens mühte, die heitere Unterhaltung fortzusetzen, die vorher stattgefunden. Vorzüglich schien Charost in großer Bewegung, da eine ungewöhnliche Röthe ihm ins Gesicht stieg. Er betrachtete den Marquis mit seltsamen Blicken. Der Marquis schien das nicht zu bemerken; er aß und trank sehr eifrig. Die Verstimmung stieg von Minute zu Minute, und man trennte sich, als es eben zehn Uhr geschlagen. Der Herr von Preville bat den Marquis, drei Tage darauf bei ihm zu speisen, welches er zusagte.

Die Marquise beharrte, als sie mit dem Marquis allein geblieben, im düstern, feindlichen Stillschweigen. Der Marquis fragte sie, indem er einen stolzen, gebieterischen Ton annahm, wodurch er ein so kaltes, verächtliches Betragen verdient habe.

„Geh," erwiderte die Marquise, „geh nach Auxerre und frage die buhlerische Dirne, mit der Du dort lebst seit langer Zeit, alle Ehre und Treue schändend, nach der Ursache meines Unwillens!"

Der Marquis war im Innern zerschmettert, als er, was er nicht geahnt, die Marquise von seinem verbotenen Verhältniß unterrichtet fand, da er befürchten mußte, — ließ die Marquise ihren Zorn nicht fahren, kam es zur Trennung, — den Besitz des Schlosses Nerbonne, seine einzige Hilfsquelle, zu verlieren. Er bemühte sich, der Marquise darzuthun, daß er nie in Auxerre gewesen, daß Alles, was man ihr hinterbracht haben könne, boshafte, hämische Verleumdung sei. Da erhob sie sich aber von ihrem Sitz und sprach, indem sie ihn mit einem entsetzlichen Blicke durchbohrte: „Elender Heuchler, bald wirst Du erfahren, was eine Frau meiner Art bei solcher Schmach zu beginnen vermag!"

*) „Je suis son mari, il est vrai, mais je ne suis pas son amant" (s. N. Pitaval a. a. O., S. 355). — A. d. H.

Diese drohenden Worte gesprochen, entfernte sie sich in das Zimmer, wo ihre neunjährige Tochter schlief, und schloß sich ein. Der Marquis begab sich nach dem Zimmer, in welchem er sonst mit seiner Gemahlin schlief, ließ sich von einem Bedienten des Hauses, Namens Hybert, auskleiden und legte sich ins Bette.

Am andern Morgen war er spurlos verschwunden. — —

Alle Nachbarn waren in das tiefste Erstaunen versetzt über dies ganz unbegreifliche Verschwinden des Marquis. Die Marquise zeigte durchaus keine Veränderung in ihrem Betragen und versicherte, daß es sie sehr wenig kümmere, auf welche Weise der Marquis sich entfernt, den sie in ihrem ganzen Leben nicht wieder zu sehen hoffe. Man erfuhr, daß der Marquis sein Pferd, seinen Mantel, seine Reitstiefeln zurückgelassen; unmöglich konnte er sich daher weit entfernt haben. Das Kammermädchen der Marquise, Margarethe Mercier, hatte sich über das Verschwinden des Marquis in jener Nacht geäußert auf zweideutige Weise. Das dumpfe Gerücht einer geschehenen Unthat wurde lauter und lauter und klagte zuletzt die Marquise geradezu des Mordes ihres Gatten an, als jener Hybert — der, vor der Saalthür lauschend, das letzte Gespräch des Marquis mit seiner Gemahlin gehört hatte, — die drohenden Worte der Marquise Diesem und Jenem ins Ohr sagte und hinzufügte, daß der Marquis wahrscheinlich todt sei.

Jedem, der an jenem verhängnißvollen Abend bei der Marquise gewesen, war ihr Betragen nur zu sehr aufgefallen, und was man sonst für boshafte, hämische Verleumdung gehalten, nämlich daß die Marquise mit dem Augustiner Charost in verbrecherischen Verhältnissen lebe, fand nun Glauben. Diesem Verhältniß schrieb man die Unthat zu.

Nur der Herr von Preville und seine Gattin konnten sich von der Möglichkeit, daß die Marquise zu solch einer entsetzlichen That fähig sein solle, nicht überzeugen. Sie benutzten den Augenblick, als die kleine neunjährige Pivardière in ihr Haus gekommen, wie es öfters zu geschehen pflegte, da die Tochter des Herrn von Preville mit jenem Kinde in gleichem

Alter und dessen Gespielin war, um wo möglich in das Dunkel zu schauen, in welches die Ereignisse jener Nacht gehüllt waren.

Sie nahmen das Kind beiseite und fragten es behutsam, ob ihm in der Nacht, als der Vater verschwunden, nicht etwas Besonderes begegnet sei.

Die Kleine erzählte ohne allen Rückhalt, daß die Mutter sie an dem Abend in ein ganz entlegenes Zimmer geführt und ihr geheißen, dort zu schlafen, welches sonst niemals geschehen. In der Nacht sei sie durch ein starkes Geräusch aufgeweckt worden und habe eine klägliche Stimme rufen gehört: „Gerechter Gott! Habt Mitleid, erbarmt Euch meiner!" — Sie habe in großer Angst aus dem Zimmer laufen wollen, indessen die Thüre verschlossen gefunden. Dann sei Alles still geworden. Des andern Tages habe sie in dem Zimmer, wo der Vater geschlafen, Blutspuren am Boden bemerkt und die Mutter selbst blutige Tücher waschen gesehen.

War es denkbar, daß ein unschuldiges, unbefangenes Kind nicht die Wahrheit sagen, Umstände der Art erdichten sollte? Der Herr von Preville ließ das Kind seine Aussage vor mehreren glaubwürdigen, unverdächtigen Personen wiederholen, und Beide, er und seine Gattin, waren, je mehr sie sonst sich geneigt gefühlt, die Unschuld der Marquise zu behaupten, jetzt desto erbitterter auf ein Wesen, von dem sie sich auf die empörendste Weise getäuscht glauben mußten.

Der königliche Generalprocurator zu Chatillon sur Indre, von Allem diesem unterrichtet, klagte die Marquise des Mordes an. Eine Gerichtsperson, Namens Bonnet, erhielt den Auftrag der Untersuchung und begab sich zu dem Ende mit einem Gerichtsschreiber, Namens Breton, nach dem Dorfe Jeu.

Der Marquise konnte nicht verschwiegen bleiben, was ihr drohte; sie nahm mit ihrer Zofe Margarethe Mercier die Flucht und bestätigte so den entsetzlichen Verdacht, den man gegen sie hegte. Eine andere Magd der Marquise, Namens Katharine Lemoine, sollte geradezu geäußert haben, daß sie bei dem Morde ihres Herrn zugegen gewesen. Sie wurde

verhaftet und bald darauf auch Margarethe Mercier, die man zu Romorantin traf, wo sie von der Marquise zurückgelassen worden war.

Beide erzählten auf beinahe völlig gleiche Weise die gräßliche That mit allen Umständen, so daß an der Wahrheit ihrer Aussage nicht zu zweifeln war.

Als die Marquise — so lautete jene Aussage — sich überzeugt hatte, daß der Marquis eingeschlafen, entfernte sie so viel möglich alles Hausgesinde und brachte ihre neunjährige Tochter auf ein Zimmer des obern Stockes, wo sie dieselbe einschloß. Mit dem Glockenschlag Zwölf wurde an das Schloßthor gepocht. Die Marquise befahl der Mercier, Licht anzuzünden und zu öffnen. Sie that es, und der Augustiner Charost trat ein, begleitet von zwei Männern, von denen der eine mit einem Gewehr, der andere aber mit einem Säbel bewaffnet war. „Es ist nun Zeit," rief die Marquise dem Charost entgegen, und Alle begaben sich leisen Trittes nach dem Zimmer des Marquis. Einer von den Männern zog den Vorhang des Bettes auf. Der Marquis hatte sich bis an das Kinn in die Bettdecke eingehüllt und schlief fest. Als ihm aber der Mann die Decke wegziehen wollte, fuhr er erwachend in die Höhe; in demselben Augenblick drückte der andere sein Gewehr auf den Marquis ab und traf ihn, jedoch nicht zum Tode.

Blutbesudelt warf er sich hinaus in die Mitte des Zimmers und flehte um sein Leben, jedoch vergebens. „Vollendet!" rief die Marquise den Männern zu. Da schrie der Marquis in voller Verzweiflung: „Grausames Weib, kann Dich denn nichts rühren? Kann Deinen Haß denn nichts versöhnen als mein Blut? Nie sollst Du mich wiedersehen; alle Ansprüche gebe ich auf; nur schenke mir mein Leben!" — „Vollendet!" rief die Marquise noch einmal, indem die Wuth der Hölle aus ihren Augen blitzte. Nun warfen sich alle Drei, Charost und die beiden Männer, über den Marquis her und versetzten ihm mehrere Stiche. Als sie endlich von ihm abließen, röchelte er noch; da riß die Marquise dem einen der Mörder den Säbel aus der Hand, stieß ihn dem Marquis

in die Brust und endete seinen Todeskampf. Eben in diesem Augenblicke trat Katharine Lemoine, die von der Marquise nach der nahe gelegenen Meierei geschickt worden, herein, so daß sie die That der Marquise mit ansah. Sie wollte aufschreien vor Entsetzen. Die Marquise rief den Männern zu, sie sollten dem Mädchen ein Tuch in den Mund stecken; diese erwiderten indessen, das sei gar nicht nöthig, da sie das Mädchen beim ersten Laut niederstoßen würden. Darauf trugen die beiden Männer den Leichnam fort. Während ihrer Abwesenheit ließ die Marquise das Zimmer sorglich reinigen, indem sie selbst Asche herbeibrachte, und die blutbefleckten Betten und Betttücher nach dem Keller tragen. Zwei Stunden darauf kehrten die Männer zurück. Die Marquise bewirthete sie, aß und trank selbst mit ihnen, und dann entfernten sie sich mit Charost.

Eben jener Hybert, von dem auch das Gerücht der Ermordung des Marquis ausgegangen, sollte ebenfalls in das Zimmer eingedrungen sein. Er gestand, daß er durch einen Schuß geweckt worden und geglaubt habe, daß der Marquis von Räubern überfallen worden sei. Deshalb sei er nach des Marquis Zimmer gelaufen. Kaum habe er indessen die Thüre geöffnet, als die Marquise ihm entgegengesprungen und gedroht, ihn auf der Stelle niedermachen zu lassen, wenn er sich nicht entferne. Später habe er dem Charost einen schweren Eid ablegen müssen, über Alles, was er in jener Nacht gesehen oder sonst bemerkt habe, zu schweigen. Auch Hybert sollte verhaftet werden; er entfloh indessen und war nicht wieder aufzufinden.

Charost, hienach der Theilnahme an der gräßlichen Ermordung des Marquis de la Pivardière angeklagt, wurde mit Zustimmung des bischöflichen Vicars zu Bourges*) verhaftet. Kaum war indessen diese Verhaftung erfolgt, als die Marquise de la Pivardière aus ihrem Schlupfwinkel hervortrat und sich freiwillig zur Haft stellte.

*) Stadt im Departement Cher. — A. d. H.

Nur eine augenblickliche Schwäche, erklärte sie, nur die Furcht vor Mißhandlungen habe sie vermocht, nicht zu fliehen, sondern sich bei ihrer Freundin, der Marquise d'Auneuil, zu verbergen. Sie glaube ihre Unschuld gar nicht einmal betheuern zu dürfen; denn betrachte man ihr ganzes Leben, ihre Sinnesart, so sei es Wahnsinn, sie solch einer gräßlichen That für fähig zu achten. Von der strengsten Untersuchung habe sie daher nichts zu fürchten, sondern nur zu hoffen gehabt, daß das Gewebe der verächtlichsten Bosheit oder unbegreiflicher Irrungen zerrissen werden und sie frei da stehen müsse, von der Schuld gereinigt, ohne daß ihre Gegenwart bei dem Verfahren nöthig. Anders stehe nun aber die Sache, da ihr Beichtvater, der Augustiner Charost, der Mitschuld angeklagt worden. Jetzt müsse sie gleiches Schicksal mit Dem theilen, dessen Tugend und Frömmigkeit die beste Schutzwehr sei gegen jeden verruchten Frevel. In der Glorie seiner Schuldlosigkeit werde sie erst die Wonne wiedererlangter Freiheit fühlen, und darum scheue sie nicht mehr den Kerker.

Charost erhob mild lächelnd den Blick gen Himmel, als man ihn mit der wider ihn gerichteten Anklage bekannt machte. Ohne sich auf viele Betheuerungen seiner Unschuld einzulassen, begnügte er sich, zu sagen, daß er die Anklage, die der Lügengeist der Hölle selbst erfunden, für eine neue Prüfung halte, die ihm der Himmel auferlegt und der er sich in Demuth unterwerfen müsse.

Unerachtet durch jene Aussagen der Mägde, die mit allen ausgemittelten Nebenumständen in vollem Zusammenhange standen, das Verbrechen so gut als erwiesen schien, blieben Beide, die Marquise und Charost, bei der Versicherung ihrer Unschuld stehen. Diese Festigkeit, das ruhige, gleichmüthige Betragen bei allen unzähligen Verhören, das sonst für die Schuldlosigkeit der Angeklagten spricht, diente den Richtern nur dazu, die Marquise und Charost der tiefsten, abscheulichsten Heuchelei zu zeihen.

Diese Stimmung der Richter theilte sich Allen, die sonst die Marquise hoch verehrt hatten, ja selbst dem Volke mit. Als die Gerichtsdiener sich im Schloß Nerbonne befanden,

um Alles dort in Beschlag zu nehmen, drangen eine Menge Menschen, die herbeigelaufen, ein, zerschlugen Fenster, Thüren, Geräthschaften und verwüsteten das ganze Schloß, das einer Ruine glich.

Vergebens blieb alles Mühen, den Leichnam des Marquis de la Pivardière aufzufinden, und auf diesen Umstand beriefen sich die Vertheidiger der Angeklagten, um darzuthun, daß, der Zeugenaussagen ungeachtet, der Beweis der That gegen die Marquise und Charost nicht vollständig geführt sei. Dies gab nun den Gerichtspersonen, die mit ungewöhnlichem Eifer die Spur des Verbrechens verfolgten, Anlaß, noch einmal in der Nähe des Schlosses überall, wo es nur denkbar schien, daß der Leichnam verscharrt sein könne, die Erde durchwühlen zu lassen. Bonnet hatte sich nämlich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß die Mörder den Leichnam des Marquis ganz nahe dem Schlosse vergraben haben müßten.

Ein seltsames Gerücht verbreitete sich. Man sagte nämlich, daß, als Bonnet eben im Begriff gewesen, irgendwo nachgraben zu lassen, um den Leichnam aufzufinden, ihm der Marquis leibhaftig erschienen sei und mit fürchterlicher Stimme zugerufen habe, er solle sich nicht unterfangen, Den unter der Erde zu suchen, dem der Himmel die Gunst solcher Ruhe nicht verliehen. Dann — so fügte man hinzu — habe der Geist des Marquis mit schrecklichen Worten die Marquise und Charost des Mordes angeklagt. Voll Entsetzen sei Bonnet entflohen.

Mochte es nun mit der Erscheinung des Marquis eine Bewandniß haben, welche es wollte, so viel war gewiß, daß Bonnet in eine schwere Krankheit verfiel und in kurzer Zeit starb.

Das Gericht zu Chatillon hielt die Zusammenstellung der Marquise mit Charost für nöthig. Die Marquise erschien vor den Schranken mit der Ruhe und Fassung, die sie stets behauptet; als aber Charost hereingeführt wurde, da stürzte sie ganz jammer- und verzweiflungsvoll ihm zu Füßen und schrie mit einer Stimme, die das Herz zerschnitt: „Mein Vater, mein Vater, warum straft mich der Himmel so schrecklich? Giebt

es droben eine Seligkeit, die diese Qualen wegtilgt? — Ihr meinethalben des scheußlichsten Verbrechens angeklagt? Ihr meinethalben zum schmachvollen Tode geführt? — Aber nein, nein! Es wird, es muß ein Wunder geschehen! Auf der Richtstätte öffnet sich über Euch die Glorie des Himmels; verklärt steigt Ihr empor, alles Volk sinkt anbetend nieder." —

„Beruhigt Euch," sprach Charost, indem er sich bemühte, die Marquise aufzurichten, „beruhigt Euch, Frau Marquise! Es ist eine harte Prüfung, die der Himmel über uns verhängt. Sagt nicht, daß ich Eurethalben sterbe! Nein, nur ein gleiches Geschick bringt uns vielleicht Beiden den Tod. Seid Ihr denn nicht ebenso frei von Schuld wie ich?" —

„Nein, nein, ich sterbe schuldig," rief die Marquise heftig. „O mein Vater, Ihr hattet Recht: weltliche Rache ergreift die Verbrecherin."

Das Gericht glaubte, in diesen Worten der Marquise ein Geständniß der That zu finden, und drang aufs Neue in sie, nun nicht länger mit der Wahrheit zurückzuhalten, die Ihr sonst die Marter der Tortur entreißen müsse.

Da wiederholte die Marquise, indem sie plötzlich Fassung und Ruhe gewonnen, daß sie an der That unschuldig sei, daß sie auch keine Ahnung davon habe, auf welche Weise der Marquis spurlos verschwunden.

Charost betheuerte ebenfalls in den rührendsten Ausdrücken, daß die Marquise ebenso frei von Schuld sei wie er selbst, und daß, wenn sie sich vielleicht in anderer Hinsicht schuldig fühle, er ein Vergehen ahne, das keiner weltlichen Rüge unterliegen könne.

Auch diese Aeußerung des Geistlichen fand das Gericht sehr zweideutig und verdächtig. Man beschloß, zur Tortur zu schreiten.

Die Marquise, im Entsetzen verstummt, schien ein lebloses Bild; Charost erklärte, daß, wenn irdische Schwachheit so viel über ihn vermögen könne, daß er irgend eine Unthat gestehen sollte, er im Voraus dies Geständniß, welches ihm die Qual entrissen, als falsch widerrufen müsse.

Beide, die Marquise und Charost, sollten abgeführt werden. Da entstand draußen ein Geräusch; die Thüren des Gerichtsaals öffneten sich, und herein trat — der ermordet geglaubte Marquis de la Pivardière!

Nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Marquise und Charost geworfen, trat er vor die Schranken und erklärte den Richtern, wie er glaube, nicht besser darthun zu können, daß er nicht ermordet, als indem er sich dem Gericht persönlich darstelle.

Zu gleicher Zeit überreichte er einen von dem Richter zu Romorantin*) aufgenommenen Act, nach welchem er von mehr als zweihundert Personen wirklich für den Marquis de la Pivardière anerkannt worden war. Am Fest des heiligen Antonius**) war er, gerade während der Vesper, in die Kirche zu Jeu getreten, und seine Erscheinung hatte die ganze Gemeinde in Schrecken gesetzt, da Alle auf den ersten Blick den ermordet geglaubten Marquis de la Pivardière erkannten und ein Gespenst zu sehen meinten. Außerdem hatten die Augustiner zu Miseray so wie die Amme seiner Tochter bezeugt, daß er wirklich kein Anderer sei als der Marquis.

Von den Richtern dazu aufgefordert, erzählte er die Art, wie er aus dem Schlosse verschwunden, auf das Genaueste.

Vor Unruhe und Bestürzung konnte der Marquis in jener verhängnißvollen Nacht nicht einschlafen. Auf den Glockenschlag zwölf Uhr hörte er an das Thor des Schlosses pochen und eine bekannte Stimme rufen: „Herr Marquis, Herr Marquis, öffnet! Wir kommen, Euch zu retten aus einer Gefahr, die Euch droht.“ Er stand auf und fand vor der Thüre den François Marsau aus Jeu mit zwei Männern, von denen der eine mit einer Flinte, der andere aber mit einem Säbel bewaffnet war. Marsau sagte dem Marquis, daß bei ihm Gerichtsdiener eingekehrt seien, die den Befehl hätten, ihn auf Anlaß einer von der Pillad wegen Ehever-

*) Stadt im Departement Loire et Cher. —
**) 17. Januar. — A. d. H.

sprechens*) erhobenen Klage zu verhaften, und daß nur schleunige Flucht ihn retten könne.

Der Marquis, aufgeregt durch den Vorfall am Abend, sah sich verloren: er mußte strenge Strafe befürchten wegen des Attentats doppelter Ehe; er sah sich verlassen, ausgestoßen von der Marquise und entschloß sich, auf der Stelle zu fliehen. Sein Pferd war lahm; der Mantel, die Reitstiefeln, seine Pistolen, — Alles dies konnte seine schnelle Flucht nur hindern. Zu Fuße folgte er dem Marsau und den beiden Männern, die ihn gegen jeden Angriff zu schützen versprachen. Er kam glücklich durch Jeu und in Sicherheit. Noch in dem Zimmer, als der Marquis beschäftigt war, das Nothwendigste einzupacken, ging dem einen der Männer das Gewehr los; der Marquis hörte Tritte nahen, und die Thüre des Zimmers wurde geöffnet. Der Marquis schlug sie aber wieder zu und floh, als es im Schlosse wieder ruhig geworden. Rastlos schwärmte der Marquis im Lande umher, ohne einen Aufenthalt finden zu können, wo er sich sicher glaubte. Auf diesen Streifereien kam er nach Flavigny,**) und hier erst erfuhr er, daß die Marquise und Charost angeklagt worden, ihn ermordet zu haben. Von dieser Nachricht erschüttert, beschloß er, zurückzukehren in die Heimath und so, die eigene Gefahr nicht achtend, die abscheuliche Anklage zu widerlegen. Auch konnte er wohl glauben, daß sich nun sein Verhältniß mit der Marquise, wenn sie durch ihn der Schmach und dem Tode entronnen, ganz anders gestalten werde. Nicht fern von dem Schlosse Nerbonne traf er auf Bonnet, wie er dem Leichnam des Marquis nachgraben ließ. Der Marquis rief ihm zu, daß er nicht nöthig habe, Den unter der Erde zu suchen, der noch über der Erde wandle, und forderte ihn auf, einen Act aufzunehmen über sein Erscheinen. Statt dessen warf sich aber Bonnet aufs Pferd und floh, so schnell er konnte. Der

*) In der That war er unter dem Namen du Bouchet zu Auxerre in aller Form zum zweiten Mal verheirathet und auch dort bereits Vater von vier Kindern (s. N. Pitaval a. a. O., S. 367 f.), mußte also Verfolgung wegen Bigamie fürchten. —

**) Dorf im Departement Cher. — A. d. H.

Gerichtsschreiber folgte seinem Beispiel, und nur die beiden Bauern aus Nerbonne, die Bonnet mitgenommen, um zu graben, hielten Stich und erkannten ihren Herrn. Als der Marquis zu seinem Schreck, zu seinem Entsetzen, statt des Schlosses Nerbonne eine Ruine fand, begab er sich nach Jeu, besorgte zu Romorantin den Act seines Anerkenntnisses und kam dann nach Chatillon, um sich dem Gerichte darzustellen. —

Man hätte denken sollen, daß die Rückkehr des Marquis der ganzen Anklage der Marquise und ihres Beichtvaters hätte ein Ende machen müssen. Dies war aber nicht der Fall und konnte nicht der Fall sein. Außerdem, daß die Aussagen der beiden Mädchen noch in ihrer Kraft blieben, so trug auch die Erzählung des Marquis viel Unwahrscheinliches in sich. Vorzüglich schien aber das Benehmen der Marquise gar befremdend. Ohne Ueberraschung oder Erstaunen zu zeigen, betrachtete sie den angeblichen Marquis mit durchdringendem Blick, und ein bitteres, verhöhnendes Lächeln ließ besondere Dinge ahnen, die in ihrer Seele vorgingen. Man konnte glauben, daß sie das Erscheinen einer Person, die den Marquis de la Pivardière spielen sollte, vorher gewußt und daß sie nur gespannt war, wie die Figur, die freilich, was Ansehen, Sprache, Gang, Stellung betrifft, ganz der Marquis schien, ihre Rolle spielen würde.

Anders hatte sich Charost benommen, der, sowie der angebliche Marquis eintrat, mit gefalteten Händen den Blick gen Himmel erhob und zu beten schien.

Das Gericht ließ die Marquise nebst Charost ins Gefängniß zurückführen und beschloß, durch die strengste, genaueste Untersuchung rücksichts des angeblichen Marquis de la Pivardière die Wahrheit zu erforschen, unerachtet jener Act des Richters zu Romorantin die Sache zu entscheiden schien.

Noch in frischem Andenken war ein Betrüger, der, die auffallende Aehnlichkeit mit einem gewissen Martin Guerre nutzend, sich für Diesen ausgab und drei Jahre hindurch eine ganze Stadt, ja selbst Frau und Kinder des Guerre täuschte,

bis Dieser selbst zurückkam und so sich der Betrug offenbarte, den der Verbrecher mit dem Tode büßte.*)

Man fing damit an, den angeblichen Marquis den beiden verhafteten Mägden, der Mercier und der Lemoine, vorzustellen, die Beide einstimmig behaupteten, daß die ihnen vorgestellte Person keineswegs der Marquis de la Pivardière sei, wiewol er große Aehnlichkeit mit demselben habe. Neuer Verdachtsgrund wider die Marquise und Charost!

Es würde ermüdend sein, alle die Maßregeln zu erwähnen, die das Gericht nun noch nahm, um zu erforschen, in wie fern die Person, die so unerwartet als Marquis de la Pivardière aufgetreten, wirklich derselbe sei. Es genügt, die entscheidende Ausmittelung zu erwähnen, welche zu Valence**) erfolgte. Hier lebten in dem Kloster der Ursuliner-Nonnen zwei Schwestern des Marquis, und auch die Aebtissin des Klosters hatte ihn von frühester Jugend auf gekannt. Diese drei Personen hegten auch nicht den mindesten Zweifel gegen die Person des Marquis, nachdem sie drei Wochen mit ihm zusammengewesen und er selbst sie auf die kleinsten, unbedeutendsten Züge aus ihrem Jugendleben gebracht hatte.

Daß die völlige Gleichheit der Handschrift des angeblichen Marquis mit dem wirklichen, daß gewisse eigenthümliche Gewohnheiten, nur von den vertrautesten Freunden bemerkt, jenen Anerkenntnissen von mehr als dreihundert Personen noch mehr Gewicht gaben, ist gewiß.

Genug, nach allen Regeln des Rechts mußte das Gericht annehmen, daß der Beweis über die Person des Marquis de la Pivardière auf das Vollständigste geführt sei.

Nicht des Mordes irgend einer Person im Allgemeinen, sondern der Ermordung des Marquis de la Pivardière waren aber die Marquise und Charost angeklagt; wurde daher das Leben des Marquis vollkommen nachgewiesen, so mußte jene Anklage falsch sein. Auf diesen bündigen Schluß stützten die Gerichte die völlige Freisprechung der angeklagten Personen.

War aber ferner jene Anklage falsch, so mußten die Per-

*) Vgl. „Der neue Pitaval", 1842. Bd. 1. —

**) Hauptstadt des Departement Drome. — A. d. H.

sonen, auf deren Aussage sich dieselbe bezog, falsch Zeugniß abgelegt haben. Dies gab Anlaß zum Verfahren gegen die Katharine Lemoine und die Margarethe Mercier.

Wer hätte Beide nicht der Arglist und Bosheit anklagen sollen? — Und doch waren sie unschuldig.

Die Mercier wurde in jener Nacht durch das Klopfen am Schloßthor geweckt. Sie stand auf, weckte die Lemoine, und Beide sahen durchs Fenster, wie eben drei Personen in die Thüre des Schlosses traten, wovon zwei mit einer Flinte und mit einem Säbel bewaffnet waren. Sie konnten dies im Schimmer eines Lichtes, der aus der geöffneten Thür hervorbrach, deutlich erkennen. Bald darauf hörten sie ein Geräusch im Zimmer des Marquis, eine klagende Stimme und dann einen Schuß; darauf wurde es still. Nun wagten sie sich heraus auf den Gang; hier begegneten sie dem Hybert, der ganz verstört und außer sich schien und sie zurücktrieb in ihre Kammer, da sie sonst ermordet werden könnten. Am andern Morgen, als der Marquis verschwunden, vertraute ihnen Hybert, daß er, als der Schuß gefallen, nach dem Zimmer des Marquis gelaufen und eindringen wollen. Er sei aber hinausgedrängt und die Thüre zugeschlagen worden. Er habe indessen in der Stube die Marquise und Charost sehr deutlich bemerkt, und der Marquis habe, in seinem Blute schwimmend, auf der Erde gelegen. Gewiß sei es, daß der Marquis ermordet und sein Leichnam von den beiden fremden Männern weggebracht worden sei. Nur eine Sylbe davon zu sprechen, bringe sie aber Alle in Gefahr, da sie ganz gewiß als Mitschuldige des Mordes angesehen werden würden. Die Lemoine hatte bemerkt, wie die Marquise an jenem Abend mit zwei bewaffneten Männern gesprochen, und erwägten nun alle Drei den von der Marquise geäußerten Haß gegen den Marquis, ihre drohenden Worte und dann das unerklärliche Verschwinden des Marquis, so war es wol natürlich, daß das, was Hybert wirklich gesehen haben wollte, den Ausschlag gab, und alle Drei fest in ihrer Seele überzeugt waren, daß die Marquise und Charost den Marquis haben ermorden und den Leichnam fortbringen lassen.

Nur Dem, der als geübter Schauspieler im Leben auftritt, möchte es wol gelingen, den Eindruck irgend einer entsetzlichen That ganz im Innern zu verschließen; Leuten, wie Hybert, die Lemoine, die Mercier, bleibt es unmöglich. Daher kamen jene zweideutigen verdächtigen Aeußerungen, die das böse Gerücht wider die Marquise und Charost erzeugten und zuletzt die Anklage veranlaßten.

Bonnet war, wie es kein Richter sein soll, leidenschaftlich im höchsten Grade, voller Vorurtheile, befangen in jeder Art und noch dazu mit der Familie des Augustiners Charost verfeindet.

Er ging von der festen Ueberzeugung aus: Die Marquise lebt mit Charost im verbotenen Liebesverständniß; ganz unerwartet und sehr zu unrechter Zeit kommt der Marquis zurück, und sein Benehmen entflammt noch mehr den Haß der Marquise und läßt sie jedes Mittel ergreifen, ihn fortzuschaffen. Der Mord wird beschlossen und ausgeführt. Es ist unmöglich, daß ohne Wissenschaft und Mitwirkung der Dienerschaft die That geschehen konnte; diese muß von allen Umständen unterrichtet sein.

Bonnet nahm hiernach keinen Anstand, die Mercier und die Lemoine mit dem Tode zu bedrohen, wenn sie nicht Alles gestehen würden, und fragte Alles aus ihnen heraus, was er nur wollte. Die Methode dabei ist sehr leicht.

„Hast Du nicht selbst gesehen," fragte z. B. Bonnet, „wie Charost über den Marquis herfiel?" — „Nein, mein Herr," antwortete die Befragte, „das habe ich nicht gesehen." —

„Gestehe," donnerte Bonnet heraus, „oder Du wirst augenblicklich gehängt!" — „Ja ja," spricht jetzt das arme Ding in der entsetzlichsten Angst, „Charost fiel her über den Marquis u. s. w."

Mehrere Personen, welche Beide, die Lemoine und die Mercier, im Gefängnisse gesprochen hatten, beurkundeten, daß die Mädchen über Bonnet's Verfahren bitter geklagt und gewünscht hätten, vor einen andern Richter gestellt zu werden, damit sie die Wahrheit sagen könnten, nämlich daß sie den Mord nur vermuthet. Was aber wichtiger einwirkte, Breton,

der Gerichtsschreiber, mußte zugestehen, daß Bonnet ganz so wie es die beiden Mädchen behaupteten, verfahren, ja, daß er einmal, als die Mercier irgend einen Umstand, den er im Kopfe ausgebrütet, nicht gestehen wollte, ein Messer aus der Tasche gezogen und gedroht, ihr augenblicklich die Finger abzuschneiden, wenn sie nicht gestehen werde. Noch mehr, — Schließer und Schließerin des Gefängnisses, wo die Mädchen saßen, mußten ihnen — so hatte es Bonnet verordnet — den ganzen Tag über wiederholen, daß sie gehängt werden würden, wenn sie das Mindeste von dem, was sie ausgesagt, zurücknähmen. Dies veranlaßte auch, daß sie anfangs den zurückgekehrten Marquis nicht anerkennen wollten.

Merkwürdig genug war es auch, daß die kleine Pivardière, die ihren Vater augenblicklich wiedererkannte, versicherte, sie wisse nicht, wie sie dazu gekommen, das Alles dem Herrn von Preville so zu sagen, wie er es ihr nachgesprochen. Aber sie sei so scharf befragt worden, so in Angst gerathen, und in der That habe sie auch jene Nacht in einem anderen Zimmer geschlafen u. s. w. —

Ganz Paris, das von der Unthat der Marquise erfüllt gewesen, feierte jetzt ihren Triumph, und gerade Diejenigen, die sie am Schonungslosesten verdammt hatten, ohne an die Möglichkeit ihrer Unschuld zu denken, erschöpften sich jetzt in dem übertriebensten Lob. Der Graf von Saint-Hermine, der den ermordeten Marquis de la Pivardière als einen rechtschaffenen, tapfern Mann bedauert hatte, erklärte jetzt, da er lebte, daß er ein großer Taugenichts sei, welcher der gerechten Strafe nicht entgehen werde.

Die thätige Herzogin d'Aiguillon übernahm es, der Marquise die Glückwünsche der Pariser Welt zu überbringen und sie dorthin einzuladen, um aufs Neue die Zirkel zu beleben, in denen sie sonst geglänzt.

Sie fand die Marquise von tiefem Gram entstellt und in jener theilnahmlosen Ruhe, die von gänzlicher Entsagung zeugt. „Was sprecht Ihr?“ rief die Herzogin ganz bestürzt als die Marquise versicherte, sie wäre nicht schuldlos gestorben sondern hätte ein Verbrechen mit dem Tode gebüßt. — „Ich

halte es nicht für möglich," erwiderte die Marquise, indem ein düsteres Feuer in ihren Augen aufflammte, „daß Ihr, Frau Herzogin, an ein Verbrechen denken könnt, das nur sündigt gegen irdisches Gesetz. Ach, ich liebte ihn, — ich liebte ihn noch, als er zu mir trat, ein Bote des Himmels, mich zu versöhnen mit der ewigen Macht, und diese Liebe — nur diese Liebe war mein Verbrechen."

Viele, sehr Viele hätten die Marquise nicht verstanden. Auch die Herzogin verstand sie nicht und war nicht wenig betreten, den Parisern keine andere Nachricht von der Marquise mitbringen zu können, als daß sie, weit entfernt, in das bunte Gewühl der Welt zurückzukehren, ihre Tage in einem Kloster zubringen wolle.

Diesen Entschluß führte die Marquise auch wirklich aus, ohne daß sie zu bewegen gewesen wäre, den Marquis wiederzusehen. Auch Charost sprach sie nicht mehr, der im Glanze seiner Unschuld und Frömmigkeit zurückkehrte in die Abtei zu Miseray.

Der Marquis de la Pivardière nahm wieder Kriegsdienste und fand bald in einem Gefecht mit Schleichhändlern seinen Tod.

Die Vision

auf dem

Schlachtfelde bei Dresden.

1813.

Auf den dampfenden Ruinen des „Feldschlößchens“ stand ich und sah hinab in die mit blutigen Leichen, mit Sterbenden bedeckte Ebene. Das dumpfe Röcheln des Todeskampfes, das Gewinsel des Schmerzes, das entsetzliche Geheul wüthender Verzweiflung durchschnitt die Lüfte, und wie ein ferner Orkan brauste der Kanonendonner, die noch nicht gesättigte Rache furchtbar verkündend. Da war es mir, als zöge ein dünner Nebel über die Flur, und in ihm schwamm eine Rauchsäule, die sich allmählich verdichtete zu einer finstern Gestalt. Näher und näher schwebend, stand sie hoch über meinem Haupte. Da regte und bewegte sich Alles auf dem Schlachtfelde: zerrissene Menschen standen auf und streckten ihre blutigen Schädel empor, und wilder wurde das Geheul, entsetzlicher der Jammer. Ein wunderbarer rother Schein blitzte, wie aus der Tiefe der Erde fahrend, durch die Luft, und aus Osten und Westen kamen lange, lange Züge leuchtender Gerippe heran, in den knöchernen Fäusten Schwerter tragend und sie erhebend gegen die Gestalt, — und immer wilder wurde das Geheul, entsetzlicher der Jammer. Aufs Neue blitzte der rothe Schein aus tiefer Erde, und aus Mittag und Mitternacht zogen zahllos die Gerippe heran, mit glühenden Schwertern der Gestalt drohend. Und immer wilder und wilder wurde das Geheul, entsetzlicher der Jammer.

„Rache, Rache! Unsere Qual über Dich, blutiger Mörder!“ Aus den blutigen Augen der Leichname, aus den knöchernen Augenhöhlen der Gerippe schossen Strahlen hinauf, die wie in emporflackernden Flammen die Gestalt erleuchteten.

Es war der Tyrann. Er streckte seine Rechte aus über die Ebene und sprach:

„Was wollt Ihr, Thörichte? Bin ich nicht selbst die Rache, bin ich nicht selbst das Verhängniß, dem Ihr dienend gehorchen müßt?“

Da schrien die Stimmen von der Ebene herauf:

„Verworfener, höhne nicht die Macht, die hoch über Dir schwebt! — Schaue über Dich, Verblendeter!“

Aber der Tyrann senkte sein Haupt noch tiefer herab und sprach:

„Erkennt Ihr mich? — Ich bin der Tod.“

Da heulten noch wüthender die Stimmen:

„Verworfener, höhne nicht die Macht, die den Tod sendet! — Schaue über Dich!“

Doch nicht aufwärts richtete der Tyrann seinen Blick, sondern zur Erde starrend sprach er:

„Wahnsinnige, was sucht Ihr über meinem Haupt? — Ueber mir ist nichts. — Oede ist der finstere Raum da droben; denn ich selbst bin die Macht der Rache und des Todes, und wenn ich meine Arme ausstrecke über Euch, verstummt Euer Jammer, und Ihr sinkt vernichtet in den Staub!“

Und als er dies gesprochen, streckte er seine Arme wie im rothen Feuer glühende Sicheln weit über die Ebene, und es war, als öffne die Erde den schwarzen, bodenlosen Abgrund; die Leichname und Gerippe versanken, und ihr Geheul, ihr schneidender Jammer verhallte in der Tiefe. Da fuhr es herauf im tosenden Ungestüm wie eine Windsbraut; die Erde bebte, und in dem Sturme heulte und winselte die tiefe Klage von tausend Menschenstimmen. Nun quollen Blutstropfen aus der Tiefe, die das Wiesengrün färbten und bald gleich rauschenden Bächen im schäumenden Strom zusammensprudelten, der über die Ebene brauste. Immer stärker, immer höher stürmten seine Wellen, und aus dem zischenden, gährenden Blut hob bald ein fürchterlicher riesiger Drache sein entsetzliches Haupt empor. Bald tauchte der glühende schuppige Schlangenleib aus den Blutwellen, und mit den schwarzen Fittigen gewaltig rauschend, daß wie vor dem mächtigen Orkan die Wälder sich beugten, flog der Drache auf in die Lüfte und erfaßte den Tyrannen mit

den spitzigen Krallen, die er tief in seine Brust eingrub. Da schrie der Tyrann, von dem gräßlichen Schmerz gepackt, auf im Krampf der Verzweiflung, daß seine Stimme im heulenden Mißton durch des Sturmes Brausen gellte. Aber es erscholl wie Posaunen von oben herab:

„Erdenwurm, der Du Dich erhoben aus dem Staube, wähntest Du nicht vermessen, die Macht zu sein, die den Schmerz, die den Tod sendet? — Erdenwurm, die Stunde der Erkenntniß, der Vergeltung ist da. Aus Denen, die Du opferteſt im frevelnden Hohn, wurde die Qual geboren, die Dich zerfleischt im ewigen Jammer."

Nun umschlang, fester und fester seine Gewinde schnürend, der Drache den Tyrannen, und überall gingen aus seinem Leibe spitze glühende Krallen hervor, die er wie Dolche in das Fleisch des Tyrannen schlug. Da wandte der Tyrann, wie durch namenlose Folter verrenkt, das Haupt empor und sah über sich die in blendendem Funkeln strahlende Sonne, den Focus des ewigen Verhängnisses, und entsetzlicher, schneidender wurde der heulende Jammer:

„Erlösung, Erlösung von dieser Qual! — Tod, Ruhe in der tiefsten Tiefe der Erde!"

Da erscholl aus dem Focus aufs Neue die Stimme im Posaunenton:

„Entarteter! Verworfener! Die Erde ist nicht Deine Heimath, die Dir Ruhe giebt; denn nur dem Menschen, den Du frech verhöhnteſt, ist es vergönnt, in ihrem Schooße zu ruhen, bis er, durchstrahlt vom ewigen Lichte, emporkeimt zum höhern Sein; aber im öden Raum ist Dein Sein ewige Qual."

„Ach, nur Linderung, nur Trost in meinem Jammer!" heulte der Tyrann.

„Schau herab," sprach die Stimme, „ob Du in eines Menschen Brust Trost für Dich finden magst, und Deine Qual soll gelindert sein!"

Da trug das Ungeheuer den Tyrannen tiefer herab zur Erde, und es rauschten im nächtlichen Dunkel finstere, gräßliche Gestalten; — Nero, Dschingiskhan, Tilly, Alba waren unter ihnen; — sie schauten mit tiefem Entsetzen die Marter

des Tyrannen, und dumpf murmelten ihre Stimmen: „Was ist unsere Qual gegen seine Marter? Denn uns ward noch Trost von der Erde, der wir angehörten."

Der Tyrann schaute um sich im wahnsinnigen Verlangen; aber öde blieb es auf der Ebene.

„Ist denn in keines Menschen Brust Trost für meine Qual?" schrie er in gräßlicher Verzweiflung. Aber seine Stimme verhallte in den weiten Gründen, und kein menschlicher Ton des Trostes auf der ganzen weiten Erde unterbrach das dumpfe Schweigen der furchtbaren Oede.

Da faßte ihn gewaltiger der Drache und bohrte tiefer die glühenden Krallen in seine Brust, daß schrecklicher das Geheul seines namenlosen Jammers, der wüthendsten Verzweiflung durch die Lüfte rasete; aber aus dem Focus strahlte die Posaunenstimme:

„Für Dich kein Trost auf der Erde, welcher Du im frevelnden Hohn entsagtest! Ewig ist die Vergeltung und Deine Qual." —

Als ich, wie aus schwerem Traum erwacht, die Ruinen verließ, hatte sich schon tiefe Dämmerung über die Flur gelegt; der Raub schlich gierig spähend dem Morde nach, — winselnde Sterbende wurden geplündert. Es hielt schwer, durch den Schlag zu kommen; denn der Tumult hinein- und herausziehender Soldaten drückte die Menschen zusammen. — Noch hallte die Stimme der ewigen Macht, die das Urtheil über den Verdammten gesprochen, in meiner Brust, als ich schon in friedlicher Wohnung von den Schrecknissen des Tages ausrastete. Ruhiger wurde es endlich in meiner Seele, und bald war es mir, als sei das glänzende Sternbild der Dioskuren segensreich über der Erde aufgegangen, die erquickt den mütterlichen Schooß öffnete, um die Früchte des Friedens in nie versiegendem Reichthum zu spenden. Ich erkannte die strahlenden Helden, die Söhne der Götter: Alexander und Friedrich Wilhelm.

Haimatochare.

1819.

Vorwort.

Nachfolgende Briefe, welche über das unglückliche Schicksal zweier Naturforscher Auskunft geben, wurden mir von meinem Freunde Adalbert von Chamisso mitgetheilt, als er eben von der merkwürdigen Reise zurückgekommen, in der er den Erdball anderthalbmal umkreist hatte. Sie scheinen wohl öffentlicher Bekanntmachung würdig. — Mit Trauer, ja mit Entsetzen gewahrt man, wie oft ein harmlos scheinendes Ereigniß die engsten Bande der innigsten Freundschaft gewaltsam zu zerreißen und da verderbliches Unheil zu verbreiten vermag, wo man das Beste, das Ersprießlichste zu erwarten sich berechtigt glaubte.

E. T. A. Hoffmann.

Anmerkung. Im Jahre 1819 stand ich im Begriff, die Redaction einer belletristischen Zeitung zu übernehmen. Ich theilte Hoffmann meinen Plan mit und bat ihn um irgend einen Beitrag, die Zeitschrift damit zu beginnen. Er selbst — so schrieb er mir — hatte im Augenblick nichts fertig, was sich für dieselbe eignete, und er sandte mir daher nachstehende Briefe, die ihm auf sein Ersuchen sein Freund Chamisso zur Veröffentlichung mitgetheilt habe.*) Hoffmann selbst schrieb obiges Vorwort dazu. Das projectirte Unternehmen kam aber nicht zu Stande; das Manuscript blieb bis jetzt unbenutzt in meinem Pulte liegen, und erst jetzt, da ich in Chamisso's Werken davon ebenfalls keinen Gebrauch gemacht finde, nehme ich die Gelegenheit wahr, das interessante Actenstück zur Kunde des Publicums zu bringen. Dieselbe Bewandniß hat es mit dem (auf S. 459 ff.) nachfolgenden Briefe des Kapellmeisters Johannes Kreisler.

J. Funck.

*) Sprache und Stil zeigen deutlich, daß nicht Chamisso, sondern Hoffmann der Verfasser ist. — A. d. H.

1.

An Se. Excellenz den General-Capitän und Gouverneur von Neu-Südwales.

Port Jackson, den 21. Juni 18 . .

Ew. Excellenz haben zu befehlen geruht, daß mein Freund, Herr Broughton,*) mit der Expedition, die nach Owahu**) ausgerüstet wird, als Naturforscher mitgehe. Längst war es mein innigster Wunsch, Owahu noch einmal zu besuchen, da die Kürze meines letzten Aufenthaltes mir nicht mehr gestattete, manche höchst merkwürdige naturhistorische Beobachtungen bis zu bestimmten Resultaten zu steigern. Doppelt lebhaft erneuert sich jetzt dieser Wunsch, da wir, ich und Herr Broughton, durch die Wissenschaft, durch gleiches Forschen auf das Engste verkettet, schon seit langer Zeit gewöhnt sind, unsere Beobachtungen gemeinschaftlich anzustellen und durch augenblickliches Mittheilen derselben uns an die Hand zu gehen. Ew. Excellenz bitte ich daher, es genehmigen zu wollen, daß ich meinen Freund Broughton auf der Expedition nach Owahu begleite.

Mit tiefem Respect ꝛc. ꝛc.

J. Menzies.

N. S. Mit den Bitten und Wünschen meines Freundes Menzies vereinigen sich die meinigen, daß Ew. Excellenz geruhen möchten, ihm zu erlauben, mit mir nach Owahu zu

---

*) Sprich: Braut'n. —

**) Größte Insel der Sandwich-Gruppe mit der Hauptstadt Honolulu, nicht zu verwechseln mit der Insel Owaihi (Hawaii) derselben Gruppe. — A. d. H.

gehen. Nur mit ihm, nur wenn er mit gewohnter Liebe meine Bestrebungen theilt, vermag ich das zu leisten, was man von mir erwartet.

A. Broughton.

2.

Antwort des Gouverneurs.

Mit innigem Vergnügen bemerke ich, wie Sie, meine Herren, die Wissenschaft so innig mit einander befreundet hat, daß aus diesem schönen Bunde, aus diesem vereinten Streben sich nur die reichsten, herrlichsten Resultate erwarten lassen. Aus diesem Grunde will ich auch, unerachtet*) die Bemannung der „Discovery"**) vollständig ist und das Schiff wenig Raum hat, dennoch erlauben, daß Herr Menzies der Expedition nach Owahu folge, und ertheile in diesem Augenblick deshalb dem Capitän Bligh***) die nöthigen Befehle.

(Gez.) Der Gouverneur.

3.

A. Menzies an Eduard Johnstone†) in London.

An Bord der Discovery, den 2. Juli 18 . .

Du hast Recht, mein lieber Freund. Als ich Dir das letzte Mal schrieb, war ich wirklich heimgesucht von einigen spleenischen Anfällen. Das Leben auf Port Jackson††) machte mir die höchste Langeweile; mit schmerzlicher Sehnsucht dachte ich an mein herrliches Paradies, an das reizende Owahu,

*) Echt Hoffmann'sches Wort. —

**) Der Name bedeutet: Entdeckung. —

***) Sprich: Blei. —

†) Nach diesem Mineralogen (sprich: Dschonnston) wurden die Sandwich-Inseln auch Johnstones-Inseln genannt. —

††) Große Hafenbucht in Neu-Südwales in Australien, mit der Stadt Sidney. — A. d. H.

das ich erst vor Kurzem verlassen. Mein Freund Broughton, ein gelehrter und dabei gemüthlicher Mensch, war der Einzige, der mich aufzuheitern und empfänglich für die Wissenschaft zu erhalten vermochte; aber auch er sehnte sich, wie ich, hinweg von Port Jackson, das unserm Forschungstrieb wenig Nahrung darbieten konnte. Irre ich nicht, so schrieb ich Dir schon, daß dem Könige von Owahu, Namens Teimotu,*) ein schönes Schiff versprochen worden, das zu Port Jackson gebaut und ausgerüstet werden sollte. Dies war geschehen; Capitän Bligh erhielt den Befehl, das Schiff hinzuführen nach Owahu und sich dort einige Zeit aufzuhalten, um das Freundschaftsbündniß mit Teimotu fester zu knüpfen. Wie klopfte mein Herz vor Freude, da ich glaubte, daß ich unfehlbar mitgehen würde! Wie ein Blitz aus heiterer Luft traf mich aber der Ausspruch des Gouverneurs, daß Broughton sich einschiffen solle. Die Discovery, zur Expedition nach Owahu bestimmt, ist ein mittelmäßiges Schiff, nicht geeignet, mehr Personen aufzunehmen als die nöthige Bemannung; um so weniger hoffte ich mit dem Wunsch, Broughton begleiten zu dürfen, durchzudringen. Der edle Mensch, mir mit Herz und Gemüth auf das Innigste zugethan, unterstützte indessen diesen Wunsch so kräftig, daß der Gouverneur ihn bewilligte. Aus der Ueberschrift des Briefes siehst Du, daß wir, Broughton und ich, bereits die Reise angetreten.**)

O, des herrlichen Lebens, das mir bevorsteht! — Mir schwillt die Brust von Hoffnung und sehnsüchtigem Verlangen, wenn ich daran denke, wie täglich, ja stündlich die Natur mir ihre reiche Schatzkammer aufschließen wird, damit ich dieses, jenes nie erforschte Kleinod mir zueignen, mein nennen kann das nie gesehene Wunder.

Ich sehe Dich ironisch lächeln über meinen Enthusiasmus; ich höre Dich sprechen: „Nun ja, einen ganzen neuen Swam-

*) Bei Chamisso (Werke, Hempel'sche Ausg., Th. 3, S. 140 u. ff.) heißt der König Tameiameia. Teimotu ist ein Häuptling und Bruder der Königin (S. 154). —

**) Das Weglassen der Hilfszeitwörter ist Hoffmann'scher Stil. — A. d. H.

merdam*) in der Tasche, wird er zurückkehren; frage ich ihn aber nach Neigungen, Sitten, Gebräuchen, nach der Lebensweise jener fremden Völker, die er gesehen, will ich recht einzelne Details wissen, wie sie in keiner Reisebeschreibung stehen, wie sie nur von Mund zu Mund nacherzählt werden können, so zeigt er mir ein paar Mäntel und ein paar Korallenschnüre und vermag sonst nicht viel zu sagen. Er vergißt über seine Milben, seine Käfer, seine Schmetterlinge — die Menschen!" —

Ich weiß, Du findest es sonderbar, daß mein Forschungstrieb gerade zu dem Reiche der Insecten sich hingeneigt, und ich kann Dir in der That nichts Anderes darauf antworten, als daß die ewige Macht**) nun gerade diese Neigung so in mein Innerstes hineingewebt hat, daß mein ganzes Ich sich nur in dieser Neigung zu gestalten vermag. Nicht vorwerfen darfst Du mir aber, daß ich über diesen Trieb, der Dir seltsam erscheint, die Menschen oder gar Verwandte, Freunde vernachlässige, vergesse. Niemals werde ich es dahin bringen, es jenem alten holländischen Obristlieutenant gleichzuthun, der . . . Doch um Dich durch den Vergleich, den Du dann zwischen diesem Alten und mir anstellen mußt, zu entwaffnen, erzähle ich Dir die merkwürdige Historie, die mir eben in den Sinn kam, ausführlich.

Der alte Obristlieutenannt — ich machte in Königsberg***) seine Bekanntschaft — war, was Insecten betrifft, der eifrigste, unermüdetste Naturforscher, den es jemals gegeben haben mag. Die ganze übrige Welt war für ihn todt, und wodurch er sich der menschlichen Gesellschaft allein nur kundthat, das war der unausstehlichste, lächerlichste Geiz und die fixe Idee, daß er einmal mittels eines Weißbrodes vergiftet werden würde. Irre ich nicht, so heißt dies Weißbrod im Deutschen Semmel. Ein solches Brod backte er sich jeden Morgen selbst, nahm es, war er zu Tische gebeten, mit und war nicht dahin zu

*) Vgl. Hoffmann, Meister Floh (Th. 14), S. 59.
**) Hoffmann'sche Sprache. —
***) Hier war Hoffmann 1776 geboren und lebte daselbst bis 1796. — A. d. H.

bringen, ein anderes Brod zu genießen. Als Beweis seines tollen Geizes mag Dir der Umstand genügen, daß er, seines Alters unerachtet,*) ein rüstiger Mann, Schritt für Schritt mit weit von dem Leibe weggestreckten Armen auf den Straßen einherging, damit — die alte Uniform sich nicht abscheuere, sondern fein conservire! — Doch zur Sache! — Der Alte hatte keinen Verwandten auf der ganzen Erde als einen jüngern Bruder, der in Amsterdam lebte. Dreißig Jahre hatten die Brüder sich nicht gesehen. Da machte der Amsterdamer, von dem Verlangen getrieben, den Bruder noch einmal wiederzusehen, sich auf den Weg nach Königsberg. Er tritt ein in das Zimmer des Alten. Der Alte sitzt an dem Tische und betrachtet, das Haupt übergebeugt, durch eine Lupe einen kleinen, schwarzen Punkt auf einem weißen Blatt Papier. Der Bruder erhebt ein lautes Freudengeschrei; er will dem Alten in die Arme stürzen. Der aber, ohne das Auge von dem Punkt zu verwenden, winkt ihn mit der Hand zurück, gebietet ihm mit einem wiederholten: „St — St — St!" Stillschweigen. — „Bruder," ruft der Amsterdamer, „Bruder, was hast Du vor? — Georg ist da, Dein Bruder ist da, aus Amsterdam hergereist, um Dich, den er seit dreißig Jahren nicht sah, noch wiederzusehen in diesem Leben!" Aber unbeweglich bleibt der Alte und lispelt: „St — St — St! Thierchen stirbt!" — Nun bemerkt der Amsterdamer erst, daß der schwarze Punkt ein kleines Würmchen ist, das sich in den Convulsionen des Todes krümmt und windet. Der Amsterdamer ehrt die Leidenschaft des Bruders, setzt sich still neben ihn hin. Als nun aber eine Stunde vergeht, während der Alte auch nicht mit einem Blicke sich um den Bruder kümmert, springt dieser ungeduldig auf, verläßt mit einem derben holländischen Fluch das Zimmer, setzt sich auf zur Stelle und kehrt zurück nach Amsterdam, ohne daß der Alte auch von Allem nur die mindeste Notiz nimmt. —

Frage Dich selbst, Eduard, ob ich, träteſt Du plötzlich herein in meine Kajüte und fändeſt mich vertieft in die

*) Hoffmann'scher Stil. — A. d. H.

Betrachtung irgend eines merkwürdigen Insects, ob ich dann das Insect unbeweglich anschauen oder Dir in die Arme stürzen würde!

Du magst, mein lieber Freund, denn auch daran denken, daß das Reich der Insecten gerade das wunderbarste, geheimnißvollste in der Natur ist. Hat es mein Freund Broughton mit der Pflanzen- und mit der vollkommen ausgebildeten Thierwelt zu thun, so bin ich angesiedelt in der Heimath der seltsamen, oft unerforschlichen Wesen, die den Uebergang, die Verknüpfung zwischen beiden bilden. — Doch ich höre auf, um Dich nicht zu ermüden, und setze nur noch, um Dich, um Dein poetisches Gemüth ganz zu beschwichtigen, ganz mit mir auszusöhnen, hinzu, daß ein deutscher geistreicher Dichter die in den schönsten Farbenschmelz geputzten Insecten „frei gewordene Blumen" nennt. Erlabe Dich an diesem schönen Bilde!

Und eigentlich, warum sag' ich so viel, um meine Neigung zu rechtfertigen? Geschah es nicht, um mich selbst zu überreden, daß mich blos der allgemeine Drang des Forschens unwiderstehlich nach Owahu treibt, daß es nicht vielmehr eine sonderbare Ahnung irgend eines unerhörten Ereignisses ist, dem ich entgegengehe? Ja, Eduard, eben in diesem Augenblick erfaßt mich diese Ahnung mit solcher Gewalt, daß ich nicht vermögend bin, weiter zu schreiben. Du wirst mich für einen närrischen Träumer halten; aber es ist nicht anders. Deutlich steht es in meiner Seele, daß mich in Owahu das größte Glück oder unvermeidliches Verderben erwartet.

Dein treuester ꝛc. ꝛc.

4.

Derselbe an Denselben.

Hanaruru*) auf Owahu, den 12. December 18 . .

Nein, ich bin kein Träumer; aber es giebt Ahnungen — Ahnungen, die nicht trügen. — Eduard, ich bin der glück-

*) Soll heißen: Honolulu. — A. d. H.

lichste Mensch unter der Sonne, auf den höchsten Punkt des Lebens gestellt. Aber wie soll ich Dir Alles erzählen, damit Du meine Wonne, mein unaussprechliches Entzücken ganz fühlst? — Ich will mich fassen; ich will versuchen, ob ich im Stande bin, Dir das Alles, wie es sich zutrug, ruhig zu beschreiben.

Unfern Hanaruru, König Teimotu's Residenz, wo er uns freundlich aufgenommen, liegt eine anmuthige Waldung. Dorthin begab ich mich gestern, als schon die Sonne zu sinken begann. Ich hatte vor, wo möglich einen sehr seltenen Schmetterling — der Name wird Dich nicht interessiren — einzufangen, der nach Sonnenuntergang seinen irren Kreislauf beginnt. Die Luft war schwül, von wollüstigem Aroma duftender Kräuter erfüllt. Als ich in den Wald trat, fühlte ich ein seltsam süßes Bangen; mich durchbebten geheimnißvolle Schauer, die sich auflösten in sehnsüchtige Seufzer. Der Nachtvogel, nach welchem ich ausgegangen, erhob sich dicht vor mir. Aber kraftlos hingen die Arme herab; wie starrsüchtig, vermochte ich nicht von der Stelle zu gehen, nicht den Nachtvogel zu verfolgen, der sich fortschwang in den Wald. Da wurde ich hineingezogen wie von unsichtbaren Händen in ein Gebüsch, das mich im Säuseln und Rauschen wie mit zärtlichen Liebesworten ansprach. Kaum hineingetreten, erblickte ich — o Himmel! — auf dem bunten Teppiche glänzender Taubenflügel liegt die niedlichste, schönste, lieblichste Insulanerin, die ich jemals gesehen. Nein, nur die äußern Contoure zeigten, daß das holde Wesen zu dem Geschlechte der hiesigen Insulanerinnen gehörte. Farbe, Haltung, Aussehen — Alles war sonst anders. Der Athem stockte mir vor wonnevollem Schreck. Behutsam näherte ich mich der Kleinen. Sie schien zu schlafen. Ich faßte sie, — ich trug sie mit mir fort. Das herrlichste Kleinod der Insel war mein. Ich nannte sie Haimatochare,*) klebte ihr ganz kleines Zimmer mit schönem Goldpapier aus und bereitete ihr ein Lager von eben den bunten glänzenden Taubenfedern, auf denen ich sie gefunden. Sie

*) D. h. am Blute sich freuend, blutgierig (griechisch). — A. d. H.

scheint mich zu verstehen, zu ahnen, was sie mir ist. — Verzeih mir, Eduard, ich nehme Abschied von Dir! Ich muß sehen, was mein liebliches Wesen, meine Haimatochare macht. — Ich öffne ihr kleines Zimmer; — sie liegt auf ihrem Lager, sie spielt mit den bunten Federchen. O Haimatochare! — Lebe wohl, Eduard!

Dein treuester ꝛc. ꝛc.

5.

Broughton an den Gouverneur von Neu-Südwales.

Hanaruru, den 20. December 18..

Capitän Bligh hat Ew. Excellenz über unsere glückliche Fahrt bereits ausführlichen Bericht erstattet und auch gewiß nicht unterlassen, die freundliche Art zu rühmen, mit der unser Freund Teimotu uns aufgenommen. Teimotu ist entzückt über Ew. Excellenz reiches Geschenk und wiederholt einmal über das andere, daß wir Alles, was Owahu nur für uns Nützliches und Werthes erzeugt, als unser Eigenthum betrachten sollen. Auf die Königin Kahumanu hat der goldgestickte rothe Mantel einen tiefen Eindruck gemacht, so daß sie ihre vorige unbefangene Heiterkeit verloren und in allerlei fanatische Schwärmereien gerathen ist. Sie geht am frühen Morgen in das tiefste, einsamste Dickicht des Waldes und übt sich, indem sie den Mantel bald auf diese, bald auf jene Art über die Schultern wirft, in mimischen Darstellungen, die sie abends dem versammelten Hofe zum Besten giebt. Dabei wird sie oft von einer seltsamen Trostlosigkeit befallen, die dem guten Teimotu nicht wenigen Kummer verursacht. Mir ist es indessen doch schon oft gelungen, die jammervolle Königin aufzuheitern durch ein Frühstück von gerösteten Fischen, die sie sehr gern ißt und dann ein tüchtiges Glas Gin*) oder Rum daraufsetzt, welches ihren sehnsüchtigen Schmerz merklich lindert. Sonderbar ist es, daß Kahumanu

*) Gin (spr.: Dschin) oder Genevre, Wachholderbranntwein. — A. d. H.

unserm Menzies nachläuft auf Steg und Weg, ihn, glaubt sie sich unbemerkt, in ihre Arme schließt und mit den süßesten Namen nennt. Ich möchte beinahe glauben, daß sie ihn heimlich liebt.

Sehr leid thut es mir übrigens, Ew. Excellenz melden zu müssen, daß Menzies, von dem ich alles Gute hoffte, in meinen Forschungen mich mehr hindert als fördert. Kahumanu's Liebe scheint er nicht erwidern zu wollen; dagegen ist er von einer andern thörichten, ja frevelhaften Leidenschaft ergriffen, die ihn verleitet hat, mir einen sehr argen Streich zu spielen, der, kommt Menzies nicht von seinem Wahn zurück, uns auf immer entzweien kann. Ich bereue selbst, Ew. Excellenz gebeten zu haben, ihm zu gestatten, daß er der Expedition nach Owahu folge. Doch wie konnte ich glauben, daß ein Mann, den ich so viele Jahre hindurch bewährt gefunden, sich plötzlich in seltsamer Verblendung auf solche Weise ändern sollte? Ich werde mir erlauben, Ew. Excellenz von den näheren Umständen des mich tief kränkenden Vorfalles ausführlichen Bericht zu erstatten, und sollte Menzies nicht, was er thut, wieder gut machen, Ew. Excellenz Schutz gegen einen Mann zu erbitten, der sich erlaubt, feindselig zu handeln da, wo er mit unbefangener Freundschaft aufgenommen wurde.

Mit tiefem Respect ꝛc. ꝛc.

6.

Menzies an Broughton.

Nein, nicht länger kann ich es ertragen! Du weichst mir aus; Du wirfst mir Blicke zu, in denen ich Zorn und Verachtung lese; Du sprichst von Treulosigkeit, von Verrath, so daß ich es auf mich beziehen muß. Und doch suche ich im ganzen Reiche der Möglichkeit vergebens eine Ursache aufzufinden, die Dein Benehmen gegen Deinen treuesten Freund auf irgend eine Art rechtfertigen könnte. Was that ich Dir,

was unternahm ich, das Dich kränkte? Gewiß ist es nur ein Mißverständniß, das Dich an meiner Liebe, an meiner Treue einen Augenblick zweifeln läßt. Ich bitte Dich, Broughton, kläre das unglückliche Geheimniß auf, werde wieder mein, wie Du es warst!

Davis, der Dir dies Blatt überreicht, hat Befehl, Dich zu bitten, daß Du auf der Stelle antwortest. Meine Ungeduld wird mir zur qualvollsten Pein.

7.

Broughton an Menzies.

Du fragst noch, wodurch Du mich beleidigt? In der That, diese Unbefangenheit steht Dem wohl an, der gegen Freundschaft, — nein, gegen die allgemeinen Rechte, wie sie in der bürgerlichen Verfassung bestehen, frevelte auf empörende Art! — Du willst mich nicht verstehen? — Nun, so rufe ich Dir denn, daß es höre die Welt und sich entsetze über Deine Unthat, — ja, so rufe ich Dir denn den Namen ins Ohr, der Deinen Frevel ausspricht: Haimatochare! — Ja, Haimatochare hast Du Die genannt, die Du mir geraubt, die Du verborgen hältst vor aller Welt, die mein war, ja, die ich mit süßem Stolz mein nennen wollte in ewig fortdauernden Annalen. Aber nein, noch will ich nicht verzweifeln an Deiner Tugend; noch will ich glauben, daß Dein treues Herz die unglückliche Leidenschaft besiegen wird, die Dich fortriß im jähen Taumel. Menzies, gieb mir Haimatochare heraus, und ich drücke Dich als meinen treuesten Freund, als meinen Herzensbruder an meine Brust! Vergessen ist dann aller Schmerz der Wunde, die Du mir schlugst durch Deine — unbesonnene That. Ja, nur unbesonnen, nicht treulos, nicht frevelhaft will ich Haimatochare's Raub nennen. Gieb mir Haimatochare heraus!

8.

Menzies an Broughton.

Freund, welch ein seltsamer Wahnsinn hat Dich ergriffen? — Dir — Dir sollte ich Haimatochare geraubt haben? — Haimatochare, die so wie ihr ganzes Geschlecht Dich auch nicht im Mindesten etwas angeht, Haimatochare, die ich frei, in der freien Natur, auf dem schönsten Teppiche schlafend fand, der Erste, der sie betrachtete mit liebenden Augen, der Erste, der ihr Namen gab und Stand! — In Wahrheit, nennst Du mich treulos, so muß ich Dich verrückt schelten, daß Du, von einer schnöden Eifersucht verblendet, in Anspruch nimmst, was mein eigen geworden und bleiben wird immerdar. Mein ist Haimatochare, und mein werde ich sie nennen in jenen Annalen, wo Du prahlerisch zu prunken gedenkest mit dem Eigenthum des Andern. Nie werde ich meine geliebte Haimatochare von mir lassen; Alles, ja mein Leben, das nur durch sie sich zu gestalten vermag, geb' ich freudig hin für Haimatochare.

9.

Broughton an Menzies.

Schamloser Räuber! Haimatochare soll mich nichts angehen? In der Freiheit hast Du sie gefunden? — Lügner! War der Teppich, auf dem Haimatochare schlief, nicht mein Eigenthum? Mußtest Du nicht daran erkennen, daß Haimatochare mir — mir allein angehörte? Gieb mir Haimatochare heraus, oder kund mache ich der Welt Deinen Frevel! Nicht ich, Du — Du allein bist von der schnödesten Eifersucht verblendet; Du willst prunken mit fremdem Eigenthume; aber das soll Dir nicht gelingen. Gieb mir Haimatochare heraus, oder ich erkläre Dich für den niedrigsten Schurken!

10.

Menzies an Broughton.

Dreifacher Schurke Du selbst! Nur mit meinem Leben lasse ich Haimatochare.

11.

Broughton an Menzies.

Nur mit Deinem Leben läßt Du, Schurke, Haimatochare? — Gut, so mögen denn morgen abends um sechs Uhr, auf dem öden Platze vor Hanaruru, unfern des Vulkans die Waffen über Haimatochare's Besitz entscheiden! Ich hoffe, daß Deine Pistolen in Stand sind.

12.

Menzies an Broughton.

Ich werde mich zur bestimmten Stunde am bestimmten Platze einfinden. Haimatochare soll Zeugin des Kampfes sein um ihren Besitz.

13.

Capitän Bligh an den Gouverneur von Neu-Südwales.

Hanaruru auf Owahu, den 26. December 18 . .

Ew. Excellenz den entsetzlichen Vorfall, der uns zwei der schätzbarsten Männer geraubt, zu berichten, ist mir traurige Pflicht. Längst hatte ich bemerkt, daß die Herren Menzies und Broughton, welche sonst, in innigster Freundschaft ver-

bunden, ein Herz, eine Seele schienen, die sonst sich nicht zu trennen vermochten, mit einander entzweit waren, ohne daß ich auch nur im Mindesten errathen konnte, was wol die Ursache davon sein könne. Zuletzt vermieden sie mit Sorgfalt, sich einander zu nähern, und wechselten Briefe, die unser Steuermann Davis hin und her tragen mußte. Davis erzählte mir, daß Beide bei dem Empfang der Briefe immer in die höchste Bewegung gerathen seien, und daß vorzüglich Broughton zuletzt ganz Feuer und Flamme gewesen. Gestern hatte Davis bemerkt, daß Broughton seine Pistolen lud und hinauseilte aus Hanaruru. Er konnte mich nicht gleich auffinden. Auf der Stelle, als er mir endlich den Verdacht mittheilte, daß Menzies mit Broughton wol ein Duell vorhaben könnte, begab ich mich mit dem Lieutenant Colnet und dem Schiffschirurgus Herrn Whidby hinaus nach dem öden Platz, unfern des vor Hanaruru liegenden Vulkans. Denn dort schien mir — war wirklich von einem Duell die Rede — die schicklichste Gegend dazu zu sein. Ich hatte mich nicht getäuscht. Noch ehe wir den Platz erreicht, hörten wir einen Schuß und unmittelbar darauf den zweiten. Wir beschleunigten unsere Schritte, so gut wir es vermochten, und doch kamen wir zu spät. Wir fanden Menzies und Broughton in ihrem Blute auf der Erde liegen, Dieser durch den Kopf, Jener durch die Brust getroffen, tödlich, Beide ohne die mindeste Spur des Lebens. Kaum zehn Schritte hatten sie auseinander gestanden, und zwischen ihnen lag der unglückliche Gegenstand, den mir Menzies' Papiere als die Ursache, die Broughton's Haß und Eifersucht entzündete, bezeichnen. In einer kleinen, mit schönem Goldpapier ausgeklebten Schachtel fand ich unter glänzenden Federn ein sehr seltsam geformtes, schön gefärbtes kleines Insect, das der naturkundige Davis für ein Läuschen erklären wollte, welches jedoch, was vorzüglich Farbe und die ganz sonderbare Form des Hinterleibes und der Füßchen anlange, von allen bis jetzt aufgefundenen Thierchen der Art merklich abweiche. Auf dem Deckel stand der Name: Haimatochare.

Menzies hatte dieses seltsame, bis jetzt ganz unbekannte

Thierchen auf dem Rücken einer schönen Taube, die Broughton herabgeschossen, gefunden und wollte dasselbe, als dessen erster Finder, unter dem eigenen Namen „Haimatochare" in der naturkundigen Welt einführen; Broughton behauptete dagegen, daß er der erste Finder sei, da das Insect auf dem Körper der Taube gesessen, die er herabgeschossen, und wollte die Haimatochare sich aneignen. Darüber entstand der verhängnißvolle Streit zwischen den beiden edlen Männern, der ihnen den Tod gab.

Vorläufig bemerke ich, daß Herr Menzies das Thierchen für eine ganze neue Gattung erklärt und es in die Mitte stellt zwischen Pediculus pubescens, thorace trapezoideo, abdomine ovali, posterius emanginato, ab latere undulato etc., habitans in homine, Hottentottis, Groenlandisque escam dilectam praebens,*) und zwischen Nirmus crassicornis, capite ornato oblongo, scutello thorace majore, abdomine lineari lanceolato, habitans in anate, ansere et boschade.**)

Aus diesen Andeutungen des Herrn Menzies werden Ew. Excellenz schon zu ermessen geruhen, wie einzig in seiner Art das Thierchen ist, und ich darf, unerachtet ich kein eigentlicher Naturforscher bin, wol hinzusetzen, daß das Insect, aufmerksam durch die Lupe betrachtet, etwas ganz ungemein Anziehendes hat, das vorzüglich den blanken Augen, dem schön gefärbten Rücken und einer gewissen anmuthigen, solchen Thierchen sonst gar nicht eigenen Leichtigkeit der Bewegung zuzuschreiben ist.

Ich erwarte Ew. Excellenz Befehl, ob ich das unglückselige Thierchen wohlverpackt für das Museum einsenden oder als die Ursache des Todes zweier vortrefflichen Menschen in die Tiefe des Meeres versenken soll.

---

*) Filzlaus, mit tischartiger Brust, ovalem Bauch, nach hinten hinausgedrückt, von der Seite wellenförmig ꝛc., wohnend auf dem Menschen, den Hottentotten und Grönländern eine beliebte Speise gewährend. —

**) Dickhorniger Parasit von der Gattung Nirmus, mit länglichem zierlichen Kopf, größerem Schildchen auf der Brust, linienbickem, lanzenartigen Bauch, wohnt auf der Ente, der Gans und der Henne(?). Boschas (boskas) griechisch = Haushenne, auch Wildente. Im ersten Druck steht freilich: bosrhade, ein unverständliches Wort! — A. d. H.

Bis zu Ew. Excellenz hoher Entscheidung bewahrt Davis die Haimatochare in seiner baumwollenen Mütze. Ich habe ihn für ihr Leben, für ihre Gesundheit verantwortlich gemacht.

Genehmigen Ew. Excellenz die Versicherung ꝛc.

14.

Antwort des Gouverneurs.

Port Jackson, den 1. Mai 18..

Mit dem tiefsten Schmerz hat mich, Capitän, Ihr Bericht von dem unglückseligen Tode unserer beiden wackern Naturforscher erfüllt. Ist es möglich, daß der Eifer für die Wissenschaften den Menschen so weit treiben kann, daß er vergißt, was er der Freundschaft, ja, dem Leben in der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt schuldig ist? Ich hoffe, daß die Herren Menzies und Broughton auf die anständigste Weise begraben worden sind.

Was die Haimatochare betrifft, so haben Sie, Capitän, dieselbe den unglücklichen Naturforschern zur Ehre mit den gewöhnlichen Honneurs in die Tiefe des Meeres zu versenken.

Verbleibend ꝛc. ꝛc.

15.

Capitän Bligh an den Gouverneur von Neu-Südwales.

An Bord der Discovery, den 5. October 18..

Ew. Excellenz Befehle in Ansehung der Haimatochare sind befolgt. In Gegenwart der festlich gekleideten Mannschaft sowie des Königs Teimotu und der Königin Kahumanu, die mit mehreren Großen des Reichs an Bord gekommen waren, wurde gestern Abend Punkt 6 Uhr von dem Lieutenant Colnet Haimatochare aus der baumwollenen Mütze des Davis genommen und in die mit Goldpapier ausgeklebte Schachtel

gethan, die sonst ihre Wohnung gewesen und nun ihr Sarg sein sollte, diese Schachtel aber dann an einen großen Stein befestigt und von mir selbst unter dreimaliger Abfeuerung des Geschützes in das Meer geworfen. Hierauf stimmte die Königin Kahumanu einen Gesang an, in den sämmtliche Owahuer einstimmten und der so abscheulich klang, wie es die erhabene Würde des Augenblicks erforderte. Hierauf wurde das Geschütz noch dreimal abgefeuert und Fleisch und Rum unter die Mannschaft vertheilt. Teimotu, Kahumanu sowie die übrigen Owahuer wurden mit Grog und andern Erfrischungen bedient. Die gute Königin kann sich noch gar nicht zufrieden geben über den Tod ihres lieben Menzies. Sie hat sich, um das Andenken des geliebten Mannes zu ehren, einen großen Haifischzahn in den Hintern gebohrt und leidet von der Wunde noch große Schmerzen.

Noch muß ich erwähnen, daß Davis, der treue Pfleger der Haimatochare, eine sehr rührende Rede hielt, worin er, nachdem er Haimatochare's Lebenslauf in der Kürze beschrieben, von der Vergänglichkeit alles Irdischen handelte. Die härtesten Matrosen konnten sich der Thränen nicht enthalten, und dadurch, daß er in abgesetzten Pausen ein zweckmäßiges Geheul ausstieß, brachte Davis es auch dahin, daß die Owahuer entsetzlich heulten, welches die Würde und Feierlichkeit der Handlung nicht wenig erhöhte.

Genehmigen Ew. Excellenz ꝛc. ꝛc.

Der Feind.

Eine Erzählung.

1822.

(Fragment, auf dem Todesbette dictirt.)

Erstes Capitel.

„Noch einen tüchtigen vollgefüllten Römer, Herr Wirth! Zwar schlug es schon Neun; aber der Regen stürmt an die Fenster. Wir sitzen hier traulich und warm beisammen, und ich merke schon, wir werden heute ein Wenig aus dem Schick kommen und Mühe haben, die Bürgerglocke einzuhalten. Kommt Ihr Eurerseits aber auch aus dem Schick, Herr Wirth, und geht ein Fäßlein weiter, wenn Ihr einschenkt, und irrt Euch in der Sorte!"

So rief der ehrsame Bürger und Drechslermeister Franz Weppering, der an dem breiten Tische in der Gaststube des Wirthshauses zum Weißen Lamm den besten Platz einnahm.

„Oho," erwiderte der kleine freundliche Herr Thomas, indem er sich das kleine schwarzsammtene Käppchen in die Stirne schob und zugleich mit dem schweren Kellerschlüsselbunde harmonisch klapperte, „oho! Was den Schick betrifft, das heißt die schönen Ordnungen, Privilegien, Satzungen, Gesetzlichkeiten, Edicte und Verordnungen, wie sie von Kaiser und Rath ergangen, so sucht darin der ehrsame Thomas, weltberühmter Gastwirth in der weltberühmten Reichsstadt Nürnberg, dessen Tugenden der Himmel gehörig zu wägen und zu lohnen wissen wird, in deren Kenntniß seines Gleichen. Aber anlangend den Wein, so wäre es ja außerm Schick, wenn ich Eurethalber, Meister Franz, das rechte Fäßchen vorübergehen und Euch bessern Wein geben sollte, als Euch dienlich und Ihr mir bezahlt." —

„Ihr haltet den Wein," nahm Meister Weppering's Nachbar das Wort, „aber auch wirklich ein Wenig zu theuer und könntet alten Stammgästen wie wir wol immer einige Kreuzer weniger für die Maß anrechnen." —

„Ich weiß nicht, was Ihr wollt, Ihr Herren," rief Herr Thomas lachend, „Ihr trinkt bei mir den schönsten, edelsten, wohlschmeckendsten, feurigsten Wein in dem ganzen lieben Nürnberg, und den gebe ich Euch aus purer Amicitia. Denn die paar Kreuzer, die Ihr mir dafür bezahlt, sind ja blos ein anmuthiges Douceur für die Mühe des Einschenkens. Aber ohne Scherz, Ihr Herren denkt immer, uns Wirthen kostet der Wein gar nichts, und wir leben noch immer in dem verfluchten Jahr 1484, wo ein ganzer Eimer Wein für ein recht schönes Hühnerei hingegeben wurde, und doch hat es damit eine ganz besondere Bewandniß. Ich weiß nicht, Ihr Herren, ob Ihr die Geschichte von den zerbrochenen Hühnereiern wißt. Soll ich sie Euch erzählen?" —

„Und uns während der Zeit durften lassen?" rief Weppering. „Nein, nein, behaltet Euren Schnack für Euch und holt so guten Wein, als Ihr's verantworten könnet!" —

„Ich wollte," sprach ein sehr alter Mann, der entfernt an der Ecke des Tisches saß und still für sich eine kleine Schüssel Eingemachtes verzehrte, wozu er einen sehr edlen Wein, doch nur tropfenweise, trank, „ich wollte, Ihr lieben Gäste, Ihr ließet unsern Herrn Wirth die Geschichte von den zerbrochenen Eiern erzählen; denn sie ist gar hübsch und anmuthig." —

„Wenn Ihr es wollt, mein ehrwürdiger Herr Doctor," rief Weppering, „so mag Herr Thomas so viel erzählen, als er Lust hat, und ich werde meine rauhe Kehle so lange netzen mit den Tropfen aus dem Brunnen der Hoffnung."

Der Wirth, ganz Freude und Freundlichkeit, knüpfte ohne Umstände den Schlüsselbund wieder fest, setzte sich seinen Gästen gegenüber an den breiten Tisch, ließ ein großes Paßglas Wein langsam und behaglich in die Kehle hineinglucken, streckte den Körper über den Tisch und stemmte beide Backen auf die Ellenbogen.

„Ich erzähle Euch also, Ihr höchst schätzbaren Gäste und würdigen Freunde, die wundersame Geschichte von den zerbrochenen Eiern, und zwar nicht, wie mir gerade das Maul steht, sondern so viel möglich mit denselben zierlichen Phrasen,

Redensarten, Wörtern und Ausdrücken wie der alte Chroniker, er eine artige Zunge führte und seine Rede wohl zu setzen wußte.

„Früh morgens, am Tage Marci des Evangelisten, im Jahr des Herrn 1484, befand sich viel Landvolk auf dem Wege von Fürth nach Nürnberg und trug den Nürnbergern u, was ihnen nun eben an schönen Producten des Landes zu hrer Leibesnahrung und Nothdurft vonnöthen. Unter dem Landvolk schritt aber ein gar stattliches Bauerweib in Sonn- agskleidern daher, die auf jeden Gruß ‚Gelobt sei Jesus Christus!‘ demüthiglich das Haupt verneigend ‚In Ewigkeit!‘ ntwortete und überhaupt, wenn die Leute auch was Aus- ändisches an ihr bemerken wollten, doch ein frommes, ehr- iches Ding schien.

„Das Weib trug einen Korb mit schönen Hühnereiern, nd Jedem, welcher verwundert rief: ‚Ei, Nachbarin, was sind as für schöne, glänzende Eier!‘ erwiderte sie gar freundlich, ndem ihr die kleinen grauen Aeugelein blitzten: ‚Ei, meine enne darf keine schlechteren legen für die ehrsame Frau ürgermeisterin, der ich diese in die Küche trage.‘ Das Weib ing auch wirklich mit ihrer Waare geradeswegs in das Haus es Bürgermeisters.

„Sowie sie eingetreten, thät sie gehorsam und demüthig- ch, was ihr der Vers an der Wand gebot:

‚Wer tretten wil die Stiegen hinein,
Dem sollen die Schue fein sauber seyn.‘*)

ann wurde sie von Frau Martha, der Haushälterin, zu der hrsamen Frau Bürgermeisterin geleitet, die sich in ihrer rangkuchen*) befand.

„Da sah es denn nun so prächtig und blank aus, daß es ne wahre Augenverblendniß war. Schöne metallene Gefäße, anchmal von solcher Sauberkeit, als ob sie Peter Vischer**) lbst gearbeitet hätte, standen umher. Der Fußboden war täfelt und gebohnt. Was unsre edle Tischler- und Drechsler-

*) S. Hoffmann, Thl. 2, S. 193 unten. —
**) Erzgießer zu Nürnberg, geb. um 1460, † 1530. — A. d. H.

kunst wol an zierlichen und saubern Sachen zu liefern ver-
mag, davon war rings umher was zu finden. Die Frau
Bürgermeisterin saß aber in einem prächtigen Lehnstuhl von
Nußbaum, mit Ebenholz ausgelegt und grünen Sammetkissen
mit goldenen Troddeln, der nicht weniger als fünf Fuß in der
Breite hielt; so breit mußte er aber sein, weil das Maß
nach dem Gesäß der Frau Bürgermeisterin genommen.

„Das Weib reichte den Korb mit Eiern der Frau Bür-
germeisterin demuthsvoll hin, indem sie hoch betheuerte, daß
Sprut, ihre beste Henne, sich alle Mühe gegeben, die Eier so
schön als möglich für die Frau Bürgermeisterin zu legen.

„Die Frau Bürgermeisterin nahm dem Weibe mit gar
freundlicher Miene das Körblein aus der Hand und übergab
es ihrer Haushälterin, der Frau Martha.

„Als aber nun das Bauerweib die Eier bezahlt verlangte,
geriethen die Frau Bürgermeisterin und Frau Martha, die
den Korb mit Eiern für eine angenehme Verehrung gehalten
hatten, in großen Zorn, und das arme Bauernweib hatte
Mühe, die Hälfte des niedrigsten Preises für ihre Waare zu
erhalten.

„Frau Martha hatte indessen die Eier aus dem Korbe ge-
zählt und für die zerbrechliche Waare keinen schicklicheren Platz
gefunden, als das grün sammtene Kissen im Lehnstuhl der
Frau Bürgermeisterin, den sie eben verlassen.

„Nach Paracelsi*) Rath hatte die Frau Bürgermeisterin sich
eben, um die heftige Gemüthsbewegung ein Wenig zu besänf-
tigen, ein paar Gläschen Aquavit genommen und wollte nun
aufs Neue der Ruhe pflegen. Als sie sich aber sänftiglich in
den Lehnstuhl drückte, that das den Eiern, die auf dem
Polster lagen, nicht gut, sondern sie zerbrachen Stück von
Stück, und kein einziges blieb ganz.

„Die Frau Bürgermeisterin sprach unmuthig: ‚Warum
habe ich diese schönen Eier zerbrochen?‘ Da meinte aber die

*) Philipp Theophrastus Paracelsus von Hohenheim, geb. 1493 zu Ein-
siedeln, gest. 1541 zu Salzburg, — trotz mancher Verirrungen der größte
Arzt des 16. Jahrhunderts. — A. d. H.

chelmische Magd, daß die Eier zwischen solchen Polstern un-
versehrt hätten liegen können bis zu unserer fröhlichen Urständ;
ber die Bauerfrau aus Fürth sei eine böse Hexe, die den
Leuten Eier von schönem Ansehen verkaufe, welche nachher
erbrochen wären.

„Die Frau Bürgermeisterin unterließ nicht, den Vorfall
hrem ehrenfesten Herrn Gemahl, dem Bürgermeister, anzu-
eigen. Der hochweise Rath, bestürzt, in dem Weichbilde der
uten frommen Stadt eine Hexe zu wissen, ließ die arme
Bauerfrau aufgreifen, nach Nürnberg bringen, wo sie Alles
on der Frau Bürgermeisterin erhaltene Geld von Heller zu
Pfennig zurückzahlen mußte und dann vom Büttel zum Thore
nd über die Grenze geschleppt wurde. Von allem Weibsvolk
urde sie verhöhnt, und man rief ihr nach: ‚Seht, das ist die
exe aus Fürth, die die Eierkörbe verkauft, in die sich nach-
r der Satan setzt und die Eier zerquetscht mit seinem
öllischen . . . . .!‘

„Jenseits des Grenzzeichens blieb das Weib, von den
ütteln verlassen, auf einer Anhöhe stille stehen, und es war
äulich anzusehen, wie sie hoch und dünn hinaufschoß, bald
ner Hopfenstange gleichend, und mit den dürren Armen herum-
cht, die sie endlich über Nürnberg fest ausstreckte, und mit
ner Stimme, die so kreischend und mißtönend war, daß
an wol den Satan selbst darin erkannte, laut in die Lüfte
f:

‚Pfui, arg dick Weib!
Pfui Du Balg, Schalksmagd!
Habt mich verjagt.
Eider Euch in den Leib!
Pfui, Nürnbergsch jung Volk!
Traun Trat
Mennchin Krat
Heisa Mutter Zedex vollendet hat.
Paßt nur auf!
Jetzt werden die Eier
In dem lieben Nürnberg
Erst recht theuer.‘

„Der Satan unterließ nicht, seiner Dienerin kräftig be
zustehen, und in alle Weiber Nürnberg's fuhr das unwide
stehliche Gelüste, sich in Eierkörbe zu setzen und die darin b
findliche Waare zu zerbrechen, so daß Einer, dem es na
einem guten Eierschmalz*) gelüstete, dies wol mit Golde hät
aufwiegen mögen.

„Daß aber, sagt der weise Chroniker, man hätte ein
ganzen Eimer Wein für ein Ei tauschen können, ist nur wie e
Sprichwort anzusehen, das auf wundersame Weise entstande

„Ein würdiger Herr Patrizier der Stadt wollte de
satanischen Unwesen mit dem Zerdrücken der Eier ein En
machen und ließ daher unter lustigem Trompetenschall u
Trommelschlag öffentlich bekannt machen, daß diejenige Fr
welche ihm Eier brächte, für jedes derselben, das unverse
in seine Hände käme, einen Eimer guten Wein erhalten so

„Unter vielen Weibern, denen der Versuch, ihrem Gel
zu widerstehen, noch zuletzt schmählich mißglückt war, meld
sich endlich die Frau seines Meiers, ein frommes, züchti
Weib, die freilich an jenem Tage auch die vermeintliche H
sehr verfolgt und verhöhnt hatte, und überreichte dem He
ein Körbchen der wohlerhaltensten Eier.

‚Mich wundert,' sprach der edle Herr sehr freundl
‚daß Ihr nicht längst gekommen seid, liebe Frau; denn
seid so fromm und gut, daß Ihr von Verhexungen und bö
Lüften nichts wißt. Der Wein ist so gut als Euer.'

„Hiermit wollte der edle Herr den Korb fassen. Den
ihm aber das Weib mit dem größten Ungestüm aus der H
und setzte sich hinein mit dem größten Wohlgefallen, so
alle Eier zerquetscht wurden.

„Das arme Weib war vor Scham ganz außer sich
weinte sehr. ‚Ei,' sprach der Herr mit beschwichtigendem T
‚ei, Frau Margaretha, gebt Euch doch zufrieden! Es komm
noch auf einen Versuch an; vielleicht widersteht Ihr dem Bös

„Frau Margaretha ließ sich das nicht zweimal sa
sondern war acht Tage darauf mit dem letzten Schock E

*) Rührei; s. oben S. 291. — A. d. H.

da, das der Hühnerhof nachgeliefert. Sie hatte viel festen und frommen Willen gefaßt; doch sowie sie mit den Eiern in dem Zimmer des gnädigen Herrn stand, ging Alles mit ihr in die Runde. Sie sah schon mit lüsterner Begier den Korb an, mit dem Gedanken, wie anmuthig es sich in den Eiern sitzen würde, und war zu ihrer nicht geringen Betrübniß überzeugt, daß ihr heute der Versuch noch viel weniger gelingen würde als das erste Mal.

„Es begab sich aber, daß in dem Augenblick des Nachbars Weib, die mit der Frau Margaretha in beständigem Zank und Streit lebte, ebenfalls mit einem Korb hereintrat, um denselben Versuch zu machen. Da wurde aber Frau Margaretha ganz wüthend von dem Gedanken, daß sie vor ihrer ärgsten Feindin mit Schmach und Schande bestehen solle, und ihre Augen leuchteten wie lichterlohe Flammen. Der Andern Antlitz glich auch einem glimmenden Kohlentopf, und kam noch hinzu, daß beide die gespreizten Hände gegen einander ausstreckten, so waren sie wohl gereizten wilden Thieren ähnlich, die sich anfallen wollen.

„Der edle Herr trat herein. Beide stürzten auf ihn zu und reichten ihm ihre Körbe dar. Doch sowie er sie faßte, riß Frau Margaretha den ihrigen ihm schnell aus der Hand und duckte nieder. Mit gar heftigem, wildem Ungestüm hatte die Nachbarsfrau auch dem Herrn Ritter ihren Korb aus der Hand gerissen und setzte sich jetzt mit dem größten Wohlbehagen hinein.

„In dem Gelächter, welches das Weib jetzt anstimmte, fistulirte der leidige Gottseibeiuns seine obligate Stimme darein und jubilirte über seine höllischen Eierkuchen.

„Frau Margaretha hatte sich aber sanft von der Erde erhoben und überreichte dem Herrn Ritter freundlich das Körbchen mit sechzig Stück wohlerhaltenen Eiern. Sie hatte glücklich ihr Gelüst überwunden und die Nachbarin getäuscht, und so mag es wol sein, daß Weibergroll stärker ist als alle Hexenkunst.

„Der edle Herr Ritter zahlte richtig für jedes der sechzig Eier einen Eimer Wein, und so kam es, daß es hieß, zu der

Zeit habe man für ein einziges Ei einen ganzen Eimer Wein hingegeben."

Sowie der Wirth aufsprang, den Schlüsselbund auf den Tisch warf und nach seinem Paßglase griff, zum Zeichen, daß er geendet, brachen Alle in ein lautes, schallendes Gelächter aus, nur der ehrwürdige Herr ausgenommen. Dieser lächelte nur ein Wenig, wie es seinem Stande und seinem Alter ziemte, und nahm das Wort:

„Hatte ich nicht Recht, Ihr lieben Gäste, Euch die Geschichte von den zerbrochenen Eiern zu empfehlen? Denn außerdem, daß die Geschichte an und für sich selbst lustig und unterhaltend genug ist, so gebe ich auch gern unserm Herrn Thomas Gelegenheit, sein Talent zu zeigen, alte Geschichten, nur was Weniges nach seiner Weise zugestutzt, zu erzählen."

Alle stimmten in das Lob ein, das der ehrwürdige Herr dem Herrn Thomas gezollt hatte, und der Wirth zum Weißen Lamm wußte recht gut, sich die Hände reibend zu verbeugen, die Augen niederzuschlagen und jenes ungemein freundlich und bescheiden zurückweisende Gesicht zu schneiden, das so viel sagen will, als: „Nicht wahr, daß ich solch ein Kauz sei, das hättet Ihr nicht geglaubt, Ihr Leute?"

Meister Weppering hatte über die zerbrochenen Eier keineswegs den bessern Wein vergessen, den er noch heute Abend zu schlucken willens war, ohne ihn zu bezahlen.

„Topp, Herr Wirth!" rief er, „Ihr seid der beste Erzähler weit und breit; aber da Euch heute der gerechte Ruhm gespendet wird, der Euch gebührt, so ist es billig, daß Ihr Eure Ehre feststellt dadurch, daß Ihr bessern Wein spendet. Also bessern Wein, Herr Wirth!" —

„Ich weiß nicht," sprach der Wirth, „was Ihr für Umstände macht. Hier ist die Weintafel! Doch mich will bedünken, Ihr lieben Gäste, als wenn heute der Abendstern gerade aufs Mutterfäßchen scheine." —

„So ist es," schrie Weppering, „und ich dächte, Meister, wir ließen eins springen." —

„Ihr seid", nahm Meister Erxner das Wort, „immer Derjenige, Weppering, von dem man zur Schwelgerei und

zu unnützen Ausgaben verleitet wird." — „Ganz gewiß," fiel Meister Bergstainer, ein ganz junger Mann von noch nicht dreißig Jahren, seinem Nachbar in die Rede, „und ich dächte, wir verzehrten friedlich und freundlich den Rest unseres Weins und suchten die Ruhe." —

„Ist hier der Jüngste," sprach der Alte mit einem Lächeln, das sein Gesicht auf gar anmuthige Weise belebte, „wie es scheint, der Mäßigste und Nüchternste, so ist es dem Widerspiel, das in der Welt überhaupt regiert, ganz angemessen, daß ich, als der Aelteste von Euch Allen, mich zur Gegenpartei schlage. Ich habe hier unten bei unserm Herrn Wirth ein paar Fäßchen sehr guten Würzburger Wein stehen; ich bitte Euch, mir zu erlauben, davon für uns einschenken zu lassen."

Weppering erhob ein Jubelgeschrei. Bergstainer sprach aber sehr bescheiden: „Es ziemt uns nicht, ehrwürdiger Herr, die Ehre abzulehnen, die Ihr uns anthun wollt; doch vergönnt uns auch, daß wir, giebt uns das Glück die Gelegenheit dazu, gleiche Gastfreundschaft Euch erzeigen mögen!"

In dem Augenblick machten zwei Gäste, fremde Krämer aus Augsburg, die im Lamm eingekehrt, Anstalt, aufzubrechen.

„Wo wollt Ihr hin?" rief der Alte. „Wollt Ihr uns verlassen eben jetzt, da der gute Wein kommt?" —

„Herr," erwiderte Einer von ihnen, „wir dürfen die Gastfreundschaft dieser guten Leute nicht mißbrauchen, die uns schon den ganzen Abend bewirthet haben." —

„So dürft Ihr nun", fiel ihm der Alte freundlich ins Wort, indem er die Hand des Kaufmanns faßte, „gleiche Gastfreundschaft von mir nicht versagen."

Da sprang der andere Krämer, ein junger stattlicher Mann von kräftigem Bau und freimüthigem Antlitz, plötzlich auf und rief mit starker Stimme: „Nein, ich kann mich nicht länger zurückhalten; das recht herzinnigliche Wohlbehagen, welches mich stets in den ersten Stunden meines Hierseins durchdringt, die Art, wie mich hier Unbekannte in ihrem Kreise aufnehmen, vorzüglich aber die große Freude, Euch, mein ehrwürdiger Herr, wiederzusehen, will sich Luft machen."

Bei diesen Worten des Krämers sahen sich die Uebrigen ganz verwundert an; denn Jedem fiel nun ein, daß er nicht wisse, wer der Alte sei, unerachtet er ihn schon seit vielen Jahren kenne.

Der Alte bemerkte sehr wohl diesen Ausdruck des Befremdens, der auf allen Gesichtern ruhte, und erhob sich ebenfalls von seinem Sessel. Nun erst wurde die unbeschreibliche Würde seines Körpers sichtbar. Mehr klein als groß, war sein Körper im reinsten Ebenmaß gebaut. Das Alter schien über diese Formen keine Gewalt zu haben. Ueber sein Antlitz verbreitete sich ein milder Ernst, dem jener Zug von sehnsüchtiger Schwermuth beigemischt war, welcher ein tiefes Gemüth verkündet.

„Ich lese", sprach er mit sanfter Stimme, „in Euern Gesichtern einen sehr gerechten Vorwurf. Menschen, die miteinander Verkehr treiben, müssen mit ihrem gegenseitigen Standpunkte im Leben bekannt werden; denn sonst ist an irgend ein Vertrauen nicht zu denken. Wißt also, Ihr lieben Leute, daß ich mich Mathias Salmasius*) nenne und schon vor langen Jahren in Paris die Doctorwürde erlangt habe, mich auch sonst vieler gelahrter Würden so wie der besonderen Gunst und Gnade Sr. Majestät des Kaisers selbst und anderer vornehmen Fürsten und Herren berühmen könnte, die mich, da ich auf mannichfache Weise ihnen durch meine Wissenschaften nützlich werden zu können die Ehre hatte, mit schönen Ehrenzeichen belohnt haben. Näher wird es mich Euch bringen, wenn ich Euch sage, daß ich in Ansehung meiner Abkunft und meiner Neigung Eurem großen Albrecht Dürer**) verwandt bin. Mein Vater war ein Goldschmied wie der seinige, und so wie er wollte ich Maler werden,

*) Ist keine historische Persönlichkeit; denn der gelehrte Franzose Saumaise, der sich Salmasius nannte (geb. 1588 zu Semur-en-Auxois, gest. 1653 im Bade Spaa), hieß Claudius und sein Vater war Parlamentsrath, er selbst Philologe, nicht Arzt). Auch war derselbe wol in Heidelberg, aber niemals in Nürnberg. —

**) Der größte deutsche Künstler des Mittelalters (Maler, Kupferstecher, Holzschneider), geb. zu Nürnberg 1471, gest. daselbst 1528 am 6. April. — A. d. H.

und der große Wohlgemuth*) sollte mein Lehrer sein. Doch nur zu bald wurde ich gewahr, daß mich die Natur zu dieser Kunst nicht bestimmt hatte, sondern daß mich die Wissenschaften unwiderstehlich anzogen, denen ich mich denn auch ganz ergab.

„Vergeßt," setzte Mathias lachend hinzu, „vergeßt nur gleich, Ihr lieben Freunde, Alles, was ich gesagt habe, und seht in mir weiter nichts als einen gutmüthigen Reisenden, der gar zu gern nach dem schönen Nürnberg kommt und in dem Weißen Lamm bei dem sehr tapfern und ehrenfesten Wirth, Herrn Thomas, einkehrt, der den besten Wein führt und dabei eine vollständige, anmuthige Chronika seiner herrlichen, weltberühmten Vaterstadt zu nennen ist."

Herr Thomas scharrte mit dem Fuß so weit hinten aus, daß ihm das Sammetkäppchen vornüberfiel. Ohne es aber aufzuheben, ja verächtlich darüber wegschreitend, ging er erst an den Tisch und schenkte die Gläser voll.

„Wir," nahm Bergstainer endlich das Wort, nachdem sich die Meister von einiger Scheu erholt, an der Seite eines hochgelahrten und vornehmen Mannes zu sitzen, „wir wollen thun, wie Ihr geboten habt, ehrwürdiger Herr, Eure Würden und Ehrenstellen auf einen Augenblick vergessen und nur daran denken, daß wir Euch schon seit Jahren recht aus dem Grunde des Herzens lieben und ehren. Daß Ihr vornehmen Standes seid, haben wir immer vermuthet. Denn das zeigte ja Euer sauberer Anzug und Euer ganzes Wesen, und so haben wir nicht Unrecht gethan, wenn wir Euch mit dem Titel ‚Ehrwürdiger Herr' begrüßten." —

„Wer möchte nicht gern", erwiderte der Doctor Mathias, „in dem schönen anmuthigen Nürnberg und in seiner reizenden Umgebung verweilen? Recht hatte Kaiser Karl, daß er die Stadt von Hause aus in seinen Schutz nahm und ihr besondere schöne Privilegien gab. Die Lage, das Klima . . ."

„Nun," unterbrach Meister Weppering den Doctor Mathias,

*) Michael W., Maler, Bildschnitzer und Kupferstecher, geb. zu Nürnberg 1434, gest. 1519 ebendaselbst. — A. d. H.

„was das Klima betrifft, so wollen wir heute wenigstens nicht viel Redens davon machen; denn hört nur, wie es wieder schrecklich tobt und stürmt, als sei der December im Anzuge!" —

„Schämt Euch, Meister Weppering!" nahm Doctor Mathias das Wort. „Wie könnt Ihr ein vorübergehendes Unwetter, das die tiroler Berge uns heraufschicken, unserm Klima zuschreiben? Also Klima, Kulturfähigkeiten, — Alles vereinigt sich hier. Deshalb glänzte Nürnberg so schnell auf; deshalb blüht der Handel schon seit dem vierten Jahrhundert; deshalb war Nürnberg der Augapfel der Fürsten und Herren. Doch der Himmel ließ noch besonders einen Stern leuchten über Nürnberg, und es geschah, daß große Männer hier geboren wurden, die den Glanz und Ruhm der Stadt bis in die entferntesten Gegenden verbreiteten. Denkt an Peter Vischer, an Adam Krafft,*) — aber vor allen Dingen an Euern großen, mächtigen Albrecht Dürer!"

Sowie Magister Mathias diesen Namen nannte, entstand eine Bewegung unter den Gästen. Sie standen auf, stießen stillschweigend die Gläser an und leerten sie.

„Dies sind," fuhr Doctor Mathias fort, „dies sind hohe, leuchtende Sterne am Firmament der Kunst; aber der Einfluß solcher hohen Geister erstreckt sich bis aufs Handwerk, so daß die schnöde Grenzlinie, welche begann, Kunst und Handwerk zu trennen, wieder beinahe ganz verschwindet und beide sich als Kinder einer Mutter freundlich die Hand bieten. So kommt es, daß die Welt die Sauberkeit, die correcte Zeichnung, die richtige Ausführung in Euern Elfenbeinarbeiten bewundert, Meister Weppering, und daß die Frauen des Sultans in Konstantinopel ihre Gemächer mit Euern Kunstarbeiten schmücken. So kommt es, daß Eure Gußarbeiten schon jetzt ihres Gleichen suchen und immer mehr an Werth gewinnen." —

„O Peter Vischer!" rief hier Bergstainer, den Doctor unterbrechend, aus, indem ihm die Thränen in die Augen traten.

---

*) Bildhauer zu Nürnberg, geb. um 1430, gest. 1507 im Spital zu Schwabach. — A. d. H.

„Seht," sprach der Doctor, „das ist die wahre Begeisterung, die ich meine. Faßt Muth, Bergstainer! Ihr werdet's noch zu Großem bringen. — Und was soll ich zu Euch sagen, mein guter, lieber Meister Exner, da Ihr an Kunstfleiß und Geschicklichkeit . . ."

Des Doctor Mathias milde Worte wurden in dem Augenblick durch ein seltsames, wildes Getöse unterbrochen, das sich unter dem Thore des Wirthshauses vernehmen ließ.

Ein lahmes, unbeschlagenes Pferd trottirte unbehilflich auf und nieder, und dazwischen rief eine rauhe, mißtönende Stimme:

„Heda, Wirthshaus!"

Die Thorflügel knarrten; das Pferd wurde hereingeführt, und brummend und scheltend plumpte der Reiter vom Pferde auf den Boden, so daß von den Tritten des schweren bespornten Stiefels Alles klirrte und dröhnte.

Der Wirth kam hereingestürzt und rief lachend: „Ei, ei, meine werthen Gäste, da kommt eben ein Kerl zu mir ins Haus, der ist, glaube ich, einer von Georg Haller's oder Fritz von Steinberg's Gesellen, der aufs Neue unnützen Lärm verführen will wie seine Kumpane im Jahre 1383. Sein Pferd ist freilich eine Schindmäre, er selbst aber ein gar stattlicher Mann, wie Ihr gleich sehen werdet, und von lustigem Temperament; denn schon hat er Alles in Grund und Boden verflucht und dem Satan übergeben, weil man im Regen unausbleiblich naß wird."

Die Thüre ging auf, und herein trat der Mensch, der sich mit so viel Geräusch angekündigt. Er war breitschulterig, beinahe sechs Fuß hoch, und da er den runden Hut mit sehr breiter Krämpe, an dem einige schmutzige Fasern herabhingen, die ehemals einer Feder angehört zu haben schienen, nach spanischer Art hinabgeschlagen trug, die ganze übrige Gestalt aber in einen gelben Reitermantel fest eingewickelt war, so mußte man freilich erwarten, was sich aus dieser unkenntlichen Mumie Näheres entwickeln werde.

„Das verfluchte, vermaledeite Land, — daß mein Fuß es niemals mehr betreten hätte! Mitten in der schönsten Jahres-

zeit schmeißt Einen das Himmel-Hagel-Donnerwetter zusammen, daß man keinen gesunden Fleck auf dem Leibe behält und sich die schönsten Kleider verdirbt! Mantel und Hut sind auch wieder des Satans und die neu gekaufte Feder."

Damit riß der Mensch den Hut vom Kopfe und schwenkte ihn rücksichtslos aus, daß die großen Tropfen über den Tisch flogen, wo die Gäste saßen. Dann warf er den Mantel ab, und man erblickte nun die hagere Gestalt des Menschen, der ein Reiterwamms von ganz unscheinbar gewordener Farbe und hohe Stiefeln, ebenfalls nach Reiterart aufgezogen, trug.

Sein Antlitz, das nun auch sichtbar worden, war von solch auffallender Häßlichkeit, daß man beinahe hätte vermuthen sollen, der Fremde trage eine Maske; doch konnte es auch sein, daß die scharfen Schlagschatten in der sparsam beleuchteten Gaststube so wie die ausgestandene Witterung das Gesicht des Fremden auf diese entsetzliche Weise entstellten. Merkwürdig war es auch, daß der Fremde die schweren Stücke seines Anzuges, d. h. die ungeheuern Reiterstiefeln mit den Rolandssporen nur mit der äußersten Kraftanstrengung an seinem Leibe zu tragen schien. Dadurch wurden seine Bewegungen zweideutig; man wußte nicht, war er noch kräftiger Mann, war er schon hinfälliger Greis. Auf Beides konnte auch sein Antlitz deuten.

Mit Mühe legte er ein Schwert von der Seite, das, was Größe und Schwere betrifft, einem Ritter der Tafelrunde angehört zu haben schien. An dem Gürtel hing ein zierlich gearbeiteter Dolch, und außerdem guckte noch auf der Seite das große Heft eines Messers hervor. Indem er das Schwert in den Winkel stellen wollte, entsank es seiner Hand, fiel auf den Boden, und alle seine Mühe, es aufzuheben, blieb vergebens; Herr Thomas mußte ihm beispringen. Er murmelte ein Schimpfwort zwischen den Zähnen und bestellte ein Glas gewürzten Wein, wobei er versicherte, daß der Satan Alles zerschlagen solle, wenn der Wein nicht Herz und Magen stärkend genug wäre.

„Das ist ja", sprach Herr Mathias, „ein grober, unge-

schlachter Geselle, der uns hier unsere ruhige Freude verdirbt." — „Den ich," nahm Meister Weppering das Wort, „aber bald zur Vernunft bringen werde." — „Das wird", erwiderte Herr Mathias, „hier wahrscheinlich nicht schwer halten; denn solche brutale Renommisten tragen gewöhnlich eine elende feige Seele in sich."

Unterdessen hatte der Wirth das von dem Fremden bestellte Glas Wein herbeigebracht und reichte es ihm jetzt hin.

Doch kaum brachte der Fremde den Wein an die Lippen, als er sich geberdete, wie wenn tausend höllische Furien ihm plötzlich in den Leib gefahren wären. Mit dem Ungestüm des wildesten Zorns schleuderte er das Glas mit dem Würzwein an die Erde, daß es in tausend Stücke zerbrach, indem er dabei schrie: „Was, Du hallunkischer Wirth! Du willst mich vergiften, ehe mich Andere als Du und Deine Kumpane hier erblickt haben, damit Du mich berauben und verscharren kannst, — vergiften mit Deinem Höllengesöffe?"

Herr Thomas fühlte sich an dem kitzlichsten Punkte angegriffen. Der Zorn übermannte ihn; er ging mit geballten Fäusten und zornfunkelnden Augen auf den Fremden los und schrie mit einer Stimme, welche die des Fremden beinahe noch übertönte: „Welcher böse Geist führt Euch in mein Haus, Ihr grober Geselle? Wenn Euch unser Land nicht gefällt, warum kommt Ihr herein? Wenn Euch mein Haus, mein Wein nicht ansteht, schert Euch zum Teufel und sucht Euch eine Soldatenherberge, wo Ihr fluchen und toben könnt nach Gefallen! Doch die findet Ihr hier, dem Himmel sei es gelobt, in unserm ganzen lieben Nürnberg nicht. Und was den Wein betrifft, so ist der Wirth des Weißen Lamms weltberühmt, weil er sich stets getreu an die Weinordnung unseres gnädigsten Herrn, des Kaisers Maximilian, vom 24. August 1498 gehalten und vorzüglich den Firne- oder Würzwein nach dem Buchstaben der Vorschrift bereitet hat. Was, Ihr grober Mensch, glaubt Ihr, daß der heilige Sebald bei mir sitzt und mir die zerbrochenen Gläser ganz macht, wie er es nach dem Legendisten wol sonst gethan hat, daß Ihr mir eins meiner schönsten Paßgläser zerschmeißt? Ihr stört alle Ruhe, alle

bürgerliche Ordnung, und beweisen will ich aus dem schönsten Privilegium des gnädigsten Herrn Kaisers Karl des Vierten, daß ich Euch die Nase abhauen kann, wenn Ihr nicht Ruhe haltet; und was hält mich ab, Ihr nächtlicher Störenfried, Euch durch meine Leute fortbringen zu lassen, wenn Ihr nicht ruhig seid?" —

„Gesindel!" brüllte der Fremde und zog Dolch und Messer. Da sprang aber der junge Krämer hinter dem Tisch hervor und stellte sich mit seiner tüchtigen eisernen Elle dicht vor den Fremden hin und sagte sehr ernst und gefaßt:

„Herr Soldat, — denn solch ein Söldner, der einem Fähnlein entlaufen, seid Ihr doch? — ich frage Euch, ob Ihr hier ruhig sein wollt oder nicht. Hört Ihr nicht augenblicklich auf, zu toben, so werde ich Euch trotz Eures Rolandsschwertes, trotz Eures Morddolches, trotz Eures Banditenmessers mit meiner guten Augsburger eisernen Elle den ganzen Leichnam dermaßen durchwalken, daß Ihr viele Zeit hindurch, fehlt es Euch an Geld, Tuch zu kaufen, wenigstens blaues nicht nöthig haben sollt zum Reiterwamms."

Der Fremde ließ beide Arme mit Dolch und Messer langsam sinken und murmelte, indem er die Augen niederschlug, zwischen den Zähnen etwas von Betrügereien und Schelmereien.

Da war auch Meister Weppering aufgestanden und auf den Fremden zugeschritten. Er faßte ihn bei beiden Schultern und sprach: „Bedenkt, daß Ihr in Nürnberg seid, ehe Ihr Euch vermeßt, von Lug und Trug zu sprechen!" —

„Fallt Ihr Alle über mich her," sprach der Fremde in rauhem Ton, indem er giftige Blicke umherwarf und vorzüglich den Herrn Mathias mit Basiliskenaugen anglotzte, „so muß ich freilich unterliegen, doch auch dabei bleiben, daß das Glas Wein, das mir der Wirth darbot, ein Absud von höllischen Kräutern schien und den Magen, statt ihn zu erwärmen, wie ein Eisstrom durchfuhr." —

„Ich merke," sprach Herr Mathias lächelnd, „daß das Mißverständniß, welches hier den Grund zu allem Streit gegeben hat, darin liegt, daß hier zu Lande Würzwein oder

Firnewein ein aus Kräutern bereiteter Wein genannt wird. Ihr, mein fremder Herr Soldat, oder was Ihr sonst mit Eurem breiten Schwerte vorstellen mögt, verlangtet aber nur, um Euch den kalt gewordenen Leib recht durchzuwärmen, ein Getränk, welches aus mit vielem Gewürze und Zucker gekochtem Wein besteht. Dieser Trank, welcher im Auslande eben gewürzter Wein heißt, ist hier wenig bekannt, und Ihr hättet daher wohlgethan, wenn Ihr Euch deutlich erklärt hättet, was Ihr zu trinken verlangt, ohne erst unnützerweise den großen Tumult anzufangen."

Hierauf bestellte Herr Mathias bei dem Wirth ein solch fremdartiges Gebräu, wie es der Soldat im Sinne trug, und der Wirth, froh, den Streit auf solche gute Weise geendet zu sehen, versprach kratzfüßelnd, daß er Alles selbst und zwar hier in der Gastküche unter den Augen des wilden Soldaten auf das Beste bereiten wolle.

Der Fremde begann auf eine Weise, die ungeschickt genug war, um nicht den Widerwillen dagegen hinlänglich zu beweisen, sein früheres Betragen mit dem Einfluß der Witterung und auf der Reise erfahrenen Unannehmlichkeiten zu entschuldigen, worauf er zuletzt um die Erlaubniß bat, seinen Wein in der Gesellschaft verzehren zu dürfen als Zeichen der Versöhnung. Dies wurde ihm, der Nürnberger Gutmüthigkeit gemäß, sehr gern verstattet.

Der Glühwein war fertig worden. Der Fremde hatte das halbe Glas geleert und den Wein diesmal vortrefflich gefunden. Nun warf er, als eben das Gespräch stocken wollte, ganz leicht die Frage hin: „Lebt Albrecht Dürer noch?"

Alle schrien im höchsten Erstaunen: „Wie, Albrecht Dürer — ob er lebt?" Aber Herr Mathias schlug die Hände zusammen und sprach: „Herr, kommt Ihr aus dem Monde? In welchem Winkel der Erde, in welcher Einöde habt Ihr Euch verborgen gehabt? Habt Ihr im Grabe gelegen? Seid Ihr indessen blind, taub, lahm, stumm gewesen, daß Ihr eine solche Frage thun könnt? Ihr müßt sammt Eurem lahmen Pferde hier vor dem Wirthshaus aus dem Schlunde der Erde emporgesprungen sein; denn sonst hätte Euch auf dem Wege

hierher der große Name Albrecht Dürer in tausendstimmigem Jubel vor den Ohren klingen müssen. Habt Ihr auf der Landstraße nicht die Fülle der Leute bemerkt, die wie auf einer Pilgerfahrt nach dem lieben Nürnberg wandeln? Habt Ihr nicht die glänzenden Equipagen der vornehmen Fürsten und Herren bemerkt, die gen Nürnberg ziehen, um den Triumph des größten Mannes der Zeit zu feiern? — Albrecht Dürer! Er hat sein größtes, sublimstes, tiefsinnigstes, herrlichstes Gemälde vollendet. Die Kreuzigung Christi steht ausgestellt auf dem Kaisersaal in hoher Vollendung.*) Ein besonderes Fest wird in künftiger Woche dieserhalb gefeiert, an dem, wie man sagt, der Kaiser seinen Liebling noch mit ganz besondern Gunstbezeigungen beehren wird."

Der Fremde hatte, von seinem Sitz aufgesprungen, dies wie ganz erstarrt ohne Zeichen des Lebens angehört. Nun schlug er eine gellende Lache auf und sank in krampfhaften Verzuckungen in den Sessel zurück.

Der Wirth flößte ihm Glühwein ein und brachte ihn dadurch zu sich selbst. „Unseres Bleibens ist länger nicht hier," sprachen die Gäste und schlichen davon.

Indem Herr Mathias an dem Fremden vorüberging, legte er ihm die Hand auf die Achsel und sprach sehr ernst und feierlich: „Ihr seid Solfatara.**) Was wollt Ihr hier? Noch haben die Nürnberger Euch nicht vergessen."

---

*) Dieses Gemälde wurde 1495 vollendet (vor der Reise Dürer's nach Italien) und befindet sich in der St. Lorenzkirche zu Nürnberg. — Von einem Feste deshalb ist nichts bekannt, da D. zu dieser Zeit erst 24 Jahre alt und noch nicht so berühmt war. Auch spricht Hoffm. im 3. Capitel vom „alten Dürer". Es scheint also eine Verwechselung mit einem andern großen Gemälde der spätern Zeit vorzuliegen. —

**) Der Name bedeutet so viel wie Schwefelgrube. So heißt in Italien der Krater eines Vulcans, welcher nur Gase ausströmt, welche die Gesteine zerfressen und zersetzen, wie der bei Pozzuoli, der bei Tivoli, der bei Tartari ꝛc. — Solfaterra, wie man früher sagte und wie auch H.'s Schreiber auf dessen Dictat schrieb, ist nicht Italienisch. — A. d. H.

Zweites Capitel.

Die Sonnengluth des Tages war verdampft; der Abendwind hatte sich hinter den Bergen aufgemacht und jagte die goldenen Wölkchen empor, welche die sinkende Sonne wie glänzende Trabanten umfangen sollten. Baum und Gebüsch rührte sich froh in der Frische der Abendkühlung; in dem schönsten glänzendsten Schmuck des Abendgoldes stand die Hallerwiese,*) dies kleine Paradies der schönen Stadt Nürnberg. Bunte, duftende Blumenmatten, von anmuthig daher plätschernden Gewässer durchschnitten, bald leuchtend hervorschimmernd, bald im sanften Nachtschatten zurückweichend, ringsumher dazu das melodische Trillern der Sangvögel, die hier kein feindlicher Sinn in ihrer Heimath stören darf. In der That, der würdige Sänger hatte Recht, welcher diesen mit allen Reizen der Natur geschmückten Platz mit dem Teppiche verglich, von dem die alten Fabeln so viel Herrliches zu erzählen wissen.**)

Die Glocken der letzten Sonntagsandacht hatten ausgeläutet, und man sah, wie nun Alt und Jung in Festtagskleidern nach der Hallerwiese zog, die bald sich zum Tummelplatz der mannichfachsten Vergnügungen gestaltet hatte. Hier wetteiferten Jünglinge in allerlei Leibesübungen und boten das anmuthige Schauspiel der Stärke und Geschicklichkeit dar, die dem lebenskräftigsten Alter eigen. Dort zogen Sänger mit Zithern in den Händen daher und sangen lustig anzuhörende Märlein vom Könige Artus und dem weisen Merlin, der noch bis zur jetzigen Stunde in der Eiche sitzt, wo seine Liebe ihn hinvexirt hat,***) und sein kläglich Stimmchen hören läßt.

*) Vor dem Hallerthore, mit herrlichen, im J. 1440 gepflanzten Linden. Vgl. Thl. 2, S. 227. (Nicht Allerwiese, wie Hoffmann dort geschrieben hat.) —

**) Nach der griechischen Sage lieferte eine Weberin Arachne im Wettstreit mit der Göttin Athene (Minerva) einen so herrlichen Teppich, in den sie die Liebesabenteuer der Götter eingewebt hatte, daß die Göttin selbst daran nichts zu tadeln wußte und aus Eifersucht Arachne in eine Spinne verwandelte. —

***) „Unter der Weißdornhecke im Walde von Briogne". Vgl. Immermann, Merlin (Werke, Hempel'sche Ausg., Thl. 15, S. 149 f.) — A. d. H.

Dazwischen sprang auch wol ein buntscheckichter Schalksnarr und sang unter tollen Grimassen und Geberden von dem Cardinal Pancratius, der ein großes Maul hatte, und da das Maul verbrannt und begraben war, schlug ein großes Feuer aus der Erde, und der Schmeck*) kam heraus. Und der Schmeck ist verschieden geworden, als da sind: der Rosmarinschmeck, der Jasminschmeck, der Nelkenschmeck, der Rosenschmeck und tausend andere, und die Weibsleute tragen ihn in den Händen, wenn sie Sonntags spazieren gehen. Aber was ist der beste Schmeck? Ei ja!

„O Braut, die Lippen triefen Dir
Von Honigseime für und für;
Die Zung' ist Milch und Honigsüße;
Die Kleider haben den Geschmack,
Den Libanus nicht geben mag,
Auch wenn er alle Kraft anbließe."

So sang also dieser oder jener Schalksnarr, indem ein anderer ihn auf einer mißtönenden Pfeife und halb zerschlagenen Trommel begleitete.

Doch das war etwas fürs Volk, welches den Narren laut jubelnd nachströmte.

Hier auf dem weichen blumigen Rasen bei dem vom Abendwinde bewegten flüsternden Gebüsch eröffnete sich ein edleres Schauspiel. Jünglinge und Jungfrauen hatten sich züchtig bei den Händen gefaßt und tanzten nach dem anmuthigen vollen Klang der Theorben, Harfen und Flöten in künstlich verschlungenen Reihen. In der Ferne sah man Väter und Mütter gelagert, der Jugend mit Wohlgefallen zuschauen, und jede Mutter sprach zur andern von ihrer süßen Hoffnung. Rathsherren schritten bedächtig durch die Gänge, freuten sich des Wohlseins ihrer Bürger und beriethen auch hier, wie das Wohl der Stadt zu fördern.

Auf einem anmuthigen Platze neben einem geschwätzigen Springbach hatte sich ein Trupp Jünglinge zusammengefunden, die, von den Leibesübungen Ruhe schöpfend, sich in

*) Schmeck, auch Schmack, so viel wie Geruch, Duft. — A. d. H.

allerlei scherzhaften Gesprächen zu ergetzen schienen. Dieser Trupp war in der That eine Auswahl der Nürnberger Jugend. Denn jeder von diesen Jünglingen hätte dem Maler zum Modell des reinsten Ebenmaßes in dem vollkräftigen Körper des Jünglings dienen können. Sie waren meistens nach italischer Weise in kurzen Mänteln, Wämmsern mit weiten geschlitzten Aermeln und größer als gewöhnlich ausgeschlitzten Baretts, auf denen ein ganzer Wald wehender Federn wogte, gekleidet, und diese Tracht war eben dazu geeignet, die Kraft und Schönheit ihres Wuchses ins Licht zu stellen.

Doch unter allen Uebrigen ragte wie ein Fürst unter seinen Vasallen in edler Hoheit und Grazie ein Jüngling empor, der mit seinen strahlenden Augen so keck und kühn in die Welt hinausschaute, als ob Alles sein und er der Gebieter wäre. Es begab sich, daß dieser Jüngling mit einem andern in einen Wortwechsel gerieth, der immer heftiger und heftiger wurde. Plötzlich, ganz entstellt von Zorn und wilder Wuth, mit einem dumpfen Schrei stürzte der schöne Jüngling auf seinen Gegner los. Dieser, durch den jähen Angriff nicht außer Fassung gebracht, wußte die Kraft desselben geschickt zu brechen und auch seinen Gegner mit Vortheil zu fassen.

Sie rangen; gleiche Stärke und Gewandtheit begegneten sich, und nur eine augenblickliche Schwäche dieses oder jenes Theils konnte den Kampf entscheiden, der um desto hartnäckiger und bedrohlicher, für die Zuschauer aber auch um desto herrlicher war.

Endlich überwältigte der schöne Jüngling seinen Gegner, warf ihn mit Riesenkraft zu Boden, zog ein italisches Messer, das in einer zierlichen Scheide am Gürtel gehangen, und war im Begriff, es seinem Gegner in die Brust zu stoßen, als alle umstehenden Jünglinge, eines solchen Trauerspiels nicht gewärtig, hinzusprangen, sich zwischen die Jünglinge warfen und den überwältigten ohnmächtig wegtrugen.

Dieser Jüngling war aber Melchior Holzschuer geheißen und der Sohn eines der ersten Patrizier. Der schöne Jüngling stand noch immer da in drohender Stellung, das Messer hoch emporgehoben, mit zornsprühenden Augen und

krampfhaft zusammengedrückter Stirn. Unter andern Umständen hätte sich wohl die Gestalt des Jünglings — so kräftig und heldenmäßig war sie anzusehen — dem Erzengel vergleichen lassen, wie er im Begriff steht, dem sich krümmenden Erbfeinde den Todesstreich zu versetzen.

In dem Augenblick eilte auch ein Rathsherr mit der zahlreichen Stadtwache herbei. Sowie er den schönen Jüngling mit dem Mordmesser in der Hand erblickte, erblaßte er vor Schreck und rief: „Raphael, Raphael, schon wieder seid Ihr es, der Mauleréi*) anfängt, — schon wieder stört Ihr die Freuden Eurer Mitbürger? Was soll ich mit Euch machen? Fort nach der Wache!"

Da erst schien der Jüngling zu sich selbst zu kommen. „O Gott," rief er, „mein würdigster Herr! Der Schimpf war zu groß, zu entsetzlich. Hier auf dieser Stelle, hier öffentlich unter dem Volke hat er mich geschimpft, — ich kann's nicht wiederholen das Wort — — Bastard." Der Jüngling stieß ein Geheul aus, indem er sich beide Fäuste vors Gesicht drückte.

Die andern Jünglinge traten beschwichtigend auf den Rathsherrn zu und versicherten, daß der übermüthige Patriziersohn den jungen Maler wirklich ohne alle sonderliche Veranlassung auf die gerügte entsetzliche Weise beschimpft habe, so daß dieser wohl in Wuth gerathen und ihm zu Leibe gehen können. Ein Thränenstrom stürzte aus Raphael's Augen; er warf sich jedem der Jünglinge an die Brust und fragte schluchzend, ob er denn solch ein Mordgeselle sei, ob er denn überall Meuterei anfange, ob er nicht Alle liebe, ob er nicht manches übereilte Wort einstecke, ob ihn nicht der böse Mensch aus der hellsten Fröhlichkeit zur höchsten Wuth gereizt. Darauf ließ er sich auf ein Knie vor dem Rathsherrn nieder, faßte seine Hand und benetzte sie mit Thränen, indem er sprach: „O, mein würdiger Herr, gedenkt Eurer Mutter und sagt: was hättet Ihr gethan in meiner Stelle?" —

„Weil," sprach der Rathsherr, „weil Alle darin überein-

*) Süddeutsch für Trotz, vielleicht auch Wortstreit. Es scheint aber hier Druckfehler für Meuterei (wie weiter unten) zu sein. — A. d. H.

stimmen, daß Ihr wirklich ohne Veranlassung auf die von Euch erzählte harte Weise angegriffen worden seid, vorzüglich aber aus Ehrfurcht gegen Euren Pflegevater, den großen Albrecht Dürer, will ich den Vorfall für heute nicht weiter rügen; doch müßt Ihr mir Eure Mordwaffe aushändigen. Gebt mir Euer Messer her!" Da ergriff der Jüngling das Messer, drückte es heftig an seine Brust und sprach im Ton der innigsten Wehmuth: „O mein würdigster Herr, Ihr greift mir an das Herz, wenn Ihr das von mir verlangt. Ein besonderes Gelübde, das ich mir selbst gethan, zwingt mich, dieses Messer nie von meiner Seite zu lassen. Seid barmherzig, würdigster Herr, fragt mich nicht mehr!" —

„Ihr seid ein wunderlicher Mensch, Raphael," erwiderte der Rathsherr lächelnd; „doch habt Ihr etwas in Eurem ganzen Wesen, welches bewirkt, daß man Euch nicht so leicht etwas abschlägt. Aber steht hier nicht so müßig, Ihr lieben Jünglinge! Seid Ihr der Leibesübungen satt, so mischt Euch dort in jene fröhlichen Haufen, welche sich ergetzen durch Gesang und Tanz! Reizen Euch denn nicht die schönen Jungfrauen, die dort reihenweise daherziehen?"

Da gerieth Raphael plötzlich in Begeisterung; er warf den Blick in die Höhe und sang mit gar heller, anmuthiger Stimme in der stumpfen Schloßweis Hans Müller's:

„Es steht am Firmament
Nur eine Sonne, die brennt
Ins wunde Herz.
Ein Schmerz,
Ein Lieben nur,
Ein Hoffen, Sehnen, Sterben,
Ein Liebesfirmament,
Ein Liebesfeuer brennt.
O Königin,
Mein Sinn
In Dir nur lebt.
Giebt's noch ein anderes Leben?
Die Sonn' am Firmament,
Die Liebesgluth, die brennt,

Sie gönnt
Mir tausend süße Schmerzen.
O, selig Feu'r, das brennt,
Das Himmelsluft mir gönnt!
Spring auf, o Brust,
In Luft,
Entströme Gluth dem Herzen!"

„Er ist in Liebe," sprach einer von den Jünglingen zu dem Rathsherrn leise, „und wenn ich nicht irre, liebt er Mathilde, die schöne Tochter unseres würdigen Patriziers Harsdorfer." — „Nun," erwiderte der Rathsherr lächelnd, „das Lied war wenigstens ebenso wild und toll als die Liebe selbst."

Doch, o Himmel! — In diesem Augenblick kam der Patrizier Harsdorfer einen Baumgang heraufgeschritten, geradezu nach dem Rasenplatz hin, wo sich die Jünglinge befanden, an seiner Seite seine Tochter Mathilde, schön und anmuthig wie ein junger Frühlingstag. Sie war sehr zierlich in ein knappes Gewand mit langen, weiten, bauschichten, vielfach geknüpften Aermeln gekleidet. Der hoch hinaufgehende Kragen ließ nur die Form des schönsten Busens ahnen, und ein breites Barett, mit vielen Federn ringsherum geschmückt, vollendete den Reiz der italischer Sitte sich nähernden Tracht. Als sie sich den Jünglingen näherte, ließ sie, in jungfräulicher Scheu erröthend, den Vorhang der seidenen Wimpern über die leuchtenden Himmelsaugen fallen. Doch nur zu gut hatte sie Den erblickt, der in ihrem Herzen lebte.

Ganz außer sich, von Liebeswahnsinn ergriffen, stürzte Raphael aus dem Kreise der Jünglinge, stellte sich vor Mathilden und sang:

„So kommst Du her,
Schönste der Jungfrauen?
Darf ich Dich schauen?
Wunderbares Bangen
Hält die Brust befangen.
Schweigt, Abendwinde, Stimmen des Waldes!

Wohllaut ist ihr Gang,
Ihr Athem süßer Gesang.
Alles huld'ge ihr,
Im Lustrevier!
Will sie zu Euch sich neigen,
Seht den Himmel niedersteigen!
Ha, Königin der Jungfrauen,
Soll'n sterben wir in Wonnen?
In Wellen sprudelst Liebesbronnen.
O Schmerzen, — o Lust,
Zerspaltet die Brust!
Ach, dem kein Stern mehr brennet,
Dem ist die Ruh' gegönnet."

Als er den Gesang beendet, ließ er sich vor Mathilden auf ein Knie nieder und bat um den schönen Blumenstrauß, den sie in der Hand trug, und den sie ihm als Sängerpreis nicht verweigern konnte.

Er nahm ihn, sich erhebend, drückte ihn an die Brust, netzte ihn mit Thränen und vertheilte dann einige grüne Blätter davon an seine Gefährten, die jubelnd ihre Barette damit schmückten.

Man kann denken, daß das ganze Beginnen Raphael's ein herrliches Bild herbeiführte. So kam es, daß Personen jeden Standes einen Kreis geschlossen hatten und sich an dem anmuthigen Schauspiel ergetzten.

Selbst die strengsten Meistersänger, welche dem Raphael vorwarfen, daß er sich zu italischer Singerei hinneige, erstaunten über die Stärke und Annehmlichkeit des hellen Brusttons, mit dem Raphael sang, und ein Paar gar gelahrte stritten nur darüber, ob Raphael sich in seinem Gesange mehr an die grüne Lilienweis oder mehr an des Orpheus sehnliche Klageweis gehalten.

So lieblich, so hineinpassend in die Vergnügungen auf der Hallerwiese, so die Schranken der höchsten Ehrbarkeit beachtend nun aber auch die der schönen Mathilde dargebrachte Huldigung sein mochte, so mußte sich doch die zarte, züchtige

Jungfrau dadurch schmerzhaft berührt fühlen, weil Einer seine Liebe zu ihr auf viel zu ausschweifende Weise vor aller Welt ausgesprochen. Sie war ganz zerknirschte Scham, keines Wortes mächtig.

Es hatten sich indessen mehrere Freunde um den edlen Patrizier, Herrn Harsdorfer, versammelt, und es gelang ihm, sich ohne Geräusch ganz in der Stille mit seiner Tochter im Volk zu verlieren.

Raphael befand sich in der überseligsten Stimmung, und wie es in dieser Stimmung zu geschehen pflegt, sein Muth schwoll bis zum Uebermuth. Die Jünglinge beschlossen, unter seiner Anführung noch einen Streifzug durch die ganze Hallerwiese zu unternehmen. Hier auf diesem Streifzuge war es, wo ihnen eine der abenteuerlichsten Gestalten auffstieß, — ein alter, großer, mißgestalteter Mann, in gestreifter buntscheckiger Kleidung, auf dem Barett drei hohe Pfauenfedern, ein ungeheures Schwert an der Seite, das er nur mit Mühe fortschleppte. Der ganze Kerl schien aus Jost Amann's*) Kriegszug gesprungen zu sein.

Erfährt der geneigte Leser, daß Meister Thomas, der Wirth zum Weißen Lamm, diesen wunderlichen Menschen begleitete, so hat es keinen Zweifel, daß der gestreifte Kriegsmann Niemand anders war als der Unbekannte, den der Doctor Mathias mit dem Namen Solfatara anredete.

Die Jünglinge erwählten alsbald den Unbekannten zu ihrem obersten Feldhauptmann und ordneten einen Kriegszug an, der in der That lächerlich genug sich ausnahm.

Voran schritten einige Jünglinge, welche die Feldmusik auf mißtönende Weise nachahmten; alsdann kamen zwei, die das ungeheuere Schwert des Hauptmanns trugen; ihnen folgte einer, der auf den Händen das Federbarett emporhielt, und ihm zur Seite schritten zwei sehr feierlich, von denen jeder einen Handschuh des Hauptmanns und scheinbar mit der an-

*) Jost (Jodocus) A., geb. 1539 in Zürich, war 1560 nach Nürnberg übergesiedelt, wo er 1591 starb, — ein ausgezeichneter Maler und Holzschneider; besonders illustrirte er Bücher durch Holzschnitte. — A. d. H.

gestrengtesten Mühe trug. Nun führten zwei an den Armen den erwählten Hauptmann selbst. Der wollte Alles mit den Blicken vergiften, fluchte, tobte, knirschte mit den Zähnen; aber er befand sich in der Gewalt der Jünglinge, und je mehr er sich toll geberdete, zu desto abenteuerlicheren Grimassen wußten ihn seine Führer zu zwingen. Vorzüglich verstand Raphael sich darauf, den Hauptmann in beständigem Athem zu erhalten, so daß er es war, dem der Unbekannte den größten Tort verdankte.

So bewegte sich der Zug langsam fort, als plötzlich Albrecht Dürer vor Raphael stand.

Es ist nöthig, zu sagen, daß Albrecht Dürer sich ebenfalls mit seinem Weibe*) und dem Herrn Doctor Mathias auf der Hallerwiese ein Weniges ergehen wollte. Doch geschah es wie immer: es gesellten sich so viele edle Freunde zu ihm, daß seine Umgebung oder vielmehr sein Gefolge bald einen Festzug zu bilden schien. Heute kam noch dazu, daß viele Fürsten und Herren, die sich gerade in Nürnberg befanden, ebenfalls nicht verschmäht hatten, mit einer zahlreichen, glänzend gekleideten Dienerschaft die Hallerwiese zu besuchen. Wohl war es Dürer, der sie dazu bewog; denn ihn umgaben sie, huldigend seiner Kunst nicht allein, sondern auch seiner anmuthigen Beredsamkeit, dem harmonischen Wohllaut seines ganzen Wesens.

Dürer's Antlitz war kräftig und voll Ausdruck eines erhabenen Sinnes. Die Züge drückten sich indessen zu markicht aus, um nicht ein gewisses Gleichgewicht der Bildung aufzuheben, wodurch ein Antlitz schön wird. Den tiefsinnigen Künstler zeigte der begeisterte Blick, der oft unter den buschigen, scharf zusammengezogenen Augenbrauen hervorstrahlte, den liebenswürdigen Menschen ein unaussprechlich anmuthiges Lächeln, zu dem sich seine Lippen verzogen, wenn er sprach. Viele wollten unter Dürer's Augen einen gewissen krankhaften

*) Sie hieß Agnes Frey und war ihm 1494 durch seinen Vater angeheirathet, — für Dürer eine wahre Xantippe. Durch ihren Geiz und ihre Zanksucht hat sie ihn, nach Pirkheimer's Bericht, gepeinigt und sein Leben verkürzt. — A. d. H.

Zug bemerken, so wie aus der nicht ganz natürlichen Färbung der Wangen auf die besorgliche Andeutung eines innern geheimen Uebels schließen. Man findet diese Färbung zuweilen auf Dürer's Bildern, vorzüglich bei Klostergestalten mit vieler Wirkung angebracht, und dieses zeigt, daß Dürer sein eigenes Colorit nicht verkannte.

Dürer verschmähte nicht, sich zierlich zu kleiden und so seinem wohlgebauten Körper, dessen einzelne Glieder ihm oft selbst zum Modell dienten, sein Recht anzuthun. Seine ganze Gestalt war heute an dem schönen Sonntage besonders herrlich anzusehen. Er trug ein gewöhnliches Ueberkleid von schwarzer Lyoner Seide, der Kragen und die Aermel mit gerissenem Sammet von derselben Farbe in zierlichem Muster besetzt. Das auf der Brust weit ausgeschnittene Wamms war von buntem Venetianischen Goldstoffe. Das bauschichte, vielfaltige Beinkleid reichte nur bis an das Knie. Uebrigens trug Dürer zu diesem Festanzuge, wie es Sitte war, weißseidene Strümpfe, große Bandschleifen auf den Schuhen und ein Barett, das nur das halbe Haupt bedeckte und mit einer kleinen krausen Feder und einem prächtigen Edelstein, einer Verehrung des Kaisers, geschmückt war.

So trat also Dürer plötzlich seinem Pflegesohn entgegen, indem er mit strenger Stimme sprach: „Raphael, Raphael, welchen Unfug treibst Du? Spiele nicht vor diesen edlen Fürsten und Herren den Schalksnarren!"

In dem Augenblicke trafen Solfatara's und Dürer's Blicke zusammen wie funkelnde Schwerter. Solfatara sprach mit seltsamem Ton: „Der Prunknarr macht mich auch noch nicht todt," und stolperte fort durchs Gedränge. Dürer schien sich von einer tiefen Bewegung erholen zu müssen; dann wandte er sich zu seiner Umgebung mit den Worten, die den bebenden Lippen mühsam entflohen: „Laßt uns vonhinnen gehen, Ihr edlen Herren!"

Mag der geneigte Leser es sich gefallen lassen, in das Haus des edlen Patriziers Harsdorfer, und zwar in das

kleine Zimmer mit dem gothischen Erker geführt zu werden, in welchem sich die Alten aufzuhalten pflegten, wenn sie aufgestanden und angekleidet waren.

Beide, Harsdorfer und seine Frau, traten sich nicht, wie sonst, froh und freudig entgegen; vielmehr zeugte die Blässe ihres Antlitzes von der tiefen Bekümmerniß, die in ihrem Herzen nagte. Schweigend boten sie sich den Morgengruß; dann ließen sie sich in die schwerfälligen, mit reichem Schnitzwerk verzierten Lehnsessel nieder, die an einem ebensolchen Tische standen, über dem ein reicher grüner Teppich ausgebreitet lag. Frau Emerentia hatte die Hände auf dem Schooß gefaltet und sah in tiefer Bekümmerniß vor sich nieder. Herr Harsdorfer schaute, den Arm auf den Tisch gestützt, durch das Erkerfenster in den leeren Himmelsraum.

So hatten die Alten eine Weile gesessen, als Herr Harsdorfer endlich leise sprach: „Emerentia, warum sind wir so traurig?“ —

„Ach,“ erwiderte Frau Emerentia, indem sie die Thränen, die ihr in die Augen traten, nicht mehr zurückhalten konnte, „ach, Melchior, ich habe Dich die ganze Nacht hindurch seufzen und leise beten gehört und mit Dir geseufzt und gebetet. Unsere arme Tochter Mathilde!“ —

„Sie ist,“ sprach Harsdorfer mit mehr wehmüthigem als strengem Ton, „sie ist von einer heftigen, verderblichen Leidenschaft befangen worden, die wie ein böses Gift an ihrem Innern zehrt. Mag mich die Gnade des Himmels erleuchten und mir Mittel an die Hand geben, das arme Kind dem Verderben zu entreißen, ohne es selbst zu verderben! Du weißt, Emerentia, mir stünde allenfalls die Gewalt zu Gebote; ich könnte den unbesonnenen Jüngling fortschaffen. Ich könnte . . .“

„Um Gott,“ fiel die Frau ihm in die Rede, „Melchior, Du bist Alles dessen nicht fähig. Denke an Dürer, denke an Mathilde, deren Herz Du zerfleischest, und sage selbst, Melchior, ob das arme liebe Kind nicht zu entschuldigen! Als ein unglücklicher Zufall den Jüngling in unser Haus führte, war er nicht die Liebenswürdigkeit selbst? Welche Sanftmuth im Betragen, welche Zartheit in dem Beachten aller der kleinen Auf-

merksamkeiten, die das jungfräuliche Herz nur zu leicht bestricken! Raphael ist in jeder Hinsicht ein außerordentlicher Mensch, und darf er an Kraft und Schönheit dem Erzengel verglichen werden, so verdient sein auserlesener Verstand und sein hoher vortrefflicher Geist in einem solchen schönen Hause zu wohnen. Wahr ist's, sein wildes, ungezähmtes Temperament reißt ihn zu tollen, übermüthigen Streichen hin. Aber hast Du, Vater, jemals von einer wirklich nur schlimmen That vernommen, die Raphael verübt haben soll? Vielleicht ist Raphael doch ein guter Mensch." —

„In der That," nahm Harsdorfer das Wort, indem er sanft lächelte, „Du vertheidigst den wilden Raphael mit so vieler weiblichen Geschicklichkeit, daß es nur noth thäte, ihn unsere Mathilde in die Arme zu werfen." —

„Mit nichten!" erwiderte Frau Emerentia. „Mit Schrecken denke ich daran, daß es möglich sein sollte, die Tochter dem ausgelassenen Jüngling aufzuopfern. Raphael's Temperament gleicht einem klaren Bach, der zwischen anmuthigen Wiesenflecken dahinplätschert und vorbeifließend jede Blume liebkoset. Doch peitscht ihn der wilde Sturm, so brausen seine Wellen hoch empor; er wird zum wilden Waldstrom, reißt Alles schonungslos mit sich fort und schont selbst der geliebten Blumen nicht." —

„Ei," sprach Herr Harsdorfer mit etwas spitzem Ton, „das ganze schöne Gleichniß, das jedem Meistersänger Ehre machen würde, hast Du wol dem Herrn Doctor Mathias Salmasius zu verdanken?" —

„O glaube, Vater," sprach Frau Emerentia weiter, „daß auch eine einfache Matrone, ist sie Mutter, in diesem Gefühl außer sich selbst hinausschreiten und ein anderes Wesen werden kann! Laß es mich Dir mit einem andern Gleichniß sagen, daß Mathildens stille Sanftmuth nur wie eine dünne Eisdecke über einer stets zehrenden Feuergluth liegt, die jeden Augenblick brechen kann! Die größte Gefahr führt Mathildens grenzenlose Liebe herbei. Doch eine leise Hoffnung ist mir gestern bei dem ärgerlichen Vorfall auf der Hallerwiese aufgegangen. Zum ersten Mal mußte Mathilde Raphael's wildes,

bedrohliches Wesen erkennen; ja, ihre züchtige Jungfräulichkeit wurde dadurch unmittelbar schmerzlich berührt. Ein einziges unbesonnenes, selbst bewußtloses Beginnen des Mannes, wodurch die Geliebte verletzt wird, ist ein Fleck am sonnenhellen Himmel der Liebe, der selten wieder verschwindet. Doch sage, Vater, was thun, was beginnen?" —

„Ernste väterliche Ermahnungen," sprach Herr Harsdorfer, „sind vor der Hand der einzige Damm, den ich diesem reißenden Strom entgegensetzen kann; aber wie lange wird's dauern, bis die glühende Leidenschaft wenigstens sich so weit abgekühlt hat, daß der Sinn nur im Mindesten der Vernunft sich hinneigt? Doch mich dünkt, ich höre unser liebes Kind mit unserm Morgenimbiß die Treppe heraufschreiten. Sie wird auf unserem kummervollen Gesichte lesen, welche tiefe Sorge sie uns verursacht."

In der That öffnete sich die Thüre, und herein trat das liebe Kind mit einem silbernen, sauber gearbeiteten Teller, auf dem zwei hohe, mit edlem Wein gefüllte Gläser standen. Auf einem kleineren Teller lag etwas Backwerk, das so frisch und appetitlich aussah, wie man es in Nürnberg nicht anders findet.

Die Todtenblässe des Antlitzes, die verweinten Augen zeugten hinlänglich von dem bittern Kampf in Mathildens Innern. Doch war ihr ganzes Wesen gefaßt, und nur mit mehr Rührung bot sie den lieben Eltern den Morgengruß, indem sie ihre Hände küßte. Der alte Harsdorfer, Mathilden im höchsten jugendlichen Liebreiz vor sich stehen, mit hängendem Köpfchen wie ein krankes Täublein die Arme herunterhängen, mit beiden Händen ein Schnupftuch zusammendrücken sehend, schien in der That verlegen, wie er seine Rede beginnen sollte.

„Nun," sprach er mit bitterem Ernst, „nun weiß man doch in dem guten Nürnberg, wen der wilde Raphael zu seiner Liebsten erkoren. Sollen bald die Brautjungfern den Kranz flechten?" — „Ach, Vater," erwiderte Mathilde, „verletzt nicht noch dies wunde, blutende Herz durch bittere Reden, die wie scharfe Stacheln nur zu tief eindringen! Der gestrige Auf-

tritt hat mein ganzes inneres Wesen empört, alle jungfräuliche Scham mir aufgeregt. Es ist, als könne ich mein Zimmer nicht mehr verlassen, nicht mehr über die Straße gehen, als müßte ich mich im tiefsten Winkel verbergen, um nur nicht den höhnenden Spott auf den Gesichtern der Jungfrauen und Frauen zu sehen. Aber, Vater, warum mir die Vorwürfe? Bin ich denn schuld an der Verirrung des Jünglings?" —

„Mathilde," sprach Herr Harsdorfer weiter, „der roheste, in Liebe befangene Jüngling wird es kaum wagen, wenigstens unter solchen Umständen, wie sie sich gestern auf der Hallerwiese gestalteten, einer Jungfrau auf die Art in den Weg zu treten, wenn er in ihrem Betragen nicht irgend einen Anlaß, irgend eine Entschuldigung fand. Mathilde, Du bist in Liebe zu dem unbesonnenen Jüngling, und nur zu leichtsinnig wirst Du ihm schon längst die innere Stimmung verrathen haben." —

„O Gott!" rief Mathilde schluchzend, indem sie die schönen Augen, die voller Thränen standen, gen Himmel erhob wie eine zu der ewigen Macht des Himmels flehende Heilige.

„Armes Kind," lispelte Frau Emerentia für sich, indem sie etwas Wein zu sich nahm, in den ihre Thränen tröpfelten.

Herr Harsdorfer, als ein fester Mann seine Fassung erhaltend, sprach nun mit mildem Ernst und einem Ton, dessen halb unterdrückte Wehmuth die höchste Zärtlichkeit für das liebe Kind so wie den unsäglichen Schmerz aussprach, den er in diesem Augenblick erlitt:

„Mein theures, geliebtes Kind Mathilde, sehr würdest Du irren, wenn Du glauben solltest, daß Deine so schnell erglühte Liebe zu dem wilden Raphael mich in Zorn versetzt hat. Raphael ist ein geistreicher Mensch, dessen Kunsttalent groß und ungewöhnlich zu nennen. Schon jetzt setzen seine Skizzen Jedermann in Erstaunen, und Dürer's Ausspruch, daß der Jüngling auf jeden Fall ein großer, vielleicht der größte Maler seines Zeitalters werden würde, kann und wird sich bewähren. Du kennst mich, mein theures Kind, und weißt daher, daß dies Talent das schönste Adelsdiplom ist, womit ich meinen

Eidam bekleidet wünsche; bürgerliche Verhältnisse würden also Deiner Liebe niemals ein Hinderniß sein. Doch hier handelt es sich von etwas Wichtigerem.

„Mathilde, Du stehst an einem Abgrunde, ohne es zu ahnen. Der arglistige Verführer der Menschen selbst streckt seine Krallen nach Dir aus und sucht Dich zu verderben. Mathilde, sammle Deinen Sinn und gieb väterlichen Ermahnungen Gehör, die Dich auf den rechten Weg zurückbringen werden! So wie Raphael sich Dir bis jetzt in der Ferne und — vielleicht auch näher . . ." Die letzten Worte sprach Herr Harsdorfer mit Nachdruck, indem er einen scharfen Blick auf Mathilden heftete, so daß Mathilde, ganz Purpur, die Augen niederschlug und das Sacktuch wacker zwischen den kleinen Händchen zerknüllte.

„Also," fuhr Herr Harsdorfer, der einen Augenblick inne gehalten, ernster und strenger fort, „also . . . und auch näher zeigte, konntest Du unmöglich jene bedrohlichen Untiefen seines Wesens gewahren, die den gewissen Untergang jedem Weibe bereiten, das sich ihm ergiebt, und die ihn selbst zuletzt verderben werden. Seine Leidenschaftlichkeit überschreitet alle Grenzen der Vernunft; sein Jähzorn scheut kein Verbrechen. Wollt' er nicht noch gestern den Freund meuchlings ermorden, und lag es an ihm, daß der Mord nicht wirklich geschah?" —

„Bastard schimpfte ihn der Ruchlose mitten unter allem Volk." Diese Worte schob Mathilde ganz leise dazwischen.

„Aber," sprach Herr Harsdorfer weiter, indem er that, als habe er Mathildens Worte gar nicht vernommen, „aber an Dir selbst hat nun sein bedrohliches Wesen sich offenbart. Du siehst die Gefahr ein, der Du leichtsinnig Dich hinopfern willst. In den Fabeln wird erzählt, daß Unthiere in glänzendem Gefieder mit reizender Sirenenstimme den Menschen so verlocken, daß er als ihr eigen ihnen an die Brust fällt, um ihn dann desto gewisser ohne Widerstand zu verschlingen. So ist's mit Raphael.

„Doch, mein liebes Kind, der erste große Schritt ist geschehen; unverzeihlich hat sich Raphael gegen Dich benommen, und hierin findest Du den ersten und fürnehmsten Grund,

Deine Leidenschaft zu bekämpfen. Du bist ein tugendhaftes frommzüchtiges Kind, und so wird Dir der Sieg leicht werden. Ja, mein liebes, theures Kind, Du hast Recht, nicht verzeihen magst, kannst Du dem wilden Jüngling, was er that." —

„O Gott," rief Mathilde, „ich habe ihm ja längst verziehen." —

Herr Harsdorfer erschrak über diesen ihm allein unerwarteten Ausbruch Mathildens dermaßen, daß er das Glas Wein, welches schon seine Lippen berührten, wieder absetzte. Frau Emerentia schaute ihn aber an mit einem Blick, welcher deutlich sprach: Hättest Du wol etwas Anderes ahnen können?

Ohne der Eltern Rede weiter abzuwarten, begann Mathilde mit steigender Leidenschaft: „O Gott, liebe Eltern, was mein Raphael gethan, die Engel im Himmel werden ihn rein erscheinen lassen; denn nur durch schwarzen Flor blickt wie ein prachtvoller Stern sein edles, herrliches Gemüth. Als der übermüthige Holzschuer ihn bis auf den Tod beleidigte . . . Ihr müßt wissen, meine theuren Eltern, daß der Mensch, der meinen Raphael um Alles beneidet, ihm den Vorwurf macht, nicht auf rechtmäßige Weise geboren zu sein, weil seine Eltern nur durch die katholische Kirche vereinigt sind. Freilich, als er ihn nun überwältigt, als er das Mordmesser zog, — o, das böse, böse Messer! — wie oft habe ich . . ." — Mathilde stockte und drückte mit beiden Händen das Taschentuch vors Gesicht, indem sie vor zurückgehaltenen Thränen ersticken zu wollen schien.

Herr Harsdorfer sowol als Frau Emerentia ließen das Kind gewähren, indem sie einen Ausbruch der bittersten Reue und Zerknirschung erwarteten. Herr Harsdorfer glaubte, diesem Ausbruch der Reue einen leichten Durchgang verschaffen zu müssen vermöge ruhiger, bedächtiger Worte.

„Im steten Andenken", sprach er, „an Raphael's durchaus ärgerliches Beginnen auf der Hallerwiese wird er, indem Du ihn nicht wieder siehst, Dir immer gleichgiltiger werden und zuletzt Deine Liebe zu ihm erlöschen." —

„O Gott," schrie Mathilde mehr, als sie sprach, „was

sagt Ihr, Vater, was sagt Ihr? — Ich ihn nicht mehr lieben, ihn, in dem meine Seele lebt, der mein Alles, mein ganzes Dasein ist? Jeder Tropfen meines Herzblutes quillt in seiner Brust, — er ist der belebende Funke meines ganzen Wesens, — ohne ihn Alles todt und starr, — mit ihm alle Himmelsseligkeit und Wonne! Und so lebe ich auch in meines Raphael's Brust. Ha, so geliebt zu sein! — Als er mich auf der Hallerwiese erblickte, da loderten hell die Liebesfunken, und von seinen Lippen strömte in himmlischer Begeisterung ein Lied. Ha, welch ein Lied! Die ältesten Meister nickten ihm Beifall zu, — Allen schwoll die Brust beim Gesange meines Raphael's, — und als er nun den Preis des Sängers zu erwerben rang, — o Gott, das Lied strömte wie Feuer durch meine Adern, — den Jünglingen pochte das Herz, — und die Jungfrauen — vergebens suchten sie es zu bergen, wie sie mich um meine Liebe neideten. Während der Mund sich zum spöttischen Lächeln verzog, standen Thränen der Sehnsucht ihnen in den Augen, — während sie den Jüngling verdammten, fühlte Jede selbst den Himmel an meiner Stelle. Ihn lassen, ihn nicht mehr lieben, meinen Raphael, nein, nimmermehr! Bis zum letzten Lebenshauch ist er mein, — bleibt er mein, — — mein, — mein, — mein!" —

„So gewahre ich denn," sprach der alte Harsdorfer, indem er sich zornig von seinem Sitze erhob, „daß der Geist des Bösen, der sein Wesen treibt in des wilden Jünglings verderblichem Beginnen, schon Macht gewonnen über Dich. Ha, entartetes Kind, hat jemals das Blut in verderblicher Wollust gegährt in den Adern Deiner Mutter, die in den Jahren, wenn das Liebesfeuer am Höchsten wallt, die Zucht und spröde Jungfräulichkeit selbst war? Sind jemals Worte über ihre Lippen gekommen, wie sie von den Deinigen strömen? Doch gehe hin, Verworfene! Du hast keinen Vater mehr. Geh hin, flieh mit ihm! Denn gewiß brütet ein solcher Anschlag der Hölle schon längst in dem Gehirn des Bösewichts, der Dir nachstellt. Ende in Elend und tiefer Schmach!" —

„Nein," rief Frau Emerentia, die in Thränen ganz gebadet war, „nein, Vater, das kann, das wird unser frommes

Kind nicht; nur Verblendung ist es. Doch nein, sie liebt wol Raphael wirklich; aber kann sie darum Vater und Mutter lassen?" —

„Nimmermehr, — lieber sterben!" schluchzte Mathilde.

Herr Harsdorfer sah in diesem Augenblick ein, daß er gegen Mathilde zu hart gewesen, und der rührende Anblick der beiden ganz schmerzaufgelösten Weiber gab diesem Gedanken noch das gehörige Gewicht. Er hob Mathilden, die vor ihm niedergestürzt war, sanft in die Höhe, strich ihr die niedergefallenen Locken von der Lilienstirn und sprach sanft, beinahe wehmüthig: „Fasse Dich, mein liebes Kind! Vielleicht ist es nur ein feindseliger Augenblick, der Dich Dich selbst verleugnen ließ."

Mathilde, plötzlich ganz gefaßt, keine Thränen in den trockenen Augen, starrte den Herrn Harsdorfer an mit seltsamem Blick und fragte mit dumpfem Ton: „Habt Ihr mir, Vater, vielleicht eine böse Unthat verschwiegen, die Raphael beging, so entdeckt sie mir jetzt! Denn bei Gott, Vater, nichts habt Ihr vorbringen können, was meinen Raphael als einen verbrecherischen Menschen darstellen sollte, der meiner Liebe unwürdig." — Herr Harsdorfer schien etwas betreten. „Geh," sprach er endlich, „geh, mein liebes Kind, schiebe Dir das kleine Tabouret heran und nimm Platz zwischen Deinen Eltern!"

Der geneigte Leser, der Sinn hat für die edle Malerkunst, dem sich aus einer Erzählung mannichfache Gruppen bilden, findet hier Gelegenheit, sich ein kleines, gar anmuthiges Cabinetsstück vor Augen zu bringen. Denn anmuthig darf es genannt werden, wie die bildhübsche, schlank gewachsene Mathilde in der zierlichsten Morgenkleidung Platz genommen zwischen den beiden Alten, auf ihre Rede horchend. Auch darf nicht die gute Staffage der Polsterstühle, des Tabourets und des Tisches mit dem appetitlichen Morgenimbiß vergessen werden.

„Um Dir, mein liebes, gutes Kind," begann nun der alte Harsdorfer, „klar vor Augen zu stellen, wie mein Vorurtheil gegen Raphael auf eine Schlußfolge begründet ist, deren Un-

trüglichkeit die Welterfahrung längst bewährt hat, muß ich Dir von Raphael's unglücklichem Vater, dem verworfenen Dietrich Irmshöfer, mehr erzählen.

„So wie Dürer's Vater, war Irmshöfer's Vater ebenfalls ein Goldschmied und beide Alten, wie man zu sagen pflegt, gute Kumpane. Beide Knaben sollten die Kunst der Väter erlernen. Bald aber erwachte in Beiden ein entschiedener Hang zur Malerkunst, und es zeigte sich schon zu der Zeit Irmshöfer's heftiger wilder Sinn, daß er nicht wie Albrecht Dürer in Nebenstunden seiner Neigung mit Liebe und Fleiß nachhing, sondern an einem guten Tage alles Handwerkszeug beiseite warf, zu seinem alten Vater lief und erklärte, er wolle sogleich in alle Welt gehen, wenn er ihn nicht augenblicklich zu einem Maler in die Lehre thäte. Beide Knaben sollten sich nun nach Kolmar zum wackern Martin Schön begeben. Der war aber indessen gestorben, und beide Knaben kamen zum alten Wohlgemuth.

„Hier war es nun, wo in Beiden sich bald ein reicher Schacht der vorzüglichsten Gaben aufthat. Die Arbeiten der Jünglinge erregten das Erstaunen des Meisters. Die gänzliche Verschiedenheit ihres ganzen Wesens trat aber auch schon jetzt entschiedener hervor, und mit nicht geringem Kummer gewahrte der alte fromme Wohlgemuth, daß zwar Albrecht den Geist der Kunst mit jener frommen Liebe erfaßte, die in dem Innern der alten deutschen Meister lebt, Dietrich dagegen, von einem seltsamen Geist getrieben, nichts in der Malerei wollte als höchste treueste Nachahmung der sinnlichen Erscheinung, so gaben doch insgemein die gewählten Gegenstände einen nicht geringen Anstoß, da sie der heidnischen Fabelwelt entnommen und den Makel weltlicher Lust, die nichts Höheres will als die Lust, an sich trugen. Zudem schalten die Meister noch die Unrichtigkeit der Zeichnung.

„Albrecht Dürer's frommer Sinn beschäftigte sich mit Gegenständen der Religion, und sein hoher, Alles überwiegender Geist — ein Talent, das zu der Zeit kaum auf Erden zu finden, — offenbarte sich in einer Wahrheit des Ausdrucks, der Farbengebung, in einer Natürlichkeit der

Stellungen, die Alles hinreißen und seinen Bildern jene eigenthümliche Anziehungskraft geben mußte, die tief in die Seele des Beschauers eindringt. Die Wahrheit des Ausdrucks erhob auch die Bildnisse der Bürgermeister oder anderer Personen, welche er abkonterfeite, zu Meisterstücken der Kunst, welche die allgemeine Bewunderung erregten.

„Wurde nun Albrecht Dürer hoch gepriesen und gelobt, so ging es dagegen seinem Kameraden Dietrich desto schlechter, an dessen Gemälden zuletzt nicht einmal das wirklich Lobenswürdige gelobt, sondern das Ganze mit dem Ausdruck „Stümperarbeit" verworfen wurde.

„Da entzündete sich in der Brust des Jünglings zum wüthendsten Haß der Groll, der schon in des Knaben Busen gelegen, und jeder Tag, jede Stunde entwickelte eine Menge der durchdachtesten Bosheiten, die gegen Dürer gerichtet waren und oft nur zu sicher, nur zu verderblich trafen.

„Erlaß es mir, mein Kind, Dir die Reihe solcher Bosheiten aufzustellen. Das Gemälde, wie Bösewichter es anfangen, einem großen, tugendhaften Mann zu schaden, würde Dein reines Gemüth nur verletzen, und es bedarf dessen nicht.

„Dürer bekämpfte den Haß seines Kameraden, wie es in seiner schönen Seele lag, mit zuvorkommender Liebe und schien wirklich wieder etwas über das starre Gemüth zu gewinnen. Doch Alles änderte sich, alle gute Aussicht ging verloren, als ein italienischer Maler, Namens Solfatara, mit einer ansehnlichen Sammlung italischer Gemälde nach Nürnberg kam.

„Von diesem Augenblick war Dietrich wie vom Wahnsinn ergriffen; er sah und hörte nichts als italische Kunst, und üppige Bilder erfüllten seine Einbildungskraft. Doch noch Schlimmeres als dies!

„Solfatara war ein verworfener, allen bösen Lüsten, allen Verbrechen ergebener Mensch, und mit ihm ergab sich der unglückliche Dietrich dem Laster mit aller Wuth, die in dem gährenden Blute kochte. Dabei theilte Solfatara den Haß Dietrich's gegen Dürer schon darum, weil ein sündhaftes Gemüth Aergerniß nimmt an dem frommen Sinne, der Werke schafft, die aus dem Gemüthe kommen und zum Gemüthe

strömen. Man sagt, Solfatara habe dem jungen Albrecht nach dem Leben getrachtet.

„Doch nun, Mathilde, meine herzliebe Tochter Mathilde, horche wohl auf, was die Stimme des Schicksals zu Deinen Eltern, zu Dir so warnend spricht, daß es sündlicher Frevel wäre, ihrer nicht zu achten!

„Raphael ist seines Vaters treues Ebenbild. Ebenso wie dieser war jener mit allen geistigen und körperlichen Vorzügen des vollendetsten Jünglings geschmückt. Ebenso wie jener übte er die verführerische Kraft des Satans selbst über die Jungfrauen; — ebenso wie Du, unglückliche Mathilde, kam die schöne tugendhafte Rosa, des edeln Patriziers Imhof*) einzige Tochter, in flammende Liebe zu dem Verworfenen. Er verführte sie und verschwand mit ihr in dem Augenblick, als der Rath Bübereien und Mordverdachts halber ihn sammt dem saubern Solfatara zur Haft bringen lassen wollte, mit Schande und Schmach bedeckt.

„Nach mehrerer Zeit stieß ein Nürnberger Kaufmann, der sich gerade in Neapel befand, auf ein Bettelweib, das lang ausgestreckt auf den Marmorstufen der Kirche des heiligen Januar lag und welchem mühsam von einem bildschönen fünf- bis sechsjährigen Knaben Klostersuppe eingeflößt wurde.

„Das Bettelweib war ein Bild des tiefsten Jammers und Elends, und der Tod hatte bereits ihre Lippen gebleicht. Der Knabe sprach zur Verwunderung des Kaufmanns Deutsch, und in wenigen Worten hatte er die Geschichte ihres Verderbens erfahren.

„Der Vater, ein Maler, hatte Weib und Kind am fremden Orte hilflos verlassen. Bei der Frau kam alle Hilfe zu spät; sie verschied nach wenigen Augenblicken und wurde von den Klosterknechten weggebracht. Den Knaben nahm der Kaufmann mit nach Nürnberg. Der Maler, welcher Weib und Kind verlassen, war aber — Dietrich Irmshöfer, das Bettelweib — Rosa."

*) Hans J., ein großer Kunstliebhaber, stiftete 1496—1500 mit dem für jene Zeit bedeutenden Kostenaufwande von 770 Goldgülden das berühmte Sacramenthäuslein in der Lorenzkirche zu Nürnberg. — A. d. H.

Mit einem krampfhaften Schrei fuhr Mathilde von ihrem Tabouret auf. In dem Augenblick ging indessen die Thür auf, und Herr Doctor Mathias Salmasius trat herein.

Das Gespräch wandte sich, und was nun verhandelt wurde, soll der geneigte Leser bald erfahren, so weit es der Geschichte frommt.

Drittes Capitel.

In dem Gasthofe zum Weißen Lamm ging es unterdessen sehr lebhaft zu. War es, daß der einfallende Jahrmarkt zu Fürth die Leute niedrigerer Volksklasse zusammengetrieben, so hatte dagegen das lang erwartete Ehrenfest des großen Dürer die Leute höheren Standes herbeigezogen.

Das Wetter hatte sich völlig aufgeklärt, und ein heiterer Himmel, dem die lustigen Morgenwinde jedes Wölkchen wie eine Thräne weggetrocknet, lagerte sich über die sonnenhelle Gegend. Die Anmuth der Witterung verfehlte keineswegs ihre Wirkung auf die Gemüther der Menschen, welche sich mit Freiheit und Lust bewegten. So kam es, daß die Gaststube des ehrenwerthen Herrn Thomas schon am frühen Morgen von Gästen erfüllt war, welche Wein tranken, wie sie ihn eben erhielten, schlechten und guten, und dabei lärmten und jubilirten.

Herr Thomas hatte noch nie solchen zahlreichen Zuspruch gehabt. Er rief, indem er sich vor die Brust schlug: „O Du allmächtiger Albrecht Dürer! Dir habe ich das zu verdanken. Du bist besser als der heilige Sebaldus, der blos zerbrochene Bouteillen leimt.“ Dazu tanzte er, konnte es unbemerkt geschehen, etwas auf einem Beine und krähte: „O Nürnberg, Du edler Fleck!“ prügelte auch erklecklicher als sonst mit der Katzenpeitsche den neuen Kellner, der sich niemals entschließen konnte, ob er den rechten Fuß zuerst vorsetzen sollte oder den linken, so lange, bis er in den Parforceschritt gerieth und, dabei kläglich stürzend, mehr Bouteillen zerbrach als nöthig.

„Nein," rief in der Stube ein wohlgenährter Kärrner, ein frisches junges Blut, dem man die Lebensluft ansah, — er pflegte hübsche kurze Waaren feil zu halten, — „nein, mit Freuden verlier' ich zwei, auch wol drei Laubthaler und fahre nicht nach Fürth und bleibe hier, um das Wunder zu sehen, das der alte Dürer schon wieder geschaffen, um, wenn ich heim komme, dem Weibe zu erzählen, wie mich das so recht an Herz und Seele erlabt, was aus des alten fleißigen Herrn Werkstatt kommt. Nehme auch wol ein Stücklein Kreide und zeichne auf den großen schwarzen Tisch des Meisters Gebilde nach, so gut es meine rohe Faust vermag, und da kann sich das Weib Alles so ziemlich versinnlichen, und darüber hat sie denn große Freude." —

„Ei," begann ein schwarz gebrannter Geselle von Kärrner, „nehmt, Kamerad, bei diesen dürren Zeiten den Verdienst von zwei, drei Laubthalern immer mit, der Euch entgehen würde, wenn Ihr nicht noch heute nach Fürth kommt, und schert Euch den Teufel um Dürer's Fest! Macht's wie ich! Ich gehe, sobald ich diesen Römer geleert, den der heilige Sebald mir gesegnen möge! Glaubt Ihr, thörichter Mann, daß der Kaisersaal mit seinen Wundern, zumal wenn Dürer's Gemälde ausgestellt ist, für Euch und Leute unseres Standes überhaupt geöffnet sein wird? Der Dürer ist ein vornehmer Mann geworden, der blos für die hohen Fürsten und Potentaten malt und Unsereins nicht mehr achtet. Bekämen wir nicht seine schönen Bilder in den Kirchen zu sehen, so würden wir gar nichts mehr von ihm wissen." —

„Ei," sprach ein Nürnberger Bürger hinzutretend, „wie möget Ihr doch so sprechen, Ihr lieben Leute? Wie möget Ihr von uns Nürnberger Bürgern solch schlechte Meinung hegen, daß wir abgeartet, nicht freier Volkssitte treu bleiben sollen? Sowie die hohen Herrschaften den Kaisersaal verlassen und die Gänge nur ein Wenig Luft erhalten, werden Thüren und Thore für Jedermann geöffnet, und der Geringste aus dem Volk kann sich an den Wundern, die sich ihm aufthun, erlaben. Und was unsern Dürer betrifft, so ist er ein Mann des Volks, aus dem er geboren, Hort und Heil der edlen Stadt

Nürnberg, Stütze der Armen, Zuflucht der Bedrängten, Trost und thätige Hilfe Jedem, der seiner bedarf, und viel lieber in den Kreisen des biedern bürgerlichen Standes, in dem Treuherzigkeit herrscht und freier, unbefangener Sinn statt falscher Salbaderei und Knechterei ohne Ende, wie solches Gift wol oftmals bei den Vornehmen herumschleicht. Vorzüglich hegt und pflegt er jedes aufkeimende Talent, er mag es finden, wo er will."

Bei diesen Worten warf der Bürger dem Kärrner einen schlauen Blick zu, der Kreidezeichnung gedenkend. Dieser schlug aber die Augen nieder und lispelte: „O Gott, sollte etwas darin stecken?" —

„Silentium!" schrie eine drohende Stimme, die keinem Andern gehörte als dem tollen, halbbetrunkenen Drechslermeister Franz Weppering, über den Tisch herüber, „Silentium! Und sollte ich ganz allein gegen Euch Meisters meinen herrlichen Jungen, mein Herzblatt, meinen herzlieben Zuckermann, vertheidigen, so thue ich es hiemit und fordere vorzüglich die Jugend auf, der das Herz am rechten Flecke sitzt, zu entscheiden, ob's recht war oder nicht, daß Raphael den übermüthigen Melchior Holzschuer niederwarf, als er ihn Bastard schimpfte." —

„Wer mir," sprach ein junger rüstiger Steinmetz mit funkelnden Augen, „wer mir an die Ehre kommt, kommt mir an das Leben; denn ohne Ehre kein Leben, und — Leben gegen Leben!" —

„Recht, Recht, Friedrich hat Recht," so stürmten die Jünglinge tumultuarisch hinterher und schrieen, indem sie die Gläser klingen ließen: „Hoch lebe Vater Dürer's herrlicher Pflegesohn Raphael; denn sein ist er ganz und gar." —

„Verachtet die Stimme der Aelteren nicht!" so sprach ein alter Handwerksmann, dessen Gewerbe die blau gefärbten Hände verkündigten. „Es wäre in diesem Falle gut, wenn ein weiser, vernünftiger, berathener Mann den Fall zum Nutzen und Frommen der Jugend entschiede."

Die Jünglinge lachten hell auf, ergriffen den Herrn Thomas, der eben mit zwei schweren Weinhumpen durch-

schlüpfen wollte, alles Widerspruchs unerachtet, bei den Beinen, und hoben ihn auf den Tisch, mit dem Ansinnen, sogleich, da ihm die Gaben dazu inwohnten, den Richterspruch zu thun. Herr Thomas gab der strengen Nothwendigkeit nach und bemühte sich, wenigstens das mit Zierlichkeit und Anstand zu thun, was ihm die Gewalt abzwang. Er besah einige Augenblicke stillschweigend den Schlüsselbund, ließ dann einen Schlüssel nach dem andern fallen, richtete sich dann aus der gebückten Stellung in die Höhe, kratzte nach allen Seiten aus, vergessend, daß er auf dem Tische stand, und richtete eben dadurch eine Verwüstung an, der in dem Augenblick schwer zu steuern. Endlich räusperte er sich, fuhr einigemal mit der Kellermütze über die Stirne und begann feierlich:

„Meine theuren Gäste! Es ist hier von einem Todtschlage, oder vielmehr davon die Rede, ob's recht ist, Jemand todt zu schlagen. Man findet darüber in den mosaischen Gesetzen, gedenkt man noch nicht der Chaldäer, Syrer, Indier, Mesopotamier, Aegyptier, Perser. . . ."

„Halt, halt!" schrie der Steinmetz. „Plagt Euch der Teufel, Herr Wirth? Wir wollen nicht wissen, ob die Potomier, Kalkdreher, Gipszieher oder wie das Volk alles heißen mag, was Ihr da herausgewirbelt habt, dem Raphael Recht gegeben haben würden oder nicht. Ihr sollt auf der Stelle Bescheid geben."

„So laßt," sprach der Wirth, „mich wenigstens sogleich von Moses zu unserm Kaiser Karl dem Vierten und seiner ‚Aurea bulla' von 1347*) vorwärts gehen; in dieser heißt es, betreffend Meuterei und Todtschlag, ausdrücklich: ‚So Jemand . . .' —" In diesem Augenblicke schaute der Wirth um sich und gewahrte auf den Gesichtern der Jünglinge düstere Wolken, die jeder nachtheiligen Entscheidung ein nachfolgendes verderbliches Gewitter drohten.

*) Die goldene Bulle ist das Reichsgrundgesetz, welches Karl IV. auf den Reichstagen zu Nürnberg (1347) und Metz (1356) gegeben. Sie schrieb auch Regeln in Bezug auf das Fehdewesen und das Faustrecht vor. — A. d. H.

Der schlaue Thomas faßte sich daher kurz und sprach: „In der That, sehr werthe Meister, herrliche Gäste, wackere Genossen schöner Tage, ich weiß nicht, wie es wörtlich in der Aurea bulla heißt; aber ihrem Sinn und Inhalt gemäß gebe ich meine Entscheidung dahin, daß Raphael das Recht hatte, den Melchior auf den Tod anzugreifen, weil dieser zuvor Gleiches gethan."

So sehr die Jünglinge dem Herrn Thomas Beifall zujauchzten, so sehr erhoben sich dagegen auch die murrenden Stimmen der Alten, welche mit Recht von Meuchelmord, bewaffneter Faust und dergleichen sprachen. Herr Thomas, um auch diesen Sturm zu beschwichtigen, rief sehr laut: „Und sollte auch ein hitziger Streich geschehen sein, — alle Gesetze, Verordnungen und Privilegien lassen einen großen Entschuldigungsgrund zu, nämlich die Liebe; und hat der feurige Jüngling Raphael an einem Orte, wo es freilich nicht hingehörte, hat er seine höchste Kunst, was Gesang und Spiel betrifft, den ganzen Schatz seines Talentes Euch eröffnet, so dankt ihm das, so dankt ihm die Erhebung des Gemüths, die Ihr in dieser Stunde genossen habt!" Dem Wirth wurde aufs Neue stürmischer Beifall zugejauchzt. Er nahm indessen die Gelegenheit wahr, mit einem geschickten Katzensprunge auf den breiten Rücken seines Oberküpers zu setzen, der mit ihm sogleich abfuhr.

Ein neuer, ganz unerwarteter Auftritt fesselte jetzt plötzlich die Aufmerksamkeit der Gäste. Die Thüre sprang nämlich auf, und herein schritt sehr feierlich ein kleines, kaum fünf Fuß hohes Männlein. Einen großen, breiten Hut, mit einer viel zu hohen Feder auf dem Kopfe, das Genick zurückgebeugt tief in den Nacken, kniff der Kleine die Augen dicht zu wie ein Gänserich, der in den Blitz zu schauen unternimmt. Der schwarze Amtsanzug wäre beinahe mehr als reputirlich zu nennen gewesen, hätten sich in den schwarzen Strümpfen nicht zu viel weiße Zwirnsfäden vorgefunden.

Hinter der kleinen Person schritten zwei wohlbewaffnete Männer von der Stadtmiliz, und man bemerkte, daß die Thüren des Hauses stark besetzt wurden und auch auf der

Straße starke Wachen patrouillirten. Die Bürger geriethen in Unruhe und Besorgniß über das, was die gute Stadt bedrohen könne, und bestürmten den Rathsschreiber Elias Werkelmatz — dies war der kleine Mann, der die Wache führte, — mit Fragen. Werkelmatz schritt aber, ohne Jemanden eines Blickes, eines Wortes zu würdigen, mit seinen Soldaten wieder zur Thüre hinaus, woher er gekommen.

Der Vorfall mit der Besetzung des Hauses so wie das Herannahen der Mittagszeit hatte die Menschen verjagt, so daß nur noch eine kleine Gesellschaft zurückgeblieben, unter der sich — mit Ausnahme des Doctor Salmasius — diejenigen Personen befanden, welche der geneigte Leser aus dem ersten Kapitel bereits kennt.

„Stellt," sprach Exner, „ein hochweiser Rath denn gerade in dem Augenblick verdächtigen Personen nach, als Dürer's Fest beginnen soll?" —

„Ist von nöthen, ist von nöthen," sprang der Wirth geschäftig bei. Herr Thomas rieb sich die Hände, drehte sich hin und her und that überhaupt so wie ein Mensch, dem irgend etwas die Seele abdrücken will.

„Ha ha ha!" lachte Weppering. „Seht, wie unser Herr Thomas uns gar zu gern mit seinem Kram bedienen möchte! Aber wir geben es durchaus nicht zu, wenn er uns nicht eine Flasche edlen Weins opfert." —

„Vermaledeiter Saufaus!" murmelte Herr Thomas zwischen den Zähnen, dann aber lauter und gemüthlicher: „Soll geschehen, edler Drechsler, soll geschehen." Bald stand der Wein auf dem Tische. Nun wischte sich Herr Thomas mit der Kellerschürze den Schweiß von der Stirn, blies die Backen auf, indem er den Andern zuwinkte, ein Gleiches zu thun und so viel möglich die Köpfe zusammenzustecken.

„Der kleine stumme Rathsschreiber," begann der Wirth, „ist ein närrischer Kumpan. Warum sagte er nicht offen, daß der dem Galgen entlaufene Irmshöfer ein paar Tage verkappt am Orte sich aufgehalten, und daß der hochweise Rath ihn zu verhaften strebt, ohne ihn jedoch finden zu können?" —

„Wie, der abscheuliche Bösewicht wieder hier? Sollte", fuhr Ertner fort, „der Bösewicht die Frechheit haben, gerade am Fest unseres großen Dürer dem Galgen entgegenzutreten? Ich glaube es kaum." —

„Ich weiß überhaupt gar nicht," nahm Bergstainer das Wort, „warum man mit dem verruchten Kerl, dem Irmshöfer, so viel Federlesens macht. Warum schmeißt man ihn nicht gleich ins Feuer, wie es im Jahr 1472 mit dem Hans Schüttensamen*) geschah, der die Nürnberger durch seine arglistigen Streiche auf abscheuliche Art molestirte. Nun, jetzt wird er dem Galgen nicht länger entgehen; — sie hängen ihn gewiß." —

„Sobald sie ihn haben," fiel der Wirth ihm ins Wort, indem seine Miene einen solchen hohen Grad von Schlauigkeit erreichte, daß des erfahrensten Fuchses Antlitz nur ein schwaches Abbild davon gewesen sein würde. „Freunde," fuhr er dann feierlich fort, „dieser Irmshöfer ist eine Art von Satan. Wißt Ihr nicht, daß er auch Solfatara heißt? Wißt Ihr nicht, daß ein Solfatara Sacristan zu St. Sebald war, als Kaiser Karl der Vierte seinen Sohn Wenzel, der wie ein Heidenkind fünf und ein halb Wochen alles Christenthums bar brach gelegen, unter einem güldenen Thronhimmel taufen ließ? — daß . . ."

In dem Augenblick ertönten die Glocken von St. Sebald, ein Zeichen, daß sich die hohen Herren und Fürsten nach dem Kaisersaal begaben. Alles brach auf, und Herr Thomas, ganz erbos't, sich in seiner Weisheit unterbrochen zu sehen, schrie: „Da läuft es hin, das unverständige Volk, und will nicht erfahren, daß der kleine kaiserliche Balg den fürstlichen Einfall

*) Nach Uhland (Schriften IV, S. 166) bedeutet der Name: „Schütt den Saum! Wirf ab die Saumlast!" — Ruf der Wegelagerer, wenn sie Kaufleute überfielen und die beladenen Saumrosse plünderten. — Der Obige war ein Raubritter, der seit 1465 mit den Nürnbergern in Fehde lebte; 1475 (nicht 1472) ward er von einem Knechte verrathen, von Nürnbergischen Söldnern mit zwei Knechten gefangen und verbrannt, die Knechte geköpft. Vgl. das Volkslied über diese Begebenheit in „Des Knaben Wunderhorn" von Arnim und Brentano (Hempel'sche Ausg.) II, S. 44 ff. — A. d. H.

hatte, das schöne silberne Taufbecken zu einem ganz andern Hausbedürfniß anzuwenden, als wozu es bestimmt, und daß es darauf anging und verbrannte wie ein schlechter Haderlump. Daß aber der Sacristan Solfatara ein rothes Pulver" . . . Des Wirths Stimme verhallte im Tumult der Abgehenden. —

In demselben Augenblicke lag Der, dessen Lob, dessen Ruhm von allen Lippen ertönte, einsam hingestreckt auf ein kleines Ruhebett in dem kleinen entlegenen Zimmer des Rathhauses, wo er verschiedene kleinere Cabinetsstücke von seiner Arbeit aufhängen lassen, und überließ sich ernster, tiefer Betrachtung. Herr Mathias trat zu ihm mit den Worten: „Albrecht, es ist, als wenn Eure Seele mit einem ungeheuern Schmerz kämpfe, der Euch wie ein drachenartiges Ungeheuer umwunden, und dessen Verschlingungen Ihr Euch zu entwinden vergeblich mühtet."

Albrecht richtete sich ein Wenig von dem Ruhebette empor, und nun gewahrte Mathias zuerst die Leichenblässe seines Antlitzes, und wie sich über seine ganzen Züge jener besondere bedrohliche Charakter verbreitet hatte, den Hippokrates als ein untrügliches Zeichen einer Krankheit, die den ganzen Organismus gewaltsam ergreift und vorzüglich in den Ganglien*) seinen Ursprung findet, angiebt. „Um Gott!" rief Herr Mathias, indem er die Hände zusammenschlug, „um Gott, mein würdiger Freund Dürer, was ist Dir widerfahren? Aber sieh, wie unser frommer Freundschaftsbund unsere ganze Seele erfüllt! Heute am frühen Morgen ließ mir der Gedanke keine Ruhe, daß Du hierher gegangen und krank geworden wäreſt. Ich eilte hierher." —

„Ach," unterbrach ihn Dürer, „es ist meine Sehnsucht, die Dich hierher gezogen. Laß mich, o mein Freund, in Deine treue Seele mein ganzes Ich ausschütten, das schon das Deinige ist!" Albrecht Dürer sank vor Mattigkeit sanft auf das Ruhebette zurück und begann mit schwacher, krankhafter Stimme:

*) Den Nervenknoten. Man nennt jenen Charakter das Hippokratische Gesicht, ein Anzeichen des nahen Todes. — A. d. H.

„Ich weiß nicht, was seit einigen Tagen mich für eine seltsame Traurigkeit und Befangenheit des Geistes oft bis zur Qual ängstigt. Meine Arbeit geht mir nicht vonstatten, und fremde, verworrene Bilder, die sich eindrängen wie feindliche Geister in die Werkstatt meiner Gedanken, werde ich nicht los, unerachtet ich die ewige Macht des Himmels anflehe, mich zu befreien von diesem Aergerniß des Bösen." —

„Er ist hier," sprach Mathias mit bedeutenden Ton. — „Ich weiß es," erwiderte Dürer sehr schwach. — „Fürchtet nichts!" fuhr Herr Mathias fort. „Was vermag der Ohnmächtige gegen Euch, der Ihr überall im mächtigsten Schutz und Schirm steht?" —

Beide schwiegen einige Augenblicke; dann begann Albrecht: „Als ich heute früh erwachte, fielen die ersten Strahlen der Morgenröthe in mein Zimmer. Ich wischte mir den Schlaf aus den Augen, öffnete die Fenster und erlabte mein Gemüth im frommen Gebet zu der höchsten Macht des Himmels. Eifrig und eifriger betete ich; aber kein Trost kam in das wunde Gemüth, und es war, als wende sich die heilige Jungfrau von mir ab mit ernstem, wo nicht zürnendem Blick. Ich weckte mein Weib und sagte ihr, daß ich in der tiefen Bekümmerniß meines Herzens einen Gang nach dem Burgwall machen und dann hierher gehen wolle. Zu rechter Zeit solle man mir die Festkleider schicken, damit ich mich ankleide und hier erscheine, ohne hergeführt werden zu dürfen. Mathias, als der Rathsdiener die großen Pforten des Kaisersaales aufschlug, als ich mein großes Gemälde erblickte, das den ganzen Hintergrund einnimmt, und das in den Morgenwolken eingehüllt schien, aus denen zweideutige Streiflichter es anschielten, als ich noch einen Theil des Malergerüstes, die Farbentöpfe, Malerschurz und Mütze gewahrte, die noch von der letzten Arbeit zurückgeblieben, da ich an Ort und Stelle retouchirte, — da überfiel mich jene Traurigkeit noch empfindlicher und härter, ja, eine Bangigkeit drohte mir die Brust zu ersticken. Was ich gewollt, nämlich mein Bild der strengsten Musterung unterwerfen, mußte unterbleiben. Einmal — Mathias, erschreckt nicht! — mein eigenes Gebilde jagte mir

in diesem Augenblick das Entsetzen zerschmetternder Majestät ein, und dann — ich hätte ja vor Schwindel und Mattigkeit das Gerüst nicht besteigen können. Mit geschlossenen Augen schwankte ich durch die langen Gänge in dies Zimmer, wo ich ermattet auf das Ruhebett sank. In einem Halbschlummer gedachte ich nun meines ganzen Lebens, und wie ich mich aus eigenen Trieben zur heiligen Malerkunst gewendet. Ich darf Euch, mein lieber Freund Mathias, die so bekannte Geschichte meiner Kindheit wol nicht wiederholen; aber so viel mag ich sagen, daß nicht allein die Gebilde der Menschen, deren Antlitz mich besonders ansprach, sondern daß auch Gestalten beim Lesen der heiligen Historien in meinem Innern aufgingen, die zum Theil so schön und herrlich waren, daß sie dieser Erde nicht angehören konnten, welche ich mit solch unaussprechlicher Liebe umfaßte, daß ich ihnen meine ganze Seele zuwandte. Aber diese Liebe konnte ich nicht anders ins feurige Leben treten lassen, als wenn ich sie aus meiner innigsten Seele heraus auf der Tafel darstellte.

„Hier habt Ihr, mein Freund Mathias, mit wenigen Worten die ganze Tendenz meiner Kunst!"

— — — — —

[Dieses herrliche Fragment ist der letzte Aufsatz, den Hoffmann, dem Tode nahe, auf dem Krankenbette in die Feder sagte. Wenige Stunden vor seinem Scheiden von dieser Erde wollte er noch, sich wohl fühlend, die Erzählung fortsetzen; seine Frau suchte es ihm aber auszureden. Er wurde im Bette mit dem Gesichte nach der Wand gelegt, verfiel in Todesröcheln und war bald nicht mehr.]

Allotria.

I.

Die Folgen eines Hauschwanzes.

Erzählung nach gegebenen Worten.

An einem schönen Abende gingen wir, uns zu zerstreuen, nach Buch.*) Kaum hatten wir uns hingesetzt, als ein Mädchen in die Stube trat und nach einem leichten Gruß sich ebenfalls zu uns setzte. Die Züge tiefer Schwermuth lagen auf ihrem Gesichte; — sie weinte und zog ein Papier hervor, in welchem etwas eingewickelt war, und welches sie inbrünstig an die Brust drückte. Es gelang uns, ihr Vertrauen zu gewinnen; — sie entfaltete das Papier, und siehe da, es war ein kleiner niedlicher Sauschwanz darin enthalten, den ein scheidender Liebhaber, — der rüstigste Fleischerknecht des Städtchens, — ihr zum ewigen Andenken gegeben hatte. „O Pancraz, Pancraz!" rief sie voll wehmüthiger Begeisterung, ergriff eine Flasche Branntwein, lüftete den Pfropf und that einen tüchtigen Schluck. Rasch sprang sie dann auf den Tisch, drehte sich in den Touren der Anglaise zwischen Krügen und Gläsern, die alle zersprangen bis auf das theuer erkaufte Wetterglas, das Striegel, der Wirth, durch eine geschickte Wendung, die Mütze vorhaltend, vor den Sprüngen der Bacchantin rettete. Die Gäste brummten und summten wie tausend Maikäfer; — unmuthig schob der Canonicus Seubert seine in Hühnersauce gefallene Bratwurst fort und bespritzte sehr den Doctor Speier, der, über den Tisch gelehnt, mit der Brille gewisse Aussichten suchte, die des Mädchens schneller Tanz darbot. Sie

*) Vgl. oben S. 304. — A. d. H.

versucht sich durch einen schnellen Sprung über ihn weg zu retten; sie springt zu Kunz,*) — trifft ihn, — wirft ihn. — Er, Mädchen, Speier, Bratwurst liegen am Boden.

„Halt! Halt! Wollt Ihr denn in die Ewigkeit hineinplumpen mit gebrochenem Genick und Bein und höchst einfältig beschmiert mit Hühnersauce und Branntwein?" erschallt eine Stimme vom Ofen herab, und — siehe da, es ist Hoffmann, der sich im Tumult in ein Hutfutteral retirirt hat und nun daraus lustig die Tumultuanten haranguirt. Mit Hilfe des Doctor Durow kommt Alles wieder auf die Beine: „Hätten wir den unseligen Sauschwanz, so wär' Allen geholfen," spricht der Süße; „doch verordne ich dem Mädchen ein aromatisches Klystier, welches mir jedesmal dienlich, so oft ich vom Schiller'schen Trauerspiel zu sehr in Ekstase gerathen." — „Ei, da habe ich Herrn Scheuring's Klystierspritze noch in der Schublade," spricht Striegel, macht sie auf und bringt ein Futteral hervor, das er vergebens zu öffnen strebt. Seubert — Sutow — Kunz, — drei Canonici, — verschiedene Administratoren springen herbei. Man zieht; — immer länger und länger wird das Futteral; — es ist kein Futteral, — es ist ein Tubus aus Rüdinger's Apparat mit endlosen Zügen. Sie ziehen und ziehen; — bis zur Kirchthurmhöhe dehnt sich immer wachsend und wachsend das tolle Instrument. — Plötzlich wird der Amtmann Will durch einen Perpendikelschlag an Striegel's hölzerner Uhr getroffen, — er stürzt; — die Reihe wankt — fällt; — der Tubus fährt in seine alte Form zurück, und wie mit Blumen bestreut Hoffmann vom Ofen herab die wie todt daliegende Gesellschaft mit Papierschnitzeln, welche er in seinem Hutfutterale fand. Der Professor Klein hatte Schelling's „Weltseele", in der er, nach Buch promenirend, gelesen, aus der Tasche verloren, das Mädchen den Sauschwanz. — Beide griffen darnach, als Epaminondas hereintrat, die Weltseele beschnüffelte, den Sauschwanz aber zwischen die Zähne nahm und davonlief.

*) Buch- und Weinhändler zu Bamberg, H.'s Freund. — A. d. H.

Sie kennen doch, meine Herren, den guten deutschen Pudel mit dem griechischen Namen? — Wie aus einem Traume erwachte das Mädchen; die Somnambule, nicht mehr afficirt von dem magnetischen Sauschwanz, setzte sich um in eine gewöhnliche Köchin, und indem sie an Seubert's Bratwurst roch, meinte sie, das sei ein ekles Fressen, worauf sie Striegel zur Thür hinauswarf. Der Administrator Beck ergriff die Lichtschere, sagte gedankenvoll und ernst: „Was sind wir Menschen!" putzte das Licht aus — und gab so dieser ebenso höchst tragischen als wahren Erzählung einen angenehmen Schluß.

II.

Bruchstück aus:

Moderne Welt, — moderne Leute.

Fastnachtstragödie in verschiedenen Aufzügen und Verwandlungen.*)

Actus I.

Vierte Scene.

(Wüste Sara.**)

Rochus Pumpernickel,*) von Hamlet verfolgt.**

Hamlet. Rochus! Rochus! Du siehst aus, als hätte irgend einer von den Taglöhnern der Natur einen Menschen gemacht, und er wäre ihm nicht gerathen. Dein Rockaufschlag geht

*) Wie Kunz berichtet, wurden dergleichen Possen von Hoffmann und ihm in der Art abwechselnd verfaßt, daß Jeder ohne Rücksicht auf den Andern eine Scene schrieb. An dem Tollen und Fratzenhaften, das daraus entstand, hatte H. großen Spaß. —

**) Sic! — nicht Sahara. —

***) „Rochus Pumpernickel, musikalisches Quodlibet in 3 Acten, von M. Stegmayer, Wien 1811." — A. d. H.

über die Grenze des Natürlichen, und Dein Blumenstrauß kann nur den Unverständigen zum Lachen reizen; aber dem Vernünftigen muß er um so anstößiger sein, da er weiß, daß es gar keine Blumen mehr giebt, seitdem Ophelia mir im Erebus den Hintern gewiesen.

Rochus. He! He! Gestrenger Herr! Mit Verlaub, wer seind Sie?

Hamlet. Hamlet der Däne bin ich. Meinen Untergang hat Shakespeare der Welt verkündigt, und darum leb' ich ewig. Es war eine Zeit, wo Schröder*) mich zwang, eine gestickte Weste, Chapeaubas-Hut und Degen zu tragen; doch Schlegel**) gab mir das Schwert und die Halskrause wieder, und so schreite ich stolz einher, wie Du mich hier siehst, o schlechter Rochus!

Rochus. Ihnen da mag aber eben deswegen kein Mensch mehr sehen! Sie seind aus dem Alterthum und gefallen längst den Leuten nicht mehr.

Hamlet (entrüstet). Vermaledeites Fastnachtsgesicht!

Rochus. Was stichelt der schwarze Herr? Sieht er die Faust hier? Die wird ihm gleich eine Papa Stegmayer'sche***) Melodie um die Ohren spielen, daß ihm Hören und Sehen vergehen soll!

Hamlet. Ha! Junge Du! Komm, zeig mir, was Du thun willst! Willst Du fechten, willst Du fasten, willst Du Dich selbst zerreißen, willst Du Essig trinken, ein Krokodill verschlingen? Ich thue es auch! Laertes! Laertes! Kampf! Tod! Pumpernickel! — — Du schweigst? — Ich bitte Dich, geh in ein Nonnenkloster, und das bald!

---

*) Vgl. Hoffmann, Th. 14, S. 251. —

**) Aug. Wilh. v. Schl., der Uebersetzer Shakespeare's. —

***) M. Stegmayer, Kapellmeister in Wien, Componist des „Rochus Pumpernickel" (daher: „Papa"). — A. d. H.

Fünfte Scene.

(Verwandlung in ein Nonnenkloster.)

Choral der Nonnen.

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla!

(Rochus unter den Nonnen intonirt den Baßton.)

Judex ille cum sedebit,
Nil inultum remanebit.*)

Hamlet (in der Kirche) zieht eine Dose aus der Westentasche, nimmt eine Prise Schneeberger, niest, — eine Säule platzt. — Pulverdampf — Gestank.

Magister Dyk**) (aus der Säule). Nun bitt' ich aber eine vernünftige Christenseele, — möchte man hier wirklich nicht an Spukereien glauben? Komm' ich ganz friedlich daher, um des jungen Hamlet's Hitze mit des guten Kammmachers Pumpernickel friedlichem Sinn auszugleichen, — muß der böse Geist mir auf einmal eine Säule über das Haupt bereiten! Was bin ich? Magister! Keine Säule! Nun, wir wollen's für diesmal gut sein lassen.

(Er holt ein Tabakspaket aus der Tasche, stopft aus „Blühe Sachsen"***) eine Pfeife, die er an der ewigen Lampe anzündet und spricht:)

Ecce quam bonum†) — oder was ich eigentlich sagen wollte — Herr Pumpernickel hatte so Unrecht nicht — denn eigentlich habe ich einen solchen Prinzen noch gar nicht gesehen; dagegen erinnere ich mich, daß es Pumpernickel wirklich giebt, indem ich etwelchen in Westphalen genossen. Da nun das Theater das Natürliche repräsentiren soll, gleichsam die Natur selbst oder eigentlich die Moral — —

(Zacharias Werner††) vom Chor herab, schleudert einen Schwärmer in Dyk's bockslederne Hosen. Es knallt, — Dyk fliegt auf.)

---

*) S. Goethe's Faust (Werke, Hempel'sche Ausg., Th. 12, S. 122 f.) —
**) Buchhändler und Verleger in Leipzig. —
***) Eine schlechte Sorte Rauchtabak trug diesen Namen. —
†) Vgl. Hoffmann, Th. 12, S. 34 f. —
††) S. Hoffmann, Th. 4, S. 114 ff. — A. d. H.

Sechste Scene.

Verwandlung des Klosters in ein Schreibpult.

(Die drei Genien aus der Zauberflöte. — Kotzebue und die Gefahren der Jugend kommen aus dem Schreibpult hervor.)

Drei Genien (singen:) Bald prangt die Morgenröthe u. s. w.

(Der Zauber verschwindet; die Flöte verwandelt sich in eine Knute, womit Kotzebue in die)

Siebente Scene,

Sibirien,

gepeitscht wird. — Vieles Eis. — Die Gefahren der Jugend gleiten aus. Die Tugend erhascht sie beim Zopfbande, und Alles verwandelt sich in ein Osterei.

Achte Scene.

Operntheater in München.

Garderobe. Osterei obligat auf dem Tische. Signor Brizzi,*) als Achilles, im Streit mit dem Theaterdiener.

Brizzi. Briccone maledetto, — datemi un ove — ove!**) — Ein Ei — schaffen ein Ei, — ick heiser sei. — Ah, che vedo? was ick sieh? — Ein Ei. — Komm zu mir, Du Ei! — (Ergreift das Ei, will es ausschlürfen. — Ei verwandelt sich in Amerika und wird von Columbus entdeckt.)

Neunte Scene.

Amerika. Kartoffelfeld u. s. w.

---

*) Antonio Br., geb. 1774 in Bologna, 1793-1800 Tenorist in Italien, ging 1801 nach Wien, dann nach München und gastirte 1811 in Bamberg. —

**) Verfluchter Schurke, — gebt mir ein Ei — Ei! — — Ah, was sehe ich? — A. d. H.

Brief

des

Kapellmeisters Johannes Kreisler

an . . . . . .

Besagter Kapellmeister Kreisler ist allen Denen bekannt worden, die ein gewisses phantastisches Buch*) gelesen haben, von dem erst vor einiger Zeit eine neue Ausgabe erschienen, auf solch glattem Papier, daß man nicht begreift, wie die Buchstaben so zierlich und gerade darauf stehen können, ohne ein einziges Mal auszugleiten. Dieser Kreisler schrieb also an einen Freund, mit dem er ein Herz und eine Seele ist, unter Anderem Folgendes:

„Sagt mir, mein vortrefflicher Herr und Freund, sagt mir nur um des Himmels willen, was es mit dem Concert, das am zehnten März bei Euch im Opernhause gegeben wurde, eigentlich für eine Bewandniß hat! — Ich bin, wie Ihr wißt, nicht dort gewesen; es war ein schlechtes Wetter, ich hatte meinen Regenschirm verliehen, und dann kam mir, da ich gerade von einer gewissen Faulheit, der natürlichsten Neigung aller Menschenkinder, befallen, in der That der Weg von meinem Logement bis zum Opernhause zu weit vor, unerachtet er doch kaum lumpichte funfzig Meilen betragen mag. Da lese ich nun gar Verschiedenes über jenes Concert, was mich ganz irre und confus macht.

„Haude und Spener giebt in Nr. 31 seiner Zeitung nicht undeutlich zu verstehen, daß das Harmonikaspiel der Frau K. ziemlich wirkungslos geblieben sei, und fragt, wie es komme, daß überhaupt die Harmonika jetzt nicht mehr so wirke als ehedem, ob unsere Nerven stärker oder schlaffer geworden, oder ob die Schuld an unserm durch das jetzige viele Pauken,

*) Hoffmann's „Kater Murr" (Werke, Th. 11, 12). Vgl. auch „Phantasiestücke" (Th. 5, 6). — A. d. H.

Trompeten, Posauniren und Klapphornlamentiren verwöhnten Trommelfell liege. Dagegen nennt der „Freimüthige für Deutschland" in Nr. 62 seines Zeitblatts die Harmonika das schönste, tonvollste aller Instrumente und rühmt die beseelten Finger der talentreichen Künstlerin, welche die Himmellaute jenes Instrumentes hervorgerufen habe. — Ich für meinen Theil, der die Himmellaute nicht gehört hat, muß darin dem Herrn Haude und Spener Recht geben, daß es mit der erstaunlichen zauberischen Wirkung der Harmonika, wie sie sonst vor Jahren stattfand, rein vorbei ist. Indessen meine ich, daß unsere Nerven ganz und gar dieselben geblieben sind, und daß unser Trommelfell, wird ihm auch in der That hart zugesetzt mit Pauken und Trompeten, doch wohl noch immer auch zarte Himmellaute in sich aufzunehmen vermag. Laßt es Euch gefallen, mein würdigster Freund und Herr, daß ich mit wenigen Worten andeute, worin nach meinem musikalischen Urtheil die Sache liegt! Der Ton ist in der Musik ganz und gar dasselbe, was in der Malerei die Farbe. Beide, Farbe und Ton, sind in nicht zu berechnender Varietät an und vor sich selbst der höchsten, herrlichsten Schönheit fähig, bleiben aber nur der rohe Stoff, der sich erst gestalten muß, um tief und dauernd auf das menschliche Gemüth zu wirken. Den Grad dieser Wirkung wird die Stufe der Schönheit und Vollkommenheit bestimmen, zu der nun eben die Gestaltung gediehen.

„Es ist nicht die Färbung des Grünen, es ist der Wald mit der anmuthigen Pracht seines Laubes, der in unserer Brust das Entzücken weckt und die süße Wehmuth. Das tiefe Blau des Himmels dünkt uns bald öde und traurig, steigen nicht die Wolken auf in tausend wechselnden Bildern. Wendet das auf die Kunst an und denkt Euch, Würdigster, wie bald es Euch ermüden oder was für einen momentanen Sinnenkitzel es von Haus aus erregen würde, die schönsten Farben ohne Gestaltung zu schauen! — Denkt an das läppische Farbenklavier des Paters Castel!*) — Und nun ist's ebenso

*) Louis Bertrand C. (1688—1757), Jesuitenpater und Mathematiker zu Paris, erfand ein sogen. Farben- oder Augenklavier, das aber den

in der Musik. Der Ton wird nur dann erst tief unser Gemüth ergreifen, wenn er sich zur Melodie oder Harmonie, kurz, eben zur Musik gestaltet.

„Nennt nun der „Freimüthige f. D." die Harmonika das schönste und tonvollste aller Instrumente, so erwidere ich ihm als eingefleischter Musikant, daß die Harmonika in musikalischer Hinsicht eins der allerärmsten und unvollkommensten Instrumente ist, die es giebt. Von dem Unfug all der Ariettchen und Variatiönchen und Polonäschen und anderer schaler Kindereien, die darauf gewöhnlich gespielt zu werden pflegen, will ich ganz schweigen und nur bemerken, daß jede Melodie auf der Harmonika wenigstens dem feineren Ohr steif und ungelenk klingt. Dies liegt in dem Mechanismus des Instrumentes, der es dem geübtesten Spieler unmöglich macht, die Töne (im Sinne der Kunst) zu verbinden. Eben dieser Mechanismus verbietet auch jeden geschwinden Satz. Dagegen gewährt die Harmonika den Vortheil der Orgel, daß der Ton fortdauert, so lange der Finger die Glocke berührt. Diese Eigenschaft führt von selbst darauf, daß die Eigenthümlichkeit des Instrumentes nur geltend gemacht werden kann in langsamen Sätzen strengen Stils.

„Damit Ihr, Vortrefflichster, aber gleich auf der Stelle wissen möchtet, was ich sagen will, ohne daß es noch vieler Worte bedarf, könnte ich Euch wol das ganze kanonisch gearbeitete‚Benedictus' von dem Altvater Palestrina*) hersetzen, das eben vor mir auf dem Pulte liegt, an dem jeder Fortepianospieler verzweifeln muß, das sich aber ganz für die Harmonika eignet und mit vieler Wirkung vortragen läßt. Aber ich weiß es, Ihr habt selbst keine Harmonika, und lauft Ihr nun mit meinem würdigen Beispiel zu diesem, jenem Herrn,

---

Erwartungen nicht entsprach und bald vergessen war. Vgl. G. P. Telemann, Beschreibung der Augenorgel oder des Farbenklaviers, so der Mathematicus Castel erfunden hat. Hamburg 1739, 4°, und des Abbé de la Porte „Esprit, saillies et singularités du P. Castel. Amsterdam 1763. 12°. —

*) Giovanni Pierluigi da P. (um 1520—1594), Kapellmeister zu St. Peter in Rom, großer Musiker, Stifter eines neuen Stils in der Kirchenmusik. Berühmt ist sein achtstimmiges Stabat mater. — A. d. H.

oder zu dieser, jener Dame, die ganz das Glas streichelt, so werden sie unmäßig klagen über weitgespannte Saiten u. s. w., kurz, über die Unausführbarkeit des Satzes. Und es kommt doch nur darauf an, die vier Stimmen den beiden Händen richtig zuzutheilen. — Aber das ist wieder ein eigenes Ding. — Hinc illae lacrymae,*) mein Vortrefflichster!

„Ihr meint nun vielleicht, Würdigster, daß die Harmonika in solchen Sätzen eine Fülle harmonischen Reichthums entwickeln könne, und daß auf keinem Instrumente in der Welt, nimmt man die Orgel aus, der Choral schöner klingen müsse. Aber auch hier verstört eine Mangelhaftigkeit alle Wirkung auf die Dauer.

„Diese Mangelhaftigkeit liegt nämlich in dem geringeren Umfange des Instrumentes, dem der kräftige Baß durchaus fehlt, so daß die darauf vorgetragenen Sätze im gebundenen Stil so wie die Choräle dünn und — wie man es in der Kunstsprache nennt, — jung klingen.

„Ist es nun gewiß, daß die Harmonika in der Musik so wenig zu leisten vermag, so war es nur der Ton an und für sich selbst, welcher Bewunderung, ja durch den Reiz des Neuen ungewöhnliches Staunen erregte. Diese Bewunderung, dieses Wohlgefallen an dem gestaltlosen Stoff konnte aber unmöglich lange währen und mußte desto mehr schwinden, je unbefriedigter alle Ansprüche auf musikalische Gestaltung geblieben. Zudem fiel das Aufkommen der Harmonika in die Periode der schwachen Nerven, und hieß es nun, daß die Harmonika magisch auf die Nerven wirke, so konnte es nicht fehlen, daß sich das Instrument aller empfindsamen Seelen bemächtigte. Für jedes Mädchen von einiger Erziehung wäre es höchst unschicklich gewesen, nicht, sowie nur die Glocken berührt wurden, auf passable Weise in Ohnmacht zu fallen; sie wäre Gefahr gelaufen, jedem zarten Jüngling, der sie mit süßen Blicken so lange angeschmächtelt, auf der Stelle gleichgiltig zu werden. Selbst alternde Damen spielten sich durch alles Weh seliger Verzückung um zehn bis funfzehn Jahre zurück

*) Daher jene Thränen (Klagen)! — A. d. H.

und erhielten ein Herz und einen kurzen Roman dazu. — An den Gebrauch, den Mesmer*) von dem Instrumente machte, mag ich gar nicht denken.

„Die Zeit der schwachen Nerven und der Ohnmachten ist so ziemlich vorüber.

„Noch muß ich des großen Uebelstandes erwähnen, daß auf der Harmonika beständig Sachen abgefingert werden, die gar nicht für das Instrument passen, und daß man beinahe niemals Compositionen im strengen gebundenen Stil zu hören bekommt. Dies geschieht aus dem einfachen Grund, weil die Spieler nicht im Stande sind, dergleichen vorzutragen.

„Denn, würdigster Freund und Herr, so leicht es dünken mag, einen solchen Satz, wie das Palestrina'sche ‚Benedictus' zu spielen, so kann ich Euch doch versichern, daß es ein ganz eigenes Ding damit ist, und daß sich Wenige darauf recht eigentlich verstehen. Die Kirchgeßner spielte im gebundenen Stil sehr miserabel, Pahl nicht viel besser; Frau K. habe ich, wie gesagt, wegen Mangels des Regenschirms nicht gehört, muß mich also alles Urtheils enthalten.

„Der beste Harmonikaspieler neuester Zeit, den ich gehört, war ein feiner Mann von milden, angenehmen Sitten, der, aus dem französischen Kriege heimkehrend, einige Tage hindurch mit mir in einem Hause wohnte. Ich meine Niemanden anders als meinen schätzbaren Freund, den Baschkirenobristen Tetulow Pripop, der mit Unrecht in der musikalischen Welt wenig bekannt geworden ist. Dieser Mann war ganz versessen auf die Harmonika, die er in meinem Hause vorfand; er spielte den ganzen Tag über und wußte dem Instrumente die allerseltsamsten Töne zu entlocken, die man nur hören kann, wie auch die Sätze, die Accorde, die er zu vernehmen gab, sich der wundersamsten Originalität erfreuten. Den gewissen unnachahmlichen Ton, den sonst gute Harmonikaspieler

*) Franz Anton M. (1734–1815), Jesuit und Arzt, Erfinder des sogen. thierischen Magnetismus oder der Magnetcur, des Somnambulismus ꝛc. Die Tonschwingungen der Harmonika maß er ebenfalls einem magnetischen Einflusse bei und brauchte das Instrument bei Nervenkranken. – A. d. H.

nur dann und wann anzubringen vermögen, und von dem unempfängliche Leute behaupten, er gleiche dem Kratzen eines Messers auf der Fensterscheibe, — diesen Ton hatte der Obrist so sehr in seiner Gewalt, daß er ununterbrochen darin bleiben konnte. Der Knecht meines guten Tetulow Pripop, ein munterer junger Kerl mit einer allerliebsten, einnehmenden Tigerphysiognomie, war auch über die Virtuosität seines Herrn so außer sich, daß er laut heulend niederstürzte und ihm die Füße küßte. Doch war es wol kein Wunder, daß dieser Mensch so tief fühlte; denn auch er war musikalisch und wußte, auf seiner langen dünnen Baschkirenpfeife blasend, wahrhaft idyllische Begeisterung in der Brust zu erwecken. Man versetzte sich augenblicklich an den schönsten Unkenteich, an dem jemals ein empfindsames Herz gesessen.

„Ewig werde ich des Augenblickes gedenken, als Tetulow Pripop zum letzten Mal auf der Harmonika spielte. Er hatte, von innerem Gefühl überwältigt, die große spitze Fuchsmütze und nächstdem noch drei kleinere Mützchen, die darunter befindlich, abgenommen und saß da in einem rothen Käppchen, die bezauberndsten Himmellaute hervorfingernd, so daß sein Tiger auch entsetzlich heulte und lamentirte.

„Wie im herzzerschneidenden Weh über das Scheiden des geliebten Freundes zersprangen zuletzt die mehrsten Glocken.

„Darauf zog der Baschkirenobrist Tetulow Pripop weiße Glacé-Handschuhe an und eilte seinem Pulke*) entgegen.

„Ich habe den Vortrefflichen nie wiedergesehen.

„Schreibt doch, würdigster Herr und Freund, an Herrn Gerber nach Sondershausen, daß er in einer etwanigen neuen Ausgabe seines Tonkünstler-Lexikons meines würdigen Obristen Tetulow Pripop mit gebührendem Ruhm gedenke! Gehabt Euch wohl! ꝛc.“

*) Pulk heißt ein Regiment (bei den Kosaken). — A. d. H.

Schreiben

eines Klostergeistlichen an seinen Freund in der Hauptstadt.

1803.

*) Ich danke Dir von Herzen, mein lieber Freund Theodor, daß Du mir die bestellten Bücher so bald übersendet hast. Der Pater Prior hatte die Gnade, mir die Kiste, ohne sie zu öffnen, auf die Zelle zu schicken, und es war mir lieb, daß Bruder Vincentius, der mich besucht hatte, eben fortging, als ich sie erhielt und begierig auspackte. Er würde an den vielen bunten Heften, die Du mir ohne weitere Bestellung mitgeschickt hast, ein Aergerniß genommen haben. Du irrst Dich nicht, mein lieber Freund Theodor: auch in meinen Mauern erfahre ich gern, wie es in der Welt, die ich für immer verließ, zugehet, und deshalb habe ich die „Zeitung für die elegante Welt" und den „Freimüthigen" mit vielem Vergnügen gelesen, unerachtet mir Manches ganz besonders und ungereimt vorkam, welches wol daher rühren mag, daß mir in meiner Zelle die Beziehungen fremd sind. So viel habe ich wohl gesehen, daß die Schriftsteller in den beiden Zeitungen sehr böse auf einander und immer ganz verschiedener Meinung sind. Sie lassen sich manchmal recht grob an und wollen ihre Sache mit häßlichen Ausfällen und anzüglichen Schimpfreden vertheidigen. Das gefällt mir nicht, und ich habe an Se. Hochwürden den Herrn Prälaten gedacht, der einmal den Pater Adalbertus tüchtig ausschalt, weil er in der Predigt am Tage St. Antonii de Padua auf den Doctor Luther ungemein geschimpft hatte. Der Herr Prälat meinte: das hieße der guten Sache mehr schaden als nützen und sei das Zeichen eines rohen, schlechten Gemüths.

Ganz von Freude ergriffen bin ich aber worden, als ich las, daß der berühmte Herr Schiller, der, wenn ich nicht irre, der Verfasser des schönen Gedichts ist, welches „Don Carlos" heißt, und welches ich, als ich noch in der Welt war,

*) Erschien im „Freimüthigen" vom 9. Sept. 1803, und ist überhaupt die erste gedruckte Schrift des Verf. — A. d. H.

gelesen habe, ein neues Trauerspiel verfertigt und darin den Chor nach Art der alten griechischen Tragödien angebracht hat. — Es heißt ja „die Braut von Messina".

Du weißt, mein lieber Freund Theodor, daß ich von je her die Musik eifrig studirt und mich nicht begnügt habe mit dem oberflächlichen theoretischen Wesen, welches hinreicht, etwa eine Votiva, eine Vesper oder ein neues Offertorium für einen Heiligentag zu setzen. Auf die Musik der Alten war mein vorzüglichstes Augenmerk gerichtet, und es ergriff mich immer ein tiefer Schmerz, wenn ich in den alten Schriftstellern von den außerordentlichen Wirkungen las, die sie hervorgebracht haben soll, und daran dachte, daß die Art, wie sie ausgeübt wurde, so ganz verloren gegangen ist. Alles, was ich in den alten Scribenten auffinden konnte über die Musik und die damit verbundenen theatralischen Vorstellungen der alten Griechen, habe ich verglichen; aber noch ist es mir ganz dunkel, was ich — in Vergleichung mit demjenigen, was wir jetzt Declamation und Gesang nennen, — von der Declamation der griechischen Tragödien, die mit Noten bezeichnet war, von Klanginstrumenten begleitet wurde und Melopöia hieß,*) halten soll. Die Chöre der griechischen Tragödien haben sich gewiß noch mehr als die Declamation der übrigen Verse dem eigentlichen Gesange genähert; sie wurden von verschiedenen Stimmen im Einklange vorgetragen und von Klanginstrumenten begleitet. Dies beweist unter andern die Stelle im Philosophen Seneca, wo es heißt:

„Non vides quam multorum vocibus chorus constet, unus tamen ex omnibus sonus redditur. Aliqua illic acuta, aliqua gravis, aliqua media. Accedunt viris feminae, interponuntur tibiae; singulorum illic voces latent, omnium apparent etc."**)

*) Der Klosterbruder irrte. Melopöia hieß nur die Kunst der Tonsetzung für den Gesang, das Verfertigen (Dichten, Componiren) von Gesängen und Liedern, — nicht diese letzteren selbst. — A. d. H.

**) Du siehst nicht, aus wie vieler Menschen Stimmen ein Chor besteht und doch geht aus allen nur ein Ton hervor. Dabei sind einige

Wie das aber eigentlich ins Werk gerichtet wurde, in wie fern sich die Declamation des Chors der wirklichen Melodie näherte oder nicht, davon habe ich keine deutliche Vorstellung, und, so viel ich weiß, ist es auch bis jetzt Niemanden gelungen, dem Dinge so auf die Spur zu kommen, daß man es hätte nachmachen können.

Den Herren Gelehrten in Weimar war die wichtige Entdeckung vorbehalten. So wie ich lese, wird das erwähnte neue Trauerspiel des Herrn Schiller dort auf der Bühne aufgeführt, und unbezweifelt hat man daher die Declamation notirt, und sie wird von Klanginstrumenten begleitet. Schreibe mir, mein Lieber, ob Herr Schiller selbst oder ein Anderer den Alten so glücklich auf die Spur gekommen ist, und welche Mittel man angewendet hat, die Schauspieler und Tonkünstler in das Geheimniß der uns ganz fremd gewordenen Melopöia einzuweihen. Jemand schreibt zwar in dem „Freimüthigen", daß der Chor von sieben Männern gesprochen worden sei, und daß es geklungen habe, als sagten Schüler ihre Lection auf, und ich kann mir auch in der That nichts Läppischeres und Ungereimteres denken, als wenn mehrere Leute auf dem Theater Verse hersagen, ohne an jene notirte Declamation, die sie zum Halten des Tons und des Rhythmus nöthigt, gebunden zu sein. Ich kann es mir aber gar nicht denken, daß die gelehrten Herren in Weimar jemals auf den Gedanken gerathen sein sollten, den griechischen Chor wieder auf das Theater zu bringen, wenn sie nicht die Art seiner Darstellung bei den Alten im ganzen Umfange inne hätten; bei der Vorstellung, die jener tadelsüchtige Mann sah, waren die Tibiisten*) wahrscheinlich noch nicht eingespielt.

Schreibe mir doch ferner, mein lieber Freund Theodor, ob die Flötenspieler die Declamation durch das ganze Stück begleitet oder nur den Chor unterstützt haben, so wie auch,

---

hohe, einige tiefe, einige Mittelstimmen. Zu den Männern treten Frauen, Flöten werden dazu gesetzt; die Stimmen Einzelner bleiben hier verborgen, dort treten die Aller hervor ꝛc. —

*) Flötenbläser. — A. d. H.

ob man die Tragödie mit Masken und mit Kothurn gegeben hat. Auch bin ich begierig, zu wissen, was für eine Wirkung der Chor auf die Zuhörer gemacht hat: ob sie erschüttert worden sind, oder ob es den Schauspielern so gegangen ist, wie dem seligen Herrn Professor Meibom,*) den der ganze Hof der Königin Christina auslachte, als er eine griechische Arie zu singen anfing. Das war unartig, denn der Mann war grundgelehrt und meinte es gut, hatte aber manchmal sehr närrische Einfälle, wie man es in vielen Schriften lesen kann. Endlich wünsche ich von Dir über die Ursache belehrt zu werden, warum der Herr Schiller zu dem Trauerspiel nach griechischer Art nicht eine Heroengeschichte aus der alten, sondern eine Historie aus der neuern Zeit gewählt hat. Das kommt mir so vor, als wenn die hiesigen Nonnen zu St. Ursula das Staatskleid, welches sonst die Gebenedeiete trägt, zu Weihnachten dem heiligen Kinde anziehen; das ist immer zu lang und zu weit, will überall nicht passen und sieht nicht gut aus.

Hat man nur erst die Melopöia wiederhergestellt, und sind die Leute über das Ungewöhnliche des ersten Eindrucks weg, so wird sich das Weitere wol geben. Ohne Klang-Instrumente, ohne notirte Declamation wird Alles nur ein unnützes Geplapper sein. Das Trauerspiel „General Wallenstein", welches von Herrn Schiller in Versen geschrieben sein soll, und die „Hussiten vor Naumburg"**), welches ein schönes Stück sein muß, da sie sich so darüber streiten, werden sie mit der tragischen Baßflöte (Tibia dextra), und die neuen Lustspiele des Herren von Kotzebue in Versen, mit der komischen Diskant-Flöte (Tibia serrana) aufführen. Das möchte ich selbst gerne hören. — Lebe wohl, mein lieber Freund Theodor! Ich bete für dich zu den Heiligen und bin ꝛc.

*) Marcus M. (1630—1711), ein Niederländer, der eine Zeit lang in Schweden lebte. Er ist Verf. eines großen Werkes in 7 Bdn.: „Antiquae musicae scriptores. Amsterd. 1652." —

**) Ein vaterländisches Schauspiel mit Chören, von Aug. v. Kotzebue. Leipzig 1803. — A. d. H.

Neueste Schicksale

eines abenteuerlichen Mannes.

1821.

Vorwort.*)

Nicht gar zu lange ist es her, als in dem hiesigen Gasthofe, das Hôtel de Brandebourg geheißen,**) ein Fremder eingekehrt war, der rücksichts seines Aeußern, seines ganzen Betragens mit Recht ein Wenig seltsam zu nennen. Sehr klein und dabei beinahe magerer als mager, die Kniee merklich einwärts gebogen, ging oder hüpfte er vielmehr mit einer kuriosen, man möchte sagen unangenehmen Geschwindigkeit durch die Straßen und trug Kleider von auffallender Farbe wie Keiner, z. B. Lila, Zeisiggrün ꝛc., die aber, seiner Magerkeit unerachtet, ihm viel zu knapp zugeschnitten waren, und dazu saß ihm ein kleines rundes Hütchen mit einer blinkenden Stahlschnalle ganz schief nach dem linken Ohr zu auf der Frisur. Frisiren und pudern ließ sich der Kleine nämlich jeden Tag auf das Schönste und einen amönen Studentenzopf aus den neunziger Jahren einbinden von dem Genre, das aufstrebende Genies bezeichnet (man sehe: Lichtenberg, über Studentenzöpfe ꝛc.). Der Kleine war ferner ein ganz außerordentlicher Schmecker; er ließ sich die leckersten Schüsseln bereiten und aß und trank mit dem ungemessensten Appetit. Hatte er sich dann satt gegessen und getrunken, so ging ihm der Mund wie eine Windmühle oder wie ein Feuerrad. In einem Athem schwatzte er von Naturphilosophie, seltenen Affen, Theater, Magnetismus, neu erfundenen Haubenstöcken, Poesie, Compressionsmaschinen, Politik und tausend andern Dingen, so daß man wol bald merkte, wie er ein sattsam gebildeter Mann sein und in literarisch-ästhetischen Thees hinlänglich geglänzt haben müsse. — Ueberhaupt verstand sich der Fremde

*) Aus: „H.'s Leben und Nachlaß, herausg. v. Jul. Ed. Hitzig", 3. Aufl. Th. 4, S. 189 ff. —

**) Am Gendarmenmarkt zu Berlin, Charlottenstraße. — A. d. H.

ganz ungemein auf das, was man feine Conversation nennt, und hatte er ein Gläschen Muskat — einen Wein, den er allen übrigen vorzog, — mehr getrunken als dienlich, so ließ er ein liebes herrliches Gemüth verspüren und auch erstaunlich viel deutschen Sinn, wiewol er versicherte, sich deswegen etwas cachiren zu müssen wegen China, wo er voriges Jahr ein Paar Stiefel stehen lassen, das er mit Artigkeit wiederzuerlangen hoffe. Wollte er auch sonst nicht recht mit der Sprache heraus, weß Glaubens, Namens und Standes er eigentlich sei, so entschlüpfte ihm doch in solch gemüthlicher Laune manch bedeutsames Wort, das freilich nun wieder unauflöslichen Räthseln anzugehören schien. Er gab nämlich zu verstehen, daß er sonst als bedeutender Künstler sich reichlich genährt, dann aber auf geheimnißvolle Weise zu einem sehr hohen Stande gelangt, der Jedem weit mehr gewähre als das liebe tägliche Brod. Dabei fuhr er mit beiden Armen auseinander, welche Pantomime, die beinahe anzusehen, als wolle er Jemandem das Maß nehmen, er überhaupt sehr liebte und öfters wiederholte, und zeigte dann mit geheimnißvollem Lächeln in die Mohrenstraße hinein, meinend, wenn man da so hinabginge und so immer fort und fort, so würde man doch wol endlich in den kleinen, von beiden Seiten mit Brombeerstrauch eingefaßten Feldweg kommen, der gleich hinter Cochinchina links ab weiter auf die große Wiese führe, über die hinweg man in ein großes, ganz propres Reich gelange; — und er wisse wohl, wer dort zu seiner Zeit als ein berühmter Kaiser geherrscht und prächtige Goldstücke habe schlagen lassen. Dabei klapperte der Fremde mit Goldstücken in der Tasche und sah so ganz besonders pfiffig aus, daß man auf den Gedanken gerathen mußte, jener Kaiser hinter der großen Wiese sei am Ende Niemand anders gewesen als er, der kleine Fremde selbst.

Wahr ist es, sein Gesicht, das sonst gewöhnlich zusammengeschrumpft wie ein naß gewordener Handschuh, konnte sich manchmal ausglätten zu hellem Sonnenschein, und er hatte dann den gewissen gnädigen Blick, mit dem hohe Herrschaften öfters ein ganzes Rudel armer Leute satt füttern lange Zeit hindurch, und mit den Goldstücken, die er in Hülle und

Fülle besaß, hatte es auch eine ganz eigene Bewandniß. Das Gepräge war nämlich von der Art, daß die Stücke durchaus in keine Rubrik alles nur erdenklichen fremden Geldes zu bringen. Auf der einen Seite stand eine Inschrift, die beinahe chinesisch schien; auf der Kehrseite befand sich aber in dem mit einer turbanähnlichen Krone bedeckten Wappenschilde ein kleiner, niedlicher geflügelter Esel. — Der Wirth des Hauses wollte daher auch diese gänzlich unbekannte Münze nicht eher in Zahlung nehmen, bis auf Befragen der Generalmünzwardein Loos*) ihm versichert, wie das Gold besagter Stücke so überaus fein sei, daß es ordentlicher Uebermuth gewesen, daraus Geld zu prägen.

Wollte man aber nun auch wirklich ahnen, daß der wunderliche Kleine ein incognito reisender asiatischer Potentat, so stand damit wieder Manches in seinem Betragen in dem grellsten Widerspruch. Mit hoher, kreischender Stimme pflegte er nämlich öfters Lieder zu singen, die eben nicht in der vornehmen Welt vorzukommen pflegen, wie z. B.: „Am Sonnabend, am Sonnabend, da ist die Woche zu Ende," oder: „In Berlin, in Berlin, wo die schönen Linden blühn," oder: „Der Schneider muß nach Pankow schnell hinaus" ꝛc. ꝛc.**)

Dann hatte er auch einen unwiderstehlichen Drang, gewisse Tanzböden zu besuchen, wo sich das Handwerk zu vergnügen pflegt mit sattsam geputzten Mägden. Gewöhnlich wurde er mit Schimpf und Schande herausgeworfen, weil er im Dreher nicht in den Tact kommen konnte und der gewandtesten Köchin den eiergelben Schnürstiefel aus der Façon trat. Was aber eigentlich jeder guten Meinung von ihm den Hals brach, war, daß er auf dem Gendarmenmarkt, gerade an einem Marktmorgen, plötzlich wie vom bösen Teufel erfaßt, in eine Häringstonne griff und den ergriffenen Salzmann***) auf einem Beine tanzend verzehrte. Half es, daß er das Weib mit einem geflügelten Esel großartig belohnte? — Jeder schalt ihn einen sittenlosen Menschen, der Gott

*) Gottfried Bernhard L. (1774 1843), Münzrath und Generalwardein in Berlin. —

**) Handwerksburschenlieder. —

***) In Berlin „Schneiderkarpfen" genannt. — A. d. H.

nicht vor Augen habe. Hin war die gute Meinung, und die rettet kein Esel.

Wenige Tage darauf hatte auch der wunderliche Fremdling Berlin verlassen. Zu nicht geringem Erstaunen der Wirthsleute und aller Derer, die gerade aus den Fenstern guckten, war er in einer ganz und gar silbernen Kutsche davongefahren im brausenden Trott. —

Vor wenigen Tagen war an der Wirthstafel im Hôtel de Brandebourg die Rede von diesem seltsamen Manne, und Herr Krause*) erwähnte, daß man auf dem Secretär in der Stube, die er bewohnt, ein Röllchen beschriebenes Papier gefunden, das er aufbewahre. Auf Verlangen erhielt ich dieses Röllchen. Wer schildert aber mein Erstaunen, meine Freude, mein Entzücken, als ich auf den ersten Blick ins Manuscript wahrnahm, daß der Fremde Niemand anders gewesen als der berühmte, zum Kaiser von Aromata avancirte Schneidergeselle Abraham Tonelli, dessen merkwürdige Lebensgeschichte vor mehreren Jahren in dem achten Bande der „Straußfedern" der Lesewelt mitgetheilt wurde. — Merkwürdig genug scheint es, daß gegenwärtige Memoires gerade da, wo jene Lebensgeschichte schließt, anfangen und sich daher derselben ziemlich genau anreihen. Es ist möglich, daß Tonelli in Berlin den Redacteur seiner früheren Lebensgeschichte (Ludwig Tieck) suchte und nicht fand. Hat mir aber nun einmal das Schicksal Tonelli's ferneres Manuscript in die Hände gespielt, so finde ich darin einen Beruf, mich sogleich der Redaction desselben zu unterziehen, und weder Herr Abraham Tonelli noch Herr Ludwig Tieck können dies ungütig aufnehmen.**)

*) Der damalige Wirth des Hotels. — A. d. H.

**) Den geneigten Lesern, die etwa den achten Band der zuerst von Musäus herausgegebenen „Straußfedern", eines Buchs, das sich sehr selten gemacht hat, nicht gleich zur Hand haben sollten, dient Folgendes zur kürzlichen Nachricht: A. Tonelli, von armen Schneidereltern geboren, selbst zu dieser Profession erzogen, aber Hohes im Sinne tragend, begiebt sich auf die Wanderschaft, verirrt sich, entrinnt mit Mühe Räubern, die er aus dem Walde heraus vexirt, und kommt, nachdem er viel Elend erlitten, endlich zu einem polnischen Baron. Dieser lehrt ihn die Kunst, sich mittels einer Wurzel in alle nur möglichen Thiere zu verwandeln, welches ihm viel Vergnügen macht. Er läuft indessen davon, als der Baron ihn, der

Hier ist also die Fortsetzung von

Abraham Tonelli's merkwürdiger Lebensgeschichte.

Vierte Abtheilung.

1.

Lügen ist ein großes Laster, hauptsächlich deshalb, weil es der Wahrheit entgegen, die eine große Tugend. Habe auch nimmer gelogen, als wenn es mein Vortheil. Possedir' überhaupt ein passabel starkes Gewissen, das mich zuweilen derb in den Rücken stößt. Treibt auch jetzt mich an, zu gestehen, daß gelogen, als der Welt schrieb, wie ich alt und grau und doch immer glücklich, und wie die idealischen Träume meiner Jugend in Erfüllung gegangen. War, als das schrieb, noch ein junger hübscher Mann mit rothen Backen, hatte mich aber stark pudern lassen. Aß gerade einen böhmischen Fasan mit Apfelmus und trank Muskatwein dazu. Hielt das für die idealischen Träume meiner Jugend. Wollte mich damit

---

sich gerade in einen kleinen Hund verwandelt hat, als Elephant derb abgeprügelt, und kommt, von einem ungeheuern Vogel als Maus übers Meer getragen, zum König von Persien, dann aber zum türkischen Kaiser, der vor Freude über den seltenen Künstler sich kreuzigt und segnet und ihn leben läßt in Pracht und Freude. Arglistige Diener rauben ihm indessen die Zauberwurzel, und er wird, da er sich nun nicht mehr verwandeln kann, von dem Kaiser mit Schimpf und Schande fortgejagt. Er bettelt sich durch bis nach Sibirien, wo ihn in der Schlafkammer eines Wirthshauses eine verwünschte Katze besucht und ihn um ihre Befreiung bittet, wogegen sie ihm zu einem Schatz verhelfen will. Endlich nach langem Widerspruch giebt er den Bitten und Thränen der Katze nach, läßt sich von ihr die Hand reichen und faßt Zutrauen, als sie ihn nicht kratzt. Er erhält den Schatz und einen Stein, dessen Eigenschaft, den Teufel ihm unterwürfig zu machen, er erst dann entdeckt, als alles Gold verschwunden und er aufs Neue in Noth und Elend gerathen ist. Er zwingt nun den Teufel, ihm so viel Schätze zuzutragen, als er nur vermag, gewinnt die Gunst des Königs von Monopolis durch einen Schmaus, den er ihm in dem Gasthofe giebt, baut ein Schloß, Tonellenburg genannt, und heirathet die Tochter eines Kaufmanns. Diese stirbt, das Schloß brennt ab, der Stein ist verloren, und Tonelli wird als Hexenmeister aus dem Lande gejagt. Er muß aufs Neue sich durchbetteln, trifft auf zwei Leineweber, kehrt mit ihnen in ein Wirthshaus ein, wo der Wirth ihnen ein Zimmer einräumt, das von Poltergeistern heimgesucht werden soll.

brüsten, daß Alles durchgesetzt, was mir vorgenommen, und nun glücklich bis an mein Lebensende. Hatte mein ganzes Bißchen alte Geschichte verschwitzt. Dachte nicht an Krösus, war überhaupt ein eingebildeter Narr, und wie gesagt, Alles erlogen bis auf den guten Appetit, den ich noch heute verspüre. Erlitt auch bald nachher, als ich also gelogen, großes Unglück, Noth und Pein, worüber ich meine ganze Herrlichkeit im Stich lassen und vergessen mußte. O, wie muß sich doch der irdische Mensch hienieden beugen den vernichtenden Launen eines stets wankenden Schicksals! — O täuschender Glanz des Glücks, wie verbleichst Du so schnell, so plötzlich vor dem Gifthauch des Mißgeschicks! — Ist einmal so und nicht anders in der Welt.

2.

Hatte als Kaiser von Aromata eine überaus schöne vortreffliche Kaiserin. War auch ein Engel dabei und konnte singen und spielen, daß Einem das Herz im Leibe lachte. Tanzte auch hübsch. Dachte, als die Flitterwochen vorüber,

---

Als sie spielen und zechen, kommt aus Fußboden und Decke eine ganze Gesellschaft Geister, die sich an eine Tafel setzen und auf das Köstlichste schmausen. Die beiden Leineweber, die zum Mittrinken gezwungen werden, fallen todt um. Als Tonelli trinken soll, ruft er in der Verzweiflung: „Pereat dem Teufel, Vivat Gott dem Herrn!" Sogleich verschwindet die ganze Gesellschaft, und es erscheint ein Geist in der Gestalt eines schönen, großen Vogels, dem Tonelli sein Compliment macht und ihn um Verzeihung bittet wegen des unhöflichen Gebetes, das ihm in der Angst entfahren. Der Vogel erwidert, das habe nichts zu sagen, und rathet ihm, von den Kostbarkeiten auf dem Tisch einen Pokal und eine Perle zu nehmen, die Alles in Gold zu verwandeln vermag. Tonelli thut es, und darauf bringt ihn ein geflügelter Esel nach dem Lande Aromata. Er gewinnt durch seine Goldmacherei die Gunst des Kaisers, der ihm, nachdem er als ein tapferer Feldherr die Feinde des Landes besiegt, gegen Auslieferung der Perle seine Tochter zur Gemahlin giebt, und dem er in der Regierung folgt. Am Schlusse heißt es: „Bin jetzt alt und grau und immer noch glücklich, schreibe aus Zeitvertreib, und weil ich nicht weiß, was ich thun soll, diese meine wahrhafte Geschichte, um der Welt zu zeigen, daß man gewiß und wahrhaftig durchsetzt, was man sich ernsthaft vorgesetzt hat. Habe gottlob noch guten Appetit und hoffe, ihn bis an mein seliges Ende zu behalten. Die idealischen Träume meiner Kinderjahre sind an mir in Erfüllung gegangen: das erleben nur wenige Menschen." — Anm. d. Verf.

daran, daß es wol nun zu meinem Part gehöre, die kostbare Perl' aufzubewahren, bat mir sie daher aus von der Gemahlin. Schlug's mir aber schnippisch ab. Thät den Aerger verbeißen und meinte, die Gemahlin solle aus großer Liebe zu mir meinem Willen nicht entgegen sein. Die Gemahlin schlug es mir aber nochmals rund ab, wurde zornig und blickte mich an mit funkelnden Augen. Hatte noch niemals solche Augen bei einer Weibsperson gesehen und mußte an die schwarze Katze denken. Ließ drei Tage das Maul hängen und vergoß eines Mittags, als die Kaiserin gerade ein gebratenes Spanferkel anschnitt, das zu sehr gepfeffert, bittere Thränen des Unmuths. Das rührte die Gemahlin, und sie sagte, ich solle mir den Verlust der Perl' nicht so zu Herzen nehmen, hätte doch das unschätzbarste Kleinod auf Erden dafür eingetauscht, und wolle sie manchmal die Perl' mir zum Spielen geben. — War doch ein schönes, ehrliches Gemüth, die Kaiserin.

(Mehr ist nicht vorhanden.)

Des Vetters Eckfenster.

1822.

*) Meinen armen Vetter trifft gleiches Schicksal mit dem bekannten Scarron.**) So wie Dieser hat mein Vetter durch eine hartnäckige Krankheit den Gebrauch seiner Füße gänzlich verloren, und es thut noth, daß er sich mit Hilfe standhafter Krücken und des nervichten Arms eines grämlichen Invaliden, der nach Belieben den Krankenwärter macht, aus dem Bette in den mit Kissen bepackten Lehnstuhl und aus dem Lehnstuhl in das Bette schrotet. Aber noch eine Aehnlichkeit trägt mein Vetter mit jenem Franzosen, den eine besondere, aus dem gewöhnlichen Gleise des französischen Witzes ausweichende Art des Humors, trotz der Sparsamkeit seiner Erzeugnisse, in der französischen Literatur feststellte. So wie Scarron schriftstellert mein Vetter, so wie Scarron ist er mit besonderer lebendiger Laune begabt und treibt wunderlichen humoristischen Scherz auf seine eigene Weise. Doch zum Ruhm des deutschen Schriftstellers sei es bemerkt, daß er niemals für nöthig achtete, seine kleinen pikanten Schüsseln mit Asa foetida***) zu würzen, um die Gaumen seiner deutschen Leser, die dergleichen nicht wohl vertragen, zu kitzeln. Es genügt ihm das edle Gewürz, welches, indem es reizt, auch stärkt. Die Leute lesen gerne, was er schreibt; es soll gut sein und ergetzlich; ich verstehe mich nicht darauf. Mich erlabte sonst des Vetters Unterhaltung, und es schien mir gemüthlicher, ihn zu hören, als ihn zu lesen. Doch eben dieser unbesiegbare Hang zur Schriftstellerei hat schwarzes Unheil über

*) Aus: „H.'s Leben und Nachlaß", herausg. von Jul. Ed. Hitzig, 3. Aufl., Th. 4, S. 200 ff. —

**) Paul Sc. (1610–1660), ein französischer Humorist und Satiriker, hatte in Italien sein Vermögen durchgebracht und lebte dann in Paris von einer Pension der Mutter Ludwig's XIV. Obgleich schwer nervenkrank und ein Krüppel, heirathete er Franziska d'Aubigné, die spätere Marquise von Maintenon. —

***) Stinkender Asand, Teufelsdreck, — an der Luft verdichteter Milchsaft einer persischen Pflanze. — A. d. H.

meinen armen Vetter gebracht; die schwerste Krankheit vermochte nicht, den raschen Rädergang der Phantasie zu hemmen, der in seinem Innern fortarbeitete, stets Neues und Neues erzeugend. So kam es, daß er mir allerlei anmuthige Geschichten erzählte, die er, des mannichfachen Wehs, das er duldete, unerachtet, ersonnen. Aber den Weg, den der Gedanke verfolgen mußte, um auf dem Papier gestaltet zu erscheinen, hatte der böse Dämon der Krankheit versperrt. Sowie mein Vetter etwas aufschreiben wollte, versagten ihm nicht allein die Finger den Dienst, sondern der Gedanke selbst war verstoben und verflogen. Darüber verfiel mein Vetter in die schwärzeste Melancholie. „Vetter," sprach er eines Tages zu mir mit einem Ton, der mich erschreckte, „Vetter, mit mir ist es aus. Ich komme mir vor wie jener alte, vom Wahnsinn zerrüttete Maler, der tagelang vor einer in den Rahmen gespannten grundirten Leinwand saß und Allen, die zu ihm kamen, die mannichfachen Schönheiten des reichen, herrlichen Gemäldes anpries, das er eben vollendet.*) Ich gebe es auf, das wirkende, schaffende Leben, welches, zur äußeren Form gestaltet, aus mir selbst hinaustritt, sich mit der Welt befreundend. Mein Geist zieht sich in seine Klause zurück."

Seit der Zeit ließ sich mein Vetter weder vor mir noch vor irgend einem andern Menschen sehen. Der alte grämliche Invalide wies uns murrend und keifend von der Thüre weg wie ein beißiger Haushund.

Es ist nöthig, zu sagen, daß mein Vetter ziemlich hoch in kleinen niedrigen Zimmern wohnt. Das ist nun Schriftsteller- und Dichtersitte. Was thut die niedrige Stubendecke? Die Phantasie fliegt empor und baut sich ein hohes, lustiges Gewölbe bis in den blauen glänzenden Himmel hinein. So ist des Dichters enges Gemach wie jener zwischen vier Mauern eingeschlossene, zehn Fuß ins Gevierte große Garten zwar nicht breit und lang, hat aber stets eine schöne Höhe. Dabei liegt aber meines Vetters Logis in dem schönsten Theile der

*) Vgl. die Serapionsbrüder, Th. 1, S. 177. — A. d. H.

Hauptstadt, nämlich auf dem großen Markte, der von Prachtgebäuden umschlossen ist, und in dessen Mitte das kolossal und genial gedachte Theatergebäude prangt. Es ist ein Eckhaus, was mein Vetter bewohnt, und aus dem Fenster eines kleinen Cabinets übersieht er mit einem Blick das ganze Panorama des grandiosen Platzes.*)

Es war gerade Markttag, als ich, mich durch das Volksgewühl drängend, die Straße hinabkam, wo man schon aus weiter Ferne meines Vetters Eckfenster erblickt. Nicht wenig erstaunte ich, als mir aus diesem Fenster das wohlbekannte rothe Mützchen entgegenleuchtete, welches mein Vetter in guten Tagen zu tragen pflegte. Noch mehr! Als ich näher kam, gewahrte ich, daß mein Vetter seinen stattlichen Warschauer Schlafrock angelegt und aus der türkischen Sonntagspfeife Tabak rauchte. — Ich winkte ihm zu und wehte mit dem Schnupftuch hinauf; es gelang mir, seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, — er nickte freundlich. Was für Hoffnungen! — Mit Blitzesschnelle eilte ich die Treppe hinauf. Der Invalide öffnete die Thüre; sein Gesicht, das, sonst runzlicht und faltig, einem naßgewordenen Handschuh glich, hatte wirklich einiger Sonnenschein zur passabeln Fratze ausgeglättet. Er meinte, der Herr sitze im Lehnstuhl und sei zu sprechen. Das Zimmer war rein gemacht und an dem Bettschirm ein Bogen Papier befestigt, auf dem mit großen Buchstaben die Worte standen:

„Et si male nunc, non olim sic erit.“**)

Alles deutete auf die wiedergekehrte Hoffnung, auf neu erweckte Lebenskraft. — „Ei,“ rief mir der Vetter entgegen, als ich in das Cabinet trat, „ei, kommst Du endlich, Vetter? Weißt Du wol, daß ich rechte Sehnsucht nach Dir empfunden? Denn, unerachtet Du den Henker was nach meinen unsterblichen Werken frägst, so habe ich Dich doch lieb, weil

*) Treue Schilderung von Hoffmann's Wohnung am Gendarmenmarkt Ecke der Charlotten- und Taubenstraße. —

**) Und wenn es jetzt schlecht geht, — einst wird es nicht so sein. — A. d. H.

Du ein munterer Geist bist und amüsable, wenn auch gerade nicht amüsant."

Ich fühlte, daß mir bei dem Compliment meines aufrichtigen Vetters das Blut ins Gesicht stieg.

„Du glaubst," fuhr der Vetter fort, ohne auf meine Bewegung zu achten, „Du glaubst mich gewiß in voller Besserung oder gar von meinem Uebel hergestellt. Dem ist beileibe nicht so. Meine Beine sind durchaus ungetreue Vasallen, die dem Haupt des Herrschers abtrünnig geworden und mit meinem übrigen werthen Leichnam nichts mehr zu schaffen haben wollen. Das heißt, ich kann mich nicht aus der Stelle rühren und karre mich in diesem Räderstuhl hin und her auf anmuthige Weise, wozu mein alter Invalide die melodiösesten Märsche aus seinen Kriegsjahren pfeift. Aber dies Fenster ist mein Trost; hier ist mir das bunte Leben aufs Neue aufgegangen, und ich fühle mich befreundet mit seinem niemals rastenden Treiben. Komm, Vetter, schau hinaus!"

Ich setzte mich dem Vetter gegenüber auf ein kleines Tabouret, das gerade noch im Fensterraum Platz hatte. Der Anblick war in der That seltsam und überraschend. Der ganze Markt schien eine einzige, dicht zusammengedrängte Volksmasse, so daß man glauben mußte, ein dazwischen geworfener Apfel könne niemals zur Erde gelangen. Die verschiedensten Farben glänzten im Sonnenschein, und zwar in ganz kleinen Flecken. Auf mich machte dies den Eindruck eines großen, vom Winde bewegten, hin und her wogenden Tulpenbeets, und ich mußte mir gestehen, daß der Anblick zwar recht artig, aber auf die Länge ermüdend sei, ja wol gar aufgereizten Personen einen kleinen Schwindel verursachen könne, der dem nicht unangenehmen Deliriren des nahen Traumes gleiche. Darin suchte ich das Vergnügen, welches das Eckfenster dem Vetter gewähre, und äußerte ihm dieses ganz unverhohlen.

Der Vetter schlug aber die Hände über dem Kopf zusammen, und es entspann sich zwischen uns folgendes Gespräch:

Der Vetter. Vetter, Vetter! Nun sehe ich wohl, daß auch nicht das kleinste Fünkchen von Schriftstellertalent in Dir

glüht. Das erste Erforderniß fehlt Dir dazu, um jemals in die Fußtapfen Deines würdigen lahmen Vetters zu treten, — nämlich ein Auge, welches wirklich schaut. Jener Markt bietet Dir nichts dar als den Anblick eines scheckichten sinnverwirrenden Gewühls des in bedeutungsloser Thätigkeit bewegten Volkes. Hoho, mein Freund, mir entwickelt sich daraus die mannichfachste Scenerie des bürgerlichen Lebens, und mein Geist, ein wackerer Callot*) oder moderner Chodowiecki,**) entwirft eine Skizze nach der andern, deren Umrisse oft keck genug sind. Auf, Vetter! Ich will sehen, ob ich Dir nicht wenigstens die Primitien***) der Kunst, zu schauen, beibringen kann. Sieh einmal gerade vor Dich hinab auf die Straße! Hier hast Du mein Glas. Bemerkst Du wol die etwas fremdartig gekleidete Person mit dem großen Marktkorbe am Arm, die, mit einem Bürstenbinder in tiefem Gespräche begriffen, ganz geschwinde andere Domestica abzumachen scheint, als die des Leibes Nahrung betreffen?

Ich. Ich habe sie gefaßt. Sie hat ein grell citronenfarbiges Tuch nach französischer Art turbanähnlich um den Kopf gewunden, und ihr Gesicht so wie ihr ganzes Wesen zeigt deutlich die Französin. Wahrscheinlich eine Restantin aus dem letzten Kriege, die ihr Schäfchen hier ins Trockene gebracht hat.

Der Vetter. Nicht übel gerathen! Ich wette, der Mann verdankt irgend einem Zweige französischer Industrie ein hübsches Auskommen, so daß seine Frau ihren Marktkorb mit ganz guten Dingen reichlich füllen kann. Jetzt stürzt sie sich ins Gewühl. Versuche, Vetter, ob Du ihren Lauf in den verschiedensten Krümmungen verfolgen kannst, ohne sie aus dem Auge zu verlieren! Das gelbe Tuch leuchtet Dir vor.

Ich. Ei, wie der brennende gelbe Punkt die Masse durch-

*) S. Th. 5, S. 3. —

**) Daniel Ch. (sprich: Kodowezki), geb. zu Danzig 1726, Maler und Kupferstecher, hat über 2000 Blätter radirt, die geistreich gedacht und charakteristisch gezeichnet sind. Er starb 1801 als Director der Akademie der Künste zu Berlin. —

***) Erstlinge. — A. d. H.

schneidet! Jetzt ist sie schon der Kirche nah, — jetzt seilscht sie um etwas bei den Buden, — jetzt ist sie fort, — o weh, ich habe sie verloren. — Nein, dort am Ende duckt sie wieder auf, — dort bei dem Geflügel; — sie ergreift eine gerupfte Gans, — sie betastet sie mit kennerischen Fingern.

Der Vetter. Gut, Vetter! Das Fixiren des Blicks erzeugt das deutliche Schauen. Doch statt Dich auf langweilige Weise in einer Kunst unterrichten zu wollen, die kaum zu erlernen, laß mich lieber Dich auf allerlei Ergetzliches aufmerksam machen, welches sich vor unsern Augen aufthut! Bemerkst Du wol jenes Frauenzimmer, das sich an der Ecke dort, unerachtet das Gedränge gar nicht zu groß, mit beiden spitzen Ellenbogen Platz macht?

Ich. Was für eine tolle Figur! — Ein seidner Hut, der in kapriziöser Formlosigkeit stets jeder Mode Trotz geboten, mit bunten, in den Lüften wehenden Federn, — ein kurzer seidener Ueberwurf, dessen Farbe in das ursprüngliche Nichts zurückgekehrt, — darüber ein ziemlich honetter Shawl, — der Florbesatz des gelb kattunenen Kleides reicht bis an die Knöchel, — blaugraue Strümpfe, — Schnürstiefel, — hinter ihr eine stattliche Magd mit zwei Marktkörben, einem Fischnetz, einem Mehlsack. — Gott sei bei uns! Was die seidene Person für wüthende Blicke um sich wirft, — mit welcher Wuth sie eindringt in die dichsten Haufen, — wie sie Alles angreift, Gemüse, Obst, Fleisch u. s. w., wie sie Alles beäugelt, betastet, um Alles feilscht und nichts erhandelt!

Der Vetter. Ich nenne diese Person, die keinen Markttag fehlt, die rabiate Hausfrau. Es kommt mir vor, als müsse sie die Tochter eines reichen Bürgers, vielleicht eines wohlhabenden Seifensieders sein, deren Hand nebst annexis ein kleiner Geheimsecretär nicht ohne Anstrengung erworben. Mit Schönheit und Grazie hat sie der Himmel nicht ausgestattet; dagegen galt sie bei allen Nachbarn für das häuslichste, wirthschaftlichste Mädchen, und in der That, sie ist auch so wirthschaftlich und wirthschaftet jeden Tag vom Morgen bis in den Abend auf solche entsetzliche Weise, daß dem armen Geheimsecretär darüber Hören und Sehen ver-

geht und er sich dorthin wünscht, wo der Pfeffer wächst. Stets sind alle Pauken- und Trompetenregister der Einkäufe, der Bestellungen des Kleinhandels und der mannichfachen Bedürfnisse des Hauswesens gezogen, und so gleicht des Geheimsecretärs Wirthschaft einem Gehäuse, in welchem ein aufgezogenes Uhrwerk ewig eine tolle Symphonie, die der Teufel selbst componirt hat, fortspielt. Ungefähr jeden vierten Markttag wird sie von einer andern Magd begleitet.

Sapienti sat!*) — Bemerkst Du wol — doch nein, diese Gruppe, die sich so eben bildet, wäre würdig, von dem Crayon eines Hogarth**) verewigt zu werden. Schau doch nur hin, Vetter, in die dritte Thüröffnung des Theaters!

Ich. Ein Paar alte Weiber, auf niedrigen Stühlen sitzend, — ihr ganzer Kram in einem mäßigen Korbe vor sich ausgebreitet, — die eine hält bunte Tücher feil, sogenannte Vexirwaare, auf den Effect für blöde Augen berechnet, — die andere hat eine Niederlage von blauen und grauen Strümpfen, Strickwolle u. s. w. Sie haben sich zu einander gebeugt, — sie zischeln sich in die Ohren, — die eine genießt ein Schälchen Kaffee; die andere scheint, ganz hingerissen von dem Stoff der Unterhaltung, das Schnäpschen zu vergessen, das sie eben hinabgleiten lassen wollte. In der That ein paar auffallende Physiognomien! Welches dämonische Lächeln, — welche Gesticulation mit den dürren Knochenarmen!

Der Vetter. Diese beiden Weiber sitzen beständig zusammen, und unerachtet die Verschiedenheit ihres Handels keine Collision und also keinen eigentlichen Brodneid zuläßt, so haben sie sich doch bis heute stets mit feindseligen Blicken angeschielt und sich, darf ich meiner geübten Physiognomik trauen, diverse höhnische Redensarten zugeworfen. O sieh, sieh, Vetter! — immer mehr werden sie ein Herz und eine Seele. Die Tuchverkäuferin theilt der Strumpfhändlerin ein

*) Für den Weisen genug! —

**) Wilh. H. (1697—1764), satirischer Zeichner und Kupferstecher in London. Seine Werke sind meisterhaft erklärt von Lichtenberg (13 Bde. Göttingen 1794—1831). — A. d. H.

Schälchen Kaffee mit. Was hat das zu bedeuten? Ich weiß es. Vor wenigen Minuten trat ein junges Mädchen von höchstens sechzehn Jahren, hübsch wie der Tag, deren ganzem Betragen man Sitte und verschämte Dürftigkeit ansah, angelockt von der Vexirwaare, an den Korb. Ihr Sinn war auf ein weißes Tuch mit bunter Borte gerichtet, dessen sie vielleicht eben sehr bedurfte. Sie feilschte darum; die Alte wandte alle Künste mercantilischer Schlauheit an, indem sie das Tuch ausbreitete und die grellen Farben im Sonnenschein schimmern ließ. Sie wurden Handels einig. Als nun aber die Arme aus dem Schnupftuchzipfel die kleine Kasse entwickelte, reichte die Barschaft nicht hin zu solcher Ausgabe. Mit hochglühenden Wangen, hellen Thränen in den Augen entfernte sich das Mädchen, so schnell es konnte, während die Alte, höhnisch auflachend, das Tuch zusammenfaltete und in den Korb zurückwarf. Artige Redensarten mag es dabei gegeben haben. Aber nun kennt der andere Satan die Kleine, und weiß die traurige Geschichte einer verarmten Familie aufzutischen als eine scandalöse Chronik von Leichtsinn und vielleicht gar Verbrechen, zur Gemüthsergetzlichkeit der getäuschten Krämerin. Mit der Tasse Kaffee wurde gewiß eine derbe, faustdicke Verleumdung belohnt.

Ich. Von Allem, was Du da herauscombinirst, lieber Vetter, mag kein Wörtchen wahr sein; aber indem ich die Weiber anschaue, ist mir, Dank sei es Deiner lebendigen Darstellung, Alles so plausibel, daß ich daran glauben muß, ich mag wollen oder nicht.

Der Vetter. Ehe wir uns von der Theaterwand abwenden, laß uns noch einen Blick auf die dicke gemüthliche Frau mit vor Gesundheit strotzenden Wangen werfen, die in stoischer Ruhe und Gelassenheit, die Hände unter die weiße Schürze gesteckt, auf einem Rohrstuhle sitzt und vor sich einen reichen Kram von hellpolirten Löffeln, Messern und Gabeln, Fayence, porzellanenen Tellern und Terrinen von verjährter Form, Theetassen, Kaffeekannen, Strumpfwaare, und was weiß ich sonst, auf weißen Tüchern ausgebreitet hat, so daß ihr Vorrath, wahrscheinlich aus kleinen Auctionen zusammen-

gestümpert, einen wahren Orbis pictus*) bildet. Ohne sonderlich eine Miene zu verziehen, hört sie das Gebot der Feilschenden, sorglos, ob aus dem Handel was wird oder nicht, schlägt zu, streckt die eine Hand unter der Schürze hervor, um eben nur das Geld vom Käufer zu empfangen, den sie die erkaufte Waare selbst nehmen läßt. Das ist eine ruhige, besonnene Handelsfrau, die was vor sich bringen wird. Vor vier Wochen bestand ihr ganzer Kram in ungefähr einem halben Dutzend feiner baumwollener Strümpfe und ebenso viel Trinkgläsern. Ihr Handel steigt mit jedem Markt, und da sie keinen bessern Stuhl mitbringt, die Hände auch noch ebenso unter die Schürze steckt wie sonst, so zeigt das, daß sie Gleichmuth des Geistes besitzt und sich durch das Glück nicht zu Stolz und Uebermuth verleiten läßt. Wie kommt mir doch plötzlich die skurrile Idee zu Sinn! Ich denke mir in diesem Augenblick ein ganz kleines schadenfrohes Teufelchen, das, wie auf jenem Hogarth'schen Blatt unter den Stuhl der Betschwester, hier unter den Sessel der Krämerfrau gekrochen ist und, neidisch auf ihr Glück, heimtückischerweise die Stuhlbeine wegsägt. Plump! fällt sie in ihr Glas und Porzellan, und mit dem ganzen Handel ist es aus. Das wäre denn doch ein Fallissement im eigentlichsten Sinne des Wortes.

Ich. Wahrhaftig, lieber Vetter, Du hast mich jetzt schon besser schauen gelehrt. Indem ich meinen Blick in dem bunten Gewühl der wogenden Menge umherschweifen lasse, fallen mir hin und wieder junge Mädchen in die Augen, die von sauber angezogenen Köchinnen, welche geräumige, glänzende Marktkörbe am Arme tragen, begleitet, den Markt durchstreifen, und um Hausbedürfnisse, wie sie der Markt darbietet, feilschen. Der Mädchen modester Anzug, ihr ganzer Anstand läßt nicht daran zweifeln, daß sie wenigstens vornehmen bürgerlichen Standes sind. Wie kommen Diese auf den Markt?

Der Vetter. Leicht erklärlich. Seit einigen Jahren ist es Sitte geworden, daß selbst die Töchter höherer Staatsbeamten auf den Markt geschickt werden, um den Theil der

*) Eine gemalte Welt. A. d. H.

Hauswirthschaft, was den Einkauf der Lebensmittel betrifft, praktisch zu erlernen.

Ich. In der That eine löbliche Sitte, die nächst dem praktischen Nutzen zu häuslichen Gesinnungen führen muß.

Der Vetter. Meinst Du, Vetter? Ich für meinen Theil glaube das Gegentheil. Was kann der Selbsteinkauf für andere Zwecke haben, als sich von der Güte der Waare und von den wirklichen Marktpreisen zu überzeugen? Die Eigenschaften, das Ansehen, die Kennzeichen eines guten Gemüses, eines guten Fleisches u. s. w. lernt die angehende Hausfrau sehr leicht auf andere Weise erkennen, und das kleine Ersparniß der sogenannten Schwänzelpfennige, das nicht einmal stattfindet, da die begleitende Köchin mit den Verkäufern sich unbedenklich insgeheim versteht, wiegt den Nachtheil nicht auf, den der Besuch des Marktes sehr leicht herbeiführen kann. Niemals würde ich um den Preis von etlichen Pfennigen meine Tochter der Gefahr aussetzen, eingedrängt in den Kreis des niedrigsten Volkes, eine Zote zu hören oder irgend eine lose Rede eines brutalen Weibes oder Kerls einschlucken zu müssen. — Und dann, was gewisse Speculationen liebeseufzender Jünglinge in blauen Röcken zu Pferde oder in gelben Flauschen mit schwarzen Krägen zu Fuß betrifft, so ist der Markt . . . — Doch sieh, sieh, Vetter, wie gefällt Dir das Mädchen, das so eben dort an der Pumpe, von der ältlichen Köchin begleitet, daherkommt? Nimm mein Glas, nimm mein Glas, Vetter!

Ich. Ha, was für ein Geschöpf, die Anmuth, die Liebenswürdigkeit selbst! — Aber sie schlägt die Augen verschämt nieder, — jeder ihrer Schritte ist furchtsam, — wankend; — schüchtern hält sie sich an ihre Begleiterin, die ihr mit forcirtem Angriff den Weg ins Gedränge bahnt. — Ich verfolge sie. — Da steht die Köchin still vor den Gemüsekörben, — sie feilscht, — sie zieht die Kleine heran, die mit halb weggewandtem Gesicht ganz geschwinde, geschwinde Geld aus dem Beutelchen nimmt und es hinreicht, froh, nur wieder los zu kommen. — Ich kann sie nicht verlieren, Dank sei es dem rothen Shawl. — Sie scheinen etwas vergeblich zu suchen. —

Endlich, endlich, — dort weilen sie bei einer Frau, die in zierlichen Körben feines Gemüse feil bietet. — Der holden Kleinen ganze Aufmerksamkeit fesselt ein Korb mit dem schönsten Blumenkohl; — das Mädchen selbst wählt einen Kopf und legt ihn der Köchin in den Korb. — Wie? Die Unverschämte! — Ohne Weiteres nimmt sie den Kopf aus dem Korbe heraus, legt ihn in den Korb der Verkäuferin zurück und wählt einen andern, indem ihr heftiges Schütteln mit dem gewichtigen kantenhaubengeschmückten Haupte noch dazu bemerken läßt, daß sie die arme Kleine, welche zum ersten Male selbständig sein wollte, mit Vorwürfen überhäuft.

Der Vetter. Wie denkst Du Dir die Gefühle dieses Mädchens, der man eine Häuslichkeit aufdringen will, welche ihrem zarten Sinn gänzlich widerstrebt? Ich kenne die holde Kleine: es ist die Tochter eines Geheimen Oberfinanzraths, ein natürliches, von jeder Ziererei entferntes Wesen, von echtem weiblichen Sinn beseelt und mit jenem, jedesmal richtig treffenden Verstande und feinen Tact begabt, der Weibern dieser Art stets eigen. — Hoho, Vetter, das nenne ich glückliches Zusammentreffen! Hier um die Ecke kommt das Gegenstück zu jenem Bilde. Wie gefällt Dir das Mädchen, Vetter?

Ich. Ei, welch eine niedliche, schlanke Gestalt! — Jung — leichtfüßig, — mit keckem, unbefangenem Blick in die Welt hineinschauend, — am Himmel stets Sonnenglanz, — in den Lüften stets lustige Musik. — Wie dreist, wie sorglos sie dem dicken Haufen entgegenhüpft! — Die Servante, die ihr mit dem Marktkorbe folgt, scheint eben nicht älter als sie und zwischen beiden eine gewisse Cordialität zu herrschen. — Die Mamsell hat gar hübsche Sachen an; — der Shawl ist modern, — der Hut passend zur Morgentracht, so wie das Kleid von geschmackvollem Muster, — Alles hübsch und anständig. — O weh, was erblicke ich? Die Mamsell trägt weißseidene Schuhe. Ausrangirte Ballchaussüre auf dem Markt! — Ueberhaupt, je länger ich das Mädchen beobachte, desto mehr fällt mir eine gewisse Eigenthümlichkeit auf, die ich mit Worten nicht ausdrücken kann. Es ist wahr, sie macht, wie es scheint, mit sorglicher Emsigkeit ihre Einkäufe, wählt und wählt,

feilscht und feilscht, spricht, gesticulirt, Alles mit einem lebendigen Wesen, das beinahe bis zur Spannung geht. Mir ist aber, als wolle sie noch etwas Anderes als eben Hausbedürfnisse einkaufen.

Der Vetter. Bravo, bravo, Vetter! Dein Blick schärft sich, wie ich merke. Sieh nur, mein Liebster, trotz der modesten Kleidung hätten Dir — die Leichtfüßigkeit des ganzen Wesens abgerechnet — schon die weißseidenen Schuhe auf dem Markt verrathen müssen, daß die kleine Mamsell dem Ballet oder überhaupt dem Theater angehört. Was sie sonst noch will, dürfte sich vielleicht bald entwickeln. — Ha, getroffen! Schau doch, lieber Vetter, ein Wenig rechts die Straße hinauf und sage mir, wen Du auf dem Bürgersteig vor dem Hotel, wo es ziemlich einsam ist, erblickst!

Ich. Ich erblicke einen großen, schlank gewachsenen Jüngling im gelben, kurzgeschnittenen Flausch mit schwarzem Kragen und Stahlknöpfen. Er trägt ein kleines, rothes, silbergesticktes Mützchen, unter dem schöne schwarze Locken, beinahe zu üppig, hervorquellen. Den Ausdruck des blassen, männlich schön geformten Gesichts erhöht nicht wenig das kleine schwarze Stutzbärtchen auf der Oberlippe. Er hat eine Mappe unter dem Arm, — unbedenklich ein Student, der im Begriff stand, ein Collegium zu besuchen; aber fest eingewurzelt steht er da, den Blick unverwandt nach dem Markt gerichtet, und scheint Collegium und Alles um sich her zu vergessen.

Der Vetter. So ist es, lieber Vetter. Sein ganzer Sinn ist auf unsere kleine Komödiantin gerichtet. Der Zeitpunkt ist gekommen; er naht sich der großen Obstbude, in der die schönste Waare appetitlich aufgethürmt ist, und scheint nach Früchten zu fragen, die eben nicht zur Hand sind. Es ist ganz unmöglich, daß ein guter Mittagstisch ohne Dessert von Obst bestehen kann; unsere kleine Komödiantin muß daher ihre Einkäufe für den Tisch des Hauses an der Obstbude beschließen. Ein runder rothbäckiger Apfel entschlüpft schalkhaft den kleinen Fingern; — der Gelbe bückt sich darnach, hebt ihn auf, — ein leichter anmuthiger Knix der kleinen Theaterfee, —

das Gespräch ist im Gange, — wechselseitiger Rath und Beistand bei einer sattsam schwierigen Apfelsinenwahl vollendet die gewiß bereits früher angeknüpfte Bekanntschaft, indem sich zugleich das anmuthige Rendezvous gestaltet, welches gewiß auf mannichfache Weise wiederholt und variirt wird.

Ich. Mag der Musensohn liebeln und Apfelsinen wählen, so viel er will, mich interessirt das nicht, und zwar um so weniger, da mir dort an der Ecke der Hauptfronte des Theaters, wo die Blumenverkäuferinnen ihre Waare feil bieten, das Engelskind, die allerliebste Geheimrathstochter, von Neuem aufgeschossen ist.

Der Vetter. Nach den Blumen dort schaue ich nicht gerne hin, lieber Vetter; es hat damit eine eigene Bewandniß. Die Verkäuferin, welche der Regel nach den schönsten Blumenflor ausgesuchter Nelken, Rosen und anderer seltener Gewächse hält, ist ein ganz hübsches, artiges Mädchen, strebend nach höherer Cultur des Geistes; denn sowie sie der Handel nicht beschäftigt, liest sie emsig in Büchern, deren Uniform zeigt, daß sie zur großen Kralowski'schen*) ästhetischen Hauptarmee gehören, welche bis in die entferntesten Winkel der Residenz siegend das Licht der Geistesbildung verbreitet. Ein lesendes Blumenmädchen ist für einen belletristischen Schriftsteller ein unwiderstehlicher Anblick. So kam es, daß, als vor langer Zeit mich der Weg bei den Blumen vorbeiführte, — auch an andern Tagen stehen die Blumen zum Verkauf, — ich, das lesende Blumenmädchen gewahrend, überrascht stehen blieb. Sie saß wie in einer dichten Laube von blühenden Geranien und hatte das Buch aufgeschlagen auf dem Schooße, den Kopf in die Hand gestützt. Der Held mußte gerade in augenscheinlicher Gefahr oder sonst ein wichtiger Moment der Handlung eingetreten sein; denn höher glühten des Mädchens Wangen, ihre Lippen bebten; sie schien ihrer Umgebung ganz entrückt. Vetter, ich will Dir die seltsame Schwäche eines Schriftstellers ganz ohne Rücksicht gestehen. Ich war wie festgebannt an die Stelle, — ich trippelte hin und her. Was

*) Eine damalige Berliner Leihbibliothek. — A. d. H.

mag das Mädchen lesen? Dieser Gedanke beschäftigte meine ganze Seele. Der Geist der Schriftstellereitelkeit regte sich und kitzelte mich mit der Ahnung, daß es eins meiner eigenen Werke sei, was eben jetzt das Mädchen in die phantastische Welt meiner Träumereien versetze. Endlich faßte ich ein Herz, trat hinan und fragte nach dem Preise eines Nelkenstockes, der in einer entfernten Reihe stand. Während das Mädchen den Nelkenstock herbeiholte, nahm ich mit den Worten: „Was lesen Sie denn da, mein schönes Kind?" das aufgeklappte Buch zur Hand. O all Ihr Himmel, es war wirklich ein Werklein von mir, und zwar ***. Das Mädchen brachte die Blumen herbei und gab zugleich den mäßigen Preis an. Was Blumen, was Nelkenstock! Das Mädchen war mir in diesem Augenblick ein viel schätzenswertheres Publicum als die ganze elegante Welt der Residenz. Aufgeregt, ganz entflammt von süßesten Autorgefühlen, fragte ich mit anscheinender Gleichgiltigkeit, wie denn dem Mädchen das Buch gefalle. „J, mein lieber Herr," erwiderte das Mädchen, „das ist ein gar schnackisches Buch. Anfangs wird Einem ein Wenig wirrig im Kopfe; aber dann ist es so, als wenn man mitten darin säße." Zu meinem nicht geringen Erstaunen erzählte mir das Mädchen den Inhalt des kleinen Märchens ganz klar und deutlich, so daß ich wohl einsah, wie sie es schon mehrmals gelesen haben mußte. Sie wiederholte, es sei ein gar schnackisches Buch; sie habe bald herzlich lachen müssen, bald sei ihr ganz weinerlich zu Muthe geworden. Sie gab mir den Rath, falls ich das Buch noch nicht gelesen haben sollte, es mir nachmittags von Herrn Kralowski zu holen; denn sie wechsele eben nachmittags Bücher. — Nun sollte der große Schlag geschehen. Mit niedergeschlagenen Augen, mit einer Stimme, die an Süßigkeit dem Honig von Hybla zu vergleichen, mit dem seligen Lächeln des wonnerfüllten Autors lispelte ich: „Hier, mein süßer Engel, hier steht der Verfasser des Buches, welches Sie mit solchem Vergnügen erfüllt hat, vor Ihnen in leibhafter Person." Das Mädchen starrte mich sprachlos an, mit großen Augen und offenem Munde. Das galt mir für den Ausdruck der höchsten Verwunderung, ja eines freudigen Schrecks,

daß das sublime Genie, dessen schaffende Kraft solch ein Werk erzeugt, so plötzlich bei den Geranien erschienen. Vielleicht, dachte ich, als des Mädchens Miene unverändert blieb, vielleicht glaubt sie auch gar nicht an den glücklichen Zufall, der den berühmten Verfasser des *** in ihre Nähe bringt. Ich suchte nun ihr auf alle mögliche Weise meine Identität mit jenem Verfasser darzuthun; aber es war, als sei sie versteinert, und nichts entschlüpfte ihren Lippen, als: „Hm — so? — I, das wäre! — Wie?" — Doch was soll ich Dir die tiefe Schmach, welche mich in diesem Augenblick traf, erst weitläuftig beschreiben. Es fand sich, daß das Mädchen niemals daran gedacht, daß die Bücher, welche sie lese, vorher gedichtet werden müßten. Der Begriff eines Schriftstellers, eines Dichters war ihr gänzlich fremd, und ich glaube wahrhaftig, bei näherer Nachfrage wäre der fromme kindliche Glaube ans Licht gekommen, daß der liebe Gott die Bücher wachsen lasse wie die Pilze.

Ganz kleinlaut fragte ich nochmals nach dem Preise des Nelkenstocks. Unterdessen mußte eine ganz andere dunkle Idee von dem Verfertigen der Bücher dem Mädchen aufgestiegen sein; denn da ich das Geld aufzählte, fragte sie ganz naiv und unbefangen, ob ich denn alle Bücher beim Herrn Kralowski mache. — Pfeilschnell schoß ich mit meinem Nelkenstock vondannen.

Ich. Vetter, Vetter, das nenne ich gestrafte Autoreitelkeit. Doch während Du mir Deine tragische Geschichte erzähltest, verwandte ich kein Auge von meiner Lieblingin. Bei den Blumen allein ließ der übermüthige Küchendämon ihr volle Freiheit. Die grämliche Küchengouvernante hatte den schweren Marktkorb an die Erde gesetzt und überließ sich, indem sie die feisten Arme bald übereinanderschlug, bald, wie es der äußere rhetorische Ausdruck der Rede zu erfordern schien, in die Seiten stemmte, mit drei Colleginnen der unbeschreiblichen Freude des Gespräches, und ihre Rede war, der Bibel entgegen, gewiß viel mehr als ja, ja und nein, nein. Sieh nur, welch einen herrlichen Blumenflor sich der holde Engel ausgewählt hat und von einem rüstigen Burschen nachtragen läßt! Wie? Nein, das will mir nicht ganz gefallen, daß sie im Wandeln Kirschen aus dem kleinen Körbchen nascht; wie wird das feine

Battisttuch, das wahrscheinlich darin befindlich, sich mit dem Obst befreunden?

Der Vetter. Der jugendliche Appetit des Augenblicks frägt nicht nach Kirschflecken, für die es Kleesalz und andere probate Hausmittel giebt. Und das ist eben die wahrhaft kindliche Unbefangenheit, daß die Kleine nun von den Drangsalen des bösen Marktes sich in wiedererlangter Freiheit ganz gehen läßt.

Doch schon lange ist mir jener Mann aufgefallen und ein unauflösbares Räthsel geblieben, der eben jetzt dort an der zweiten entfernten Pumpe an dem Wagen steht, auf dem ein Bauerweib aus einem großen Faß um ein Billiges Pflaumenmus verspendet. Fürs Erste, lieber Vetter, bewundere die Agilität des Weibes, das, mit einem langen hölzernen Löffel bewaffnet, erst die großen Verkäufe zu Viertel-, halben und ganzen Pfunden beseitigt, und dann den gierigen Näschern, die ihre Papierchen, mitunter auch wol ihre Pelzmütze hinhalten, mit Blitzesschnelle das gewünschte Dreierkleckschen zuwirft, welches sie sogleich als stattlichen Morgenimbiß wohlgefällig verzehren! — Kaviar des Volks! — Bei dem geschickten Vertheilen des Pflaumenmuses mittels des geschwenkten Löffels fällt mir ein, daß ich einmal in meiner Kindheit hörte, es sei auf einer reichen Bauernhochzeit so splendid hergegangen, daß der delicate, mit einer dicken Kruste von Zimmt, Zucker und Nelken überhäutete Reisbrei mittels eines Dreschflegels vertheilt worden. Jeder der werthen Gäste durfte nur ganz gemüthlich das Maul aufsperren, um die gehörige Portion zu bekommen, und es ging auf diese Weise recht zu wie im Schlaraffenland. Doch, Vetter, hast Du den Mann ins Auge gefaßt?

Ich. Allerdings. — Weß Geisteskind ist die tolle, abenteuerliche Figur? Ein wenigstens sechs Fuß hoher, winddürrer Mann, der noch dazu kerzengerade mit eingebogenem Rücken da steht. Unter dem kleinen dreieckigen, zusammengequetschten Hütchen starrt hinten die Kokarde eines Haarbeutels hervor, der sich dann in voller Breite dem Rücken sanft anschmiegt. Der graue, nach längst verjährter Sitte zugeschnittene Rock schließt sich, vorne von oben bis unten zugeknöpft, enge an

den Leib an, ohne eine einzige Falte zu werfen, und schon erst, als er an den Wagen schritt, konnte ich bemerken, daß er schwarze Beinkleider, schwarze Strümpfe und mächtige zinnerne Schnallen an den Schuhen trägt. Was mag er nur in dem viereckigen Kasten haben, den er so sorglich unter dem linken Arm trägt, und der beinahe dem Kasten eines Tabulettkrämers gleicht?

Der Vetter. Das wirst Du gleich erfahren; schau nur aufmerksam hin!

Ich. Er schlägt den Deckel des Kastens zurück, — die Sonne scheint hinein, — strahlende Reflexe! — Der Kasten ist mit Blech gefüttert. — Er macht der Pflaumenmusfrau, indem er das Hütchen vom Kopfe zieht, eine beinahe ehrfurchtsvolle Verbeugung. — Was für ein originelles, ausdrucksvolles Gesicht! — Feingeschlossene Lippen — eine Habichtsnase — große, schwarze Augen — hochstehende, starke Augenbrauen — eine hohe Stirn — schwarzes Haar — das Toupet en coeur frisirt, mit kleinen steifen Löckchen über den Ohren. — Er reicht den Kasten der Bauerfrau auf den Wagen, die ihn ohne Weiteres mit Pflaumenmus füllt und, ihm freundlich nickend, wieder zurückreicht. — Mit einer zweiten Verbeugung entfernt sich der Mann, — er windet sich hinan an die Häringstonne, — er zieht ein Schubfach des Kastens hervor, legt einige erhandelte Salzmänner hinein und schiebt das Fach wieder zu. — Ein drittes Schubfach ist, wie ich sehe, zu Petersilie und anderem Wurzelwerk bestimmt. — Nun durchschneidet er mit langen, gravitätischen Schritten den Markt in verschiedenen Richtungen, bis ihn der reiche, auf einem Tisch ausgebreitete Vorrath von gerupftem Geflügel festhält. So wie überall macht er auch hier, ehe er zu feilschen beginnt, einige tiefe Verbeugungen, — er spricht viel und lange mit der Frau, die ihn mit besonders freundlicher Miene anhört, — er setzt den Kasten behutsam auf den Boden nieder und ergreift zwei Enten, die er ganz bequem in die weite Rocktasche schiebt. — Himmel, es folgt noch eine Gans! — Den Puter schaut er blos an mit liebäugelnden Blicken; — er kann doch nicht unterlassen, ihn wenigstens mit dem Zeige- und Mittelfinger lieb-

kosend zu berühren. — Schnell hebt er seinen Kasten auf, verbeugt sich gegen das Weib ungemein verbindlich und schreitet, sich mit Gewalt losreißend von dem verführerischen Gegenstand seiner Begierde, vondannen. — Er steuert geradezu los auf die Fleischerbuden. — Ist der Mensch ein Koch, der für ein Gastmahl zu sorgen hat? — Er erhandelt eine Kalbskeule, die er noch in eine seiner Riesentaschen gleiten läßt. — Nun ist er fertig mit seinem Einkauf. Er geht die Charlottenstraße hinauf mit solchem ganz seltsamen Anstand und Wesen, daß er aus irgend einem fremden Lande herabgeschneit zu sein scheint.

Der Vetter. Genug habe ich mir schon über diese exotische Figur den Kopf zerbrochen. — Was denkst Du, Vetter, zu meiner Hypothese? Dieser Mensch ist ein alter Zeichenmeister, der in mittelmäßigen Schulanstalten sein Wesen getrieben hat und vielleicht noch treibt. Durch allerlei industriöse Unternehmungen hat er viel Geld erworben; er ist geizig, mißtrauisch, Cyniker bis zum Ekelhaften, Hagestolz. — Nur einem Gott opfert er, — dem Bauche; — seine ganze Lust ist, gut zu essen, versteht sich, allein auf seinem Zimmer. — Er ist durchaus ohne alle Bedienung; er besorgt Alles selbst. — An Markttagen holt er, wie Du gesehen hast, seine Lebensbedürfnisse für die halbe Woche und bereitet in einer kleinen Küche, welche dicht bei seinem armseligen Stübchen belegen, selbst seine Speisen, die er dann, da der Koch es stets dem Gaumen des Herrn zu Dank macht, mit gierigem, ja vielleicht thierischem Appetit verzehrt. Wie geschickt und zweckmäßig er einen alten Malkasten zum Marktkorbe aptirt hat, auch das hast Du bemerkt, lieber Vetter.

Ich. Weg von dem widrigen Menschen!

Der Vetter. Warum widrig? „Es muß auch solche Käuze geben," sagt ein welterfahrener Mann,*) und er hat Recht; denn die Varietät kann nie bunt genug sein. Doch mißfällt Dir der Mann so sehr, lieber Vetter, so kann ich Dir darüber, was er ist, thut und treibt, noch eine andere Hypothese auf-

*) Goethe im Faust (Werke, Hempel'sche Ausg., Th. 12, S. 112). — A. d. H.

stellen. Vier Franzosen, und zwar sämmtlich Pariser, ein Sprachmeister, ein Fechtmeister, ein Tanzmeister und ein Pastetenbäcker, kamen in ihren Jugendjahren gleichzeitig nach Berlin und fanden, wie es damals (gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts) gar nicht fehlen konnte, ihr reichliches Brod. Seit dem Augenblicke, als die Diligence sie vereinigte, schlossen sie den engsten Freundschaftsbund, blieben ein Herz und eine Seele und verlebten jeden Abend nach vollbrachter Arbeit zusammen als echte alte Franzosen in lebhafter Conversation bei frugalem Abendessen.

Des Tanzmeisters Beine waren stumpf geworden, des Fechtmeisters Arme durch das Alter entnervt, dem Sprachmeister Rivale, die sich der neuesten Pariser Mundart rühmten, über den Kopf gestiegen, und die schlauen Erfindungen des Pastetenbäckers überboten jüngere Gaumenkitzler, von den eigensinnigsten Gastronomen in Paris ausgebildet.

Aber Jeder des treu verbundenen Quatuors hatte indessen sein Schäfchen*) ins Trockene gebracht. Sie zogen zusammen in eine geraume, ganz artige, jedoch entlegene Wohnung, gaben ihre Geschäfte auf und lebten zusammen, altfranzösischer Sitte getreu, ganz lustig und sorgenfrei, da sie selbst den Bekümmernissen und Lasten der unglücklichen Zeit geschickt zu entgehen wußten. Jeder hat ein besonderes Geschäft, wodurch der Nutzen und das Vergnügen der Societät befördert wird. Der Tanzmeister und der Fechtmeister besuchen ihre alten Scholaren, ausgediente Officiers von höherem Range, Kammerherren, Hofmarschälle u. s. w.; denn sie hatten die vornehmste Praxis und sammeln die Neuigkeiten des Tages zum Stoff für ihre Unterhaltung, der nie ausgehen darf. Der Sprachmeister durchwühlt die Läden der Antiquare, um immer mehr französische Werke auszumitteln, deren Sprache die Akademie gebilligt hat. Der Pastetenbäcker sorgt für die Küche; er kauft ebenso gut selbst ein, als er die Speisen ebenfalls selbst bereitet, worin ihm ein alter französischer Hausknecht beisteht. Außer diesem besorgt für jetzt, da eine alte

*) Verdorbenes niederdeutsches Sprichwort! Statt des sinnlosen „Schäfchen" heißt es ursprünglich: Schiffchen (schepken), Lebensschiffchen. — A. d. H.

zahnlose Französin, die sich von der französischen Gouvernante bis zur Aufwaschmagd heruntergedient hatte, gestorben, ein pausbäckiger Junge, den die Vier von den Orphelins français zu sich genommen, die Bedienung. — Dort geht der kleine Himmelblaue, an einem Arm einen Korb mit Mundsemmeln, an dem andern einen Korb, in welchem der Salat hoch aufgethürmt ist. — So habe ich den widrigen cynischen deutschen Zeichenmeister augenblicklich zum gemüthlichen französischen Pastetenbäcker umgeschaffen, und ich glaube, daß sein Aeußeres, sein ganzes Wesen, recht gut dazu paßt.

Ich. Diese Erfindung macht Deinem Schriftstellertalent Ehre, lieber Vetter. Doch mir leuchten schon seit ein paar Minuten dort jene hohen weißen Schwungfedern in die Augen, die sich aus dem dichtsten Gedränge des Volks emporheben. Endlich tritt die Gestalt dicht bei der Pumpe hervor: Ein großes, schlankgewachsenes Frauenzimmer von gar nicht üblem Aussehen; — der Ueberrock von rosarothem schweren Seidenzeuge ist funkelnagelneu, — der Hut von der neuesten Façon, der daran befestigte Schleier von schönen Spitzen, — weiße Glacé-Handschuhe. — Was nöthigte die elegante, wahrscheinlich zu einem Dejeuner eingeladene Dame, sich durch das Gewühl des Marktes zu drängen? — Doch wie? Auch sie gehört zu den Einkäuferinnen? Sie steht still und winkt einem alten, schmutzigen, zerlumpten Weibe, die ihr, ein lebhaftes Bild der Misere in der Hefe des Volks, mit einem halbzerbrochenen Marktkorbe am Arm mühsam nachhinkt. Die geputzte Dame bleibt an der Ecke des Theatergebäudes stehen, um dem erblindeten Landwehrmann, der dort an die Mauer gelehnt steht, ein Almosen zu geben. Sie zieht mit Mühe den Handschuh von der rechten Hand, — hilf, Himmel, eine blutrothe, noch dazu ziemlich mannhaft gebaute Faust kommt zum Vorschein. Doch ohne lange zu suchen und zu wählen, drückt sie dem Blinden rasch ein Stück Geld in die Hand, läuft schnell bis in die Mitte der Charlottenstraße und setzt sich dann in einen majestätischen Promenadenschritt, mit dem sie, ohne sich weiter um ihre zerlumpte Begleiterin zu kümmern, die Charlottenstraße hinauf nach den Linden wandelt.

Der Vetter. Das Weib hat, um sich auszuruhen, den Korb an die Erde gesetzt, und Du kannst mit einem Blick den ganzen Einkauf der eleganten Dame übersehen.

Ich. Der ist in der That wunderlich genug: Ein Kohlkopf — viele Kartoffeln — einige Aepfel — ein kleines Brod — einige Häringe, in Papier gewickelt — ein Schafkäse, nicht von der appetitlichsten Farbe — eine Hammelleber — ein kleiner Rosenstock — ein Paar Pantoffeln — ein Stiefelknecht. — Was in aller Welt . . .

Der Vetter. Still, still, Vetter, genug von der Rosenrothen! — Betrachte aufmerksam jenen Blinden, dem das leichtsinnige Kind der Verderbniß Almosen spendete. Giebt es ein rührenderes Bild unverdienten menschlichen Elends und frommer in Gott und Schicksal ergebener Resignation? Mit dem Rücken an die Mauer des Theaters gelehnt, beide abgedörrten Knochenhände auf einen Stab gestützt, den er einen Schritt vorgeschoben, damit das unvernünftige Volk ihm nicht über die Füße laufe, das leichenblasse Antlitz emporgehoben, das Landwehrmützchen in die Augen gedrückt, steht er regungslos vom frühen Morgen bis zum Schluß des Marktes an derselben Stelle.

Ich. Er bettelt, und doch ist für die erblindeten Krieger so gut gesorgt.

Der Vetter. Du bist in gar großem Irrthum, lieber Vetter. Dieser arme Mensch macht den Knecht eines Weibes, welches Gemüse feil hält, und die zu der niedrigeren Klasse dieser Verkäuferinnen gehört, da die vornehmere das Gemüse in auf Wagen gepackten Körben herbeifahren läßt. Dieser Blinde kommt nämlich jeden Morgen, mit vollen Gemüsekörben bepackt wie ein Lastthier, so daß ihn die Bürde beinahe zu Boden drückt und er sich nur mit Mühe im wankenden Schritt mittels des Stabes aufrecht erhält, herbei. Eine große, robuste Frau, in deren Diensten er steht, oder die ihn vielleicht nur eben zum Hinschaffen des Gemüses auf den Markt gebraucht, giebt sich, wenn nun seine Kräfte beinahe ganz erschöpft sind, kaum die Mühe, ihn beim Arm zu ergreifen und weiter an Ort und Stelle, nämlich eben an den

Platz, den er jetzt einnimmt, hinzuhelfen. Hier nimmt sie ihm die Körbe vom Rücken, die sie selbst hinüberträgt, und läßt ihn stehen, ohne sich im Mindesten um ihn eher zu bekümmern, als bis der Markt geendet ist und sie ihm die ganz oder nur zum Theil geleerten Körbe wieder aufpackt.

Ich. Es ist doch merkwürdig, daß man die Blindheit, sollten auch die Augen nicht verschlossen sein, oder sollte auch kein anderer sichtbarer Fehler den Mangel des Gesichts verrathen, dennoch an der emporgerichteten Stellung des Hauptes, die den Erblindeten eigenthümlich, sogleich erkennt; es scheint darin ein fortwährendes Streben zu liegen, etwas in der Nacht, die den Blinden umschließt, zu erschauen.

Der Vetter. Es giebt für mich keinen rührenderen Anblick, als wenn ich einen solchen Blinden sehe, der mit emporgerichtetem Haupt in die weite Ferne zu schauen scheint. Untergegangen ist für den Armen die Abendröthe des Lebens; aber sein inneres Auge strebt schon, das ewige Licht zu erblicken, das ihm in dem Jenseits voll Trost, Hoffnung und Seligkeit leuchtet. — Doch ich werde zu ernst. — Der blinde Landwehrmann bietet mir jeden Markttag einen Schatz von Bemerkungen dar. Du gewahrst, lieber Vetter, wie sich bei diesem armen Menschen die Mildthätigkeit der Berliner recht lebhaft ausspricht. Oft ziehen ganze Reihen an ihm vorüber, und Keiner daraus verfehlt, ihm ein Almosen zu reichen. Aber die Art und Weise, wie dieses gereicht wird, hierin liegt Alles. Schau einmal, lieber Vetter, eine Zeit lang hin und sag mir, was Du gewahrst!

Ich. Eben kommen drei, vier, fünf stattliche derbe Hausmägde; die mit zum Theil schwer ins Gewicht fallenden Waaren übermäßig vollgepackten Körbe schneiden ihnen beinahe die nervigen blau aufgelaufenen Arme wund; sie haben Ursache, zu eilen, um ihre Last los zu werden, und doch weilt jede einen Augenblick, greift schnell in den Marktkorb, und drückt dem Blinden ein Stück Geld, ohne ihn einmal anzusehen, in die Hand. Die Ausgabe steht als nothwendig und unerläßlich auf dem Etat des Markttages. Das ist recht! — Da kommt eine Frau, deren Anzuge, deren ganzem Wesen

man die Behaglichkeit und Wohlhabenheit deutlich anmerkt; — sie bleibt vor dem Invaliden stehen, zieht ein Beutelchen hervor und sucht und sucht, und kein Stück Geld scheint ihr klein genug zum Act der Wohlthätigkeit, den sie zu vollführen gedenkt. Sie ruft ihrer Köchin zu, — es findet sich, daß auch dieser die kleine Münze ausgegangen, — sie muß erst bei den Gemüseweibern wechseln. Endlich ist der zu verschenkende Dreier herbeigeschafft. Nun klopft sie dem Blinden auf die Hand, damit er ja merke, daß er etwas empfangen werde; — er öffnet den Handteller; — die wohlthätige Dame drückt ihm das Geldstück hinein und schließt ihm die Faust, damit die splendide Gabe ja nicht verloren gehe. — Warum trippelt die kleine niedliche Mamsell so hin und her und nähert sich immer mehr und mehr dem Blinden? Ha, im Vorbeihuschen hat sie schnell, daß es gewiß Niemand als ich, der ich sie auf dem Korn meines Glases habe, bemerkte, dem Blinden ein Stück Geld in die Hand gesteckt; — das war gewiß kein Dreier. — Der glaue, wohlgemästete Mann im braunen Rocke, der dort so gemüthlich dahergeschritten kommt, ist gewiß ein sehr reicher Bürger. Auch er bleibt vor dem Blinden stehen und läßt sich in ein langes Gespräch mit ihm ein, indem er den übrigen Leuten den Weg versperrt und sie hindert, dem Blinden Almosen zu spenden. Endlich, endlich zieht er eine mächtige grüne Geldbörse aus der Tasche, entknüpft sie nicht ohne Mühe und wühlt so entsetzlich im Gelde, daß ich glaube, es bis hierher klappern zu hören. „Parturiunt montes!“ *) Doch will ich wirklich glauben, daß der edle Menschenfreund, vom Bilde des Jammers hingerissen, sich bis zum schlechten Groschen verstieg. — Bei Allem dem meine ich doch, daß der Blinde an den Markttagen nach seiner Art keine geringe Einnahme macht, und mich wundert, daß er Alles ohne das mindeste Zeichen von Dankbarkeit annimmt; nur eine leise Bewegung der Lippen, die ich wahrzunehmen glaube, zeigt, daß er etwas spricht, was wol Dank sein mag; — doch auch diese Bewegung bemerke ich nur zuweilen.

*) Die Berge gebären (und eine Maus kommt heraus), lateinisches Sprichwort. — A. d. H.

Der Vetter. Da hast Du den entschiedenen Ausdruck vollkommen abgeschlossener Resignation. Was ist ihm das Geld? — Er kann es nicht nutzen; erst in der Hand eines Andern, dem er sich rücksichtslos anvertrauen muß, erhält es seinen Werth. Ich kann mich sehr irren; aber mir scheint, als wenn das Weib, deren Gemüsekörbe er trägt, eine fatale böse Sieben sei, die den Armen schlecht hält, unerachtet sie höchst wahrscheinlich alles Geld, was er empfängt, in Beschlag nimmt. Jedesmal, wenn sie die Körbe zurückbringt, keift sie mit dem Blinden, und zwar in dem Grade mehr oder weniger, als sie einen bessern oder schlechtern Markt gemacht hat. Schon das leichenblasse Gesicht, die abgehungerte Gestalt, die zerlumpte Kleidung des Blinden läßt vermuthen, daß seine Lage schlimm genug ist, und es wäre die Sache eines thätigen Menschenfreundes, diesem Verhältniß näher nachzuforschen. —

Ich. Indem ich den ganzen Markt überschaue, bemerke ich, daß die Mehlwagen dort, über welche Tücher wie Zelte aufgespannt sind, deshalb einen malerischen Anblick gewähren, weil sie dem Auge ein Stützpunkt sind, um den sich die bunte Masse zu deutlichen Gruppen bildet.

Der Vetter. Von den weißen Mehlwagen und den mehlbestaubten Mühlknappen und Müllermädchen mit rosenrothen Wangen, jede eine „bella molinara“,*) kenne ich gerade auch etwas Entgegengesetztes. Mit Schmerz vermisse ich nämlich eine Köhlerfamilie, die sonst ihre Waare gradüber meinem Fenster am Theater feil bot und jetzt hinübergewiesen sein soll auf die andere Seite. Diese Familie besteht aus einem großen robusten Mann mit ausdrucksvollem Gesicht, markigen Zügen, heftig, beinahe gewaltsam in seinen Bewegungen, — genug, ganz treues Abbild der Köhler, wie sie in Romanen vorzukommen pflegen. In der That, begegnete ich diesem Manne einsam im Walde, es würde mich ein Wenig frösteln, und seine freundschaftliche Gesinnung würde mir in dem Augenblicke die liebste auf Erden sein. Diesem Manne steht als zweites Glied der Familie im schneidendsten Contrast

*) Schöne Müllerin, s. Th. XI, S. 144. — A. d. H.

ein kaum vier Fuß hoher, seltsam verwachsener Kerl entgegen, der die Possirlichkeit selbst ist. Du weißt, lieber Vetter, daß es Leute giebt von gar seltsamem Bau; auf den ersten Blick muß man sie für bucklig erkennen, und doch vermag man bei näherer Betrachtung durchaus nicht anzugeben, wo ihnen denn eigentlich der Buckel sitzt.

Ich. Ich erinnere mich hierbei des naiven Ausspruchs eines geistreichen Militärs, der mit einem solchen Naturspiel in Geschäften viel zu thun hatte, und dem das Unergründliche des wunderlichen Baues ein Anstoß war. „Einen Buckel," sagte er, „einen Buckel hat der Mensch; aber wo ihm der Buckel sitzt, das weiß der Teufel!"

Der Vetter. Die Natur hatte im Sinn, aus meinem kleinen Kohlenbrenner eine riesenhafte Figur von etwa sieben Fuß zu bilden; denn dieses zeigen die kolossalen Hände und Füße, beinahe die größten, die ich in meinem Leben gesehen. Dieser kleine Kerl, mit einem großkragigen Mäntelchen bekleidet, eine wunderliche Pelzmütze auf dem Haupte, ist in steter rastloser Unruhe; mit einer unangenehmen Beweglichkeit hüpft und trippelt er hin und her, ist bald hier, bald dort und müht sich, den Liebenswürdigen, den Scharmanten, den „primo amoroso" *) des Marktes zu spielen. Kein Frauenzimmer, gehört es nicht geradehin zum vornehmern Stande, läßt er vorübergehen, ohne ihm nachzutrippeln und mit ganz unnachahmlichen Stellungen, Geberden und Grimassen Süßigkeiten auszustoßen, die nun freilich im Geschmack der Kohlenbrenner sein mögen. Zuweilen treibt er die Galanterie so weit, daß er im Gespräch den Arm sanft um die Hüften des Mädchens schlingt und, die Mütze in der Hand, der Schönheit huldigt oder ihr seine Ritterdienste anbietet. Merkwürdig genug, daß die Mädchen sich nicht allein das gefallen lassen, sondern überdies dem kleinen Ungethüm freundlich zunicken und seine Galanterien überhaupt gar gerne zu haben scheinen. Dieser kleine Kerl ist gewiß mit einer reichen Dosis von natürlichem Mutterwitz, dem entschiedenen Talent fürs Possirliche

*) Ersten Liebhaber. — A. d. H.

und der Kraft, es darzustellen, begabt. Er ist der Pagliasso,*) der Tausendsasa, der Allerweltskerl in der ganzen Gegend, die den Wald umschließt, wo er hauset; ohne ihn kann keine Kindtaufe, kein Hochzeitschmaus, kein Tanz im Kruge, kein Gelag bestehen; man freuet sich auf seine Späße und belacht sie das ganze Jahr hindurch. Der Rest der Familie besteht, da die Kinder und etwaigen Mägde zu Hause gelassen werden, nur noch aus zwei Weibern von robustem Bau und finsterm, mürrischem Ansehen, wozu freilich der Kohlenstaub, der sich in den Falten des Gesichts festsetzt, viel beiträgt. Die zärtliche Anhänglichkeit eines großen Spitzes, mit dem die Familie jeden Bissen theilt, den sie während des Marktes selbst genießt, zeigte mir übrigens, daß es in der Köhlerhütte recht ehrlich und patriarchalisch zugehen mag. Der Kleine hat übrigens Riesenkräfte, weshalb die Familie ihn dazu braucht, die verkauften Kohlensäcke den Käufern ins Haus zu schaffen. Ich sah oft ihn von den Weibern mit wol zehn großen Körben bepacken, die sie hoch übereinander auf seinen Rücken häuften, und er hüpfte damit fort, als fühle er keine Last. Von hinten sah nun die Figur so toll und abenteuerlich aus, als man nur etwas sehen kann. Natürlicherweise gewahrte man von der werthen Figur des Kleinen auch nicht das Allermindeste, sondern blos einen ungeheuern Kohlensack, dem unten ein paar Füßchen angewachsen waren. Es schien ein fabelhaftes Thier, eine Art märchenhaftes Känguruh über den Markt zu hüpfen.

Ich. Sieh, sieh, Vetter, dort an der Kirche entsteht Lärm. Zwei Gemüseweiber sind wahrscheinlich über das leidige Meum und Tuum**) in heftigen Streit gerathen und scheinen, die Fäuste in die Seiten gestemmt, sich mit feinen Redensarten zu bedienen. Das Volk läuft zusammen, — ein dichter Kreis umschließt die Zankenden, — immer stärker und gellender erheben sich die Stimmen, — immer heftiger fechten sie mit den Händen durch die Lüfte, — immer näher rücken sie sich auf den Leib. Gleich wird es zum Faustkampf kommen.

*) Hanswurst. —
**) Mein und Dein. — A. d. H.

Die Polizei macht sich Platz. Wie? Plötzlich erblicke ich eine Menge Glanzhüte zwischen den Zornigen, — im Augenblick gelingt es den Gevatterinnen, die erhitzten Gemüther zu besänftigen. Aus ist der Streit — ohne Hilfe der Polizei; — ruhig kehren die Weiber zu ihren Gemüsekörben zurück; — das Volk, welches nur einigemal, wahrscheinlich bei besonders drastischen Momenten des Streits, durch lautes Aufjauchzen seinen Beifall zu erkennen gab, läuft auseinander.

Der Vetter. Du bemerkst, lieber Vetter, daß dieses während der ganzen langen Zeit, die wir hier am Fenster zugebracht, der einzige Zank war, der sich auf dem Markt entspann und der lediglich durch das Volk selbst geschwichtigt wurde. Selbst ein ernsterer, bedrohlicherer Zank wird gemeinhin von dem Volke selbst auf diese Weise gedämpft, daß sich Alles zwischen die Streitenden drängt und sie auseinanderbringt. Am vorigen Markttage stand zwischen den Fleisch- und Obstbuden ein großer, abgelumpter Kerl von frechem, wildem Ansehen, der mit einem vorübergehenden Fleischerknecht plötzlich in Streit gerieth. Er führte ohne Weiteres mit dem furchtbaren Knittel, den er wie ein Gewehr über die Schulter gelehnt trug, einen Schlag gegen den Knecht, der diesen unfehlbar zu Boden gestreckt haben würde, wäre er nicht geschickt ausgewichen und in seine Bude gesprungen. Hier bewaffnete er sich aber mit einer gewaltigen Fleischeraxt und wollte dem Kerl zu Leibe. Alle Aspecten waren dazu da, daß das Ding sich mit Mord und Todtschlag endigen und das Criminalgericht in Thätigkeit gesetzt werden würde. Die Obstfrauen, lauter kräftige und wohlgenährte Gestalten, fanden sich aber verpflichtet, den Fleischerknecht so liebreich und fest zu umarmen, daß er sich nicht aus der Stelle zu rühren vermochte; er stand da mit hoch emporgeschwungener Waffe, wie es in jener pathetischen Rede vom „rauhen Pyrrhus" heißt:

„Wie ein gemalter Wüthrich,
Und wie parteilos zwischen Kraft und Willen
That er nichts." *)

*) Vgl. Shakespeare's Hamlet, 2. Aufz., 3. Scene. — A. d. H.

Unterdessen hatten andere Weiber, Bürstenbinder, Stiefelknechtverkäufer u. s. w., den Kerl umringend, der Polizei gegönnt, heranzukommen und sich seiner, der mir ein freigelassener Sträfling schien, zu bemächtigen.

Ich. Also herrscht in der That im Volk ein Sinn für die zu erhaltende Ordnung, der nicht anders als für Alle sehr ersprießlich wirken kann.

Der Vetter. Ueberhaupt, mein lieber Vetter, haben mich meine Beobachtungen des Marktes in der Meinung bestärkt, daß mit dem Berliner Volk seit jener Unglücksperiode, da ein frecher, übermüthiger Feind das Land überschwemmte und sich vergebens mühte, den Geist zu unterdrücken, der bald wie eine gewaltsam zusammengedrückte Spiralfeder mit erneuter Kraft emporsprang, eine merkwürdige Veränderung vorgegangen ist. Mit einem Wort: das Volk hat an äußerer Sittlichkeit gewonnen; und wenn Du Dich einmal an einem schönen Sommertage gleich nachmittags nach den Zelten bemühst und die Gesellschaften beobachtest, welche sich nach Moabit einschiffen lassen, so wirst Du selbst unter gemeinen Mägden und Taglöhnern ein Streben nach einer gewissen Courtoisie bemerken, das ganz ergetzlich ist. Es ist der Masse so gegangen wie dem Einzelnen, der viel Neues gesehen, viel Ungewöhnliches erfahren und der mit dem „Nil admirari“*) die Geschmeidigkeit der äußern Sitte gewonnen. Sonst war das Berliner Volk roh und brutal; man durfte z. B. als Fremder kaum nach einer Straße oder nach einem Hause oder sonst nach etwas fragen, ohne eine grobe oder verhöhnende Antwort zu erhalten oder durch falschen Bescheid gefoppt zu werden. Der Berliner Straßenjunge, der den kleinsten Anlaß, einen etwas auffallenden Anzug, einen lächerlichen Unfall, der Jemandem geschah, zu dem abscheulichsten Frevel benutzte, existirt nicht mehr. Denn jene Cigarrenjungen vor den Thoren, die den „fidelen Hamburger mit avec du feu“ ausbieten, diese Galgenstricke, welche ihr Leben in Spandau oder Straußberg oder, wie noch kürzlich einer von ihrer Rasse, auf dem Schaffot

*) Nichts bewundern! — A. d. H.

endigen, sind keineswegs das, was der eigentliche Berliner Straßenjunge war, der, nicht Vagabund, sondern gewöhnlich Lehrbursche bei einem Meister, — es ist lächerlich zu sagen, — bei aller Gottlosigkeit und Verderbniß doch ein gewisses Point d'Honneur besaß, und dem es an gar drolligem Mutterwitz nicht mangelte.

Ich. O lieber Vetter, laß mich Dir in aller Geschwindigkeit sagen, wie neulich mich ein solcher fataler Volkswitz tief beschämt hat. Ich gehe vors Brandenburger Thor und werde von Charlottenburger Fuhrleuten verfolgt, die mich zum Aufsitzen einladen. Einer von ihnen, ein höchstens sechzehn- bis siebzehnjähriger Junge, trieb die Unverschämtheit so weit, daß er mich mit seiner schmutzigen Faust beim Arm packte. „Will Er wol nicht mich anfassen!" fahre ich ihn zornig an. „Nun, Herr," erwiderte der Junge ganz gelassen, indem er mich mit seinen stieren Augen anglotzte, „nun, Herr, warum soll ich Ihnen denn nicht anfassen? Sind Sie vielleicht nicht ehrlich?"

Der Vetter. Haha! Dieser Witz ist wirklich einer, aber recht aus der stinkenden Grube der tiefsten Depravation gestiegen. — Die Witzwörter der Berliner Obstweiber u. a. waren sonst weltberühmt, und man that ihnen sogar die Ehre an, sie Shakespearisch zu nennen, unerachtet bei näherer Beleuchtung ihre Energie und Originalität nur vorzüglich in der schamlosen Frechheit bestand, womit sie den niederträchtigsten Schmutz als pikante Schüssel auftischten. — Sonst war der Markt der Tummelplatz des Zanks, der Prügeleien, des Betrugs, des Diebstahls, und keine honette Frau durfte es wagen, ihren Einkauf selbst zu besorgen, ohne sich der größten Unbill auszusetzen. Denn nicht allein, daß das Hökervolk gegen sich selbst und alle Welt zu Felde zog, so gingen noch Menschen ausdrücklich darauf aus, Unruhe zu erregen, um dabei im Trüben zu fischen, wie z. B. das aus allen Ecken und Enden der Welt zusammengeworbene Gesindel, welches damals in den Regimentern steckte. Sieh, lieber Vetter, wie jetzt dagegen der Markt das anmuthige Bild der Wohlbehaglichkeit und des sittlichen Friedens darbietet! Ich weiß, enthusiastische Rigoristen, hyperpatriotische Asketiker eifern grimmig gegen

diesen vermehrten äußern Anstand des Volks, indem sie meinen, daß mit dieser Abgeschliffenheit der Sitte auch das Volksthümliche abgeschliffen werde und verloren gehe. Ich meines Theils bin der festen, innersten Ueberzeugung, daß ein Volk, welches sowol den Einheimischen als den Fremden nicht mit Grobheit oder höhnischer Verachtung, sondern mit höflicher Sitte behandelt, dadurch unmöglich seinen Charakter einbüßen kann. Mit einem sehr auffallenden Beispiel, welches die Wahrheit meiner Behauptung darthut, würde ich bei jenen Rigoristen gar übel wegkommen.

Immer mehr hatte sich das Gedränge vermindert; immer leerer und leerer war der Markt worden. Die Gemüseverkäuferinnen packten ihre Körbe zum Theil auf herbeigekommene Wagen, — zum Theil schleppten sie sie selbst fort, — die Mehlwagen fuhren ab, — die Gärtnerinnen schafften den übrig gebliebenen Blumenvorrath auf große Schiebkarren. Geschäftiger zeigte sich die Polizei, Alles und vorzüglich die Wagenreihe in gehöriger Ordnung zu erhalten. Diese Ordnung wäre auch nicht gestört worden, wenn es nicht hin und wieder einem schismatischen Bauerjungen eingefallen wäre, quer über den Platz seine eigene neue Behringsstraße zu entdecken, zu verfolgen und seinen kühnen Lauf mitten durch die Obstbuden geradezu nach der Thüre der deutschen Kirche zu richten. Das gab denn viel Geschrei und viel Ungemach des zu genialen Wagenlenkers.

„Dieser Markt," sprach der Vetter, „ist auch jetzt ein treues Abbild des ewig wechselnden Lebens. Rege Thätigkeit, das Bedürfniß des Augenblicks trieb die Menschenmasse zusammen; in wenigen Augenblicken ist Alles verödet. Die Stimmen, welche im wirren Getöse durcheinanderströmten, sind verklungen, und jede verlassene Stelle spricht das schauerliche ‚Es war!' nur zu lebhaft aus."

Es schlug ein Uhr; der grämliche Invalide trat ins Cabinet und meinte mit verzogenem Gesicht, der Herr möge doch nun endlich das Fenster verlassen und essen, da sonst die auf-

getragenen Speisen wieder kalt würden. — „Also hast Du doch Appetit, lieber Vetter?“ fragte ich. — „O ja,“ erwiderte der Vetter mit schmerzlichem Lächeln, „Du wirst es gleich sehen.“

Der Invalide rollte ihn ins Zimmer. Die aufgetragenen Speisen bestanden in einem mäßigen, mit Fleischbrühe gefüllten Suppenteller, einem in Salz aufrecht gestellten, weichgesottenen Ei und einer halben Mundsemmel.

„Ein einziger Bissen mehr,“ sprach der Vetter leise und wehmüthig, indem er meine Hand drückte, „das kleinste Stückchen des verdaulichsten Fleisches verursacht mir die entsetzlichsten Schmerzen und raubt mir allen Lebensmuth und das letzte Fünkchen von guter Laune, das noch hin und wieder aufglimmen will.“ *)

Ich wies nach dem am Bettschirm befestigten Blatt, indem ich mich dem Vetter an die Brust warf und ihn heftig an mich drückte.

„Ja, Vetter,“ rief er mit einer Stimme, die mein Innerstes durchdrang und es mit herzzerschneidender Wehmuth erfüllte, „ja, Vetter: Et si male nunc, non olim sic erit!“ —

Armer Vetter!

*) Hoffmann's damaliger Zustand treu aufgefaßt. — Anm. Hitzig's.

Die Genesung.

Fragment aus einem noch ungedruckten Werke.

1822.

Ich begab mich in den entlegenen, wildverwachsenen Theil des Waldes, wo ich den wunderlichen Baum mit seinen halb verdorrten, halb grünen Aesten und seinen malerischen Laubgruppen angetroffen hatte, um ihn so, wie er leibt und lebt, in mein Malerbuch einzutragen. Schon hatte ich meine Mappe zurechtgelegt, den Crayon gespitzt und mich in die gehörige Positur gesetzt, als durch das dicke Gebüsch ein herrschaftlicher Wagen rasselte. Mit Mühe bahnten sich die Pferde Schritt vor Schritt einen Weg durch das wilde Gestrüpp, und es schien in der That ein seltsamer Einfall der Fahrenden, gerade außer Weg und Steg den von hundert anmuthigen Wegen durchschnittenen Wald aufs Neue ohne Noth durchbrechen zu wollen.

Endlich, als die Pferde weder vor- noch rückwärts kommen zu können schienen, hielt der Wagen. Der Schlag öffnete sich, und heraus stieg ein junger, sauber in Schwarz gekleideter Mann, den ich, als er aus dem dicken Gestrüpp heraustrat, für den jungen Doctor O... erkannte.

Er sah aufmerksam umher und schien offenbar sich überzeugen zu wollen, daß Niemand in der Nähe sei. Es wollte mich bedünken, als habe sein Wesen etwas besonders Aengstliches, als sei sein Blick seltsam wirr und unstät. Ich schäme mich jetzt meiner Thorheit; der unheimliche Schauer irgend einer Unthat, deren ich in dem Augenblick den guten, harmlosen Doctor O... für fähig hielt, durchdrang mich, und ich kam mir stolzerweise mit sammt meinem Malerbuch voll verfehlter Skizzen vor wie die rächende Nemesis, die im

Finstern schleicht gleich mir hier unter den dickbelaubten Bäumen.

Doctor O... ging zum Wagen zurück. Der Schlag wurde aufs Neue geöffnet, und heraus schlüpfte eine junge Dame, so schön, so schlank, so anmuthig, so malerisch in einen Shawl gewickelt, als nur jemals eine junge Dame in dem zierlichsten, rührendsten Roman in der Einsamkeit aus dem Wagen geschlüpft ist und die Lunte eines rasselnden, zischenden, knallenden Feuerwerks von hundert wunderbaren Abenteuern entzündet hat. Du kannst denken, wie ich in der höchsten Spannung durch das dicke Gebüsch schlich, um dem Paare näher zu kommen und mir von ihrem Beginnen nicht das Mindeste entgehen zu lassen. Ich hatte mich hinter ihren Rücken manövrirt und hörte jetzt den Doctor sagen: „Ich habe hier einen Platz ausgemittelt, der zu unsern Zwecken nicht günstiger sein kann. Es steht hier ein wunderbarer Baum, dessen Fuß Rasen umgeben; ich selbst habe schon gestern einige Rasenstücke ausgestochen und eine ganz stattliche Rasenbank zu Stande gebracht. Die ausgehöhlte Stelle ist einem Grabe gleich, und so ist schon symbolisch angedeutet, was wir hier beginnen wollen: Tod und Auferstehung."

„Ja," wiederholte die Dame mit herzzerschneidender Wehmuth, indem sie des Doctors Hand ergriff, der sie feurig an die Lippen drückte, „ja, Tod und Auferstehung!"

Mir starrte das Blut in den Adern, — unwillkürlich entfloh mir ein leises Ach. Der Satan hatte sein Spiel: Die Dame drehte sich um, — meine werthe Figur stand dicht vor ihr. Vor Erstaunen hätte ich in die Erde sinken mögen. Niemand anders war die Dame als das liebenswürdigste Mädchen in B....., das Fräulein Wilhelmine von S... Auch sie schien vor Schreck und Staunen sich kaum aufrecht halten zu können; sie schlug die Hände zusammen und rief ganz zerknirscht: „Um Gott, o mein Leben! Wie kommen Sie hierher, Theodor, an diesen ungelegenen Ort, zu dieser ungelegenen Stunde?"

Die rächende Nemesis mit der Malermappe fiel mir wieder ein, und ich sprach mit einem gewichtigen Ton, wie ungefähr

Minos oder Rhadamantus*) ihre Sprüche verkündigen mögen: „Es kann sein, mein sehr werthes und bis zu dieser Minute hochgeachtetes Fräulein, daß ich Ihnen sehr ungelegen komme; doch vielleicht sind es die Schicksalsmächte selbst, die mich hierher brachten, um irgend eine ruchlose . . ."

Der Doctor ließ mich nicht vollenden, sondern fiel mir zürnend in die Rede, indem seine Wangen sich entflammten: „Du bewährst Dich wieder heute in Deiner alten Rolle, nämlich als Eulenspiegel."

Damit nahm er das Fräulein bei der Hand und führte sie zu dem Wagen zurück, an dessen geöffnetem Schlage sie stehen blieb.

Der Doctor kehrte zu mir, der ich ganz verblüfft dastand und nicht wußte, was ich sagen, was ich denken sollte, wieder zurück, indem er sprach: „Laß uns dort auf jenem abgehauenen Baumstamm Platz nehmen! Denn es sind mehr als zwei Worte, die ich Dir zu sagen habe.

„Du bist ja in dem Hause des Geheimraths von S... bekannt. Du besuchst seine großen Thees, wo sich hundert Personen die Köpfe zerstoßen, hin und her rennend, ohne daß ein Einziger weiß, was er eigentlich will, in denen ein langweiliges, insipides Gespräch, kaum genährt von den kärglichsten Mitteln, durchhilft, bis es doch am Ende, nachdem die unglücklichen Bedienten, von allen Seiten gedrängt, mehrere honette Personen mit Wein begossen und diverse Torten dagegen unversehrt die Runde gemacht haben, dennoch eines schmählichen Todes stirbt." —

„Wart," unterbrach ich den Doctor, „wart, daß Dich die Lästerzunge, die Frau von H..., nicht hört und Dich aus Rache, weil sie selbst an ihre Thees denken muß, bei der Frau von S... verklagt, die sofort den Bann über Dich aussprechen und Dich von ihren Thees gänzlich excludiren würde. Und wer eilt denn, als hinge das Glück des Lebens davon ab, zu jedem dieser insipiden Thees? Wer benutzt sorglich

*) Die Richter der Unterwelt, nach der altgriechischen Mythologie. — A. d. H.

jede Gelegenheit, das S...'sche Haus zu besuchen? Ei, ei, mein Freund, ich merke was, — die schöne Wilhelmine..."

„Lassen wir das," sprach der Doctor, „und bemerken wir, daß dort im Wagen sich Personen befinden, die auf das Ende unsers Gespräches nur zu begierig warten! Mit zwei Worten: die Familie des Geheimraths von S... ist seit undenklicher Zeit eine durchaus hochadelige; kein einziges Glied, vorzüglich männlicherseits, war aus der Art geschlagen. Um so entsetzlicher mußte es dem Vater des Herrn Geheimraths von S... sein, als sein jüngster Sohn, Siegfried geheißen, wirklich der Erste war, der aus der Art schlug. Alles künstliche Ueberbauen half nicht; ein tiefes, herrliches Gemüth machte sich Platz, selbst unter den hochadeligen Gemüthern. Man spricht allerlei. Viele sagen, Siegfried habe wirklich an einer Geisteskrankheit gelitten. Ich kann es nicht glauben. Genug, der Vater hielt ihn eingesperrt, und nur des Tyrannen Tod gab ihm die Freiheit.

„Dies ist nun der Onkel Siegfried, den Du in der Gesellschaft bemerkt haben mußt, wie er mit diesem oder jenem Gelehrten, den er aufgesucht und gefunden, geistreiche Worte wechselt. Die vornehmen Herren behandeln ihn zuweilen sichtlich als blos tolerirt, welches er ihnen in solch reichlichem Maße erwidert, daß sie besser thäten, davon abzustehen. Wahr ist es, daß er sich zuweilen, vorzüglich wenn sein Geist auf Dinge geräth, in denen man gut thut, die alte Mönchsphilosophie zu befolgen, nach welcher „es rathsam, die Welt gehen zu lassen, wie sie geht, und von dem Herrn Prior nichts zu reden als Gutes," viel zu sehr von dem Feuer wahrhaftiger Ueberzeugung hinreißen läßt, so daß die diplomatischen Herren nicht selten mit angekniffenen Ohren und zugedrückten Augen erschrocken in die entferntesten Winkel des Saales fliehen. Niemand als Fräulein Wilhelmine wußte ihn dann so geschickt zu umkreisen, daß er sich stets nur bei den vertrautesten Freunden befand und sehr bald den Saal verließ.

„Vor einigen Monaten wurde der arme alte Onkel Siegfried von einer schweren Nervenkrankheit befallen, aus der ihm eine fixe Idee zurückblieb, die, da sie feststeht, nachdem der Körper gesund ist, in wirklichen Wahnsinn ausgeartet.

Er bildete sich nämlich ein, die Natur, erzürnt über den Leichtsinn der Menschen, die ihre tiefere Erkenntniß verschmähten, die ihre wunderbaren, geheimnißvollen Arbeiten nur für ein reges Spiel zu kindischer Lust auf dem armseligen Tummelplatz ihrer Lüste hielten, habe ihnen zur Strafe das Grün genommen; in ewige schwarze Nacht sei nun der sanfte Schmuck des Frühlings versenkt, die sehnsüchtige Hoffnung der Liebe, das Vertrauen der wunden Brust, wenn der junge Sonnengott die zarten Keime aus ihren Wiegen lockt, daß sie als fröhliche Kinder emporsprossen und grünen, grüne Büsche und Bäume werden, im Flüstern und Rauschen die Liebe der Mutter, die sie selbst an ihrer Brust nährt und pflegt, mit süßer Stimme preisend.

„Dahin ist das Grün, dahin die Hoffnung, dahin alle Seligkeit der Erde; denn verschmachtend, weinend verschwimmt das Blau, das Alles mit liebenden Armen umschloß. Alle Mittel, dieser Idee zu widerstehen, blieben vergebens, und Du kannst denken, daß der Alte der trostlosen, verderblichen Hypochondrie, welche natürlicherweise diese Idee mit sich bringt, zu erliegen drohte. Ich gerieth auf den Gedanken, auf ganz eigene Weise zur Heilung des Wahnsinnigen den Magnetismus anzuwenden.

„Fräulein Wilhelmine ist des Alten Herzblatt, und ihr allein gelang es, in schlaflosen Nächten dadurch einigen Trost in seine Seele zu bringen, daß sie, wenn er im halben Schlummer lag, leise — leise von grünen Bäumen und Büschen sprach und auch wol sang. Es waren vorzüglich jene schönen Worte Calderon's, womit in der „Blume und Schärpe" Lisida das Grün preist und welche ein kunstfertiger, fein empfindender Freund in Musik gesetzt hat. Du kennst das Lied:

„In der grünen Farbe glänzen
Ist die schönste Wahl der Welt,
Und was lieblich dar sich stellt. —
Grün ist ja die Tracht des Lenzen,
Und man sieht, um ihn zu kränzen,

Keimend aus der Erde Grüften,
Ohne Stimmen, doch in Düften
Athmend, in den grünen Wiegen
Buntgefärbte Blumen liegen,
Welche Sterne sind den Lüften."

„Die Methode, das dem Schlafe vorhergehende Delirium, das schon an und für sich selbst dem magnetischen Halbschlafe sehr nahe verwandt, dazu anzuwenden, in die Seele des beunruhigten Kranken beschwichtigende Ideen zu bringen, ist nicht neu. Irr' ich nicht, so bediente sich schon Puysegur*) ihrer. Du wirst aber nun gleich sehen, von welchem Hauptschlage meiner Kunst ich die völlige Genesung des Alten zu erlangen hoffe."

Der Doctor stand auf, schritt auf Fräulein Wilhelmine zu und sprach ein paar Worte. Dann folgte ich dem Doctor, und schwer mußte es mir in der That nicht fallen, mich mit der seltsamen Ungewöhnlichkeit des Auftrittes darüber zu entschuldigen, daß ich geblieben und in gewisser Art den Lauscher gemacht.

Wir gingen nun an den Kutschenschlag. Ein junger Mann stieg aus, und bald trug dieser mit Hilfe des Doctors und des mitgekommenen Jägers den schlummernden Alten zu dem seltsamen Baume in der Mitte des Platzes und legte ihn sanft in bequemer Stellung auf die Rasenbank, die, wie der geneigte Leser es weiß, der Doctor mit eigener kunstgeübter Hand errichtet hatte.

Der Alte bot durchaus einen rührenden, herzerhebenden Anblick dar. Seine große, schöne Gestalt war in einen langen Ueberrock von silbergrauem leichten Sommerzeuge gekleidet, und er trug ein Mützchen von demselben Zeuge auf dem Haupte, unter dem nur sparsam ein paar weiße Löckchen hervorblickten. Sein Gesicht, unerachtet die Augen geschlossen,

*) Armand M. J. de Chastenet, Marquis de Puysegur (1752—1825), einer der thätigsten Förderer des thierischen Magnetismus in Frankreich. — A. d. H.

hatte einen unbeschreiblichen Ausdruck der tiefsten Wehmuth, und doch war es, als sei er in seligen Hoffnungsträumen entschlummert.

Fräulein Wilhelmine setzte sich an das Hauptende der Rasenbank, so daß, wenn sie sich über das Antlitz des Alten beugte, ihr Athem seine Lippen berührte. Der Doctor nahm Platz auf einem mitgebrachten Feldstuhl vor dem Alten, so wie es die magnetische Operation zu erfordern schien. Während nun der Doctor sich mühte, den Alten auf die sanfteste Weise aus dem Schlafe zu bringen, sang das Fräulein Wilhelmine leise:

„In der grünen Farbe glänzen,
Ist die schönste Wahl der Welt" 2c.

Der Alte schien den Duft des Gesträuches, der Bäume, der vorzüglich stark war, da die Linden in voller Blüthe standen, mit unendlicher Wonne einzuathmen. Endlich schlug er mit einem tiefen Seufzer die Augen auf und starrte um sich, doch, wie es schien, ohne einen Gegenstand deutlich ins Auge fassen zu können. Der Doctor zog sich leise zur Seite. Das Fräulein schwieg. Der Alte lallte kaum verständlich: „Grün!"

Da ließ es die ewige Macht des Himmels geschehen, daß eine besondere anmuthige Gunst des Schicksals die Liebe des Fräuleins lohnte und die Bemühungen des guten Doctors unterstützte. In dem Augenblicke, als der Onkel das Wort „Grün" lallte, fuhr nämlich ein Vogel tirilirend durch die Aeste des Baums, und von dem Flattern seines Gefieders brach ein blühender Zweig und fiel dem Alten auf die Brust.

Da erwachte die Röthe des Lebens auf dem Antlitze des Alten. Er erhob sich und rief begeistert mit emporgerichteten Augen: „Himmelsbote, seliger Himmelsbote, bringst Du mir den Oelzweig des Friedens, bringst Du mir das Grün, bringst Du mir die Hoffnung selbst? Sei gegrüßt, Du Hoffnung! Ströme über in sehnsüchtiger Lust, blutendes Herz!"

Plötzlich schwächer werdend, lispelte er kaum hörbar: „Das ist der Tod," und sank auf die Rasenbank, von der er sich zur sitzenden Stellung kräftig erhoben, wieder zurück. Der

junge Gehilfe des Doctors flößte ihm etwas Aether ein, und während Fräulein Wilhelmine aufs Neue sang:

„In der grünen Farbe glänzen" 2c.

schlug der Alte die Augen auf und schaute nun mit bestimmtem Blick in der Gegend umher. „Ha," sprach er dann mit ungewisser Stimme, „in der That, dieser Traum neckt mich auf besondere Weise."

Es lag etwas von bitterem Hohn in den Worten des Alten, der nach dem, was vorausgegangen, um so entsetzlicher erschien. Tief ergriffen stürzte Fräulein Wilhelmine bei der Rasenbank nieder, faßte beide Hände des Alten, benetzte sie mit Thränen und rief mit der schmerzlichsten Wehmuth: „O, mein theuerster, bester Onkel, nicht jetzt neckt Sie ein Traum, nein, ein böses — böses Gespenst hielt Sie in entsetzlichen Träumen wie in schweren Ketten gefangen. O Himmelsfreude, die Ketten sind gesprengt! — Sie haben, bester, theuerster Vater, Ihre Freiheit wieder; o, glauben, glauben Sie daran! Das heitere, rege Leben lacht Sie an mit aller süßen Hoffnung im schönsten Schmelz des Grüns."

„Grün!" rief der Alte mit dröhnender Stimme, indem er starrer um sich schaute. Nach und nach schien er die Gegenstände bestimmter zu unterscheiden und seinen Blick besonders auf gewisse Bäume und Büsche zu heften.

„Onkel Siegfried", lispelte mir der Doctor ins Ohr, „hat diesen Ort schon seit vielen Jahren besonders geliebt und in tiefer Einsamkeit besucht. Vorzüglich mag der wunderbare Baum auch seinen Hang zu wunderlichen Combinationen naturhistorischer Erscheinungen geweckt und ihn dieser romantische Platz auch von der Seite besonders interessirt haben."

Noch immer saß der Alte, um sich schauend; doch immer weicher und weicher und wehmüthiger wurde sein Blick, bis ein Thränenstrom ihm aus den Augen stürzte. Er faßte mit der Rechten Wilhelminens, mit der Linken des Doctors Hand und zog sie heftig neben sich auf die Rasenbank nieder.

„Seid Ihr es, Kinder?“ rief er dann mit einer Stimme, deren Seltsamkeit, beinahe Schauer erregend, ein unheimlich verstörtes Gemüth zu verkünden schien, welches sich selbst bekämpft und zu sammeln versucht, „seid Ihr es wirklich, meine Kinder?“ —

„O mein bester, gütigster Onkel,“ sprach Wilhelmine beschwichtigend, „ich halte Sie ja in meinen Armen, — Sie sind ja hier an einem Platz des Waldes, den Sie stets so liebten, — Sie sitzen ja unter dem selt . . .“

Auf einen Wink des Doctors stockte Wilhelmine und fuhr dann nach beinahe unmerklicher Pause fort, den Lindenzweig erhebend: „Und dieses Zeichen des Friedens, — halten Sie es jetzt nicht in Händen, theuerster Onkel?“

Der Alte drückte den Zweig an seine Brust und schaute mit Blicken umher, die jetzt erst Lebenskraft und eine gewisse unnennbare, verklärte Heiterkeit zeigten. Der Kopf sank ihm auf die Brust, und er sprach viele leise Worte, die jedem der Umstehenden unverständlich blieben. Dann aber sprang er mit wilder Vehemenz von der Rasenbank auf, breitete beide Arme aus und rief, daß der Wald von dem Tone seiner Stimme widerhallte:

„Gerechte ewige Macht des Himmels, bist Du es selbst, die mich an ihre Brust ruft? Ja, es ist das herrliche, rege Leben, das mich umgiebt, das meiner Brust zuströmt, so daß alle Poren sich öffnen und Raum geben dem seligsten Entzücken! — O Kinder, Kinder, welche Zunge singt das Lob, den Preis der Mutter würdig genug! O Grün, Grün, mein mütterliches Grün! Nein, ich allein war es, der trostlos vor dem Throne des Höchsten lag. Nie hast Du der Menschheit gezürnt. Nimm mich in Deine Arme!“

Es war, als wollte der Alte rasch vorwärts schreiten; doch knickte er im jähen Krampf zusammen und sank leblos nieder. Alle erschraken heftig, Keiner aber wol mehr als der Doctor, der befürchten mußte, daß seine gewagte Cur auf entsetzliche Weise mißlingen könne. Doch nur wenige Secunden war der Alte mit Naphtha und Aether bedient worden, als er die Augen wieder aufschlug. Und nun begab sich das Merk-

würdigste, was Niemand und am Allerwenigsten der Doctor hatte vermuthen können.

Von Wilhelminen und dem Doctor umfaßt, ließ der Alte sich auf dem schönen Platze herumführen, und immer ruhiger, immer heiterer wurde sein Antlitz, sein ganzes Benehmen, und es war herrlich, wie eine klare Phantasie, ein heller Verstand immer mehr siegend hervorbrach.

Auch mich bemerkte der Baron und zog mich ins Gespräch. Endlich fand der Doctor, daß für die erste Ausfahrt nach so langer Nervenkrankheit nun genug Zeit vergangen, und man begab sich auf den Rückweg.

„Es wird schwer halten," sprach der Doctor leise zu mir, „den Schlaf von ihm abzuwehren; aber ich werde Alles anwenden, zu verhüten, daß er um des Himmels willen nicht schlafe. Wie leicht könnte dieser Schlaf einen feindseligen Charakter annehmen und dem Alten Alles, was er sah und empfand, wiederum als Traum verschwimmen lassen!"

Einige Zeit nachher hatte sich im Hause des Geheimraths von S... eine große Veränderung zugetragen. Onkel Siegfried war völlig von seiner Krankheit genesen, und seltsam genug schien es, daß er zu gleicher Zeit weicher und kräftiger geworden.

Er verließ die Residenz zur Freude des liebenden Bruders und bezog seine schönen Güter, deren Verwaltung der Doctor O..., seinen Doctorhut an den Nagel hängend, übernahm. Die dringende Fürsprache einer edeln Prinzessin bewirkte es, daß der stolze Geheimrath von S... die Hand seiner Tochter Wilhelmine dem Doctor O... nicht länger verweigerte.

Xenien

auf Bamberger Schauspieler.*)

(1808—1813.)

*) Mitgetheilt von J. Funck (C. F. Kunz) in s. „Erinnerungen aus meinem Leben. I." Leipzig 1836. S. 50 ff. — A. d. H.

Herrn Rousseau, dem Helden.

Lieblich mildernd giebst Du des Dichters feurige Worte.
Lieber, habe Dank! Denn so verbrennen wir nicht.

Madame Rottmeyer als Elisene.

Ob vor Jammer, vor Liebe gerührt hier vor Dir wir stehen,
Scheint zweideutig Dir wie für uns immer Dein Blick.*)

Herrn Rottmeyer.

Morgen sprichst Du wie heut, und heute sprichst Du wie morgen;
Uebermorgen hast Du — uns in der Tasche noch nicht!**)

Herrn Hansen.

Hans will ich heißen und sein, wenn Dich aus sprudelnden Seeen,
Sprudelnd dereinst Dich nicht ein zärtlicher Vater gezeugt!***)

Madame Hansen.

Wahrhaft getreu und gemein bist Du als Hausfrau erschienen;
Noch bequemer bist Du Königin unter dem Plebs.

Herrn Holdermann.

Rolla's Rolle, Du decorirst sie gegen 's Decorum.
Recht hast Du. Sprich nicht! Bleib bei der Decoration!†)

Madame Holdermann.

Jammre, — verziehe das Maul, zerfließe nur, Holde, in Thränen
Und aus dem Wasser erheb, zärtliche Mutter, Dich bald!

*) Sie schielte. —
**) Ein improvisirter Refrain, den Rottmeyer überall anbrachte. —
***) Hansen sprudelte mehr als redete die Worte heraus. —
†) Er war zugleich Decorationsmaler. — Anm. von C. F. Kunz.

Herrn Christ.

Spielen sollst Du, — Du kannst es, wir wissen's. Zeig Dich so fleißig
Nur auf der Bühn' wie zu Haus Du Dich im L'hombre und Whist.

Demselben.

Spiele den König doch aus! Was zauderst, was murmelst im Barte?
Bube, der Bube — ist da; rasch ihm den Stich in das Herz!*)

Madame Kahle.

Kammermädchen spielst Du, o Liebe, auf dem Theater?
Mädchen bleibe hinfort, nur — in der Kammer dabei!

Derselben.

Kahle! Kahl und matt scheint Alles auf Dich zu gerathen;
Selbst zum Epigramm giebst Du nicht ärmlichen Stoff.

Herrn Brandt.

Wüthe, tobe nur zu, reiß ferner Coulissen herunter!
Wittelsbach brennt und auch Ihr, Herzen der Damen, dazu.

Madame Renner.

Zu Epigrammen sei uns, glaubst Du, nur der Stachel gegeben?
Bienen gleich, tragen wir köstlichen Honig in uns.

Herrn Bode als Geist im „Kaspar der Thoringer".

Erschein nicht als Gespenst, denn das geziemt nicht Pastoren!
Langweilig im Leben zu sein, geht an; im Tode — sei todt!**)

---

*) Lernte seine Rollen schlecht; dafür aber war er ein trefflicher Kartenspieler. —

**) Spielte in Iffland'schen und Kotzebue'schen Stücken, vorzüglich Pastoren, und hatte im Leben von diesen viele Aehnlichkeit. — Anm. von C. F. Kunz.

Herrn Raab.

Bühne, — ist Schädelstätt' sie, daß sich Raben versammeln?
Sorgt nicht! Gesichter er reißt, und sie bleiben davon.

Herrn Illenberger als Fridolin.

Ihn hat nicht frommes Gebet, nicht heilige Andacht gerettet;
Habt Ihr, Freunde, gesehn, daß wol das Eis je gebrannt?

Herrn Röckel.

Was zitterst, mein Bester, Du so? Schon zittern wir sämmtliche Hörer;
Du zitterst mit Deinem Gesang zitternd zum Tempel uns 'naus!

Demoiselle Röckel.

Ja, wir brauchen nicht mehr Italiens Gesänge zu suchen; —
Südlicher Wind hat sie uns freundlich herübergeweht.

Herrn Klingmann.

Indifferent scheinst Du uns stets, heut wie im morgenden Spiele;
Schalk, Du gewinnst; denn Du machst 's Distichon indifferent.

Madame Heinisch.

Schwach ist Dein Stimmchen, mein Schatz; so reich uns die stattliche Nase!
Dich zu hören bequem, sitzen gesellig wir drauf.

Herrn Siegel.

Siegel, — o Siegel! — Ich sag' Dir's, wenn ferner den Mund Du noch öffnest,
Drück' ich — so groß er auch ist, — Dir ein Kanzleisiegel drauf.

Madame Rottmeyer.

Gefallen hast Du als Elisene und Milfort, Du sagst es;
Seitdem Du gefallen Dich glaubst, bist Du gefallen bei uns.

E. T. A. Hoffmann's

Leben und Werke.

Von

Dr. Robert Borberger.

Der Dichter, dessen Leben und Werke uns jetzt beschäftigen sollen, nimmt in der Geschichte der deutschen Romantik eine eigenthümliche Stellung ein. War es schon von Tieck ein besonderer Tik, „mit dem Spiel zu spielen", die Figuren seiner romantischen Dramen sich selbst ironisiren und dadurch als reale Gestalten sich aufheben zu lassen, so daß die bloße Ironie als Bodensatz übrig blieb, während die Gestalt in Nebel aufging, hatte schon Tieck zu den Helden seiner Novellen am liebsten Träumer, Schwärmer, Hellseher, Tollhäusler gewählt und deren krankhafte Phantasien mit ernstester Miene als Wirklichkeiten behandelt, so steigert sich dies bei Hoffmann bisweilen geradezu und besonders in seinen berühmtesten Werken, wie dem „goldenen Topf" (Th. VI, S. 51), den „Elixieren des Teufels" (Th. IX und X) bis zum Aberwitz. Am Nächsten möchte ihm in dieser Beziehung wol noch Achim von Arnim kommen. Und gerade diejenigen Menschen, die man sonst für die nüchternsten und prosaischesten hält, Archivräthe, Registratoren und Calculatoren, sind die Träger dieser tollen Phantasien, wodurch freilich Gelegenheit geboten wird, auch dem Humor Raum zu schaffen und den tollen Spuk in ein heiteres Nichts aufzulösen. Darum wird es auch wenige Leser geben, auf die seine Werke nicht eine dämonisch fesselnde Gewalt ausüben, die auch gerade unsere freidenkerischen Nachbarn jenseits des Rheins, bei denen sich Hoffmann in mehrfachen Uebersetzungen und Nachahmungen eingebürgert hat,*) an sich haben erfahren müssen. Indem wir auf I, S. 99 f. als auf seine beste dichterische Selbstcharakteristik hinweisen, gehn wir nun zur Erzählung seines Lebens in folgenden Abschnitten über.

*) Vgl. Magazin für die Literatur des In- und Auslandes 1882, Nr. 1, S. 13.

Erster Abschnitt.

Jugend und erste Berufsthätigkeit.

Königsberg (1776—1796), Glogau (1796—1798), Berlin (1798—1800), Posen (1800—1802), Plozk (1802—1804).

Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann, in der Literaturgeschichte gewöhnlich E. T. A. Hoffmann, Amadeus Hoffmann oder Callot-Hoffmann (wegen der „Phantasiestücke in Callot's Manier") genannt, hat sich den Namen Amadeus statt Wilhelm selbst beigelegt. Sein Biograph J. E. Hitzig berichtet darüber, er habe auf die Frage eines Freundes, wie auf den Titel seiner Werke das A. an die Stelle des W. getreten, erwidert: „Es ist ein Schreibfehler auf einem der ersten Manuskripte, und da ich einmal mit dem A. cursire und die Münze gangbar ist, so mag ich es nicht ändern." Dagegen erzählt der Bamberger Buchhändler und Verleger Hoffmann's C. F. Kunz (pseudonym Z. Funck) in seinen „Erinnerungen aus meinem Leben", 1. Band, er habe sich den Vornamen Amadeus aus Begeisterung für Amadeus Mozart gegeben.

Hoffmann ward den 24. Januar 1776 zu Königsberg in Preußen geboren. Sein Vater, später Criminalrath und Justizcommissar zu Insterburg, soll ein Mann von vielem Geist, aber von unordentlichen Neigungen gewesen sein. Von seiner Mutter, der Tochter des Advocaten Consistorialraths Dörffer, die schon in Hoffmann's drittem Lebensjahre von ihrem Manne geschieden wurde, sprach dieser zwar nicht gern, doch wenn es geschah, stets in Ausdrücken der Wehmuth und Verehrung. Sie war äußerlich ein Bild der Schwäche und des tiefen Herzenskummers, an denen sie den 13. März 1796 auch verschied. Unter diesen Umständen fiel seine Erziehung einem Oheim, dem Justizrath Dörffer, und einer unverheiratheten Tante zu, welche letztere, geistreich, gesellig und heiter, die Einzige war, die den Geist ihres Neffen begriff. Der Oheim war „ein großer Freund und Verehrer der Tonkunst" (vgl. I, S. 64) und begünstigte deshalb die früh sich entwickelnden musikalischen Neigungen des Neffen in der a. a. O. geschilderten

Weise. Der Tante hat er in der „Lebensgeschichte des Kater Murr", in Kreisler's Jugendgeschichte (Th. XI, S. 95 f.), ein rührendes Denkmal gesetzt. Zwar war der Onkel pedantisch streng, doch legte er dadurch in dem Neffen den Grund zu ausdauerndem Fleiße und entwickelte den Sinn für Ordnung und Schicklichkeit, der ihn auch bei den wildesten Sprüngen seiner Phantasie nicht verließ und ihm um so nöthiger war, als sonst eben diese Gluth der Phantasie das Oel seines Lebenslämpchens noch viel rascher hinweggebrannt haben würde. Er durfte dem Oheim nie von der Seite weichen, und nur einmal wöchentlich, wenn dieser alte Bekannte besuchte, konnte er sich den Sprüngen seines Genius, die sich in toller, wilder Musik, Verkleidungen und Leibesübungen aller Art äußerten, überlassen. Kaum war Hoffmann 12 Jahre alt, als er auch schon alle Schwächen des Oheims weg hatte und fast kein Wort mit ihm wechselte, ohne ihn zum Besten zu haben, was den sonst gegen die muthwilligsten Streiche des Knaben zur Nachsicht geneigten Mann natürlich mißtrauisch machte. Noch zwei andere Männer waren von wichtigem Einfluß auf seine Kindheit. Den einen, einen alten Großoheim mütterlicherseits, Justizrath Böthöry, in der ganzen Familie, auch von unserm Dichter hoch geachtet, der keine Geschäfte mehr trieb, sondern sich nur noch einige Justitiariate auf den Gütern bewährter Freunde vorbehalten hatte, die er in der guten Jahreszeit, bisweilen in Gesellschaft des Neffen als Protokollführers, zu besuchen pflegte, hat er in der Novelle „Das Majorat" (VIII, S. 41) treu geschildert. Er starb im Oktober 1795, von Fouqué als „ein Heros der alten Zeit in Schlafrock und Pantoffeln" bezeichnet. Der zweite war Hoffmann's erster Lehrer, der Rector der deutsch-reformirten, damals gelehrten Schule, Prediger Dr. Wannowski, dem Hoffmann im 6. oder 7. Jahre übergeben wurde. Dieser, des vertrauten Umgangs mit Kant, Hippel, Hamann gewürdigt, besaß die Gabe, Talente zu wecken und an sich zu ziehen. In den untern Klassen machte Hoffmann jedoch nur mäßige Fortschritte, erregte aber das Aufsehen seiner Lehrer, als er in die 2. Klasse vorgerückt war. Denn hier entfaltete sich neben der durchbrechenden geistigen Lebendigkeit und Frische, mit der er den Unterrichtsstoff erfaßte, gleichzeitig sein Talent für Musik, in der er später von dem achtbaren Componisten

und Organisten Podbielsky unterrichtet wurde, und für Malerei, in der Seemann sein Lehrer ward, in so genialer und unwiderstehlicher Weise, daß allerdings der Fleiß in den Schulwissenschaften dadurch bisweilen ins Gedränge gerieth. Bald zeigte sich auch sein Talent für das Auffassen und Treffen markirter Gesichtszüge, welches ihn der Karikatur zuführte. Aber auch die Liebe zu ernsteren Kunststudien regte sich. Fleißig las er den Winckelmann und copirte mit Eifer die meisten Abbildungen der Herculanischen Schätze auf der königlichen Bibliothek.

Sein einziger Jugendfreund war der später als Verfasser des Aufrufs Friedrich Wilhelm's III. an sein Volk berühmt gewordene Theodor Gottlieb von Hippel, der Neffe des bekannten Schriftstellers, später Staatsrath und Oberpräsident von Oberschlesien. Die Freundschaft ward eine innige, als der Oheim Dörffer dem Neffen den Vorschlag machte, den Freund als Repetenten und Mentor in das Haus zu nehmen. Beide Freunde waren 14 Jahre alt, und bald verwandelten sich die Repetitionsstunden, in denen reglementsmäßig die vernachlässigten römischen und griechischen Autoren tractirt werden sollten, in gemeinschaftliche Lectüre (den Anfang machten Rousseau's Confessions), Musik, Versuche im Zeichnen und Kritik derselben, Verkleidungen und Knabenspiele, die noch wilder wurden, als die bessere Jahreszeit die Benutzung des Gartens gestattete. So faßten die beiden angehenden Rinaldos einst den Plan, sich in den Garten des angrenzenden Fräuleinstifts einen unterirdischen Gang zu graben, um die schönen Fräulein beobachten zu können. Mit Verwunderung entdeckte Onkel Otto noch rechtzeitig das schon gegrabene gewaltige Loch, das nach Aussage des Neffen dazu bestimmt war, die Wurzeln einer amerikanischen Pflanze aufzunehmen, und mußte zwei Arbeiter bezahlen, um die Grube wieder auszufüllen. Im folgenden Winter wurden neue Spiele, nach Wiegleb's „Natürlicher Magie", welche ein Lieblingsbuch Hoffmann's und nicht ohne Einfluß auf seine Neigung zum Vorgaukeln wunderlicher Phantasmen geblieben ist, ausgesonnen. Endlich aber fand Hoffmann auch am Lateinischen und Griechischen Geschmack. Unter seinen sonstigen Jugendgenossen fand er wenig Anhang; sie scheuten sich vor seinem Witz; doch sei aus seinem Umgang noch der Maler Matuszewski erwähnt,

dessen er im „Artushof" in den „Serapionsbrüdern" in freundlicher Weise gedenkt.

In sein 16. oder 17. Lebensjahr fällt seine erste — platonische — Liebe zu einem hübschen Mädchen, welches die nahe französisch-reformirte Mädchenschule besuchte. Zwar hat er nie ein Wort mit ihr gewechselt, aber unzählige Lieder im Geiste an sie gerichtet und ihr Gesicht zu allen Gestalten gemalt, die sein Zeichenstift entwarf. „Da ich sie einmal nicht durch ein angenehmes Aeußere interessiren kann", sagte er damals oft zu Hippel, „so wollt' ich, daß ich ein Ausbund von Häßlichkeit wäre, damit ich ihr auffiele und sie mich wenigstens ansähe."

Wann Hoffmann die Universität seiner Vaterstadt bezog, sagt uns sein Biograph nicht. Seinen ersten, von Hitzig mitgetheilten Brief, vom Dezember 1794, hat er wol schon als Student geschrieben. Auf der Universität ging Hoffmann gerade auf sein Ziel, das juristische Examen los, da er die Jurisprudenz, seine Fachwissenschaft, zunächst als seine Brodwissenschaft und nichts weiter betrachtete; was also mit der Jurisprudenz als Brodwissenschaft nicht zusammenhing, das kümmerte ihn auch weiter nicht. Daneben freilich trieb er auch die beiden Künste des Zeichnens und der Musik mit Leidenschaft. Damit aber war auch der Kreis seiner geistigen Thätigkeit ausgefüllt. Die Vorlesungen bei Kant hörte er nur, weil es so angeordnet war; doch gab er zu, daß er sie nicht verstehe. Hippel dagegen, der noch vor Hoffmann die Universität bezogen hatte und gleichfalls Jurist geworden war, trieb neben diesem Fachstudium auch Humaniora und widmete sich allerhand körperlichen Künsten, wie Fechten und Reiten, die Hoffmann durchaus gleichgiltig waren, da er den Körper nur als das Mittel betrachtete, den Geist in sich zu nähren. Die beiden Freunde sahen sich daher jetzt seltener und hielten nur in den Wintermonaten wöchentliche Abendzusammenkünfte, in denen sie sich, meist in Knittelversen, ihre Erlebnisse, ihre Aussichten und Wünsche bekannten, und deren sich Hoffmann später noch mit gemüthlicher Freude erinnerte. Diesmal sollte ihn nun auch eine heftigere Liebesleidenschaft zugleich beseligen und peinigen, peinigen, weil es seine seinen Armen unerreichbare Musikschülerin war, die er „täglich zu sehen und wie das Grab zu schweigen" verdammt

war. Da um diese Zeit auch Hippel Königsberg verließ, und die Entfernung ihm das Bild desselben in idealerer Gestalt malte, so war für ein reiches Gemüthsleben des angehenden Dichters gesorgt, und er griff zur Feder, um dem Wohl und Wehe seines Herzens Ausdruck zu geben. Er vollendete einen Roman in 3 Bänden, von dem er den 4. April 1795 dem Freunde schrieb: „Du erhältst — Dank sei's meinen schöpferischen Federposen — schon wieder zwei Bogen des Cornaro. Der Titel ist jetzt so bestimmt:

Cornaro.*)

Memoiren des Grafen Julius von S.

Geschrieben

in den Frühlingsmonden des Jahres 1795.

„Rezensire doch recht genau und unterstreiche etwaige Wiederholungen in dem Ausdruck und in den Ideen. Ich glaube, daß das Werkchen bald zu 16 Bogen, als die bestimmte Anzahl des ersten Theiles, anwachsen wird; — ich schreibe jeden Abend recht con amore daran. — Schick mir doch nur ja auch etwas von Deinen Arbeiten! — Du wirst finden, daß ich ziemlich genau den Gang einer gewissen Geschichte beibehalte. — Der Lärm in den ersten Bogen ist nicht ohne Ursache. — Erst im zweiten Theile erklärt sich's. — Was machst Du denn? Wie lebst Du? Wenn Du mißvergnügt bist, so fang nur an, einen Roman zu schreiben! Das ist gute Medicin." Von der Veröffentlichung dieses Romans erwartete er Schriftstellerruhm und Geld und war nicht wenig verstimmt, als er ihn nach einem halben Jahre von einem Verleger, der ihm Hoffnung auf den Druck gemacht hatte, beschmutzt und mit der Bemerkung zurück erhielt, die Anonymität des Verfassers sei ein Hinderniß des Druckes. Doch fing er bald einen neuen Roman an, ohne daß diese Schriftstellerei seinen Fleiß für das Auscultator-Examen beeinträchtigt hätte, welches er den 22. Juli 1795 glücklich bestand. Den 25. October 1795 schreibt er dem Freunde: „Die Eingezogenheit, verbunden mit den glücklichen Stunden der Autorschaft, fängt an, für mich Reiz zu haben. Wenn ich dann des Abends sitze, mein Werk vor mir, und wenn meine Phantasie tausend Ideen vervielfältiget, die sich in meinem Gehirn erzeugen,

*) Vgl. Th. XII. S. 47.

— dann verliere ich mich so ganz in dieser neu erschaffenen Welt und vergesse darüber alles Bittere der Gegenwart. — Ich arbeite jetzt an einem Werke, was ganz mit meiner Laune, der ich immer ihren gewöhnlichen Gang lassen kann, übereinstimmt; — ich nenne es „Der Geheimnißvolle“! — Ein sehr ominöser Titel, nicht wahr?“ In dem folgenden Briefe, vom 25. November 1795, ist, wie es scheint, wieder von einem neuen Project die Rede, wenn er schreibt: „Uebrigens hat sich der Hang zur Malerei bei mir verloren, und das macht, weil ich im Grunde noch nicht weit genug darin bin, daß es meinen Geist genug beschäftigen kann; — das Einzige ist, daß ich Vignetten satirischen und amorösen Inhalts mit der Bleifeder hinwerfe, die mir Stoff zu einem Werke geben sollen, welches ich, witziger Art nach, unterm Namen Ewald Trinkulo schreibe. Du wirst wissen, daß in Shakespeare's Sturm der Hofnarr des Königs Trinkulo heißt, und das war mein Ahnherr.“ Aber den 15. März 1796 kommt er wieder auf jenen Roman zurück: „Am Besten ist's, ich setze Dir ein paar Worte her aus dem Roman, den ich in müßigen Stunden, und vorzüglich Sonntags, bearbeite, — sie handeln von einem Lieblingsgegenstande.

„„Wie so schön ist doch Freundschaft! Ich beneide Euch nicht, Ihr Weiber und Mädchen, um Euer Geschlecht. — Wahr mag es sein, daß Euer luxuriöser Sinn sich trefflich darauf versteht, in tausend feinen Nüancen Genuß einzuathmen, wo wir mit gröberem Sinne die ganze Masse einschlucken; wahr mag es sein, daß unsere Liebe Eis vom Nordpol ist gegen die Gluth, die dies Gefühl in Euren Herzen entzündet, daß unempfindsame Klötze wir oft da sind, wo Geist und Leben Euer ganzes Leben elektrisch durchzuckt; aber ich beneide Euch nicht, stolz auf das Geschenk der Männer, die Freundschaft. — Tausendkehlicht höre ich Euren Einwand, triumphirend schließt Ihr Euch untereinander in die Arme: lieben wir uns nicht? — Aber verzeiht, daß ich mir nichts abdingen lasse und sogar über Eure heißen Umarmungen ein Wenig lächle! Viel Gründe unterstützen meinen Satz fürs Männermonopol. — Einer ist wichtig, aber es ist [ein?] Wenig indiskreter, als man gewöhnlich sein darf, ihn anzuführen. — Ohne Risiko, ein nothwendiges Stück am Exterieur zu verlieren, würde ich es nicht wagen können, diesen Grund vor der Tribüne der Weiber zu ver-

fechten, mußten sie mir erst auch zugeben, daß Sinnlichkeit das große Triebrad ihres Thuns und Lassens ist, was sich in unglaublicher Schnelle unaufhörlich dreht. — Die Freundschaft thut gar nichts für die Sinnlichkeit, aber Alles für den Geist. Ihr Genuß ist das Wohlwollen fürs Verwandte, die Seligkeit des Wiederfindens gleicher Regungen; — haben wir Den gefunden, der uns versteht, in dessen Brust wir mit Entzücken gleiche Gefühle, in dessen Kopf wir eigene Ideen ausspähen, der mit geläutertem Sinn für Tugend und Schönheit mit uns den Blumenpfad oder den dornichten Weg, den wir wandeln, betritt, wie ganz anders malt sich uns dann die Welt, und unser Selbst wird uns dann nur erst werth! Ein Heroismus, schon der Natur der Weiber entgegen, stählt uns zu Thaten, denen, ohne den Geliebten, unsere Schwäche unterlegen haben würde. — Ja, mein Theodor, Beide wären wir nicht das, was wir sind, wenn das Schicksal nicht unsre gleich gestimmten Herzen vereinigt hätte. Ehe die Geburtsstunde unserer Freundschaft schlug, hab' ich recht erbärmlich in meiner Klause gelebt. Mein Geist war ein Gefangener, den man eingesperrt hatte und unaufhörlich bewachte ꝛc.""

So weit aus dem „Geheimnißvollen"! Demnach scheint es, daß der Roman in Briefen wie der „Werther" abgefaßt wurde, und daß Hoffmann sich unter den Correspondenten sich selbst und seinen Freund Hippel dachte. Der Inhalt wird wol Schiller's „Philosophischen Briefen" und seinem „Geisterseher" nachgedichtet gewesen sein. Während er so den Neffen idealisirte, begegnete ihm mit dem Oheim, dem berühmten Schriftsteller v. Hippel, ein Vorfall, der ihn gewaltig verdroß. Er hatte mit großem Fleiß zwei Bilder aus der französischen Geschichte gemalt und suchte für sie die Empfehlung eines Kenners, um sie besser verkaufen zu können. Da Hippel's Oheim für einen solchen galt, so schickte er sie diesem zu und erhielt dafür — einen verbindlichen Dank, die Bilder jedoch nicht wieder zurück, da Hippel sie für das Huldigungsgeschenk eines jungen Künstlers gehalten hatte. „Das Resultat der ganzen Begebenheit", schreibt er dem Freunde, „ist nun nichts weiter, als daß ich mit großem Aufwand von Zeit und Mühe mich lächerlich gemacht habe, und dieser Gedanke ist für mich jetzt sehr erbaulich."

Da die Zahl der Aspiranten der juristischen Praxis in Königsberg sehr groß war, so suchte der Freund, der außerdem einsah, daß er dem ihn qälenden Liebesverhältniß in Königsberg entrissen werden müsse, ihn zu sich zu ziehen, wogegen Hoffmann verlangte, der Freund solle zu ihm zurückkehren. Endlich, im Juni 1796, riß sich Hoffmann von allen Ketten los und ging — nicht zum Freunde, dem er Kälte vorwarf, sondern nach Glogau, wo sein zweiter Oheim Oberamtsregierungsrath war. Sein erster von da aus geschriebener Brief, vom 18. Juli 1796, verräth eine joviale Laune und das behagliche Gefühl, einem drückenden Verhältniß entflohen zu sein. „Ich bin", schreibt er, „in einer Art Betäubung oder Rausch meiner Vaterstadt entflohen; — der Abschied von ihr [der Geliebten] hatte mich so butterweich gemacht, daß ich mich bald vor mir selber sehr prostituirt und geweint hätte. — Nachher war ich verzweifelt lustig und zog mir die Ueberhosen richtig dreimal verkehrt an; dann aß ich sehr viel und trank noch mehr. — Sie sah ich noch einmal am Fenster; — vielleicht war mein Universalcompliment gegen die vierseitige Nachbarschaft und mein Specialgruß, den ich ihr ins Fenster als letztes Lebewohl zuwarf, meine Schlußvignette für Königsberg" u. s. w. Der in demselben Briefe befindliche Bericht über seine Aufnahme bei einer Knopfmacherfamilie in Marienwerder verräth schon, wie Hitzig richtig bemerkt, den ganzen künftigen humoristischen Schriftsteller, „das herrliche Talent der lebendigen Darstellung, das Geschauthaben des Dichters, worauf er als auf die einzige Grundlage, auf welcher sich ein echtes Kunstwerk erheben könne, drang."

Im Hause des Oheims, eines höchst achtungswerthen Geschäftsmannes, fand er nächst der Muhme zwei Basen und einen Vetter, mit welchem er zusammenwohnte, und der Talent für das Komische hatte. In einem Briefe an Hippel schildert er die Muhme als eine vortreffliche, die Basen, deren eine Braut war, als sehr gebildete Mädchen und den Vetter als einen äußerst natürlichen jovialen Jungen. Aber obgleich alle diese liebenswürdigen Verwandten ihm mit Liebe entgegenkamen, so wurde ihm in Glogau doch nicht recht wohl; die Erinnerung an das zerrissene Königsberger Liebesband verfolgte ihn, und als er im Frühling des Jahres 1797 mit dem Oheim eine Reise nach Königsberg machte und die Geliebte wiedersah, flammte die alte

Leidenschaft aufs Neue auf, und er beschloß, alle Hindernisse zu beseitigen und eine Verbindung mit ihr zu schließen, die nach des Freundes Hippel Urtheil für beide Theile nicht von Segen gewesen sein würde. Auf der Hinreise sprach er diesen Freund nur einige Minuten an einem Landhause, da er sich scheute, in den Familienkreis desselben einzutreten. Gleichwol hatte er schon in Glogau ein neues Verhältniß mit seiner späteren Gattin, Michaeline Rorer, angeknüpft. Im Juni 1798 konnte er sein Referendariatsexamen bestehen. Auch an erfreulichen Anregungen fehlte es in dieser Zeit nicht. Im Hause des Oheims waren die Künste heimisch; außerdem verkehrte er mit Molinari, einem geistreichen Maler, mit dem leichtfertigen Vielschreiber Julius von Voß und mit der Gräfin Lichtenau.

Das angenehmste Ereigniß der Glogauer Zeit war für ihn eine Reise, die er in Begleitung eines Oberamtsregierungsraths J., eines Freundes des Hauses, im Sommer 1798 durch einen Theil des schlesischen Gebirges und von dort aus allein nach Dresden unternahm. „Diese Reise," schreibt er dem Freunde den 15. Oktober 1798, „welche ich fast nur einen Durchflug nennen kann, hat mir nicht allein Vergnügen gemacht, sie hat mich auch belehrt, — die Art des Glasschleifens, die Art, Vitriol zu bereiten, Papier zu machen, — kurz, über so Manches habe ich mich belehren können. Du weißt, mein Theodor, daß alle Theorie ein Schatten ist gegen das Lebendige der Ausübung. Ich vergesse nie Alles, was ich auch nur einen Augenblick auf jener Reise sah." Die Person seines Reisegefährten und ein Abenteuer am Spieltisch eines Badeortes während dieser Reise schildert er mit großer Anschaulichkeit in den „Serapionsbrüdern" (unsere Ausg. III, S. 267 ff.). Nur der Schluß der Erzählung entspricht der Wirklichkeit nicht: Prag und Wien hat Hoffmann nie gesehen.

Unterm 4. August 1798 ward er als Referendar an das Kammergericht nach Berlin versetzt, da sein Glogauer Oheim als Geheimer Obertribunalsrath gleichfalls dorthin schon abgegangen war. Den Eindrücken dieser großen Residenzstadt gab er sich mit voller Seele hin. Die Bekanntschaft mit den Werken ausgezeichneter Künstler, deren Ausstellungen er eifrig besuchte, und die Erinnerung an die in Dresden gesehenen Meisterwerke brachten ihn zu der Ueber-

zeugung, wie wenig er in der Malerei selbst noch leistete; er beschloß daher, zunächst die Palette beiseite zu legen und wieder Studien zu zeichnen wie ein Anfänger. Auch die amtlichen Verhältnisse waren angenehm. Der Präsident des Kammergerichts, Freiherr von Schleinitz, ein naher Verwandter seines Freundes Hippel, wird von Hitzig ein Mann von einer gewissen Genialität und seltener Gutmüthigkeit genannt; der zweite Präsident, von Kircheisen, war sogar von einer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit, zog besonders junge Leute wie mit einem magischen Netze an sich und hatte sich deren Ausbildung zum Hauptgeschäft gemacht. Auch war Hoffmann in dieser Periode so überaus fleißig und führte ein so eingezogenes Leben, daß der Oheim ihn oft warnte, er solle sich hüten, daß die Lust der Welt nicht künftig Rache an ihm nehmen und sich seiner um so mehr bemeistern möge. Er bestand das dritte juristische sogenannte Examen rigorosum mit dem vom 27. März 1800 datirten Zeugniß, daß er vorzüglich wohl verdiene, als Rath in einem Landesjustiz-Collegio (den obersten Richter-Collegien in den Provinzen) angestellt zu werden. Da aber einer solchen Anstellung verfassungsmäßig die Beförderung zum Assessor um einige Jahre vorausgehen muß und junge, talentvolle und rüstige Arbeiter damals vorzugsweise nach den polnischen Provinzen geschickt wurden, so traf auch unsern Dichter das Loos, unterm 27. März 1800 als Assessor nach Posen versetzt zu werden. Vorher aber hatte er noch die Freude, seinen Freund Hippel in Berlin zu sehen und mit ihm einen Ausflug über Potsdam, Dessau, Leipzig und Dresden zu machen, von wo ihn Hippel nach Potsdam zurück begleitete.

Leider hatte der Oheim mit seiner Warnung Recht gehabt. Posen wurde eine Klippe für den für Wein- und Liebesgenuß nur allzu empfänglichen Hoffmann. „Man arbeitet dort viel", — so entschuldigt Hitzig die unumwunden von dem Freunde eingestandenen Vergehungen, — „verdient aber auch viel, und da man keine Zeit und auch nicht immer Gelegenheit hat, in seinen Genüssen wählerisch zu sein, so sucht man so rasch als möglich zu leben, um das reichlich Erworbene möglichst rasch wieder an den Mann oder, was noch rascher geht, aber auch noch schlimmer ist, an die Frau zu bringen." Auch war sein Umgang ein geistloser, mit Ausnahme des späteren Land- und Stadtgerichtsdirectors Schwarz zu Halle, eines Veteranen

aus der Halberstädter Dichterschule, Verfassers des Gedichtes „Ahdim", eines sehr witzigen Buches: „Grundsätze einer unvernünftigen Polizei" u. s. w. Das durch jenen geistlosen Umgang in ihm erweckte Gefühl geistiger Ueberlegenheit mußte zum Uebermuth verleiten, und dieser riß ihn zu einem Streiche hin, der seine Versetzung nach einer Strafstelle, nach Plozk, zur Folge hatte. Er schreibt von hier den 25. Januar 1803 an Hippel: „Du schreibst in Deinem letzten Briefe, unser letztes Zusammensein in Danzig hätte nicht so wie vormals die reine, unverdorbene Laune, den Erguß der innigsten Freundschaft herbeigeführt; — aber, Freund, Wein, der eben gährt, hat niemals einen guten Geschmack, und ich war damals wirklich im Gähren. Ein Kampf von Gefühlen, Vorsätzen u. s. w., die sich geradezu widersprachen, tobte schon seit ein paar Monaten in meinem Innern; — ich wollte mich betäuben und wurde das, was Schulrectoren, Prediger, Onkels und Tanten lüderlich nennen. — Du weißt, daß Ausschweifungen allemal ihr höchstes Ziel erreichen, wenn man sie aus Grundsatz begeht, und das war denn bei mir der Fall. Ich lebte in einer überaus lustigen Verbrüderung, wenn ich so sagen darf; — die letzten leuchtenden Blitze, welche wir schleuderten, waren aber solche Geniestreiche, die empfindlichen Leuten, die wir nur für zu unschädlich hielten, Haare und Bart versengten. Sie nahmen es übel und borgten sich von dem Olymp in Berlin her solche Gegenblitze, die mich endlich hieher an einen Ort schleuderten, wo jede Freude erstirbt, wo ich lebendig begraben bin. — — Daß ich Regierungsrath geworden bin (seit einem Jahr), siehst Du aus Obigem; daß ich aber seit 3 Vierteljahren verheirathet bin, kannst Du aus Obigem nicht ersehen; daher sage ich es Dir besonders. Jetzt lebe ich wie ein Heiliger, der Buße thut, oder eigentlich wie jeder Christ sein Leben führen soll in der Hoffnung des zukünftigen. Denke Dir, Freund, was ich empfinden muß, wenn ich auf Alles, was nur meinen Sinn für die Künste, für den Umgang mit geistreichen Personen, der den Geschmack bildet, anregen kann, geradehin ganz Verzicht zu leisten genöthigt bin! — Ich müßte verzweifeln, oder vielmehr, ich würde längst meinen Posten aufgegeben haben, wenn nicht ein sehr liebes, liebes Weib mir alle Bitterkeiten, die man mich hier bis auf die Neige auskosten läßt, versüßte und meinen Geist stärkte, daß er die Zentner-

last der Gegenwart tragen und noch Kräfte für die Zukunft behalten kann." In dem folgenden Briefe redet er von der „teuflischen Geschicklichkeit", womit man ihn (bei jenem Geniestreich) zum Werkzeug einer ausgesuchten Rache machte. Der Streich selbst aber war nach Hitzig's Erzählung folgender:

Durch sein großes Talent zu Karikaturen verleitet, hatte Hoffmann sich monatelang damit beschäftigt, in Farben sauber ausgeführte Blätter zu entwerfen, welche die handgreiflichsten und beißendsten Anspielungen auf in Posen allgemein bekannte Verhältnisse enthielten, und deren überaus witzige Unterschriften so wenig als das Treffende in der Zeichnung einen Zweifel über die dargestellten Personen ließen. Einer seiner Freunde, sein nachmaliger Schwager C.-R. G., der es übernommen hatte, diese Karikaturen in das Publikum zu bringen, gerieth auf den schlauen Einfall, dazu einen Maskenball zu benutzen, auf welchem er als italienischer Bilderkrämer aus einer großen Bildermappe Jedem die Figur Desjenigen zutheilte, dessen Karikirung ihn voraussichtlich freuen mußte. So erregten die Figuren anfangs große Heiterkeit, die sich aber sofort in bittern Unmuth verwandelte, als Jeder sich selbst in den Händen eines Dritten, auf gleiche Weise verhöhnt, wiederfand. Man suchte nach dem Bilderkrämer; der aber war aus dem Saale verschwunden, um sofort in einer andern Maske wiederzukehren. Hoffmann's in ganz Posen bekanntes Talent war sein Verräther. Ein Mann von hohem Stande, schwer gekränkt durch mehrere ihn betreffenden Blätter, soll noch in der nämlichen Nacht eine Stafette mit dem Bericht über den Vorfall nach Berlin gesandt haben; gewiß ist wenigstens, daß er dort denuncirt wurde und Gelegenheit bekam, seinen unbesonnenen Streich zu bereuen. Eben sollte er zum Rath in Posen befördert werden; das Patent wurde mit dem eines als Rath nach Plozk zu versetzenden Assessors vertauscht, im Frühjahr 1802.

Vorher aber, im Spätherbst 1801, machte er noch eine Reise nach Königsberg, auf welcher er, wie die obige Briefstelle andeutet, mit Hippel in Danzig zusammentraf, wo die beiden Freunde zwei Tage verweilten. Die eigenthümliche innere Würde von Danzig und seine herrliche Umgebung machten einen tiefen Eindruck auf Hoffmann's Gemüth, dem er in der Novelle „Der Artushof" in den „Serapionsbrüdern" (I, S. 163 ff.) Ausdruck

gab. Auch verheirathete er sich noch in Posen, trotz der Vorstellungen seines Oheims, eines Hagestolzen, mit einer Polin, Michaeline Rorer, „oder vielmehr Trzczynska", sagt er, die er, wie erwähnt, schon in Glogau kennen gelernt hatte. Er schildert sie: „Tochter des ehemaligen St. R. Trzczynski in Posen, 22 Jahre alt, mittlerer Statur, wohl gewachsen, dunkelbraunes Haar, dunkelblaue Augen u. s. w." Sie wurde eine brave Hausfrau und hat ihren Gatten in seinem späteren tödlichen Leiden treu gepflegt; nur hatte Hoffmann, wie Kunz erzählt, die Schwäche, sie auch für ästhetisch gebildet ausgeben zu wollen, was sie nicht war, und sich auf ihr ästhetisches Urtheil zu berufen. Sie folgte, wie wir sahen, ihrem Gatten zunächst in das Exil nach Plozk.

In der Einsamkeit zu Plozk war sein einziger Trost seine Frau, die Hoffnung auf eine baldige Versetzung, für die sich Hippel in Berlin verwandte, und die Freude auf eine große Reise, die er mit Hippel in ihrem 30. Lebensjahre, also 1806, machen wollte. „Welch eine Anstrengung es kostet," schreibt er Diesem den 3. Oktober 1803, „in diesem Sumpf nicht totaliter zu versinken, kannst Du Dir denken! Werde ich nur nicht zu sehr vom Präsidenten qua Packesel behandelt, dem man aufbürdet, daß er unter der Last ersaufzt, so geht's in meinen vier Wänden ganz gut her. Die Acten werden in die Nebenkammer geworfen, und dann zeichne, componire und dichte ich, wie's kommt, freilich Alles nur schlecht, aber desto mehr Vergnügen macht mir's; denn es ist ein psychologisches Phänomen, daß die schlechten Dichter und Künstler sich am Allermehrsten über ihre Mißgeburten freuen."

Auf seine dichterischen und musikalischen Entwürfe geht er im folgenden Briefe vom 28. Februar 1804 noch näher ein: „Ob Dir's auch so geht, weiß ich nicht; aber auf mich hat unser Beisammensein [er hatte einen Ausflug nach Königsberg zu seinen Verwandten benutzt, um Hippel einige Tage auf seinem Landgute zu besuchen und mit ihm den Plan zu der großen Reise ins Reine zu bringen] diesmal mit besonderer energischer Kraft gewirkt. Ich fühle mich emporgehoben über die Kleinigkeiten, die mich hier umgeben; — eine bunte Welt voll magischer Erscheinungen flimmert und flackert um mich her; es ist, als müsse sich bald was Großes ereignen, irgend ein Kunstproduct müsse aus dem Chaos hervor-

gehen, — ob das ein Buch, eine Oper, ein Gemälde sein wird, — quod diis placebit. Meinst Du nicht, ich müsse noch einmal den Großkanzler fragen, ob ich zum Maler oder zum Musiker organisirt bin? — Aber, um dem Dinge näher zu kommen, gestern habe ich eine komische Oper gemacht und heute Morgen — es war noch finster, ungefähr 5 Uhr, — die Musik dazu. Aufgeschrieben ist noch nichts; das wird auch wol noch etwas länger dauern. Unter Anderm: Als ich die Preisaufgabe aufs beste Lustspiel im ‚Freimüthigen' las (8 Wochen vor Michael ganz zufällig), fiel es mir ein, aus dieser Preisaufgabe selbst den Stoff zu einem Lustspiel herzunehmen; ich schmierte in aller Eile ein Lustspiel zusammen, nannte es ‚Der Preis' und schickte es den Herren ein. Daß es den Preis nicht gewinnen werde, wußte ich wohl; daß mir die Herren aber entschiedene Anlage zum Lustspieldichter und eine vim comicam zugestehen würden, glaubte ich nicht. In dem ‚Freimüthigen' (oder ‚Ernst und Scherz') wirst Du die Recension lesen. Da der Preis mein erstes, in aller Eile zusammengeschriebenes Lustspiel ist, werde ich wohl noch nach Gelegenheit ein ziemlich drolliges Ding von komischer Oper zusammenschweißen können. — — Nun ein Plänchen! Der ‚Riese Gargantua' muß ausgearbeitet werden; sobald das Versetzungs-Rescript hier ist, spendire ich 2 Rthlr. an eine Flasche Burgunder und fange an. — Wie wäre es aber, wenn wir noch auf witzige Aufsätze dächten und ein Taschenbuch für 1805 edirten? — Es ist nur des Absatzes und der Kupfer wegen" [zu denen er seine eignen Zeichnungen verwenden wollte, und zwar sollten sie satirischen Inhalts sein].

Da jenes Lustspiel „Der Preis" bis jetzt noch nicht wieder zum Vorschein gekommen ist, so möge uns das Wesentliche jener Recension im „Freimüthigen" wenigstens den Inhalt desselben angeben: „Der Preis, Lustspiel in drei Aufzügen. — Unter allen Mitbewerbern hat der Verfasser dieses Lustspiels (den von Nr. 4 etwa ausgenommen) die meiste Anlage zum Lustspieldichter. — — Seine Ansicht, seine Formen sind meist wahrhaft komisch. Wilmsen, Buchhalter bei einem reichen Kaufmann, dessen Tochter er liebt, ist seiner kaufmännischen Beschäftigung müde, obgleich er die entschiedenste Anlage dafür hat, will sich und seine Frau künftig blos als Dichter nähren, und um zu beweisen, daß er dabei besser fahren werde, hat

er ein Lustspiel geschrieben und solches dem Freimüthigen eingesandt, überzeugt, daß es den ausgesetzten Preis erhalten werde. Der alte Kaufmann aber, der ihn als den Sohn eines verstorbenen Freundes wie sein Kind liebt, hat etwas davon gemerkt, das Stück von der Post zurückgeholt, es schlecht gefunden, auf der Stelle selbst ein besseres geschrieben und trägt am Ende den Preis wirklich davon. Dadurch bewirkt er Wilmsen's Rückkehr aus den poetischen Gefilden in die prosaische Rechenstube, und zum Ersatz giebt er ihm Augusten. — — Der Dialog ist leicht, die Sprache rein, der Witz nicht fremd. — — Ob wir nun gleich auch diesem Stücke den Preis versagen müssen, so zweifeln wir doch nicht, daß es einen Verleger finden und gedruckt den Leser überzeugen werde, daß das Publicum wahrscheinlich von dessen Verfasser noch viel Gutes zu erwarten habe."

So hatte denn die Einsamkeit in Plozk dazu beigetragen, daß unser Dichter sich selbst wiederfand und in seinem eignen Geiste die Hilfsquellen der Unterhaltung aufzusuchen genöthigt war, die ihm die Gesellschaft versagte. Er bewährte hier das geistreiche Wort von Rochlitz über ihn, „daß er zu den nicht wenigen Menschen gehört habe, die Unglück viel besser vertragen können als Glück." Seine erste schriftstellerische Arbeit, die gedruckt wurde, erschien im „Freimüthigen" vom 9. September 1803: „Schreiben eines Klostergeistlichen an seinen Freund in der Hauptstadt" (unsere Ausg. XV, S. 467 ff.) „in welcher er mit einer nicht ganz mißlungenen Ironie das Uebersehen eines Umstandes, den er für wichtig hielt, bei der Einführung des griechischen Chors auf die deutsche Bühne rügt" (Schiller's „Braut von Messina" war so eben erschienen). „Nächst dem", fährt Hitzig fort, „finden sich aus dieser Periode in einem ‚Miscellaneen, die literarische und künstlerische Laufbahn betreffend. Angefangen im Exil, im August 1803' überschriebenen Buche Anfänge eines komischen Singspiels in zwei Aufzügen ‚Der Renegat', von höchst origineller Laune. Es erscheint darin ein dicker Dey von Algier, der nur dadurch zum Lachen zu bringen ist, wenn seine Geliebten weinen, und der eine ihrem Gatten geraubte Französin zur Favorite erhebt, weil sie um ihren Mann natürlich weint, während alle anderen Bewohnerinnen des Harems die Kunst beim Schluchzen nicht ver-

bergen können. Ferner die Anfänge eines Singspiels ‚Faustine', in einem Aufzuge, worin Hasse, Leonardo Leo und Faustine — bekanntlich ward Faustine Bordoni später Hasse's Gattin — auftreten; viele Uebersetzungen italienischer Canzonetten, Grundzüge zu einem Aufsatze über Sonaten, wie: ‚Vollkommenheit des Fortepianos. — Nur Schönheit der Harmonie, nicht des Tons. — Es muß anscheinende Willkür herrschen, und je mehr sich die höchste Künstlichkeit dahinter versteckt, desto vollkommener. — Größe des Theoretikers Haydn. — Freude des gebildeten Menschen am Künstlichen' u. s. w. An Compositionen lieferte Hoffmann in dieser Zeit nächst mehreren Messen und Vespern für Klöster unter dem Titel ‚Fantasie' ein von der gewöhnlichen Sonatengattung abweichendes, nach den Regeln des Contrapunktes gearbeitetes Klavierstück von größerem Umfange, mehrere Sonaten, worunter eine aus As dur u. s. w.

Aber auch in der bildenden Kunst war er nicht müßig. Er porträtirte Freunde und machte Karikaturen auf Feinde (also trotz der üblen Posener Erfahrung). Eine von diesen war sehr hübsch componirt. Sie stellte das Plozker Publicum vor, im Schlamme der Gemeinheit versunken. Nur Hoffmann hielt mit aller Anstrengung den Kopf noch daraus in die Höhe; aber aus dem Olymp, der sich über der Gruppe öffnete, und in welchem der Großkanzler als Jupiter mit seinen Blitzen thronte, fuhr dessen in Bedienungssachen vortragender Rath, sprechend getroffen, mit einer gewaltigen Stange herunter und suchte auch ihn definitiv in den Morast unterzutauchen. — Vor Allem aber unternahm er hier ein mit ebenso viel Beharrlichkeit als Glück ausgeführtes Werk, von dem noch einzelne Blätter vorliegen, welche durch die ungemeine Sauberkeit ihrer Ausführung die höchste Bewunderung erregen: die genaueste Nachzeichnung mit der Feder aller damals bekannt gewordenen etrurischen Vasengemälde aus der Hamilton'schen Sammlung.

Endlich zu Anfang des Jahres 1804 gelang es seinen Freunden in Berlin, seine Versetzung als Regierungsrath nach Warschau zu bewirken.

Zweiter Abschnitt.

Regierungsrath, Theaterdirector und Schriftsteller.

Warschau (1804—1807), Berlin (1807—1808), Bamberg (1808—1813).

„Wie es mir in Warschau geht, fragst Du, mein theurer Freund. — Eine bunte Welt! — Zu geräuschvoll, — zu toll, zu wild, — Alles durcheinander. — Wo nehme ich Muße her, um zu schreiben, — zu zeichnen, — zu componiren?" So schreibt Hoffmann den 14. Mai 1804 an Hippel. Und allerdings war das Leben damals in Warschau so reich, so bunt, so mannichfaltig, daß Hoffmann in der ersten Zeit nur im Schauen lebte. Sein Biograph Hitzig, der hier seine Bekanntschaft machte und also dieses Leben aus eigener Anschauung kannte, weiß manches Charakteristische davon zu erzählen. Der Ort trug, trotz der deutschen Herrschaft, noch ein außereuropäisches Gepräge. „Die Straßen von stattlicher Breite, gebildet aus Palästen im schönsten italienischen Geschmack, und aus Holzhütten, die ihren Einwohnern jeden Augenblick über dem Kopfe zusammenzustürzen drohen, — in diesen Gebäuden asiatischer Prunk mit grönländischem Schmutz im seltsamsten Verein, — ein immer bewegtes Publicum, die schneidendsten Contraste bildend wie in einem Maskenzuge, — langbärtige Juden, und Mönche in allen Ordenstrachten, ganz verschleierte, tief in sich gekehrte Nonnen von der strengsten Regel und über weite Märkte hinüber conversirende Schaaren junger Polinnen in den hellfarbigsten seidenen Staubmänteln, — ehrwürdige alte polnische Herren mit Schnurrbärten, Kaftan, Paß [Gürtel], Säbel und gelben oder rothen Stiefeln, und das neue Geschlecht in den incrohabelsten Pariser Moden, — Türken und Griechen, Russen, Italiener und Franzosen in immer wechselnder Menge, — dazu eine über allen Begriff tolerante Polizei, die keiner Volkslust störend in den Weg trat, so daß sich kleine Pulcinellentheater, Tanzbären, Kameele und Affen unaufhörlich auf Plätzen und in den Gassen bewegten, vor denen die elegantesten Equipagen wie der Packträger gaffend stille standen, — ferner ein Theater in der

Nationalsprache, eine recht gute französische Truppe, eine italienische Oper, deutsche Komödianten, mit denen sich wenigstens Alles aufstellen ließ, Redouten ganz origineller, aber höchst anziehender Einrichtung (blos die Damen waren, und zwar ganz unkenntlich maskirt, so daß sie sich viele Freiheiten erlauben durften, die Herren aber genöthigt waren, die Grenze des Schicklichen streng innezuhalten), und Wallfahrtsörter in der nächsten Umgebung der Stadt; — was gab es da nicht zu sehen für ein Auge und zu zeichnen für eine Hand wie Hoffmann's!"

Hitzig kam Anfangs Juni 1804 als Assessor des Regierungs-Collegiums zum zweiten Male nach Warschau und wohnte mit Hoffmann, dessen Gunst er sich zunächst durch ein Falstaff'sches Citat erwarb, indem er irgend Jemand einen „steifleinenen Kerl" nannte, Haus an Haus, — Letzterer im zweiten Stock des Rösler'schen Hauses in der Senatorenstraße. Bei seinem ersten Aufenthalt in Warschau hatte er mit geistreichen und liebenswürdigen Leuten wie Mnioch, dem Freunde Zacharias Werner's (er starb den 24. Februar 1804, also an demselben Tage wie Werner's Mutter; daher der Name seiner bekannten Schicksalstragödie), mit Werner selbst, mit welchem Hoffmann in Königsberg in demselben Hause gewohnt hatte, ohne ihm näher zu treten, mit den Feldpredigern Groote und Greim verkehrt, und führte nun Hoffmann in diesen Kreis ein. Auch konnte er ihn mit den neuesten Erscheinungen der deutschen Romantik, dem Tieck'schen „Sternbald", dem Schlegel'schen Calderon und Anderem bekannt machen, wodurch sich Diesem eine ganz neue Welt erschloß. Beide arbeiteten gewöhnlich bis tief in die Nacht, und wenn Alles auf den Straßen ruhig geworden war, dann gab Hoffmann auf dem großen schönen Flügelfortepiano in seiner Stube ein Signal; die Fenster wurden geöffnet, und er phantasirte dem Freunde, der mit seiner jungen Gattin begierig zuhorchte, oft vor, bis der Morgen graute. Der Erinnerung an seinen Verkehr mit Werner und dessen Dichtungen hat Hoffmann ein Intermezzo in den „Serapionsbrüdern" gewidmet (IV, S. 113 ff.), und Hitzig ist Gewährsmann für die Wahrheit des dort (S. 119 f.) erzählten allerliebsten Vorfalls.

Bald sollte Hoffmann auch Gelegenheit erhalten, seine musikalischen Talente zu verwerthen. Ein Musikenthusiast stiftete eine

musikalische Vergnügungsgesellschaft, die zugleich den Zweck haben sollte, Sänger und Sängerinnen zu bilden. Mit großer Bereitwilligkeit hatte das Publicum die Geldmittel dazu beigesteuert, und noch in demselben Winter konnte der von dem Unternehmer vorläufig gemiethete Oginski'sche Palast zur Aufführung von Concerten eingerichtet und die Singakademie mit zwei Musiklehrern, einem für die Solostimmen, dem andern für den Chor, begründet werden. Als dann der durch Feuer beschädigte Mniszek'sche Palast angekauft und geschmackvoll ausgebaut wurde, da erfuhr ganz Warschau, was für ein vielseitiges Genie es an Hoffmann besaß. Wir lassen hier Hitzig selbst das Bild seiner Thätigkeit entwerfen.

„Mit den ersten lauen Tagen des Frühlings 1806 war Hoffmann in seiner Wohnung nicht mehr anzutreffen. Fand man ihn nicht auf der Regierung, so saß er gewiß in der Malerjacke auf einem Gerüste in dem neuen Locale der musikalischen Ressource, mitten unter seinen Farbentöpfen, eine Flasche Ungar- oder italienischen Wein zur Seite, und ließ sich von Freunden, an deren Besuch es ihm nie fehlte, von unten hinauf unterhalten. In unglaublich kurzer Zeit hatte er ein Bibliothekzimmer, mit einer Einfassung von Hautreliefs in Bronze, ein Cabinet im ägyptischen Stil, in welchem er zwischen die wunderbarsten Darstellungen ägyptischer Gottheiten Karikaturgestalten einzelner Theilnehmer der Gesellschaft, durch Thierschwänze, Flügel und dergleichen maskirt, geschickt einzuflechten verstand, und noch viel Anderes fertig geliefert, Alles unbeschadet seiner öffentlichen Wirksamkeit. Nicht selten war es, daß Parteien, die einen Contract zu schließen hatten und aus seinem Hause zu dem Mniszek'schen Palast gewiesen wurden, sich in dem weitläufigen Locale mühsam nach ihm durchfragten und dann ihren eigenen Augen nicht trauen wollten, als er auf Vorzeigung der Präsidialverfügung, die ihn mit Aufnahme eines Geschäfts beauftragte, schnell vom Malergerüst herabkletterte, die Hände wusch, ihnen vorantrabte und, mit gleicher Fertigkeit die Feder wie den Pinsel führend, in wenigen Stunden ein gerichtliches Instrument oft über die verwickeltsten Verhältnisse auf das Papier hinwarf, an welchem auch die schärfste Kritik nichts auszusetzen fand.

„Am 3. August 1806, dem Geburtstage des Königs von Preußen, wurde das neue Gebäude eingeweiht und in dem

prachtvollen Concertsaal, der durch zwei Etagen ging, das erste Concert gegeben. Hier sah das Publicum Hoffmann zuerst dirigiren und bewunderte, wie ruhig und gemessen er sich ungeachtet seiner queckfilbernen Beweglichkeit dabei zu benehmen verstand. Seine Tempi waren feurig und rasch, aber ohne alle Uebertreibung, und in der Folgezeit urtheilte man von ihm, daß wol nicht leicht ein Dirigent in Mozart'schen Compositionen ihn übertroffen haben würde, wenn er sich mit einem guten Orchester hätte zeigen können. Mozart hatte er damals schon bis in die kleinsten Nuancen studirt und wußte seine Schönheiten auf die angenehmste Art zu entwickeln und in Worten anschaulich zu machen. Nächst Mozart waren Gluck und Cherubini, in Kirchensachen aber die alten Italiener so wie Haydn seine Meister, mit denen er sich unabläßig beschäftigte, und über die er sich gern unterhielt. Auch von Beethoven ließ er damals schon eine Symphonie aufführen, von welcher er sehr erfüllt war."

Dieses heitere musikalische und gesellige Leben wurde zunächst nicht einmal durch die Nachricht von der Schlacht von Jena gestört, ja eher noch gehoben. Denn während man kaum an die Möglichkeit dachte, über hundert Meilen von dem Kriegsschauplatz entfernt, in Mitleidenschaft gezogen zu werden, waren die Theater jetzt immer gedrängt voll Polen, die der Wiedergeburt ihres Vaterlandes freudig entgegenharrten, und von Deutschen, die hier nach Neuigkeiten fragten. Bald rückte auch der Vortrab der russischen Armee in Warschau ein. Tataren, Kosaken, Baschkiren, reguläre Reiterei und reitende Artillerie der verschiedensten Art füllten alle Straßen; in Praga, sagte man, hätten sich dieselben Jäger wieder sehen lassen, die bei dem Sturm auf Warschau unter Suworow das Kind im Mutterleibe nicht verschont hätten. Dann zeigten sich die Vorboten des Anmarsches der französischen Armee, bis man eines Morgens erfuhr, daß die Pragaer Brücke brenne und Preußen und Russen abgezogen seien. Dem Fürsten Joseph Poniatowski war das Gouvernement von Warschau übergeben; die Wachen wurden von Bürgern bezogen, die Kaufläden geschlossen; in der ganzen Stadt herrschte eine furchtbare Stille. Die Polen steckten die weiße Kokarde, ihr altes Nationalzeichen, auf. Bald rückte nun die Avantgarde der Murat'schen Reiterei unter Milhaud in Warschau ein; den Beamten

ward bei Todesstrafe untersagt, mit dem „Feind", dem preußischen Vaterlande, zu correspondiren, und nach wenigen Tagen löste Fabier, Ordonnateur en chef des Murat'schen Armeecorps, die preußische Regierung im Namen des Kaisers auf; ein aus Polen gebildetes Obergericht trat an deren Stelle. Hoffmann war nahrungslos und hatte auch keine Verwandten, zu denen er seine Zuflucht hätte nehmen können. Gleichwol focht ihn dies zunächst wenig an; man hatte die baaren Kassenbestände, um sie nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen, nach Maßgabe des Gehaltes vertheilt; davon konnte er also zunächst leben. Außerdem gab es keine Acten, keine Sitzungen mehr, dafür aber mehr als je zu sehen und zu hören, — wer war glücklicher als er?

Jeden Morgen traf er nun um 10 Uhr mit seinen Freunden in einer Restauration zusammen, um die Parade mit anzusehen, die Napoleon beinah vier Wochen hintereinander täglich hielt; dann sang er Tenor in der Messe der Bernhardiner, welche die Theilnehmer nach beendigter Messe mit einem Frühstück zu bewirthen pflegten. Der Abend wurde auf der musikalischen Ressource zugebracht, deren untere Räume Daru, Generalintendant der Armee, eingenommen hatte. Viele seiner Beamten, auch Napoleon's Kapellmeister Paer, den Hoffmann ebenso wenig wegen seines süßlichen Charakters wie wegen seiner süßlichen Musik ausstehen konnte, vermehrten das Publicum der dortigen Concerte.

Bald aber sollte auch Hoffmann die Drangsale des Krieges empfinden. Er mußte sein schönes Quartier in der Krakauer Vorstadt, das mit Einquartierung überfüllt war, verlassen und war froh, ein Unterkommen in einer Dachkammer der musikalischen Ressource zu finden. Hier lebte er wieder mit seiner Frau, einer Nichte, die er erzogen, einem höchst liebenswürdigen Kinde von damals etwa 12 Jahren, und einem ihm in Warschau geborenen Töchterlein in seiner Weise ganz glücklich; doch benutzte er wie mehrere preußischen Beamten die Gelegenheit eines Geldtransportes von Warschau nach Posen unter französischer Escorte, um Frau und Kinder zu ihren Angehörigen nach Posen geleiten zu lassen. Auch Hitzig hatte sich im März 1807 in sein Vaterland begeben, und Hoffmann war nun auf einen nur kleinen Kreis von Freunden beschränkt. Auch mit diesen lebte Hoffmann noch eine

Zeit lang gemüthlich weiter, bis ihn ein heftiges Nervenfieber befiel, während welches seine Freunde die Nacht an seinem Bette wachten. „Sie verstehen mich doch Alle nicht," sagte er in der Nacht, da sein Zustand am Allergefährlichsten war, zu Kuhlmayer, einem musikalisch gebildeten Regierungsadvocaten; „es ist mir recht lieb, daß Sie hier sind, ich habe Ihnen schon immer die Schönheiten der Zauberflöte auseinandersetzen wollen. Heute Nachmittag, als ich allein lag, habe ich die ganze Oper gehört." Und nun entwickelte er mit einem Feuer der Beredsamkeit, das den Zuhörer vor Erstaunen nicht zu sich kommen ließ, in der Fieberhitze Stück vor Stück das große Werk von Anfang bis zu Ende.

Als er wieder zu Kräften gekommen war und nun auch die letzten seiner Freunde, Kuhlmayer und Justizrath Löst, Warschau verließen, litt es auch ihn nicht länger dort. Er sehnte sich nach einer Künstlerlaufbahn und erhielt zu diesem Zwecke von Hitzig Empfehlungsbriefe für Wien zugesandt, doch fehlten ihm die Geldmittel dazu. Mit Anfang des Sommers ging Hoffmann zunächst nach Posen zu den Seinigen und von da nach Berlin. Warschau hatte ihm mannichfache Anregung geboten; geschaffen hatte er drei große, noch nicht veröffentlichte Compositionen, 1. eine komische Oper „Der Canonicus von Mailand", 2. eine romantische Oper in 3 Acten nach Calderon „Schärpe und Blume", zu welchen beiden er die Texte selbst gedichtet, und 3. eine Musik zu dem Werner'schen „Kreuz an der Ostsee"; ferner legte er die letzte Hand an eine in Plozk angefangene Messe. Endlich brachte er schon zu Ende des Jahres 1804 Brentano's „Lustige Musikanten", die er in wenigen Wochen componirt hatte, auf die Warschauer deutsche Bühne, denen jedoch die traurige Wothe'sche Truppe keinen Erfolg zu erringen vermochte.

Es ist begreiflich, daß in jener traurigen Zeit der Sinn für die heitere Kunst dem deutschen Volke abhanden gekommen war und Hoffmann in Berlin für seine mannichfaltigen Talente keine Verwerthung fand, so daß er in die peinlichste Noth gerieth, da ihm noch dazu kurz nach seiner Ankunft in dem Gasthofe, wo er wohnte, während der Mittagszeit mittels Durchsägung der Hinterwand des Sekretärs, in welchem er seine kleinen Habseligkeiten hatte, der Rest seiner Baarschaft, 6 Friedrichsd'or, entwendet wurde. Auch von den Seinigen in Posen kamen ihm die traurigsten Nachrichten:

sein Töchterchen Cäcilie war gestorben und seine Frau dem Tode nahe. Er schien fast zu erliegen; doch versuchte er sein Glück durch folgende Bekanntmachung im Reichsanzeiger:

„Jemand, der in dem theoretischen und praktischen Theil der Musik vollkommen unterrichtet ist, selbst für das Theater bedeutende Compositionen geliefert und einer bedeutenden musikalischen Anstalt als Director mit Beifall vorgestanden hat, wünscht als Musikdirector bei einem, wo möglich stehenden Theater unterzukommen. Außer den genannten Kenntnissen ist er mit dem Theaterwesen und seinen Erfordernissen völlig vertraut, versteht sich auf die Anordnung der Decorationen und des Costümes und ist außer der deutschen auch der französischen und italienischen Sprache gewachsen. Sollte der Unternehmer irgend eines Theaters eines solchen Subjects benöthigt sein, so bittet man ihn, sich in postfreien Briefen an — — zu wenden, wo die näheren Bedingungen, welche auf jeden Fall billig sein werden, zu erfahren sind."

Und diesmal glückte ihm sein Plan. Es gingen von der damals unter der Intendantur des Grafen von Soden stehenden Verwaltung des Theaters zu Bamberg Vorschläge ein, die ihn aufforderten, vom 1. September 1808 dort als Musikdirector einzutreten. Zugleich lud ihn der Graf selbst ein, den Sommer 1808 bis zum Antritt seines Amtes auf seinem Gute Sassanfarth, 3 Stunden von Bamberg, zuzubringen. Doch hatte er bis dahin noch schwere Zeiten durchzumachen. In einem undatirten Brief aus dieser Zeit schreibt er an Hippel: „In einer solchen hilflosen Lage wie die letzten 8 Tage über bin ich noch nie gewesen; zufällig wurde sie von einem meiner Bekannten, dem ehemaligen Regierungsrath Friedrich, welcher mich trostlos im Thiergarten fand, errathen, und, selbst in Verlegenheit, theilte er doch sein letztes Geld mit mir." Auch Hippel mußte aushelfen, um ihn flott zu machen. Mit der frohen Aussicht, fortan nur der Kunst leben zu dürfen, verließ Hoffmann Berlin, holte seine Frau mit Zubehör in Posen ab und kam mit ihr im Sommer 1808 in Bamberg an, wohin er seine Composition einer Soden'schen Oper „Der Trank der Unsterblichkeit", die er den 23. Januar 1808 angefangen, schon am 27. Februar zu seiner Legitimation vorausgesandt hatte. Sie machte später daselbst wenig Glück, woran aber

wol auch der schlechte Text des „gräflichen Salbaders", wie ihn Schiller nannte, schuld sein mochte.

Seine angenehme Selbsttäuschung über die anzutretende erfreuliche Berufsthätigkeit sollte nicht lange anhalten. Der Graf von Soden hatte sich nach Würzburg zurückgezogen und die ganze Entrepriſe einem gewissen Heinrich Cuno übertragen, der sich in bedrängten Geldverhältnissen befand. Schon zu Ende des Jahres 1808 näherte sich das Bamberger Theater seiner Auflösung. „Wie schlecht ich unter solchen Umständen", schreibt Hoffmann den 1. Januar 1809 an Hitzig, „mit meinem Enthusiasmus für die wahre Kunst und mit meinen Vorschlägen und Plänen, das Ganze nur zu irgend einem Grade der Vollkommenheit zu erheben, angekommen bin, können Sie sich wol denken. Dies hat denn auch zur Folge gehabt, daß ich bereits seit zwei Monaten mein Musikdirectorat gänzlich aufgegeben und mich nur dazu verstanden habe, die etwa vorkommenden Gelegenheitsstücke, z. B. Märsche, Chöre in Schauspielen u. dgl. zu componiren, wofür ich monatlich 30 Gulden erhalten soll, aber nicht erhalte, weil die Theaterkasse bei der grenzenlosen Unordnung des Directors fortwährend in den erbärmlichsten Umständen ist. Um so unangenehmer sind mir jene Theaterverhältnisse, als es hier ein Publicum giebt, wie es sich nur ein Schauspieldirector, der wahre Ausbildung mit Geschmack und Talent verbindet, wünschen kann. Z. B. die „lustigen Musikanten", gut gegeben, würden hier recht sehr gefallen. — — Das war das Schlechte; nun zu angenehmeren Dingen! Ich stand, da Soden in Würzburg ist, und der Einzige, an den ich sonst empfohlen war, der Präsident von Seckendorf, sich gar nicht um mich bekümmert hat, ganz allein hier; indessen ein glücklicher Zufall wollte es, daß ich schon im zweiten Monate dem besten Theil des Publicums bekannt wurde. An der Spitze dieses Publicums steht der Generalcommissär Freiherr von Stengel, ein äußerst humaner und in der Kunst ganz ausgebildeter Mann." Dazu bemerkt jedoch Kunz, daß Hoffmann über diesen, im „Hund Berganza" (V, S. 133) geschilderten Herrn, wie eben jene Stelle beweise, später ganz anders geurtheilt habe, als er der Meinung Raum gegeben, Stengel sei an der Vereinigung seiner angebeteten Julia mit dem Kaufmann G. schuld, wie es auch der Fall war. „Sie können denken," fährt

Hoffmann fort, „wie ich erstaunte, als er bei der ersten Visite, die ich ihm machte, so tief in die Theorie der Musik hineingerieth, daß ich glaubte, mit einem tüchtigen Kapellmeister zu sprechen; nun gelang es mir bald, meine musikalischen Kentnisse geltend zu machen, und ich erhielt in den ersten Häusern als Singmeister Zutritt, so daß meine Existenz wenigstens gesichert ist, indem ich überall gut und prompt bezahlt werde." Die Theaterentrepriſe ſchleppte ſich zwar noch einige Wochen fort; aber „ſchon im Februar", ſchreibt Hoffmann an Hitzig den 25. Mai 1809, „erklärte Herr Cuno mit einem Male der ganzen Geſellſchaft, daß er inſolvent ſei und das Theater abgeben müſſe." Doch ſeine Gläubiger ſetzten die Direction fort und garantirten die Gagen den Sommer über mit 30 Procent Abzug. „Die armen Schauſpieler und Ihr Freund, der Muſikdirector, in dieſer unglücklichen Zeit, wo die großen Opern mit obligaten Kanonen Alles übertäuben, ſagten Ja, und das Ding ging aufs Neue los. Die neuen Directoren zeigten ſich indeſſen bald dem ganz getreu, was ſie ſind, knauſerten und knickerten, machten tolle Streiche, wurden grob, ſo daß, wer noch auf eine andere Art ein Stück Brod erwerben konnte, das Theater ganz verließ, wie ich es denn auch that, ſo daß mein Contract, in dem glücklicherweiſe ſechswöchentliche Aufkündigung bedungen war, vorigen Montag ſein Ende erreicht hat und ich nichts weiter von meinem Amte übrig behalte als den Titel Muſikdirector, den ich für künftige Fälle conſerviren will. Die neue Direction beſteht aus einem Zuckerbäcker, einem Likörſieder und einem Seidenhändler!!" — Noch aber hielt ihn ſein froher, leichter Muth aufrecht, obgleich die Wirkungen des Krieges damals in der Nähe von Bamberg gerade ſehr fühlbar waren, mehrere der erſten Familien den Ort verlaſſen hatten und deshalb auch ein von Hoffmann geplantes Singinſtitut, wozu er ſchon die obrigkeitliche Erlaubniß erhalten hatte, nicht zuſtande kam, — fühlte er ſich doch immer noch glücklich, keine Relatio ex actis mehr ſchreiben zu müſſen!

Die ihm zu Theil gewordene unfreiwillige Muße benutzte er nun zu der Entfaltung eines dritten Talentes, zu der er bisher nur kleine Aufſätze gemacht hatte: er ward humoriſtiſcher Schriftſteller in der Manier Jean Paul's. Er wandte ſich nämlich zunächſt an Rochlitz, den Herausgeber der „Leipziger muſikaliſchen

Zeitung", um sich durch diese in Verbindung mit dem lesenden musikalischen Publicum zu setzen. Der Brief war in seiner launigen Manier geschrieben; er erzählte darin seine Geschichte, dann seine letzten Schicksale und seine gegenwärtige Lage, wie er eben gar nichts sei, gar nichts habe, aber Alles wolle, er wisse nur nicht was. Das hoffe er denn nun von seinem neuen Correspondenten zu erfahren; aber es müsse, wenn irgend möglich, sogleich geschehen; denn Hunger thue ihm weh, wenn auch nicht seiner, doch der seiner Frau. Als Zeugniß seines Talentes legte er ein in früherer Zeit nach dem Mozart'schen von ihm componirtes Requiem bei. Es wurde ihm sogleich geantwortet; man forderte ihn auf, für die „musikalische Zeitung" zu schreiben, wie er seinen Brief geschrieben habe, und schlug ihm vor, eine Erzählung oder Charakterschilderung von einem Musiker auszuarbeiten, der in späten Jahren ungefähr bis auf den Grad, wohin es der tiefsinnige Friedemann Bach gebracht, verrückt, dabei aber in seiner Kunst, wie eben jener auch, zwar verworren und launenhaft, aber groß und kühn, und nun durch die fixe Idee, er sei Mozart oder Händel oder solch ein Heros, theils glücklich und näher idealisirt wäre, theils gewissermaßen komisch und überhaupt dem Leser interessanter würde. Zugleich sandte man ihm die eben in den Händen der Notenstecher befindliche große, herrliche Symphonie von Beethoven aus C moll in Partitur, mit dem Gesuch, darüber zu schreiben, möchte es nun eine eigentliche Recension werden, deren es aber bei solch einem Werke und solch einem Meister kaum bedürfe, oder eine Betrachtung darüber, eine Phantasie über die Phantasie, ein Kunstwerk über das Kunstwerk u. s. w. In zehn Tagen schon ging Beides ein: Johannes Kreisler und der Aufsatz über Beethoven's Instrumentalmusik (V, S. 17 ff. und 38 ff.).

So konnte denn Hoffmann freudig in sein Tagebuch schreiben: „Meine literarische Carrière scheint beginnen zu wollen." „Von nun an", sagt Hitzig, „lebt und webt er auch ganz in der Ausübung aller Kunst. Er singt in den herzoglichen Concerten und in der Kirche in Haydn'schen Messen, componirt bald ein Miserere für den Großherzog von Würzburg, bald für das Theater, auf Bestellung des Entrepreneurs, die Kotzebue'sche Oper „Das Gespenst", bald die Gesänge zur „Genoveva" des Malers Müller, ein

Melodram des Grafen Soden „Dirna", ein Trio aus F dur und Canzonetten für Nägeli u. s. w.; er macht fleißig Recensionen für die musikalische Zeitung, schreibt die Theaterartikel aus Bamberg für die „Zeitung für die elegante Welt", zeichnet Gruppen des dortigen Bürgermilitärs und malt große Familienbilder in Häusern, in welchen ihn der Musikunterricht bekannt gemacht hatte. Diesen ertheilte er mit großem Beifall, im Gesang und auf dem Fortepiano. Man ergetzte sich an seiner pikanten Individualität, wie einst eine Dame äußerte, er verdiene, daß man ihm neben dem Honorar für seine Lectionen ebenso viel für seine Unterhaltung zahle." Aber freilich machte ihm auch der Unterricht stumpfer, talentloser Kinder viele Qual.

Das folgende Jahr, 1810, brachte ihm neue Thätigkeit. Ein alter Bekannter von Glogau her, Holbein, kam mit einem für das Schauspiel wie für die Oper gleich vorzüglichen Personal nach Bamberg, um die Leitung des Theaters zu übernehmen, und war begreiflicherweise äußerst erfreut, an Hoffmann einen so gewandten Gehilfen in Directionsgeschäften zu finden. Bald war Dieser an der neu organisirten Bühne Theatercomponist, Decorateur und Architekt, nebenbei auch Leiter der ökonomischen Einrichtung und des Repertoires, und allen diesen Geschäften unterzog er sich mit der größten Freudigkeit. Der Erfolg entsprach den Anstrengungen der beiden verbündeten Freunde. „Es begann", sagt Hitzig, „mit Holbein's Erscheinen eine wahrhaft glänzende Periode für das Theater zu Bamberg. Alle classischen Opern, besonders Mozart'sche, setzte man in Scene, und in dem recitirenden Schauspiel wurde bald gewagt, wovon man sich früher dort kaum etwas träumen lassen. Es hatte sich nämlich eine Art von Kunstverein gebildet, welcher in Hoffmann, dem Director Marcus, Professor Klein, Professor Lichtenthaler, Doctor Weiß, Doctor von Erzdorf-kupfer, Buchhändler Kunz u. A. sehr thätige und einsichtsvolle Mitglieder besaß und auf das Urtheil des Publicums sehr günstig einwirkte. Dieser Verein wußte Holbein dazu zu bestimmen, die Calderon'schen Stücke zu einer Zeit auf die Bühne zu bringen, wo man nur erst in Weimar mit dem ‚Standhaften Prinzen' einen solchen Versuch gemacht hatte." Auch dieses Wagestück gelang, zum Theil auch durch Hoffmann's Bemühungen, in solchem Grade, daß namentlich „Die Andacht zum Kreuze" oft bei über-

fülltem Hause und mit dem höchsten Beifall gegeben werden konnte. (Vgl. XIV, S. 312 f.) Bei den geselligen Vereinigungen nach dem Schauspiel in der „Rose", wo man über Kunstgegenstände sprach, sich an Musik und Gesang ergetzte, oft Soupers gab, glänzte vor Allen Hoffmann durch übersprudelnden Geist, Witz und Laune. Häufig wurden auch Landpartien, besonders nach dem beliebten Lustorte Buch unternommen, wo Hoffmann auch sonst fast jeden Tag verkehrte.*)

Im Jahre 1811, wo er nunmehr von Holbein als Theaterarchitekt mit 50 Gulden monatlichem Gehalt angestellt und dadurch seine Lage fixirt ward, lieferte er die Composition einer Oper „Aurora" vom Grafen Soden und eines Melodramas von ihm, „Saul", auch entwarf er die Cartons zur Ausmalung eines Thurms in der von dem Director Marcus erkauften herrlichen Altenburg bei Bamberg, welche Arbeit er später auch mit Liebe ausführte. Den 5. März 1811 lernte er Karl Maria von Weber kennen, der bis an sein Ende sein Freund blieb, und den 30. März besuchte er Jean Paul in Baireuth, in dessen Gattin er eine frühere Bekannte wiederfand. Höchst willkommen war ihm, da er es nicht hatte vermeiden können, Schulden zu machen und bei dem spärlichen Gehalte oft Mangel litt, die Nachricht, die er am Schlusse des Jahres erhielt, daß sein Oheim, der Justizrath, ihn zum Universalerben eingesetzt, zugleich mit einem Wechsel über 500 Thlr. auf Abschlag der Erbschaft.

Zu Anfang des Jahres 1812 wurde er zu einem Festmahl bei den Kapuzinern geladen. Die hier empfangenen religiösen und klösterlichen Eindrücke hat er den „Elixieren des Teufels" und im „Kater Murr" bei den Schilderungen aus der Klosterwelt (XII, S. 66 ff.) zu Grunde gelegt. Besonders war ihm der Prior, der lange in Rom gelebt, interessant. Im März machte er eine Reise über Erlangen nach Nürnberg, und die hier erhaltenen Eindrücke regten ihn zu seiner berühmten Novelle an: „Meister Martin und seine Gesellen." (II, S. 188 ff.). Im Juni zog er zu oben erwähntem Zwecke für einige Zeit auf die Altenburg, wurde aber von dem übelsten Wetter in dem Genuß dieses Einsiedlerlebens beeinträchtigt. Im Juli gerieth er aufs Neue in Noth: einerseits entsagte Holbein dem Theater,

*) Vgl. oben S. 453.

wodurch auch er seine Anstellung verlor, und andrerseits zog sich die Erbregulirung in Königsberg in die Länge; die Geldnoth stieg um diese Zeit bei ihm so hoch, daß er in sein Tagebuch schreiben mußte: „Den alten Rock verkauft, um nur essen zu können." Doch störte ihn diese Bedrängniß bei seinem Leichtsinn durchaus nicht im vielseitigsten Schaffen; nebst Compositionen, Recensionen, Malereien u. A. lieferte er im Juni „Johannes Kreisler's Gedanken über den hohen Werth der Musik" und im September den „Don Juan" (V, S. 31 ff. und 69 ff.). Auch mit Plänen zukünftiger Werke trug er sich um jene Zeit; in „Lichte Stunden eines wahnsinnigen Musikers" wollte er seine Ansichten über Musik, besonders über innere Structur der Tonstücke aussprechen, und im Juli, auf der Altenburg, kam ihm plötzlich der Gedanke, daß das beliebte Fouqué'sche Märchen „Undine" einen vortrefflichen Stoff zu einer Oper gäbe; er bat Hitzig, ihm einen Textdichter dazu zu verschaffen; er wolle sie componiren. „In Gedanken componire ich jetzt nichts als die Undine," setzte er hinzu. „Der kräftige, wunderbare, warnende Oheim Kühleborn ist keine üble Baßpartie, sowie der alte Fischer sich bei der Exposition in einer ganz gemüthlichen Romanze vernehmen läßt. Sie kennen mich, wie sehr mich eine Idee ergreifen und begeistern kann." Nicht gering war seine Freude, als er erfuhr, daß Fouqué selbst sich durch Hitzig hatte bewegen lassen, den Operntext zu dichten. „Ihr letzter Brief," schreibt er an Hitzig, „Ihre Nachrichten von Fouqué und Undine haben mir eine wahrhaft kindische Freude verursacht. Zu allen meinen Freunden bin ich gelaufen mit Ihrem Briefe in der Tasche, und in dem edelsten Rheinwein hat Freund Kunz mir die Vereinigung mit Fouqué zu einem Kunstproduct zugetrunken." Den 14. November erhielt er das Manuscript und trug in sein Tagebuch ein: „Die Undine erhalten; höchst vortreffliches Meisterwerk; sie den Freunden vorgelesen; höchst glückliche Stimmung!"

Aber diese glückliche Stimmung dauerte bei seiner mißlichen Lage nicht lange. Die Sylvesternacht ist ihm „ekel, schal und oberflächlich". Und das neue Jahr 1813 beginnt er mit dem Ausruf: „Unter den schlechtesten Auspicien, im höchsten Druck der Umstände ist das neue Jahr angegangen; — wie wird das werden!" — Es ward besser, als er dachte; man lese: „9. Januar. Seit

lange der erste frohe Tag, nämlich 36 Rthlr. Honorar aus Leipzig erhalten. — 10. Februar. Neue Anregung durch den ‚Titus', dessen Aufführung ich beigewohnt. Chöre. Selbstgefühl: ‚Anch' io son pittore!' [Auch ich bin ein Maler, wie Correggio vor einem Bilde Raphael's sagte]. — 17. Februar. Mit Glück am Berganza gearbeitet. (V, S. 84 ff.) — 25. Februar. Endlich ganz unerwartet aus Königsberg 485 Rthlr. sächsisch bekommen. Aller Kummer ein Ende! Abends auf dem Maskenball als Masetto in dem Zuge des Don Juan. — 27. Februar. Ganz unerwartet Brief von Leipzig erhalten, worin mir Joseph Seconda die Musikdirectorstelle in Dresden anbietet. — 13. März. Brief aus Leipzig von Rochlitz, der meinen Entschluß, Musikdirector bei Seconda zu werden, bestimmt. — 18. März. Den Brief erhalten, der meine Anstellung bei Seconda richtig macht. Große Freude!" — Hoffmann's Bekannte in Leipzig hatten es eingeleitet, daß Seconda's Wahl auf ihn fiel, und einen größeren Gehalt für ihn erreicht, als er selbst forderte.

Ehe wir ihn aber auf seiner ferneren Reise durchs Leben begleiten müssen wir noch zwei Bamberger Ereignisse berühren. Das eine ist eine unwiderstehliche Leidenschaft für eine seiner Gesangschülerinnen, die er in dem Aufsatze „Ombra adorata" (V, S. 27 ff.), in dem „Berganza" (V, S. 84 ff.) und an mehreren Orten als Cäcilie Kunz nennt sie Julie M., ein sechzehnjähriges Mädchen) verherrlicht. Als sie einen ihrer nach Hoffmann's Meinung unwürdigen Gatten G. heirathete, der sich bei der Nachfeier seiner Verlobung, wobei auch Hoffmann zugegen war, nach Kunz' Erzählung gründlich betrank, wurde seine Gluth erst recht entflammt. „Seine Tagbücher", sagt Hitzig, „sind voll der extravagantesten Selbstanschauungen und Selbstquälereien aus dieser Zeit; vorzüglich schien er in manchen Augenblicken, sich selbst völlig objectiv geworden, das Lächerliche tief zu fühlen, welches in dem Contraste seiner ganzen Erscheinung mit der Rolle eines unerhört schmachtenden Anbeters einer Schönheit im ersten jugendlichen Alter liegen mußte. Fast alle seine Notate aus dieser Periode beweisen, wie schwer er an dem Joche trug, welches ihm eine ihm sonst so verhaßte Sentimentalität auflegte." Acht Jahre später, zwei Jahre vor seinem Tode, erfuhr er von Juliens grenzenlos unglücklicher, damals in der Auflösung begriffenen Ehe und schrieb an einen Freund:

„Sagen Sie ihr in einem Augenblick des heitern Sonnenscheins, daß ihr Andenken in mir lebt, — darf man das nämlich nur Andenken nennen, wovon das Innere erfüllt ist, was im geheimnißvollen Regen des höheren Geistes uns die schönen Träume bringt von dem Entzücken, dem Glück, das keine Arme von Fleisch und Bein zu erfassen, festzuhalten vermögen. Sagen Sie ihr, daß das Engelsbild aller Herzensgüte, aller Himmelsanmuth, wahrhaft weiblichen Sinns, kindlicher Tugend, das mir aufstrahlte in jener Unglückszeit acherontischer Finsterniß, mich nicht verlassen kann beim letzten Hauch des Lebens, ja, daß dann erst die entfaltete Psyche jenes Wesen, das ihre Sehnsucht war, ihre Hoffnung und ihr Trost, recht erschauen wird im wahrhaftigen Sein!"

Das zweite Ereigniß ist seine Verbindnng mit dem Bamberger Buchhändler C. F. Kunz (pseudonym Z. Funck), die Dieser in einer besonderen Schrift erzählt hat.*)

Ihre persönliche Bekanntschaft hatten sie im Sommer 1809 in dem Vergnügungsorte Buch durch Vermittlung des Schauspieldirectors Cuno gemacht; ihre nähere Verbindung wurde durch Hoffmann's schriftstellerische Versuche bewirkt. Diese knüpften sich zunächst, von seinen Aufsätzen für Zeitschriften abgesehen, an einen Hund an, — höchst charakteristisch für Hoffmann's eigenthümliche Schriftstellermanier (man denke an seinen „Kater Murr" und „Meister Floh"!). Er beabsichtigte, Reminiscenzen aus seinem Bamberger Leben niederzuschreiben und sie nach seiner Entfernung aus Bamberg zu veröffentlichen. „Bruchstücke, wie sie ihm einfielen," erzählt Kunz, „wurden zu Papiere gebracht, und der Auftritt in Pommersfelden (der Rausch des Bräutigams) nun zunächst Gegenstand seiner Beschäftigung (vgl. V, S. 137). — Aber über die Art, wie er die sämmtlichen Fragmente aneinanderreihen, einkleben und zu einem Ganzen verbinden sollte, konnte er nicht einig werden. Eine Aventüre mit dem Hunde Pollux reichte ihm auf einmal den Schlüssel. Madame Kauer, die Besitzerin des Gasthauses zur Rose, besaß einen großen Haushund, Pollux genannt, ergraut vor Alter oder, wie Hoffmann meinte, vor bitteren Erfahrungen während seiner Lebenszeit. ‚Er schaute mit überaus klugen Augen', wie

*) Aus dem Leben zweier Dichter: E. T. W. Hoffmann's und F. G. Wetzel's. Leipzig 1836.

derselbe ebenfalls ihn schilderte, ‚in die Welt hinein, verachtete sein ganzes Geschlecht, indem er sich nie mit demselben einließ, hielt sich vorzüglich zu gebildeten Menschen‘ und ward deshalb auch Hoffmann's Freund.“ Das Abenteuer ist an sich unbedeutend: Hoffmann, der geglaubt hatte, der Hund würde ihm nach Buch nachgelaufen sein, fand ihn des Abends zusammengekrümmt am Fuße des Standbildes des heiligen Nepomuk, stöhnend und winselnd. „Andern Tages besuchte mich Hoffmann, mir zu verkünden, daß er nun endlich Form und Einkleidung der Scenen aus seinem Bamberger Leben gefunden habe und nun gleich morgen rasch ans Werk gehen wolle. Er erinnerte sich bei diesem Hundeabenteuer des Gesprächs der beiden Hunde Scipio und Berganza in Cervantes' Erzählungen. Schnell wurden dieselben noch einmal gelesen und beschlossen, auf diese Weise seine Bruchstücke dialogisirend zu bearbeiten. In wenigen Wochen war die ganze Arbeit vollendet, und es ward verabredet, sie im Verlage von Kunz herauszugeben. — —

„Hoffmann theilte mir bald sein Manuscript zur Durchsicht und zu etwaigen Bemerkungen mit. Wie erstaunte ich aber, als ich fand, daß er noch Pfeffer auf das Salz gestreut, d. h. die auf Bamberg und seine Bewohner bezüglichen Stellen doppelt gewürzt hatte! Ich erklärte ihm, daß es nicht möglich sei bei meiner Stellung zum Publicum und zu Freunden, das Manuscript so abdrucken zu lassen, daß das von mir Gestrichene ganz wegbleiben und das auf andere Weise Bezeichnete gemildert werden müsse.“ — Daß Hoffmann damit nicht zufrieden war, versteht sich; doch fügte er sich. Aus dem ursprünglichen Berganza, dessen Manuscript Kunz aufbewahrte, theilt er dann eine längere Stelle mit und fährt fort: „Berganza sollte anfänglich als ein für sich bestehendes Büchlein in die Welt geschickt werden. Nach gegenseitiger Ueberlegung aber ward beschlossen, die früher in der ‚musikalischen Zeitung‘ abgedruckten Aufsätze mit Berganza zu vereinigen und für die noch folgenden Bändchen jene Arbeiten hinzuzufügen, die Hoffmann noch unter der Feder hatte, oder mit denen er sich noch in der Idee herumtrug. Nun ward über den Titel berathschlagt, der anfänglich ‚Bilder nach Hogarth‘ heißen sollte (besonders wegen Hoffmann's ‚Kreisler‘ und Hogarth's ‚Enraged Musician‘), aber bald aus dem

Grunde verworfen ward, weil nicht alle Aufsätze den Titel rechtfertigten. Mir fiel, da mit einem Künstlernamen der Titel nun einmal geschmückt werden sollte, Callot ein, dessen vollständiges Werk ich in meinen Jugendjahren in Leipzig in der berühmten Bretzner'schen Kupferstichsammlung hatte kennen lernen. Ich machte Hoffmann darauf aufmerksam — — und bestimmte ihn, die ziemlich zahlreichen Callot'schen Blätter, welche sich, obwol nicht in den besten Abdrücken, in der hiesigen von Stengel'schen Sammlung befanden, anzusehen. Nach deren Besichtigung kehrte Hoffmann voll Enthusiasmus und Entzücken über den Meister zurück, entwarf sogleich den die ‚Phantasiestücke' eröffnenden Aufsatz ‚Jacques Callot', und der Entschluß stand fest, das Buch ‚Phantasiestücke in Callot's Manier' zu nennen.

„Nun schlug ich vor, der schnelleren Bekanntwerdung des Buches halber den mir befreundeten Jean Paul zu bitten, eine Vorrede dazu zu schreiben." Neue Unzufriedenheit Hoffmann's mit gleichem Resultat. Kunz reiste nach Baireuth und fand anfangs bei Jean Paul dieselbe Ungeneigtheit. Als Dieser aber das Manuscript gelesen hatte, erklärte er: „Ich schreibe die Vorrede und hoffentlich eine recht gute und wahre. Wie konnte ich mir einbilden, daß das Buch ein so überaus vortreffliches wäre! Ich gratulire Ihnen zu dem gefundenen Schatze." Den 13. Februar übersandte er sie Kunz mit den Worten: „Hier folgt die schon im November vollendete Vorrede, welche durch den trefflichen ‚Magnetiseur' (V, 2, S. 5 ff.) nur noch einen kleinen Zusatz [von Lob] erhielt. Ich habe vielleicht, um die Unparteilichkeit eines Vorredners wenigstens von einer Seite zu behaupten, eher zu wenig als zu viel gelobt. Ich freue mich sehr auf die Callot'sche Nachkommenschaft." Hoffmann, der die Vorrede erst mit dem Buche selbst gedruckt erblickte, war anfangs mit ihr auch nicht zufrieden. Kunz bemerkt noch, daß die Vorrede zwar ganz im Geiste Jean Paul's, aber nicht von ihm selbst, sondern von seinem Freunde Otto geschrieben war.

Ueber den von Jean Paul besonders belobten ‚Magnetiseur' (im 2. Theil, S. 5) schrieb Hoffmann an Kunz aus Dresden, den 20. Juli 1813: „Der Aufsatz, welcher nach meiner ersten Idee nur eine flüchtige, aber pittoreske Ansicht des Träumens geben

sollte, ist mir unter den Händen zu einer ziemlich ausgesponnenen Novelle gewachsen, die in die vielbesprochene Lehre vom Magnetismus tief einschneidet und eine, so viel ich weiß, noch nicht poetisch behandelte Seite desselben (die Nachtseite) entfalten soll. Außer dem, was Sie besitzen, wird die Erzählung noch drei Abtheilungen haben, nämlich Mariens Brief an Adelgunde, Albano's Sendschreiben an Theobald und das ‚einsame Schloß'. — Mit Albano's Sendschreiben, dem schwersten und, wie ich glaube, dem tiefsten und philosophisch-gedachten Theile bin ich zwar fertig, aber noch nicht im Reinen, d. h. noch genügt mir mancher Satz nicht, da eine vollendete Schärfe des Ausdrucks das ist, wonach ich hier durchaus streben muß. — Schon in dem ‚Träume sind Schäume' werden Sie Andeutungen über die Wirkungen des thierischen Magnetismus so wie über Sympathien und Idiosynkrasien finden; allein ob Sie die angelegten Minen, deren Explosion so verderbend wirken soll, ahnen, weiß ich nicht. Am Schlusse der Erzählung wüthe ich unter den lebendigen Menschen wie ein Dschingiskhan; aber es soll nun einmal so sein."

„Bei der zweiten Auflage dieses Buches", fährt Kunz fort, „wurde das romantische Spiel in drei Aufzügen ‚Prinzessin Blandine' auf meine Veranlassung weggelassen, weil ich es als zu schwach in Verbindung mit dem übrigen Inhalt der Phantasiestücke hielt und desfalls einen gleichen Ausspruch Hoffmann's darüber schon bei der ersten Auflage (IV, S. 150 ff.) benutzte." Er schrieb nämlich aus Berlin, den 24. Mai 1815: „Den vierten Theil der Callots habe ich in Händen, und somit ist nun das ganze Werklein geschlossen und gedruckt. — Hätte ich gewußt, daß der Theil so unverhältnißmäßig stark werden würde, so hätte ich die ‚Blandine', als mein schwächstes Product, nicht eingeschoben, sondern statt dessen ein kürzeres Stück geliefert; dagegen kann, wie ich glaube, die musikalische Welt mit ‚Kreisler's Lehrbrief' zufrieden sein." Sie wurde wieder abgedruckt in Arthur Mueller's „Modernen Reliquien", II, S. 183—232.

Im 3. Theil war das berühmte Märchen, in welchem Hoffmann in der ihm nun einmal eigenthümlichen Manier „ein Höchstes", wie Goethe sagt, leistete, „Der goldene Topf" (s. Th. VI, S. 51) enthalten, dessen Entstehungsgeschichte uns Kunz erzählt.

„Hoffmann fand ein Jahr vor seinem Abgange von Bamberg ein Buch in meiner Bibliothek: ‚Menschliches Elend. Aus dem Englischen des James Beresford übersetzt von Adolf Wagner. Nebst Gegenbeweisen aus den Kupfern von J. A. Kanne. 2 Theile. Lübeck 1810', das ihn so sehr ergetzte, daß er es wol ein halb Dutzend mal durchlas, Auszüge daraus machte und mir mittheilte, wie in ihm durch dieses Buch der Gedanke aufgegangen sei, einen Charakter in Form einer Novelle darzustellen, der gleichsam vom Schicksal verdammt sei, wo er gehe und stehe, Unglück zu erleben und um sich zu verbreiten. Zur lebendigen Anschauung sei ihm dieser Charakter durch ein hier lebendes Original geworden. Um mir einen deutlichen Begriff zu machen, wie dieser Mann durch ein unbegreifliches Fatum bestimmt sei, auch im conventionellen Leben an sich lauter Widerwärtigkeiten zu erfahren und um sich her anzurichten, wolle er mir nur eine so eben niedergeschriebene Scene mittheilen, wo derselbe in Gesellschaft von ein paar geputzten Damen, die er am Arme führe, über den hiesigen großen, reinlichen Maximiliansplatz gehe, auf welchem sich eben nur eine einzige unbedeutende Pfütze befinde; in diese müsse er treten, sich und die beatlasten Damen von unten bis oben bespritzend. Hoffmann entwarf später noch mehrere höchst komische Scenen, die er mir vorlas, und ich darf behaupten, daß sein Original im Kopfe mit dem im Leben treulich Hand in Hand ging. Ich machte ihm aber die Bemerkung, daß dies Alles recht schön und ergetzlich zu lesen wäre; allein der tiefer schauende Leser würde denn doch eine rein poetische Auffassung eines solchen Charakters verlangen und eine befriedigende Pointe am Schlusse des Ganzen schmerzlich vermissen. Er sah dies auf der Stelle ein, und seit dieser Aeußerung wurde, was mir leid that, keine Zeile weiter geschrieben."

In Dresden aber faßte er die Idee wieder auf und schrieb an Kunz den 19. August 1813: „Mich beschäftigt die Fortsetzung der ‚Phantasiestücke in Callot's Manier' ungemein, vorzüglich ein Märchen, das beinahe einen Band einnehmen wird. — Denken Sie dabei nicht, Bester, an Scheherazaden in ‚Tausend und eine Nacht'! — Turban und türkische Hosen sind ganz verbannt. Feenhaft und wunderbar, aber keck ins gewöhnliche, alltägliche Leben tretend und seine Gestalten ergreifend, soll das Ganze werden. So zum

Beispiel ist der geheime Archivarius Lindhorst ein ungemeiner, arger Zauberer, dessen drei Töchter, in grünem Gold glänzende Schlänglein, in Krystallen aufbewahrt werden; aber am heiligen Dreifaltigkeitstage dürfen sie sich drei Stunden lang im Hollunderbusch an Ampel's Garten sonnen, wo alle Kaffee- und Biergäste vorübergehen; — aber der Jüngling, der im Festtagsrock seine Butterstemmel im Schatten des Busches verzehren wollte, ans morgende Collegium denkend, wird in unendliche, wahnsinnige Liebe verstrickt für eine der Grünen; — er wird aufgeboten, getraut, bekommt zur Mitgift einen goldenen Nachttopf, mit Juwelen besetzt; — als er das erste Mal hinein . . ., verwandelt er sich in einen Meerkater u. s. w. — Sie bemerken, Freund, daß Gozzi [dessen Märchen von den drei Pomeranzen, s. Th. XIV, S. 330 ff.] und Fasner spuken."

Dritter Abschnitt.

Dresden und Leipzig (1813—1814), Berlin (1814—1822).

Den 21. April 1813 verließ Hoffmann Bamberg, um seine neue Musikdirectorstelle bei Seconda in Dresden anzutreten, ohne zu ahnen, daß er einem Kriegsschauplatz zuzog. In Reichenbach und noch an einigen anderen Orten mußten er und seine Frau mit Kosaken und Kalmücken auf einer Streu übernachten. Den 25. April kam er in Dresden an und fand — freilich Seconda nicht, dafür aber ganz unerwartet im Linke'schen Bade seinen Herzensfreund, nunmehrigen Staatsrath von Hippel, nebst Stägemann Begleiter des Staatskanzlers von Hardenberg. Seconda war in Leipzig und beschied ihn dorthin; doch zögerte er mit der Abreise wegen der Unsicherheit der Straßen. Als er den 8. Mai zu Hippel eilen wollte, war die Elbbrücke nur noch für Truppenzüge zugänglich. Nun erlebte er bunte Kriegsscenen. Nach seiner alten Weise war er überall, wo es etwas zu sehen gab, und wäre am 9. Mai dicht am Schloßthor, wo die Kugeln zischend an die Mauer anprallten und wieder zurückschlugen, beinahe getödtet worden. Nachdem er von Seconda Reisegeld erhalten, fuhr er den 20. Mai 1813 in

der behaglichsten Stimmung, ohne Ahnung der Schreckensscenen, die ihm bevorstanden, aus Dresden ab. Kurz vor Meißen schlug die Postkutsche um, und eine neuvermählte Frau, die mit ihrem Gatten reiste, wurde als zerschmetterter Leichnam unter einer großen Kiste hervorgezogen; auch Hoffmann's Frau, die eine tiefe Kopfwunde erhalten hatte, schien tödlich verletzt; er selbst war am ganzen Körper zerschlagen. Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen in Meißen traf er den 23. Mai in Leipzig ein; aber Seconda suchte um die Erlaubniß nach, auf dem Dresdener Hoftheater zu spielen. Vier Wochen später war Hoffmann also wieder in Dresden, wo neue Schreckensscenen seiner warteten.

Napoleon hatte Dresden zum Mittelpunkte seiner Operationen gewählt und seit der Schlacht von Lützen sich hier festgesetzt. Nach der Schlacht von Bautzen lagen hier 20 000 Verwundete. Den 25. August standen die Alliirten vor der Stadt; da sie aber nicht ungesäumt zum Angriff vorgingen, so gewann Napoleon Zeit, mit seinen Garden und 2 Corps heranzukommen. Den 26. August nachmittags begann die Schlacht, deren Beschreibung wir aus Hoffmann's Tagebuch vernehmen wollen. „Frühmorgens 7 Uhr wurde ich durch den Donner der Kanonen geweckt; ich eilte sogleich auf den Boden des Nebenhauses und sah, wie die Franzosen in geringer Entfernung von den Schanzen mehrere Batterien aufgestellt hatten, die mit feindlichen Batterien, welche am Fuße der Berge standen, auf das Heftigste engagirt waren. Mit Hilfe eines sehr guten Glases konnte ich bemerken, daß sehr starke russische und österreichische Colonnen (an der weißen Uniform sehr kenntlich) sich von den Bergen herabbewegten. Eine Batterie nach der anderen rückte näher; die Franzosen retirirten bis in die Schanzen, und nun wurde sogar von den Stadtwällen aus grobem Geschütz gefeuert; der Kanonendonner wurde so heftig, daß die Erde bebte und die Fenster zitterten. Die Russen hatten den Großen Garten erstürmt so wie die Preußen die Schanzen vor der Friedrichsstadt, — Ersteres konnte ich sehen. — Die Nachricht kam, daß der Kaiser eintreffen würde; ich eilte daher auf die Terrasse des Brühl'schen Gartens an der großen Brücke. Um 11 Uhr kam der Kaiser auf einem kleinen falben Pferde über die Brücke schnell geritten, — es war eine dumpfe Stille im Volk, — er warf seinen Kopf heftig hin und her

und hatte ein gewisses Wesen, was ich noch nie an ihm bemerkte. Er ritt bis vor das Schloß, stieg aber nur wenige Secunden ab und ritt wieder an die Elbbrücke, wo er, umgeben von mehreren Marschällen, still hielt. Die Adjutanten sprengten ab und zu und holten Ordres, die er allemal in kurzen Worten, aber sehr laut, ertheilte; er nahm sehr häufig Tabak und schaute noch häufiger durch ein kleines Taschenperspectiv die Elbe herab. Die Garden kamen mit Doppelschritt über die Brücke und eilten, nachdem sie eine sehr kurze Zeit auf dem Platz vor dem Kaiser gehalten, zu den Thoren heraus. Ich mußte fort, weil der Brühl'sche Garten besetzt wurde, und ging wieder auf mein Observatorium. Zwischen 4 und 5 Uhr donnerten die Kanonen am Heftigsten, — Schlag auf Schlag; — man konnte die Kugeln sausen hören. Ich bemerkte es zuerst, man wollte mir es aber nicht glauben. Gleich darauf stürzte, in einer Entfernung von höchstens 25 Schritt, eine Feuermauer, von einer Kugel getroffen, ein, und nun war es klar, daß Geschütz auf die Stadt gerichtet worden. — Wir gingen herab, da unser Aufenthalt oben jetzt lebensgefährlich wurde. Eben wollte ich in meine Hausthüre treten, als zischend und prasselnd über meinem Kopf eine Granate wegfuhr und nur 15 Schritte weiter vor der Wohnung des Generals Gouvion St. Cyr, zwischen vier gefüllte Pulverwagen, die eben zur Abfahrt bereit standen, niederfiel und sprang, so daß die Pferde bäumend Reißaus nahmen." — Die folgenden Gräuelscenen übergehen wir. Den 22. Oktober nach der Schlacht bei Leipzig konnte H. verzeichnen: „Der Kaiser ist geschlagen und retirirt nach Erfurt u. s. w. So habe ich gegründete Hoffnung zum besten, fröhlichsten Leben in der Kunst, und alle Noth wird geendet sein." Und einen Monat später, also nach einem vollen Vierteljahr schlimmster Kriegsdrangsale: „Den 22. November. Heute Nachmittag einen österreichischen und russischen Officier in voller Galla gesehen, — ganz eigenes herrliches Gefühl. Ja, es ist wahr, — Freiheit!"

An Hitzig schreibt er den 21. December 1813: „Hier habe ich nun Alles erlebt, was man in der nächsten Nähe des Krieges erleben kann; ich habe Scharmützel, eine bedeutende Schlacht (am 26. August) deutlich angesehen, habe das Schlachtfeld besucht; kurz, meine Erfahrungen sind in dieser Art nur zu sehr bereichert

worden. Hungersnoth und eine Art Pest, — die zum Theil noch herrscht und nur noch vorige Woche 280 Personen bürgerlichen Standes weggerafft hat, — mußte ich auch ausstehen; aber unerachtet aller in der That entsetzlichen Ereignisse habe ich nie den Muth verloren; ja, als die Kanonen rings um Dresden donnerten, ist mir ein besonderes, vorahnendes Gefühl gekommen, daß der so lange ersehnte Augenblick der wiedererlangten Freiheit nicht mehr fern sein könne. — — Die Anstalten waren übrigens seit dem 4. November von der Art, daß man hätte glauben sollen, die Franzosen würden jede Straße vertheidigen und sich bis auf den letzten Mann wehren. Denn nachdem sie die äußeren Schanzen verlassen müssen, sperrten sie die Schläge und Thore und verschanzten die Hauptstraßen der Vorstädte, hauptsächlich mittels mit Sand gefüllter Kisten und Tonnen. Um so drückender war uns Einwohnern das Alles, weil wir, trotz aller Vorsicht der französischen Behörden, von den glorreichen, herrlichen Siegen bei Leipzig und Erfurt sehr gut unterrichtet waren. — Schon am 10ten erfuhren wir den Abschluß der Capitulation, und mein Gefühl war wirklich unbeschreiblich, als ich die stolzen übermüthigen Franzosen schmachvoll ohne Waffen abziehen sah. — Wie die — — — das herrliche Dresden auf wirklich sinnreiche Weise verwüstet und ruinirt haben, davon haben Sie keine Idee."

Von seiner sonstigen Thätigkeit berichtet er: „Undine ist vollendet, und ich warte nur den günstigen Augenblick ab, sie würdig auf die Bühne zu bringen. Ich thue mir auf diese Oper etwas zu Gute und glaube, vorzüglich in der Undine selbst und dem prächtigen Kühleborn, den Sinn des herrlichen Dichters getroffen zu haben." Während des Kanonendonners schreibt er das Gespräch „Der Dichter und der Componist" (I, S. 84 ff.) und nach der Schlacht, in Leipzig, wohin er am 9. December mit Seconda zurückgekehrt war, „Die Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden" (XV, S. 371), die in Bamberg mit dem Druckort „Deutschland" 1814 erschien.

Am Neujahrstage 1814 erkrankte er an einer Brustentzündung und gichtischen Anfällen, den Folgen einer Erkältung im Theater, die ihn auch bis zum Frühjahr nicht verließen; doch hemmte die Krankheit nicht seine angestrengte Thätigkeit. Im Bette sitzend,

mit einem Brett vor sich, zeichnete er die possirlichsten Karikaturen auf die Franzosen. Am 25. März fing er die „Elixiere des Teufels“ (Th. IX und X) an und hatte das Manuscript zum ersten Bande schon den 22. April vollendet.

Diese von Hitzig berichteten Data vertragen sich nicht ganz mit folgendem Brief an Kunz vom 24. März 1814: „Eben vor einiger Zeit habe ich, wie Kanne, gelobt, 40 Tage und Nächte bei meinem Liebchen zu bleiben, und Onerius, der Traumgott, hat mir einen Roman inspirirt, der in lichten Farben hervorbricht, indem Tom. I beinahe vollendet. Es ist darin auf nichts Geringeres abgesehen, als in dem krausen, wunderbaren Leben eines Mannes, über den schon bei seiner Geburt die himmlischen und dämonischen Mächte walteten, jene geheimnißvollen Verknüpfungen des menschlichen Geistes mit all den höheren Principien, die in der ganzen Natur verborgen und nur dann und wann hervorblitzen, welchen Blitz wir dann Zufall nennen, recht klar und deutlich zu zeigen. Um mich musikalisch auszudrücken, fängt der Roman mit einem Grave sostenuto an; — mein Held wird im Kloster zur heiligen Linde in Ostpreußen geboren; seine Geburt sühnt den verbrecherischen Vater; — Joseph und das Christuskind erscheinen u. s. w. Dann tritt ein Andante sostenuto e piano ein, — das Leben im Kloster, wo er eingekleidet wird; — aus dem Kloster tritt er in die buntbunteste Welt; — hier hebt ein Allegro forte an.“ Hitzig berichtet, er habe auf dieses originell-phantastische Werk später keinen Werth gelegt; „er war zwischen der Ausarbeitung des ersten und zweiten Theils durch die Veränderung seiner Lage aus dem Zusammenhang gekommen, den er künstlich wiederherzustellen suchte, und das wollte ihm nimmer gelingen.“ Den 8. März 1818 schrieb er an Kunz, es sei mit den „lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers“ so ergangen wie mit dem ersten Bande der Elixiere, „den ich nicht hätte drucken lassen sollen“. Willibald Alexis urtheilt darüber: „Um sich zu ergetzen, um den Dichter lieben zu lernen, würde ich Niemanden ihn zu lesen anrathen; wer aber den Dichter oder überhaupt die Geschichte der Poesie studiren will, der muß dieses Gemälde einer üppigen Phantasie durchlesen, um darin die göttlichen Funken neben einer verworfenen Anwendung zu bewundern.“

Dabei recensirte Hoffmann fortwährend für die „musikalische

Zeitung", verfaßte im Mai die „Blandine" und den „Ignaz Denner" (VII, S. 42 ff.) und componirte vom 8.—10. auf Bestellung ein großes Musikstück „Die Schlacht bei Leipzig" unter dem angenommenen Namen Arnulf Vollweiler. Im Februar hatte er die Musikdirectorstelle in Königsberg ausgeschlagen; dafür kündigte ihm Seconda noch in demselben Monat wegen eines kleines Zerwürfnisses die Leipziger Stelle, und Hoffmann war wieder so mittellos wie schon oft. Auf Hippel's Verwendung wurde ihm von Seiten des Justizministeriums der Vorschlag gemacht, ein halbes Jahr ohne Gehalt beim Kammergericht in Berlin zu arbeiten, um die Fortschritte der Legislatur während seiner unbeschäftigten Zeit kennen zu lernen, und dann nach seiner Anciennetät als Rath wieder einzurücken, — und in seiner Lage konnte er sich nicht bedenken, das Anerbieten anzunehmen. Er reiste gegen Ende Septembers 1814 von Leipzig ab und kam den 27sten in Berlin an.

Hier fand er Hitzig wieder, der gleich ihm durch die Jahre des Krieges und des höchsten nationalen Elends aus seinem Berufe verschlagen und in verschiedenen Lebenskreisen herumgetrieben worden, jetzt aber unter gleichen Bedingungen wie Hoffmann in die juristische Laufbahn wieder eingetreten war. In der ersten Zeit seines Berliner Aufenthaltes lebte daher Hoffmann nur für den engsten Kreis dieses seines alten Freundes. Zu diesem gehörten Fouqué, Chamisso und Contessa. „Er war", erzählt Hitzig, „durch die mannichfaltigen Leiden der vergangenen Jahre milder geworden als je, in hohem Grade bescheiden, mittheilend und von einer Gemüthlichkeit, daß die Kinder Hitzig's sich des neu angekommenen Freundes ihres Vaters nicht genug erfreuen konnten. So lebten sie z. B. damals gerade in der Hoffnung, ihren Liebling ‚Undine' mit leiblichen Augen auf der Bühne zu sehen, und Hoffmann, um ihnen einen Vorschmack von dieser Seligkeit zu geben, malte ihnen zum Weihnachtsabend mit der größten Sorgfalt die Burg Ringstetten, baute sie ihnen auf und erleuchtete sie prachtvoll von innen; für sie schrieb er ferner die Märchen ‚Nußknacker und Mausekönig' (I, S. 225 ff.), in denen sie zu ihrer höchsten Freude unter ihren Namen erschienen, und ‚Das fremde Kind' (II, S. 255). Er schreibt darüber an Kunz den 8. März 1818: „Daß Sie über meinen ‚Nußknacker und Mausekönig' gelacht

haben, freut mich sehr. Gneisenau sagte mir, daß in mir ein Feldherrntalent stecke, da ich die gewaltige Schlacht so gut geordnet und Nußknackers Verlieren vorzüglich von der Eroberung der auf Mamas Fußbank schlecht postirten Batterie abhängig gemacht. Doch empfehle ich Ihnen mehr mein diesjähriges Märchen ‚Das fremde Kind'. Es ist reiner, kindlicher und eben deshalb für Kinder, fassen sie auch nicht die tiefere Idee des Ganzen, brauchbarer."

Da es Hoffmann nicht möglich war, wenn er den Tag über, wie er pflegte, — denn er war trotz aller Genialität ein gewissenhafter Geschäftsmann, — redlich gearbeitet hatte, die Abende zu Hause zuzubringen, wo es nichts Neues zu sehen und zu hören gab, so hatte Hitzig ein anspruchsloses Kaffeehaus gewählt, wo sich bald um die dichterischen Freunde ein größerer lebendiger Zirkel sammelte. Bald aber ging Hoffmann seinen eigenen Weg, und wenn er die Abende in größeren Familienzirkeln mit den Freunden zusammen hatte verbringen müssen, und alle sich beim Nachhausegehen von ihm trennten, so schlug er wol noch spät in der Nacht den Weg nach dem durch ihn und noch mehr durch Ludwig Devrient berühmt gewordenen Weinhause von Lutter und Wegner ein, um sich, wie er sagte, zu „montiren", wozu freilich im Anfang eine halbe Flasche starken Weines, für ihn das wahre „Elixier des Teufels", genügte, und den Morgen zu erwarten. War er dann einmal in exotischer Stimmung, die auch nur ein gemüthlicher Zuhörer hervorrufen konnte, so gab es nichts Interessanteres als das Feuerwerk von Witz und Gluth der Phantasie, das er dann unaufhaltsam, oft fünf, sechs Stunden hintereinander, vor der entzückten Umgebung aufsteigen ließ. Aber auch sonst war er im Weinhause nie müßig; immer spähten seine Falkenaugen umher, um etwas lächerlich Charakteristisches aufzufinden, was er dann für seine Werke verwerthete oder als Karikatur sogleich auf das Papier warf.

Um ihn diesem wüsten Weinhausleben zu entreißen, traf Hitzig die Einrichtung, daß er, Contessa (Sylvester), Koreff (Vincenz) u. A. wöchentlich einmal bei Hoffmann zusammenkamen, um sich zu besprechen und das Gearbeitete einander mitzutheilen. Am Abend eines Tages, der nach dem von Hoffmann's Gattin herbeigebrachten polnischen Kalender den Namen des heiligen Serapion führte, wurde

die Gesellschaft eingeweiht und nach jenem Heiligen benannt; sie gedieh fröhlich, bis sie durch den Umstand, daß Contessa seinen Wohnort von Berlin verlegte, und durch in Koreff's Person begründete Hindernisse zum großen Leidwesen Aller ihr Ende erreichte. — — Im Jahre 1817 erschienen die ‚Nachtstücke' (Th. VII, VIII). Von diesen sind in Berlin gearbeitet ‚Der Sandmann' und ‚Das Majorat', in denen Königsbergische Figuren, aufgefaßt nach den in der ersten Jugendzeit erhaltenen Eindrücken, auftreten, — ‚Die Jesuitenkirche' und ‚Das steinerne Herz', in denen Glogauische Erinnerungen verarbeitet sind, — ferner ‚Das Gelübde', nach einer Geschichte, die Hoffmann's Frau ihm aus ihrer Vaterstadt Posen erzählte; endlich ‚Das Sanctus' und ‚Das öde Haus'. Zu dem erstern hatte ihm das Ereigniß die Veranlassung gegeben, daß eine ihm bekannte Sängerin, nachdem sie in der Kirche gesungen, plötzlich unter den in der Erzählung angegebenen wirklich merkwürdigen Umständen für einige Zeit die herrliche Stimme verlor und Hoffmann neckend behauptete, es sei die Strafe dafür, weil sie beim Sanctus die Kirche verlassen, — zu letzterem aber der Eindruck, den ein unter den Linden gelegenes Haus auf ihn machte, dessen Fenster nach vorn hinaus nie geöffnet erschienen, und hinter denen seine Phantasie ihn allerlei Spukhaftes sehen ließ. Zu dem vor seinem letzten Aufenthalt in Berlin geschriebenen ‚Ignaz Denner' hatte er den Stoff in Bamberg erhalten. Kunz bemerkt dazu, diese letzte Novelle habe früher ‚Der Revierjäger' geheißen und sei für die „Phantasiestücke" bestimmt gewesen, von ihm, Kunz, aber zurückgewiesen worden. Den Namen haben wol die Denner'schen Stücke in der Pommersfelder Galerie veranlaßt; er forschte in der Bibliothek des Kunstfreundes Herrn von Stengel nach pikanten Nachrichten über diesen „ganz originellen Kerl", fand nichts Befriedigendes, erhielt aber von Stengel ein paar Anekdoten und rief Kunz zu: „Es giebt doch ein köstliches Phantasiestück; passen Sie nur auf!" Bei dem Namen des Revierförsters Andres dachte er an Endres, Förster zu Frensdorf bei Bamberg, bei dem er einst Jagdstudien gemacht hatte.

1819 erschien zuerst der Dialog: „Seltsame Leiden eines Theaterdirektors", wozu, wie zum „Kater Murr", gleichfalls seine eigenen Bamberger Erfahrungen den Stoff lieferten. Die dialogische Form entsprang aus seiner fleißigen Lectüre von

„Rameau's Neffen", nach Diderot, von Goethe. Ferner „Klein-Zaches", „welcher", sagt Hitzig, „ihm die meisten Mißdeutungen zugezogen, und doch gab es nichts Unschuldigeres als die Art, wie dies Märchen entstanden. Im Frühjahr 1819 war er nämlich schwer erkrankt an einem Unterleibsübel mit gichtischen Zufällen. Hitzig besuchte ihn täglich und mußte dann immer zuerst hören, welche Phantasien des Fiebers, die Hoffmann's Kopf jederzeit mit neuen Bildern füllten, zunächst die Oberhand bei ihm gewonnen. So kam er eines Nachmittags, und Hoffmann, ihm die glühende Hand vom Krankenlager herüberreichend und noch im heftigsten Fieberanfalle, rief ihm gleich in kurzen, raschen Absätzen, wie sie die Hitze ausstößt, entgegen: „Denken Sie, was für ein paar verwünschte Ideen mir eben gekommen sind! Ein häßlicher, dummer, kleiner Kerl — fängt Alles verkehrt an, — und wie was Apartes geschieht, hat er es gethan. Wird z. B. ein schönes Gedicht in einer Gesellschaft von einem Andern verlesen, — er wird als Verfasser geehrt und empfängt dafür das Lob, und so durchweg. — Dann wieder ein Anderer, der einen Rock hat, — wenn er ihn anzieht, werden die Aermel zu kurz und die Schöße zu lang. — Sobald ich wieder gesund werde, muß aus den Kerls ein Märchen gemacht werden." — Diese Erzählung ist lehrreich für die Entstehungsgeschichte mehrerer phantastischen Producte aus Hoffmann's Feder: Rausch und Fieberphantasie halfen sie in seinem Gehirn ausbrüten.

Zu Ende dieses Jahres erschienen auch die beiden ersten Bände der „Serapionsbrüder", deren Entstehungsgeschichte oben erzählt worden ist. Der 3. Band erschien 1820, der 4. Band 1821. 1820 erschien auch der erste Band von „Kater Murr", dem 1822 der zweite folgte, und der mit dem dritten, leider auf dem Papier nicht angefangenen, aber im Kopfe schon ganz vollendeten schließen sollte. „Zu der äußeren Form dieses Buches war Hoffmann durch einen ausgezeichnet schönen Kater veranlaßt worden, den er aufgezogen hatte, und der ihm wirklich mehr als gewöhnlichen Thierverstand zu haben schien; wenigstens war er unerschöpflich in Erzählungen von den Klugheiten, welche von diesem Liebling, der in der Regel in dem Schubkasten des Schreibtisches seines Herrn, welchen er sich mit den Pfoten selbst aufzog, und auf dessen Papieren ruhte, ausgegangen sein sollten." Ob Holtei

aus diesem Berichte Hitzig's wol die Idee zu seinem „Katzendichter" geschöpft hat? Jedenfalls hatte Hoffmann, wie schon seine Gesichtszüge zeigen, eine gewisse Wahlverwandtschaft mit den Katzen. „Der dritte Band sollte Kreisler bis zu der Periode führen, wo ihn die erfahrenen Täuschungen wahnsinnig gemacht, und unmittelbar an diesen Band sich die ‚Lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers' anschließen (zu denen Hitzig aus dem Nachlaß ein Croquis mittheilt; II, S. 115.) Auf den „Kater Murr" legte Hoffmann fast unter allen seinen Werken den höchsten Werth, und in dem letzten Theile desselben glaubte er zu leisten, was er früher noch nicht vermocht.

Zu seinem Geburtstag in diesem Jahre hatte ihm Koreff ein Heft mit echten Callot'schen Blättern geschenkt. Diese gaben ihm die Idee zu der ‚Prinzessin Brambilla', die 1821 erschien, und zu der er mehrere jener Blätter mit Gegenständen, die in den Gang der Handlung eingreifen, abbilden ließ. Hitzig verhehlte ihm nicht, daß er ihn hier auf einem schon oft, aber noch nie so entschieden betretenen Abwege zu erblicken glaube, nämlich dem des Nebelns und Schwebelns mit leeren Schatten, auf einem Schauplatz ohne Boden und ohne Hintergrund, und empfahl ihm, Walter Scott zu lesen. Hoffmann las zuerst den „Astrologen" und war begeistert; aber, schrieb er an Hitzig, „fern von mir liegt dieser Geist, und ich würde sehr übel thun, eine Ruhe erkünsteln zu wollen, die mir, wenigstens zur Zeit noch, durchaus gar nicht gegeben ist. Was ich jetzt bin und sein kann, wird pro primo der ‚Kater', dann aber, will's Gott, auf andere Weise noch der ‚Jacobus Schnellpfeffer', der vielleicht erst 1822 erscheinen dürfte, zeigen." Ueber letzteren, der nicht erschienen ist, vgl. Hitzig, III, S. 15 f.

Die letzte größere Arbeit, die er vollendete, ist „Meister Floh". Er war auf den Einfall gekommen, erzählt Dorow („Denkschriften und Briefe", III, S. 20), diesem Märchen eine Episode mit den Untersuchungsverhandlungen gegen einen wegen polizeilichen Verdachts gefänglich eingezogenen Knarapanti einzuverleiben. Hoffmann hatte dazu einige ihm der Satire werth scheinende Erfahrungen aus seinem Wirkungskreise als Criminalrichter und Beisitzer einer Untersuchungs-Commission benutzt, was den leitenden Obern derselben um so pflichtwidriger erscheinen

mußte, als er seinen Freunden und im Weinhause davon erzählt hatte. Das schon bei Wilmans in Frankfurt a. M. zum Druck bereit liegende Manuscript ward nach Berlin zurückgeholt, und es sollte ein strenges disciplinarisches Verfahren gegen Hoffmann eröffnet werden. Doch wurde die Untersuchung wegen Hoffmann's Todeskrankheit aufgeschoben.

Zum Theil aus seinem Nachlaß erschienen nach seinem Tode noch mehrere Novellen, zunächst „Die Doppelgänger". Er hatte mit Chamisso und Contessa ein ähnliches Buch verabredet, wie es von Wilhelm Neumann in Gemeinschaft mit Bernhardi, Fouqué und Varnhagen von Ense unter dem Titel „Die Versuche und Hindernisse Karl's", Berlin 1808, herausgegeben worden war. Aber die Sache zerschlug sich bald nach ihrem Beginn, und so machte Contessa Gebrauch von dem von ihm Ausgearbeiteten in seinem „Bild der Mutter" und Hoffmann von dem Seinigen in den „Doppelgängern", weshalb man in beiden Erzählungen auf die nämlichen Figuren, den Maler Georg Haberland, den Wirth u. s. w. stößt. — „Die Irrungen" und „Die Geheimnisse" verdanken ihre Entstehung den ersten Nachrichten von der Abschüttelung des Joches der Griechen.

Ueber die „Datura fastuosa" schreibt Hoffmann an den berühmten Naturforscher Professor Lichtenstein in Berlin den 13. Januar 1818: „Chamisso hat mir als Vermächtniß die Idee einer Erzählung hinterlassen, die ich auszuarbeiten eben im Begriff stehe. Ein Professor der Botanik stirbt und hinterläßt nicht allein eine sehr reiche Pflanzensammlung, sondern er hat auch in einem kleinen, besonders angelegten Treibhause ganz seltene fremde Pflanzen und Blumen gezogen. Unter diesen befindet sich ein Exemplar, von dem es ganz unerhört ist, daß es in diesem Himmelsstrich selbst in einem Treibhause gedieh. Die Wittwe (eine ganz alte Frau) veräußert nichts davon, da sie selbst mit der Wartung der Pflanzen bekannt ist und daran Freude hat. Sie verwehrt selbst dem Amanuensis des seligen Herrn, einem blutjungen enthusiastischen Botaniker, dessen ganzes Herz an jener seltenen Pflanze im Treibhause hängt, den Zutritt, bis er sich entschließt, sie, die Alte, zu heirathen. — Ich bin nicht Botaniker, muß also irgend ein botanisches Werk tüchtig lesen und

mich imprägniren. Könnten Sie mir auch wol eine fremde Pflanze nennen, die Chamisso etwa gemeint haben dürfte?" —

„Meister Wacht", auf dem Sterbelager bei gänzlich gelähmten Händen dictirt, enthält Erfahrungen und Schilderungen von Charakteren aus Bamberg und die unvollendete „Der Feind" dergleichen aus Nürnberg. „Des Vetters Eckfenster" endlich, in welchem der Vetter natürlich Hoffmann selbst ist, beweist, wie scharf Hoffmann auch noch in seiner Krankheit zu beobachten fähig war, eine Eigenschaft, die ihn ja eben zu einem der eigenthümlichsten deutschen Schriftsteller gemacht hat.

Diese Krankheit hatte er sich durch die Ueberreizung seines Gehirns durch Wein, Nachtwachen, angestrengteste amtliche und literarische Thätigkeit zugezogen. Sie bestand in einer Lähmung der Extremitären, die, stufenweise vorschreitend, zuletzt den ganzen Körper ergriff. Seinen letzten Geburtstag, den 24. Januar 1822, feierte er noch fröhlich, aber schon im Lehnstuhl und — fades Getränke! — bei Selterswasser mit seinen Freunden, unter denen auch Hippel war. Als Hitzig das Schiller'sche Wort hinwarf: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht", fuhr ihm Hoffmann mit Heftigkeit entgegen: „Nein, nein, leben, nur leben, — unter welcher Bedingung es auch sein möge!" Und unter den furchtbarsten Schmerzen lebte er doch gern und in seiner Weise auch heiter noch fünf Monate lang. Etwa vier Wochen vor seinem Tode wurde der entsetzliche Versuch gemacht, durch das Brennen mit glühendem Eisen an beiden Seiten des Rückgrats herunter die Lebenskraft wieder zu erwecken. Als Hitzig eine halbe Stunde später eintrat, rief ihm Hoffmann entgegen: „Riechen Sie nicht den Braten?" Am 24. Juni war er schon bis zum Halse erstarrt und fühlte deshalb keinen Schmerz mehr, was er für ein Zeichen der Genesung hielt. „Nun werde ich wol bald durch sein," rief er dem eintretenden Arzte entgegen. „Ja wol," erwiderte dieser, schmerzlich lächelnd, „nun werden Sie bald durch sein." —

Den folgenden Tag hatte er ausgelitten.

Alphabetisches Register

von

E. T. A. Hoffmann's Werken.

Abenteuer, Die, der Sylvesternacht VI, 145.
Allotria XV, 451.
Artushof, Der I, 163.
Aus dem Leben dreier Freunde. Ein Fragment I, 117.
Automaten, Die II, 85.

Beethoven's Instrumental-Musik V, 38.
Berganza, Neueste Schicksale des Hundes V, 84.
Bergwerke, Die, zu Falun I, 194.
Brambilla, Prinzessin XIII, 119.
Brautwahl, Die III, 25.
Brief des Barons Wallborn an Kreisler VI, 180.
Brief Kreisler's an den Baron Wallborn VI, 185.
Brief des Kapellmeisters Johannes Kreisler an *** XV, 459.

Callot, Jacques V, 3.

Datura fastuosa XV, 211.
Denner, Ignaz VII, 42.
Dichter, Der, und der Componist I, 84.
Doge und Dogaresse II, 117.
Don Juan. Eine fabelhafte Begebenheit V, 69.
Doppelgänger, Die XIV, 161.

Eckfenster, Des Vetters XV, 483.
Effect, Ueber den sogenannten, in der Musik VI, 214.
Einsiedler Serapion, Der I, 15.
Elementargeist, Der XV, 159.

Elixiere, Die, des Teufels IX. X.
Enthusiasten, Von einem reisenden V, 69.
" " " VI, 177.
Erscheinungen IV, 130.
" VI, 156.

Feind, Der. Fragment XV, 399.
Fermate, Die I, 61.
Floh, Meister XIV, 3.
Folgen, Die, eines Sauschwanzes XV, 453.
Formica, Signor IV, 16.
Fragment, Ein, aus dem Leben dreier Freunde I, 117.
Fräulein von Scudery III, 161.
Fremde Kind, Das II, 255.

Gast, Der unheimliche III, 105.
Gedanken über den hohen Werth der Musik V, 31.
Gedanken, Höchst zerstreute V, 47.
Geheimnisse, Die XV, 99.
Geliebte, Die VI, 145.
Gelübde, Das VIII, 127.
Genesung, Die. Fragment XV, 517.
Geschichte, Die, vom verlorenen Spiegelbilde VI, 160.
Gesellschaft, Die, im Keller VI, 151.
Gluck, Ritter V, 5.
Goldene Topf, Der VI, 51.

Haimatochare XV, 379.
Haus, Das öde VIII, 5.
Höchst zerstreute Gedanken V, 47.
Herz, Das steinerne VIII, 160.
Hund Berganza V, 84.

Jesuiterkirche, Die, in G. VII, 102.
Ignaz Denner VII, 42.
Irrungen, Die XV, 49.

Kampf, Der, der Sänger II, 23.
Kater Murr XI. XII.
Kind, Das fremde II, 255.
Klein-Zaches, genannt Zinnober XIII, 3.
Königsbraut, Die IV, 228.

Kreisleriana V, 17.
" VI, 178.
Kreisler's, Johannes, Brief an den Baron Wallborn VI, 185.
" " musikalisch-poetischer Club VI, 189.
" " Lehrbrief VI, 223.
" " fragmentarische Biographie, s. Kater Murr.
" " des Kapellmeisters, Brief an *** XV, 459.
" " des Kapellmeisters, musikalische Leiden V, 20.
Krespel, Rath I, 30.

Lebens-Ansichten des Katers Murr XI. XII.
Leiden, Seltsame, eines Theaterdirectors XIV, 221.

Magnetiseur, Der VI, 5.
Majorat, Das VIII, 41.
Marquise, Die, de la Pivardière XV, 333.
Maschinist, Der vollkommene V, 58.
Medardus, Bruder s. Elixiere.
Meister Floh XIV, 3.
Meister Johannes Wacht XV, 275.
Meister Martin, der Küfner, und seine Gesellen II, 188.
Moderne Welt, — moderne Leute. Bruchstück XV, 455.
Murr, Kater XI. XII.
Musik, Gedanken über ihren hohen Werth V, 31.
Musikfeind, Der VI, 204.

Nachricht von einem gebildeten jungen Mann VI, 194.
Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza V, 84.
Nachtstücke in Callot's Manier VII. VIII.
Nußknacker und Mausekönig I, 225.

Oede Haus, Das VIII, 5.
Ombra adorata V, 27.

Phantasiestücke in Callot's Manier V. VI.
Pivardière, Die Marquise de la XV, 333.
Postscript des reisenden Enthusiasten VI, 177.
Prinzessin Brambilla XIII, 119.

Rath Krespel I, 30.
Räuber, Die XV, 1.
Ritter Gluck V, 5.

Sacchini, Ueber einen Ausspruch desselben VI, 214.
Sanctus, Das VII, 133.
Sandmann, Der VII, 3.
Schicksale, Neueste, eines abenteuerlichen Mannes XV, 473.
" " des Hundes Berganza V, 84.
Schreiben eines Klostergeistlichen an seinen Freund in der Hauptstadt XV, 467.
Scudery, Das Fräulein von III, 161.
Serapion, Der Einsiedler I, 15.
Serapions-Brüder, Die I—IV.
Signor Formica IV, 16.
Spiegelbild, Vom verlorenen VI, 160.
Spielerglück III, 236.
Stechapfel, Der schöne XV, 211.
Steinerne Herz, Das VIII, 160.
Sylvester-Nacht, Abenteuer der VI, 145.

Teufels, Des, Elixiere IX. X.
Theaterdirectors, Seltsame Leiden eines XIV, 221.
Tonelli's, Abraham, Lebensgeschichte XV, 479.
Topf, Der goldene VI, 51.

Ueber einen Ausspruch Sacchini's und über den sogenannten Effect in der Musik VI, 214.
Unheimliche Gast, Der III, 105.

Vampyrismus IV, 209.
Vetters, Des, Eckfenster XV, 483.
Vision, Die, auf dem Schlachtfelde bei Dresden XV, 373.

Wacht, Meister Johannes XV, 275.
Wallborn, Des Barons, Brief an Kreisler VI, 180.

Xenien auf Bamberger Schauspieler XV, 529.

Zinnober, Klein-Zaches, genannt XIII, 3.
Zusammenhang, Der, der Dinge IV, 146.

E. T. A. Hoffmann's Leben und Werke. Von Dr. Robert Boxberger XV, 535.

G.E.STECHERT
& Co.
NEW YORK

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 077166764